



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



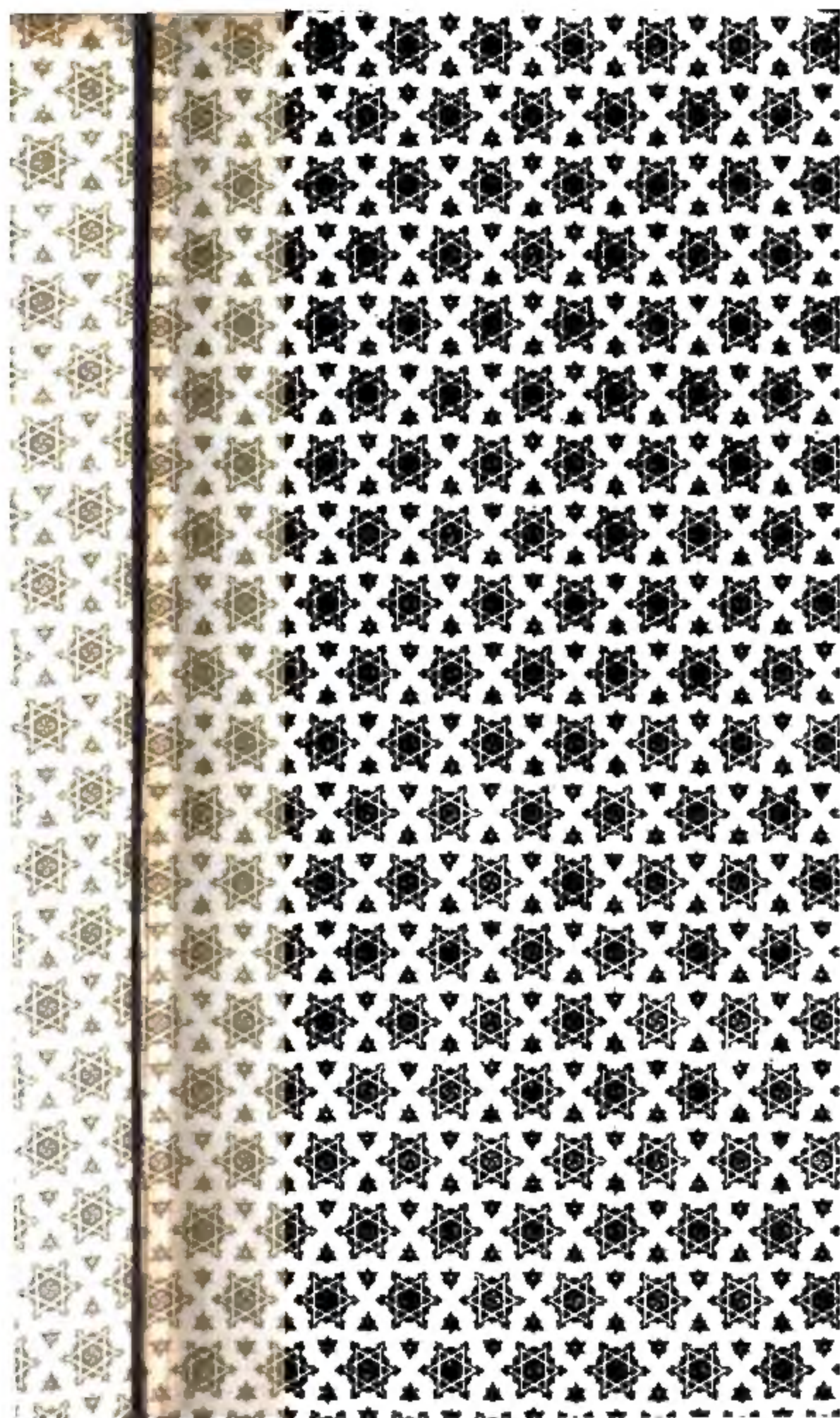


*Library of the University of Michigan*  
*Bought with the income*  
*of the*  
*Ford - Messer*  
*Bequest*



R. F. FARRIS





AS  
182  
.G5



**Göttingische**  
81066  
**gelehrte Anzeigen.**

Unter der Aufsicht

der

**Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.**

---

**1870.**

**Zweiter Band.**

---

**Göttingen.**

**Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.**

**1870.**

**Göttingen.**

**Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.**

**W. Fr. Kaestner.**

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 27.

6. Juli 1870.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel. Neunter Band. Mit zwei photographischen Abbildungen. Basel. G. Georg's Verlagsbuchhandlung 1870. 532 SS.

In dem vorliegenden Bande begrüßen wir die neueste Aeusserung der historischen Gesellschaft zu Basel, welche am 30. September 1836 gegründet, seit Herausgabe ihrer ersten Beiträge im Jahre 1839, nicht müde geworden ist, unsere historische Literatur durch eine Reihe dankenswerther Arbeiten zu bereichern. Damals trat zuerst ein schwächtiges Bändchen an's Licht, heute liegt ein stattlicher Band vor uns, dessen Inhalt zum grössten Theil aus der Zeit des 15ten und 16ten Jahrhunderts geschöpft ist, in welcher die Stadt für die ganze deutsche Geschichte von höchster Wichtigkeit war.

Die Reihe der Aufsätze wird eröffnet durch einen Vortrag des verstorbenen Andreas Hausler-Ryhiner, gehalten an der Jahresfeier der Universität Basel, gleichsam das Ver-



mächtniss eines der eifrigsten Mitglieder der Gesellschaft.

Sein Gegenstand ist höchst glücklich gewählt. Er behandelt den Andreas Ryff, einen ehrenfesten Baseler Bürger, der in seinem thätigen Leben von 1550—1605 als praktischer Gewerbsmann, wackerer Bürger im Rath und in den Waffen, wie als Liebhaber von Schule und Wissenschaft, mit klarem Blick für die Licht- und Schattenseiten seiner Umgebung, in seinem beschränkten Kreise seine grossen Verdienste hatte. Die wichtigste Epoche seines Lebens war die, als es ihm im Jahre 1594 gelang, den sog. Rappenkrieg, in welchem sich die Baselschen Unterthanen wegen Erhöhung eines Umgeldes gegen die Stadt empörten, zu einem glücklichen Ende zu leiten.

Wilhelm Vischer, der zeitige Präsident der Gesellschaft, hat den Vortrag in Druck gegeben, dessen Umarbeitung vorzunehmen dem Verfasser nicht mehr vergönnt war. Zugleich hat er auch die Herausgabe der hinzugefügten Beilagen besorgt, als deren wichtigste die hochinteressante Autobiographie des Andreas Ryff und die Briefe aus dem Rappenkriege hervorgehoben werden mögen.

War von Ryffs schriftstellerischen Arbeiten seine Beschreibung des Rappenkrieges (in Druck gegeben 1833 durch Nikolaus Müller), schon vortheilhaft bekannt, so führt uns diese seine Jugendgeschichte, denn leider bricht das Werkchen mit 1574 ab, mitten hinein in das Treiben und in den Bildungsgang eines jungen Deutschen gegen Ende des 16. Jahrhunderts, der sich dem kaufmännischen Gewerbe gewidmet hat. In dieser ihrer kulturhistorischen Bedeutung würde sie nicht unwerth sein, unter den

Bildern aus der deutschen Vergangenheit, wie sie Freytag so taktvoll ausgewählt, eine Stelle zu finden. Man wird nicht ohne Interesse die Bemerkungen des Kaufmannes von damals über die Arten der Buchführung, die Kunstgriffe seines Handels, über den Messverkehr aufnehmen. Auch dem Sprachforscher dürfte sich in diesen Aufzeichnungen einiges Material darbieten. Zu diesem Punkt will ich noch bemerken, dass das Wort »roth« für Rath, in welchem in den Ryffischen Briefen statt des schriftdeutschen (langen) a fast immer das mundartliche o auftritt, gleichfalls durchgängig in dieser Gestalt in der Chronik des Fridolin Ryff (1514—1542) erscheint, der ein Verwandter des Andreas war.

In dem zweiten Stück der Sammlung führt uns Andreas Hausler-Sarasin die Theilnahme Basels an dem niederländischen Krieg von 1488 nach der lebensvollen Correspondenz des Peter Offenburg vor. Dieser befehligte die 150 Mann Söldnertruppen in jenem merkwürdigen Feldzuge, der unternommen wurde, um Maximilian, den Sohn des Kaisers, aus der Gefangenschaft von Brügge zu befreien, den Baseln aber die erwünschte Gelegenheit gab, dem Kaiser ein Privileg abzubetteln, einen Freiheitsbrief, der die Rechte der Stadt gegenüber denen des Bischofs um ein Bedeutendes erweitert, und welcher »völlig an jene alten Handvesten gemahnt, die ein Kaiser oder ein Fürst einer neugegründeten Stadt gab und welche die Grundlagen des Stadtrechts geworden sind.«

Hans Frey behandelt in seiner Darstellung der Eroberung des Aargaus 1415 ein wichtiges Thema der Schweizer Geschichte, welches uns die so merkwürdige Verbindung reichsrechtlicher Formen mit modernen politischen

Ideen, man möchte sagen, eine gesetzlich hervorgerufene Annexion, vor Augen führt. Da er sich neben dem bisher bekannten und veröffentlichtem urkundlichen und chronikalischen Material auf eine genaue Durchforschung verschiedener Archive seines Vaterlandes, vorzüglich natürlich des Aargaes selbst, stützt, so ist es ihm möglich, über die ziemlich verwickelten Vorgänge, die das Schicksal des Aargaes entschieden, neues Licht zu verbreiten.

Sehr lobenswerth ist die Art, wie S. 222 und 227—232 das politische Verhalten der hauptsächlich bei dem Vorgang beteiligten Kantone unter anderem auf Gründe zurückgeführt wird, die in den geographischen und merkantilen Verhältnissen gelegen waren. Im Ganzen zeigt sich bei diesem Unternehmen auch in den Schweizer Dingen das »allgemeine Streben nach Gründung und Ausbreitung einer Territorialherrschaft,« im Gegensatz zum 14ten Jahrhundert, »wo die Eidgenossen keinen grösseren Ehrgeiz kannten, als ihren Nachbarn die gleiche Freiheit und Unabhängigkeit zu geben.« In die parassauen S. 226 Anm. 2 ist ohne Zweifel ein Versehn für in die parasceve.

In G a g e n b a c h s durch Beigabe der Aktenstücke werthvollem Beitrag über »Luther und den Koran vor dem Rathe zu Basel« wird uns ein interessantes Stück aus dem Gedankenkreise gezeigt, in welchem die Reformationszeit sich bewegt. Der Buchdrucker Oporin zu Basel unternahm es 1542 eine von Bibliander veranstaltete Uebersetzung des Korans gegen ein früheres Verbot des Rathes zu veröffentlichen. Sofort noch während der Dauer des Druckes kam es darüber zu lebhaften Bewegungen in der theologischen Welt. Das noch unfertige Buch



wurde mit Beschlag belegt, auf den Kanzeln für und wider die Sache gepredigt, ja die Furcht vor politischen Verwicklungen erregt.

Unter den massgebenden Stimmen, welche berufen wurden, ihr Gutachten abzugeben, interessirt uns vor allem diejenige Martin Luthers. Seiner Fürsprache ist es wohl hauptsächlich zu danken, dass die Erlaubniss zum Druck gegeben wurde, wenn schon seine Gründe eigenthümlicher Art sind. Sie gipfeln in folgenden Sätzen: »Wenn die heiligen veter der ketzer bucher nicht hatten offentlich zu lesen bekommen, wie wolten sie yhrer heymlichen giff, ynn den winkeln gepredigt, begegnet haben und die kirchen da fur gewarnet und geschutzt haben. Man mus den schaden und wunden offenen, sol mans heilen. Mit zu decken wirds erger und endlich verzweivelt unmuglich.« Uebrigens war dies merkwürdige im Baseler Staatsarchiv vorhandene Schreiben den bisherigen Sammlungen Lutherscher Briefe entgangen.

Als besonders bemerkenswerth wäre noch hervorzuheben, wie Bonifacius Amerbach mit juristischer Spitzfindigkeit in seinem Gutachten dem Vergleiche auszuweichen sucht, den die Freunde des Korans zwischen der schwebenden Angelegenheit und jener berühmteren zu ziehen suchten, welche die Verbrennung der Bücher der Juden und Reuchlin's Gutachten darüber betraf. Reuchlin sprach sich doch positiv günstiger aus, als Amerbach anzunehmen scheint. (S. Forschungen z. Deutschen Geschichte X. S. 211).

Mehr als ein Drittel des ganzen Bandes nimmt Rippenbachs Beitrag ein, welcher betitelt ist: »Der Kirchengesang in Basel seit der Reformation. Mit neuen Auf-

schlüssen über die Anfänge des französischen Psalmengesangs.« Aber es würde unmöglich sein, in den Rahmen einer Anzeige zusammenzudrängen, was an reichem bibliographischen Material, biographischen Notizen über wenig beachtete Persönlichkeiten (ich nenne nur beispielshalber Clément Marot, Claude Goudimel, Lobwasser), kulturhistorischen Ausblicken in dieser Arbeit sich vorfindet. Für Vieles hatte Wackernagel schon vorgearbeitet, anderes ruht auf eigenen Forschungen, denen sich namentlich die *Régistres des Conseils de Genève* darboten.

Für die Geschichte der Musik werden des Verf. genaue Untersuchungen über die Entstehung und den Zusammenhang der Melodien nicht ohne Werth sein. Für die allgemeine Geschichte wird das Kirchenlied, jene edle Frucht des Protestantismus, immer ein würdiger Gegenstand der Betrachtung sein. Man wird Farel's und Calvin's Worte begreifen: »Der Papst habe die Kirche eines grossen Trostes beraubt durch die Einrichtung, dass nur die Priester unverstandene Psalmen murmeln; und man wird ebenso Florimond's Ueberlieferung natürlich finden, dass, wer Psalmen sang, ein Luthérien hiess.

Erfahren wir, wie die französischen Psalmen nicht nur in den Kirchen, sondern aller Orten, in Häusern und Werkstätten, und auf dem Felde bei der Arbeit zu hören waren, wie die Bekenner des neuen Glaubens mit ihnen in den Kampf zogen, dem Schaffot entgegen gingen, ja oft genug noch »aus den Flammen den Preis Gottes sangen«, wie diese Lieder nach französischen Melodien in allen Sprachen des Continents wiederklingen, ja auf den Colonien der Holländer sogar malayisch und tamulisch ge-

sungen werden, so dass sich auf diese Weise »eine grossartige Gemeinschaft der Tonsprache« herstellt: wir sehen, von den begeisterten, ersten Strophen eines Beza bis zu Gelberts und seiner Nachahmer doctrinären Auseinandersetzungen in Reimen, immer entspricht diese einzelne, so geringe Erscheinung des Lebens dem allgemeinen geschichtlichen Boden, in dem sie wurzelt.

Der Verf. weiss die etwas ermüdende Kette bibliographischer Bemerkungen durch eine ansprechende Erzählung hie und da zu unterbrechen, wie denn Niemand ohne Interesse von jenem im Stillen hugenottisch gesinnten Soldaten lesen wird, der den in Montauban 1621 Belagerten dadurch ein Zeichen vom Abzug des Feindes zu geben wusste, dass er auf einer Flöte die Melodie von Psalm 68 spielte, dessen Text lautete: »Que Dieu se monstre seulement, Et on verra soudainement Abandonner la place etc. —

Eine Bemerkung will ich mir über Beilage 3 gestatten, ein Fragment aus der Chronik des Baseler Karthäusers Georg. R. druckt: In festo S. Laurentii coeperunt Lutherani reclamante et fortiter prohibente Senatu Psalmos rythmicos in lingua vernacula . . . . . decantari, und folgt dabei der Lesart von A. Dagegen findet sich in B statt reclamante das Wort vehementer und hinter fortiter und senatu ein Komma, so dass vehementer et fortiter zu coeperunt zu ziehn ist. Dies scheint mir der sonstigen Schreibweise des Chronisten ganz gemäss zu sein und ich würde dieser Lesung den Vorzug geben.

Den Band schliessen Miscellen zur Basler Buchdruckergeschichte von Fechter, welcher über dieses Thema, und speciell



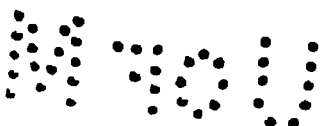
den Johannes Froben schon früher Einiges veröffentlicht hat, welches er nunmehr noch zu ergänzen im Stande war.

Die beiden künstlerischen Zugaben, welche den Band zieren, Muster der Photographie, verdienen, dass man sie nicht mit Stillschweigen übergeht. Die eine ist das ansprechende Portrait des Andreas Ryff nach einem lebensgrosser in Oel gemalten Brustbild. Die andere führt uns das Glasgemälde vor Augen, auf welchem das Zusammentreffen Ryffs und Siegrist's auf der Wildensteiner Weide, der kritische Moment des Rappenkrieges, dargestellt ist.

Am Ende des vorigen Jahres hatte die historische Gesellschaft und mit ihr die ganze gelehrte Welt den Verlust Wilhelm Wackernagel's zu beklagen, welcher als Ehrenmitglied der Gesellschaft, die er hatte gründen helfen, seine regste Theilnahme geschenkt hat. Hat indess der Gedanke stets etwas Tröstliches, dass Ideen und Institute, sofern sie wirklich lebenskräftig und natürlich erwachsen sind, die einzelne Persönlichkeit überdauern, so sehr diese auch sie zu vertreten befähigt und berufen war, so wird man auch in diesem Fall neben der Freude über ihre bisherigen Leistungen sich der sicheren Zuversicht hingeben dürfen, dass die Gesellschaft auch ferner der Erforschung vaterländischer Geschichte eine gleiche Thätigkeit widmen werde, durch welche der uns benachbarte Freistaat, von den grösseren Städten bis zu den kleinen Gemeinden herab, sich überhaupt in so hervorragendem Masse auszeichnet.

Karlsruhe.

Alfred Stern.



Das Leben Jesu. Von Ernest Renan, Mitglied des Instituts von Frankreich. Supplement, neue Vorreden des Verfassers und einen Anhang über das vierte Evangelium enthaltend. Autorisirte Deutsche Ausgabe. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1870. — XXXVI und 59 S. in 8.

Man kann aus diesem kleinen Bande von Nachträgen zu der Deutschen Uebersetzung des bekannten Renan'schen Buches am kürzesten übersehen wiefern der Verfasser sein Werk bis heute verändert und wie er meint verbessert hat. Sein Werk selbst ist in diesen G. A. 1863 S. 1201 ff. einer so ausführlichen und bestimmten Beurtheilung unterworfen, dass wir auf es hier nicht zurückzukommen nöthig haben; inderthat ist auch weder von dem Verf. selbst noch von irgend jemand sonst gegen jene Beurtheilung ein Einwand erhoben. Aber auch an vielen anderen Stellen der G. A. hat der Unterz. von den Vorzügen und Mängeln dieses Pariser Schriftstellers so viel geredet dass wir jetzt nicht aufs neue davon zu reden haben. Wir heben bei diesem Ergänzungsbändchen vielmehr nur etwas einzelnes hervor was nach dem heutigen Stande der Wissenschaft noch eine höhere Wichtigkeit hat und dazu in der Aufschrift dieses Bändchens auch selbst bestimmt genug hervorgehoben ist.

Für die genaueren Sachkenner konnte es nicht auffallend sein dass der Verf. in seinem Werke bei aller sonstigen übergrossen Freiheit die er sich nahm doch hinsichtlich des vierten Evangeliums, dieser Schrift ohne welche nach ihrem geschichtlichem Werthe richtig zu kennen man überhaupt keine Geschichte von Christus' Leben sicher entwerfen kann, eine gewisse

Zurückhaltung und Vorsicht beobachtete, sie im wesentlichen für ein Werk des Apostels Johannes wirklich hielt, und sie als eine im reinen Erzählen zuverlässige Quelle für diese Geschichte benutzte. Er folgte darin, wie er nachträglich hier sagt, dem Unterz.; und dies war schon dadurch leicht erklärlich dass ein des Morgenlandes kundiger Mann in allen Biblischen Dingen überhaupt doch wohl sicherer gehen kann als die Anhänger der Baurischen Schule welche sich um eine wissenschaftliche Erkenntniss des Morgenlandes und der Bibel nie eine ernstere Mühe gegeben haben. Allein bei diesen Männern gerieth er dadurch in den Verdacht als ob es ihm doch mit der Freiheit nicht ganz ernst sei, und als ob er in dieser wichtigsten Frage nicht zu den vordersten sondern zu den zurückgebliebenen Geistern unserer Zeit gehöre. Die jetzt eingegangene Strassburger *Revue de théologie* machte daraus ein gewaltiges Geschrei; und so manche Strassburger Gelehrte neuester Farbe dienen für die Pariser leider nicht zu den Vermittlern des Bessern was in Deutschland emporringt, sondern des Verkehrten welches irgend einem der vielen und schweren Irrthümer der neuesten Zeit schmeichelt. Wäre nun Renan ein wahrhaft wissenschaftlicher Mann, der unter anderm auch die Deutsche Erkenntniss und Behandlung der Biblischen und der Christlichen Dinge sich viel tiefer und sicherer angeeignet hätte als dies bis jetzt bei ihm der Fall ist, so würde er auch in dieser grundlosen Verdächtigung nur eins der vielen deutlichen Zeichen der Oberflächlichkeit jener Schule gefunden haben. Allein dazu fehlte es ihm an Fähigkeit und an Ruhe: so versucht er denn hier sich von den Vorwürfen welche ihm von jener

Seite her gemacht waren dadurch zu reinigen dass er, soviel es ihm möglich schien, zu jener Seite selbst übergeht. Es ist dies die in unseren Zeiten in Paris und leider immer mehr auch in gewissen Gegenden und Lagen des Deutschen Volkes beliebt gewordenen Sucht bei der ersten sich scheinbar aufwerfenden Schwierigkeit diese nicht geradezu zu bekämpfen, sondern wie rathlos vor ihr stehen zu bleiben, dann sich auch dem möglichst anzubequemen was man eigentlich nicht will was aber gerade jetzt zu gewaltig dazustehen scheint, und so zu mittlern Stellungen zu kommen welche für den Augenblick sicher zu sein scheinen inderthat aber nur vollkommen unsicher und unhaltbar sind. Man verschwendet dann wohl um sich auf einer solchen schiefen Stellung zu erhalten, ungemein viele zierliche oder unzierliche und scheinbar gute und klare oder ganz unklare und untreffende Worte: allein vor jeder genaueren Untersuchung müssen diese verschwinden, und das Unglück ist nur dass inzwischen so mancher sich schon zu schwer in die reine Verkehrtheit verrannt hat um sich leicht wieder von ihr loswinden zu können. Betrachten wir dies einmal bei dieser in so vieler Hinsicht wichtigen Angelegenheit etwas näher!

Der Verf. verwendet den bei weitem längsten Theil seiner Abhandlung über diesen Gegenstand S. 4—54 allein darauf das ganze Evangelium sich von jener Frage über den Apostel als Verfasser des Evangeliums aus gleichsam näher anzusehen und vor den Augen seiner Leser zu zeigen was er für sie günstiges oder ungünstiges in ihm finde. Er verweilt hier bei jedem grössern oder kleinern Stücke des Evangeliums, ja bei jedem Verse und jedem Worte welches

ihm für jene Frage bedeutsam scheint. Dies Verfahren ist nicht das beste. Denn von der einen Seite erwartet man dass wer das Evangelium so wie der Verf. als eine äusserst wichtige ja in vieler Hinsicht einzige Quelle für das Leben Christus' angewandt hat, diese gesammte Untersuchung schon dort vollendet und so weit es nützlich ist ihre Ergebnisse sowohl im Ganzen als im Einzelnen klar dargelegt habe. Von der andern Seite bleibt bei diesem Verfahren dennoch vieles zu abgerissen zu wenig erschöpft und zu ungenügend erläutert; nur eine ganz vollständige Erläuterung des Buches würde für einen solchen Zweck hinreichen. Allein wir wollen das übersehen und was der Verf. hier giebt einfach als einen unkünstlerischen Nachtrag zu seinem Werke betrachten. Da ist nun nichts wichtiger als dass der Verf. je näher er einzelne Stellen und Worte des Evangeliums der Reihe nach von seinem Anfange an bis zu seinem bekanntlich doppelten letzten Ende vor den Augen der mitforschenden Leser betrachtet, er desto mehr sich zu der offenen Anerkennung hingedrängt fühlt, dass das Buch weit entfernt den späteren Evangelien aus dem zweiten Jahrh. nach Chr. zu gleichen, vielmehr eine Fülle der genauesten geschichtlichen Erinnerungen in sich schliesse, dass es spätestens um das J. 100 nach Chr. geschrieben sein müsse, und dass es in einem beträchtlichen Theile seines Inhaltes deutlich auf keinen andern als auf den Apostel Johannes zurückgehe. Ja er giebt S. 55 an der Spitze der Ergebnisse welche er so ganz unzweifelhaft gewonnen zu haben meint, soviel zu dass »die Erzählung der äussern Umstände im Leben Jesu wie sie das vierte Evangelium enthält, an Wahrscheinlichkeit die Erzählung der

Synoptiker übertrifft«, um die eignen Ausdrücke des Verf. über eine richtige Erscheinung hierher zu setzen die wir freilich anders ausdrücken würden. Mit diesen und anderen Erkenntnissen entfernt sich der Verf. weit genug von der Baur'schen Schule; ja er beweist an vielen Stellen, dass es eine vollkommene Unmöglichkeit sei mit dieser Schule anzunehmen das Evangelium sei erst um die Mitte des zweiten Jahrh. nach Chr. von irgend einem nur seine gnostischen Anschauungen in ihm niederlegenden Manne geschrieben und habe deshalb keinen geschichtlichen Werth. Er ist sich also in dieser grossen Hauptsache gleich geblieben, und weigert sich insofern von alle dem etwas zurückzunehmen was er früher für richtig gehalten habe. Und da die sogenannte Johanneische Frage gerade von jener Schule zu einer solchen gemacht ist an deren Gewicht sie immer mehr alles gehängt hat, so sollte man denken er hätte gerade hier desto leichter sich zugleich von der allgemeinen Grundlosigkeit des Verfahrens derselben überzeugen können.

Allein er bildet sich dennoch nach S. 57 ein die Leute jener Schule seien »Kritiker vom ersten Range«: und dieser Nebel der vor seinen Augen sich nicht zertheilen will, bestimmt sein neues Verfahren. Denn nun meint er weiter, jene »Kritiker vom ersten Range« hätten »nicht ohne gewichtige Gründe die Aechtheit des vierten Evangeliums verworfen.« Zwar hat er nun in seiner eignen zuvor gegebenen langen Auseinandersetzung genug viele dieser »gewichtigen Gründe« schon selbst ins Wanken gebracht: allein es ist als ob er das hier zum Schlusse völlig vergässe. In aller Eile (denn dass er hier eilen wolle sagt er S. 57 selbst)

zählt er aber doch noch fünf dieser »gewichtigen Gründe« auf, die ihm um an der Abkunft des Buches vom Apostel zu zweifeln und sie zu läugnen hinreichend scheinen. Wir wollen diese hier etwas näher betrachten, da sie nun dem Verf. plötzlich so ungemein hinderlich geworden sind.

Er meint dies Evangelium werde »in der ältesten christlichen Literatur zu wenig angeführt.« Allein bekanntlich schrieben die Christen damals noch keine lange Werke, und diese sind uns heute theils nur in sehr geringer Zahl theils nur bruchstückweise erhalten: indessen treten sie infolge unsrer neuesten Entdeckungen und sonstigen Bemühungen allmählig wieder vollständiger und deutlicher erkenntlich in unsre Augen; und schon was wir von ihnen heute wieder schon in Händen zu haben meinen können, reicht hin um einzusehen dass dies Evangelium seit dem Ende des ersten und dem Anfange des zweiten Jahrhunderts nach Chr. in der Christenheit bekannt genug war. Dass es nicht vor dieser Zeit von Ephesus verbreitet wurde, hat die Wissenschaft heute zuverlässig genug gezeigt: und da der Verf. selbst meint es könne nicht um 150 sondern müsse schon um 100 n. Ch. geschrieben sein, so verwickelt er sich mit dieser nur jener Schule nachgesprochenen Meinung in einen unlöslichen Selbstwiderspruch. Denn höchstens könnte man sagen dies Evangelium sei Anfangs deswegen weniger gebraucht weil man gewusst habe es sei nicht vom Apostel, oder doch daran gezweifelt habe. Allein dass man im zweiten Jahrhunderte jemals auch nur einen solchen Zweifel ernstlich gehegt habe, ist durch nichts zu beweisen, da vielmehr alle Spuren auf das Gegentheil führen.



»Nichts gleicht weniger als dieses Evangelium dem was man von dem alten Fischer des Sees von Genezareth erwarten sollte.« Also nicht bloss die anderen Zwölfe sondern auch dieser jüngste und (wie er auch nach Renan in diesem Evangelium andeutungsweise geschildert wird) zarteste Aller blieb in seinem ganzen langen Leben ein Tropf! So gerecht weiss unser Verf. über ihn zu urtheilen! Er tritt damit allerdings sehr folgsam in die Fusstapfen jener heutigen gelehrten Schule: da er aber (wie wir sogleich sehen werden) diesen selben Johannes die Apokalypse schreiben lässt, so widerspricht er hier wieder nur sich selbst: die Apokalypse ist weit gelehrter und weit kunstvoller als das Evangelium sowohl angelegt als ausgeführt, und spricht dazu ebenso wie dieses vom Logos. Aus solchen Urtheilen ersieht man nur von welchen Vorurtheilen neuester Ausgeburts gewisse Leute leicht hinreissen lassen, und wie sie dann diese sogar noch zu verbreiten beflissen sind.

»Das Griechische in dem das Evangelium geschrieben, ist keineswegs das palästinische Griechische das wir aus den Büchern des Neuen Testaments kennen.« Was soll das heissen? Kaum hat man sich dabei etwas klares und wirklich geschichtliches gedacht. Eine besondere Griechische Mundart die unter den Palästinischen Judäern als Landessprache sich ausgebildet hätte, gab es nicht: nur die Hellenisten hatten eine mehr oder weniger Semitisch gefärbte Sprache. Eben deshalb ist das Griechische welches dennoch die in Palästina aufgewachsenen gebornen Judäer später im Drange der Zeit als Christen schrieben, nach den einzelnen Menschen und Zeiten höchst verschieden. Das Griechische des Markus ist sehr verschieden von dem des

Matthäus, das beider von dem in Jakobos' und in Petrus' erstem Sendschreiben, das aller dieser von dem des Johannes der Apokalypse. Wenn das Griechische in des Apostels Johannes Sendschreiben und Evangelium wieder anders ist, was beweist dies gegen ihn? Ist es etwas mehr dem Griechischen Sprachgeiste angepasst als das des Markus, so ist es dafür auch aus weit späterer Zeit: und doch trägt es noch genug Hebräischer Farbe an sich, durch und durch aber ist es seiner ganzen Haltung nach so eigenthümlich dass man schon daraus richtig schliessen kann kein gewöhnlicher Mann habe ihm sein Gepräge gegeben. — Führt der Verf. aber hier noch fort: »Die Ideen namentlich gehören einem durchaus verschiedenen Range an, wir stehen hier ganz in Philonischer fast Gnostischer Metaphysik«: so kehrt hier wiederum nur das Scheuchbild jenes bemitleidenswerthen Tropfes zurück, und wir müssten uns noch weit mehr wundern dass sogar im zweiten und dritten Jahrhunderte Schuster (wie Theodotus aus Byzanz, Epiphaniaer. p. 462 f.) und ähnliche Männer als wirkliche Gnostiker berühmte Schriftsteller wurden.

»Die Reden Jesu, wie sie dieser vorgebliche Zeuge, dieser vertraute Jünger wiedergiebt, sind falsch, oft fade, unmöglich.« Gesetzt aber sie wären wirklich so, so würde daraus allein noch nicht zu schliessen sein sie seien nicht von dem Apostel niedergeschrieben, sobald hinreichend bestimmte Zeugnisse dies melden; und solche liegen hier vor. Allein wir möchten unsre Leser beinahe um Verzeihung bitten dass wir eine solche mehr als ungerechte Bezeichnung dieser Reden hier nach der Brockhausischen Uebersetzung des Renan'schen Werkes niederschreiben. Man ersieht daraus inderthat nur

dass Renan sie nicht richtig zu verstehen und zu würdigen weiss. Allerdings kann man meinen der Apostel habe, als er in späten Zeiten die Reden seines Herrn in grösseren Zusammenhängen aufs neue sich ganz wieder zu verlebendigen suchte, dieses nicht ohne eine gewisse Freiheit auszuführen vermocht: allein eine solche Freiheit nahmen sich bekanntlich leicht alle Schriftsteller des Alterthumes. Auch versteht sich leicht wie diese Freiheit sich bei Johannes' gerade seiner späteren Zeit wegen schon viel stärker regte als früher bei Matthäus in seiner Spruchsammlung. Allein wer diese ältere Spruchsammlung hinreichend versteht, der begreift dass die Christusreden im vierten Evangelium ihrem tiefsten Geiste nach gar nicht so grundverschieden von denen in jener sind als man heute so oft sich einbildet. Und wie Johannes' evangelische Schrift in der Erzählung eine Art von Ergänzung der früheren gibt, ebenso kann man die Reden in ihr ihrer Fassung nach sich sehr wohl als einen zweiten und höheren Versuch denken auch nach dieser Seite hin das noch fehlende zu geben. Die Spruchsammlung hatte es ziemlich früh unternommen die einzelnen Aussprüche des Herrn wie sie in der Umgebung des Verfassers umliefen zwar in Zusammenhängen aber doch nur nach einer sehr einfachen Kunst zu sammeln: und dieses Grundwerk genügte für seine Zeit völlig. Allein dass Christus besonders in gewissen Zeiten auch in beweglicheren und erschöpfenderen Gedankenzusammenhängen geredet habe, konnte Johannes sehr gut wissen und die Reden in dieser höheren Weise wiederherzustellen suchen.

Wenn Renan endlich die Baur'sche Weisheit wiederholt der Apostel habe weil er die Apoka-

lypse schrieb das Evangelium nicht schreiben können, so ist diese hohe Weisheit zwar jetzt längst widerlegt, wir wollen aber doch auch hier kurz zeigen wie er sich in seinen eignen Worten widerlege. Denn wenn er sagt auch die Apokalypse sei das Werk »eines Johannes der sich allerdings nicht als Apostel ausbebe, aber sich in den Kirchen Asiens eine só hohe Stellung anmasse dass man kaum unterlassen könne ihn mit dem Apostel zu identificiren«; so kann man wohl sagen er merke nicht was er damit behaupte. Denn wäre dieser Johannes der Apostel, so würde er ja eben nicht bloss wie ein gewöhnlicher Bischof an die sieben Gemeinden der *Asia Proconsularis*, sondern etwa wie Jakobos an alle christlichen Gemeinden schreiben. Nur dieses würde sich für ihn als Apostel gerade bei dem allgemein bedeutsamen grossen Gegenstande der Apokalypse passen; und wollte er dabei aus gewissen Gründen die Siebenzahl wählen, so konnte er ja leicht sieben Hauptgemeinden in der ganzen damaligen Christenheit zusammenstellen. Die Apokalypse ist also auch nach diesem Grunde nicht vom Apostel, und desto sicherer sind das Evangelium und die drei Briefe von ihm. Auf diese Wahrheit kommen wir so von allen Seiten immer wieder zurück.

Nachdem unser Verf. nun aber durch solche Gründe jener »Kritiker vom ersten Range« sich von der einfachen Wahrheit die er selbst früher schon ergriffen hatte immer weiter hat abbringen lassen, ist es kein Wunder dass er zum letzten Schlusse S. 58 f. kaum noch irgendeinen Ausweg zu finden weiss und nur mit den verzweifeltsten und untreffendsten Vermuthungen endet. Was kann anderes werden wenn man

den Leuten der Baur'schen Schule in der That noch immer nicht ganz folgen will und ihnen doch folgt? Er meint nun man könne ja das *κατὰ Ἰωάννην* in der Ueberschrift só verstehen dass das Evangelium selbst nicht von Johannes geschrieben sein wollte, zeigt aber damit nur dass er alle die Ueberschriften der vier Evangelien nicht versteht: worüber heute noch weiter zu reden überflüssig ist. Er meint sogar, wie der bekannte Romantiker Clemens Brentano die »Enthüllungen« der verzückten kranken Catharina Emmerich mit seinen eignen Worten gefärbt herausgegeben habe, ebenso könnten »halbgnostische Sectirer gegen das Ende des Lebens des Apostels sich seiner Feder bemächtigt, und unter dem Vorwande ihm zu helfen seine Erinnerungen zu schreiben und ihm in seiner Correspondenz zu dienen, ihm ihre Ideen und Lieblingsausdrücke untergeschoben und sich mit seiner Autorität gedeckt haben.« Warum nicht auch? wo ist ein Ende unschöner ja wir möchten fast sagen unsinniger Vermuthungen, wenn man sich diesen einmal mit Renan und seinen grossen »Kritikern« hingeben will? und wie schlecht werden plötzlich auch die besten und unschuldigsten Dinge wenn der sie betrachtende seine Augen sich vor ihnen umnebeln und seinen eignen Geist schon vorher trüben lässt! Das ist das gepriesene Ende dieser Art von Wissenschaft und Gelehrsamkeit!

Vergeblich beruft sich der Verf. darauf Dr. Weizsäcker und der früher in Montauban angestellte Franzose Michel Nicolas hätten in neuester Zeit schon eine ähnliche Ansicht geäussert. Was diesen französischen Theologen betrifft, so zeigen alle seine dem Unterz. bekannt gewordene Schriften dass er ähnlich wie Renan und

nur nicht so geschickt wie dieser die aus neueren und neuesten Deutschen Büchern geschöpften freieren Ansichten mehr zu missbrauchen als weise anzuwenden weiss. Dr. Weizsäcker aber steht doch um eine sehr bedeutende Stufe höher als dieser: und es ist wohl mehr nur ein Zug menschlicher Güte wenn er als der unmittelbare Nachfolger auf Baur's Lehrstuhle eine Ansicht zu begründen suchte welche sich scheinbar der seines Vorgängers und einstigen Tübinger Lehrers etwas mehr nähert. Dazu kommt dass diese beiden Gelehrten doch nicht wie Renan zugleich Orientalisten sind oder auch nur sein wollen.

Was uns nämlich bei Renan ganz besonders missfällt, ist dass er obwohl er als Gelehrter zunächst Orientalist ist und man deshalb von ihm in Bezug auf alles Biblische doppelte Sorgfalt und vor allem die genaueste Sachkenntniss erwartet, dennoch immer mehr der verkehrten Freiheit anheimfällt, welche früher Voltärisch war heute aber das Baur'sche Wesen kennzeichnet, und die Bibel immer schwerer verkennt. Die Sache wird nur noch schwerer dadurch dass er nach der hier bei Brockhaus ins Deutsche übersetzten »Vorrede zur dreizehnten französischen Auflage« jeden Theologen wissenschaftlich erstaunlich niedrig stellt und sich gar nicht denken kann irgend ein Theologe könne als solcher reine Wissenschaft suchen und fördern. Dieses Urtheil fliesst nun zwar bei ihm nur aus Unkenntniss der Dinge: er muss sich einbilden Wissenschaft sei nur bei einem einzelnen gelehrten Stande einheimisch, bei allen anderen unmöglich, obgleich sie doch alle Wissenschaft treiben wollen, wenigstens wissenschaftlich gebildet sein sollen, und obgleich es bekanntlich

zu allen Zeiten auch Theologen gab welche unter dem von ihm vermutheten Banne nicht entfernt litten. Allein wenn er nun die Theologen wirklich für Männer hält welche reiner Wissenschaft nicht fähig seien, warum bauet er denn auf Baur Weizsäcker Michel-Nicolas soviel? warum macht er denn als Orientalist die Sache nicht besser? warum will er sowohl als Theologe (denn dass er dennoch dies ein wenig sein wolle, sollte er doch nicht läugnen) wie als Orientalist nur ein halber sein?

Denn das ist es zuletzt worauf bei ihm hier alles hinauskommt. Die Glätte des Französischen Wortes (welche übrigens, Dank den Brockhausischen Uebersetzungen, in ehrliches Deutsch gebracht wie Schnee vor heisser Sonne dahin schmilzt), der Aufguss mannichfaltiger Kenntniss und Gelehrsamkeit, die abwechselnde Zuversicht und Vorsicht der Rede können hier zwar manches überdecken: die genauere Untersuchung aber findet unter dieser Oberfläche nur zu vieles krank und morsch. Wir wollen dies hier am Rande noch an etwas zeigen was der Verf. ebenfalls erst am letzten Rande seiner Schrift S. 59 nachholt und womit er seine oben besprochenen Schlussvermuthungen, als fühlte er wenigstens dunkel selbst wie unsicher sie seien, schliesslich wenn es möglich wäre noch etwas zu unterstützen sucht. Er wiederholt hier die bekannte Behauptung der Baur'schen Schule Pappias habe in seiner Schrift das Evangelium des Johannes nicht erwähnt: eine Behauptung welche in unsern Tagen hundert Mal wiederholt immer sogleich auch in ihrer vollkommenen Eitelkeit erkannt und zurückgewiesen ist. Hätten wir Pappias' grosse Schrift noch heute, so wäre nie soviel Tinte für oder gegen diese Be-



hauptung verschwendet: nun aber will Renan aus den blossen Bruchstücken dieser Schrift welche sich in Eusebios KG. 3: 39, 3 erhalten haben, jene Behauptung in einer ganz neuen Weise schützen, indem er meint Pappias bezeichne dies Evangelium sogar als »fremdartige Gebote, an denen er kein Gefallen habe.« Allein wenn der alte Bischof niederschreibt er habe »nie an denen welche die fremdartigen Gebote, sondern nur an solchen seine Freude gehabt welche die vom Herrn für den Glauben gegebenen und der Wahrheit selbst entstammenden im Gedächtniss tragen«, so drückt er dadurch nur etwas bestimmter dasselbe aus was er zuvor kürzer só sagte »er habe sich nie an denen gefreut welche vielerlei sondern welche das wahre lehren«. Bekanntlich strömten zu Pappias' Zeit eine Menge halbchristlicher oder christlich scheinender neuer Bücher in die Gemeinden ein, und diese konnten sich ihrer kaum erwehren; Pappias spricht hier aber ganz allgemein, und kann ebensowohl hundert solcher Bücher meinen. Wir können an Bücher wie das B. Henókh, die Ezra- und Barûkh-Bücher, die Testamente der zwölf Patriarchen und ähnliche denken welche auch mancherlei Lehrvorschriften enthalten. Dass Pappias dabei an das Johannes-evangelium gedacht habe, ist eine eitle Annahme welche nur gewagt wird um damit eine andre ebenso eitle zu schützen. Allein bekanntlich lässt sich nur Wahres durch Wahres schützen.

Stellen wir nun dieser Französischen Schrift die so eben erscheinende Deutsche ganz verwandten Inhaltes

**Das Hebräer-Evangelium oder die Markus- und Matthäusfrage und ihre friedliche Lösung. Von Prof. Dr. Sepp. Mit einem Preisthema von 1000 Florin. München, 1870. Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung. XII und 140 S. in 8.**

gegenüber, so können wir hier recht deutlich den grossen Unterschied beobachten welcher zwischen den heutigen Deutschen und den Französischen Bemühungen um diesen Theil von Wissenschaft und alle die ähnlichen herrscht. Der Verf. dieser Deutschen Schrift ist wie Renan ein gebornes Mitglied der Päpstlichen Kirche, und will von dieser ebenso wenig lassen wie Renan bei aller seiner Wissenschaft und trotzdem dass seine Schrift zu Rom auf den Index gesetzt und er selbst dort soviel geschmähet ist, von ihr sich ganz abwenden will: allein Sepp sendet seine Schrift ganz offen dem jetzt im Vatican zum Concil versammelten »Deutschen Episcopate« zu, und mag sich in seinen auf dieses Concil gesetzten Hoffnungen sehr täuschen, verfährt aber wenigstens hierin so wie in allem andern weit einfacher und ehrlicher als Renan. Beide gleichen sich ferner darin dass sie diese, wie Sepp hier klagt, seit 300 Jahren in der Päpstlichen Kirche immer mehr vernachlässigte, in der Evangelischen endlich desto kraftvoller und fruchtbarer aufblühende Wissenschaft nun in jene hinüberführen und dabei sich und ihre Leser von den Päpstlichen Vorurtheilen befreien wollen: allein wie ganz anders sind ihre Ergebnisse! Dr. Sepp hält ganz besonnen und treffend fest dass das vierte Evangelium vom Apostel Johannes sei, während Renan von dieser richtigen Ansicht sich aus

blosser neu bei ihm mächtig werdender Unsicherheit immer weiter wieder entfernt. Jener hat sich mit der besseren Deutschen Wissenschaft immer fester überzeugt dass die gesammte Geschichte Christus' aus den vier Evangelien, so frei man über diese im einzelnen und im ganzen urtheilen mag, dennoch vollkommen sicher genug zu erkennen sei, und er schätzt einfach das Christenthum als das was es ist und ewig bleiben muss: Renan weiss bei aller Geistreichigkeit weder den Geist des Christenthums noch die gerechte Schätzung des Inhaltes und Werthes der Evangelien zu finden. Viel Bücherkenntniss und mannichfaltige Gelehrsamkeit haben beide: doch wünschten wir allerdings dass die Sauberkeit der Ausarbeitung und des Druckes worin Renan alles mögliche zu leisten sucht, sich in diesem Buche Sepp's mehr fände. — So findet sich S. 104 der sonderbare Druckfehler Lob reden für Lehrreden, wie das Griechische *λόγια* hier wiedergegeben wird.

Gehen wir etwas näher auf den einzelnen Inhalt dieser neuen Schrift ein, so bemerken wir mit Freude dass der Verf. die neueren richtigen Einsichten in den Ursprung der drei ersten Evangelien einem sehr grossen Theile nach festhält. Er erkennt also auch ganz treffend dass das Matthäus-Evangelium wie es in den Kanon NTs gekommen ist, keine rein ursprüngliche Schrift sein kann, sondern schon frühere Evangelien voraussetzt die ihm zur Grundlage dienten; und da er auf der einen Seite das Markus-Evangelium für ein früheres hält, auf der andern in den von Pappias erwähnten Logia das Urwerk des Matthäus anerkennt, so sind damit zwar nicht alle aber doch einige der festesten Fäden gegeben von welchen das ganze

übrige Gewebe hier ausgeht. Wenn er das von Lessing einst so sehr verkannte Hebräer-Evangelium nicht für Matthäus' ursprüngliches Werk sondern für ein weit späteres Buch hält, so trifft er auch darin nur mit unserer neueren Wissenschaft zusammen: allein warum Pappias' Erzählung Matthäus habe ursprünglich Hebräisch geschrieben völlig grundlos sein soll, können wir nicht finden. Denn damit wird ja nicht gesagt dass dieses alte Matthäusbuch einerlei mit dem Hebräer-Evangelium war; und obwohl spätere Kirchenväter beide Schriften viel verwechselten, so sehen wir doch nicht ab warum man die Aussage der ältesten deshalb ganz verwerfen solle. Der Verf. offenbart in der Schätzung der Kirchenväter eine sehr rühmliche Freiheit, und spricht von einem Hieronymus nicht anders als man von einem heutigen Schriftsteller zu reden pflegt. Wir freuen uns dieser seiner Freiheit sehr: doch macht man oft die Erfahrung dass die Gelehrten welche in der Päpstlichen Kirche sich die edle Freiheit erstreiten, über manches leicht zu frei urtheilen. Neu ist bei unserm so frei und so selbständig urtheilenden Verf. vorzüglich dass er als den Verfasser des heutigen Matthäusevangeliums sich den Evangelisten Philippus denkt und diese Ansicht durch eine Menge von Gründen zu schützen bemüht ist. Man würde dann nicht wissen ob Matthäus' Name welcher diesem Evangelium nun einmal für ewig anhängt und der sich in allen Urkunden findet, ihm durch eine blosse Verwechselung der beiden Namen Philippus und Matthäus zu Theil geworden, oder ob er noch von den wirklichen Logia des Apostels Matthäus her sich erhalten habe. Jedenfalls ist die letztere Ansicht richtiger: während uns kein genügender Beweis

bekannt ist dass Philippus je von den Alten für den letzten Verfasser dieses Evangeliums gehalten oder dem Apostel Matthäus als derselbe Mann gleichgestellt wurde, und dieser Beweis auch sonst wol schwer zu führen wäre.

Der Verf. stellt zum Schlusse noch einen ansehnlichen Preis zur weiteren Bewahrheitung seiner gelehrten Ansichten aus: möge er damit seinen Zweck erreichen! Wir wünschen dies aus vielen Ursachen aufrichtig, heissen jedoch diese Schrift auch abgesehen davon willkommen, und erbitten für sie vor allem in Rom selbst die beste Aufnahme.

H. E.

Nordiskt medicinskt Arkiv under medverkan af Prof. Dr. P. L. Panum, Prof. Dr. C. Reisz, Dr. F. Trier, i Kjöbenhavn, — Univ. Stip. Dr. J. Nicolaysen, Dr. Herm. Vogt, Prof. Dr. E. Winge, i Kristiania, — Prof. Dr. G. Ask, Prof. Dr. C. Naumann, Adj. Dr. V. Odenius, i Lund, — Adj. Dr. R. Bruzelius, E. o. Prof. Dr. C. Rossander, Adj. Dr. E. Oedmansson, i Stockholm, — Adj. Dr. J. Björkén, Prof. Dr. P. Hedenius, Prof. Dr. Fr. Holmgren, i Upsala. Redigeradt af Dr. Axel Key, Prof. i patolog. Anat. i Stockholm. Första bandet. Med. 21 plancher. Stockholm, Samson & Wallin. 1869. På förlag af läkarne vid Karolinska Institutet i Stockholm. (Die Seitenzahlen sind wegen besondrer Paginirung der einzelnen Nummern nicht genau anzugeben).

Wie wir bereits vor Kurzem in diesen Blättern auf eine Einigung im Medicinalwesen der



drei nordischen Staaten, die durch die Herausgabe fast gleichlautender Pharmakopöen im Wege der Gesetzgebung erfolgt ist, hinzuweisen Gelegenheit hatten: so liegt uns ein zweites derartiges Einigungswerk auf medicinischem Gebiete in dem in der Ueberschrift genannten Archive vor, diesmal aber von Privaten ausgehend. Gemäss eines Beschlusses auf der Versammlung Nordischer Naturforscher und Aerzte in Christiania (1868), ein medicinisches Journal für die drei Königreiche als Centralorgan für die medicinische Literatur des gesammten Scandinavischen Nordens ins Leben zu rufen, während bisher die periodisch erscheinenden medicinischen literarischen Unternehmungen in der Sprache des Landes, in dem sie gedruckt wurden, ausschliesslich für letzteres bestimmt waren, liegt der erste Band des von Prof. Axel Key in Stockholm redigirten Nordischen medicinischen Archivs mit Beiträgen namhafter Aerzte aus Dänemark, Norwegen und Schweden vor uns. Dem Prospecte zufolge war das Archiv auch für Finnland mitberechnet, von wo Zusicherungen der Betheiligung namhafter Gelehrte erfolgt waren; indessen beschränken sich die Originalmittheilungen bis auf eine im ersten Bande auf Norwegische, Dänische und Schwedische, was zu bedauern ist, da in Helsingfors auf medicinischem Gebiete nicht wenig producirt wird, was wohl in extenso allgemeiner bekannt zu werden verdient, und dies könnte gerade am besten durch ein periodisches Unternehmen, wie das Nordische Archiv, bewerkstelligt werden, das sich sicher in den drei Scandinavischen Staaten eine grosse Verbreitung und sich ohne Zweifel auch die ihm gebührende hohe Beachtung ausserhalb des Scandinavischen

Nordens gewinnen wird. Dies glauben wir aus zwei Gründen mit Bestimmtheit voraussagen zu können: erstlich weil die im ersten Bande vertretenen Originalarbeiten durchgängig von allgemeinem Interesse, zum Theil höchst interessant und geradezu vorzüglich genannt werden können, und zweitens, weil Referate aus der gesamten medicinischen Literatur des Scandinavischen Nordens gegeben sind, welche nicht allein Aufsätze aus den medicinischen Journalen (Hornemanns hygiejnske Meddelelser, Ugeskrift for Læger, Bibliotek for Læger, Hospitaltidende in Dänemark, Norsk Magazin for Lægevidensk. in Norwegen, Hygiea, Svenska Läkare Sällsk. Förhandlingar und Upsala Läkareförenings Förhandl., Farmaceutisk Tidskrift in Schweden, Notizblad for Läkare och Pharmaceuter in Finnland), sondern auch besonders erschienenene Schriften betreffen. Da diese Referate von den angesehensten Nordischen Fachschriftstellern, zum Theil von den Autoren selbst gefertigt sind, so können sie recht gut bei uns die nur selten aufzutreibenden Originale ersetzen. Unter den selbstständigen Schriften, über welche referirt wird, finden sich z. B. Kopenhagener Dissertationen, wie W. Wiinstedt's Bidrag til Læren om den scarlatinösen Albuminuri, L. F. Tofts Om ulceration og Perforation af Processus vermiformis, oder selbstständige Schriften, z. B. von Panum, Engelsted u. A. über Reform des medicinischen Studiums und des Examenwesens an der Kopenhagener Universität, P. A. Schleissner's Bidrag til Belysning af Asfyxien og Døden, navnlig fra et hygieinisk og forensisk Synspunkt, Victor Heise's Vor Lægestands Stilling til Spørgsmålet om levende Begravelse, ferner eine polemische Schrift von Hjaltelin in Island

über die Récamier-Finsonsche Aetzungsmethode der Echinokokken. Dass neben Island auch Finnland bei diesen Referaten bedacht ist, wurde oben bereits angedeutet und gerade durch diese Ausdehnung wird der Werth der Zeitschrift für das Ausland nicht unerheblich erhöht, was man dann erst einsehen wird, wenn die Kenntniss der Nordischen Sprachen sich erst bei uns mehr eingebürgert haben wird, die, was das Schwedische z. B. anlangt, vielleicht in nicht allzuferner Zeit durch die neuerdings auf ökonomischem Gebiete angeknüpften Beziehungen zwischen Deutschland und Schweden eine Erweiterung erfahren wird.

Was die in dem ersten Bande des Nordischen Archivs veröffentlichten Originalien anlangt, so wird die Reihe derselben im ersten Hefte durch einen Aufsatz des in Deutschland wohlbekannten, früher ja in Kiel als Professor der Physiologie fungirenden Kopenhagener Professors P. L. Panum über den Ursprung von Missgeburten, in welchem die Darlegung des gegenwärtigen Standpunktes unsres Wissens über das Zustandekommen von Missbildungen versucht und eine Anzahl von Missbildungen bei menschlichen Abortiveiern aus dem Kopenhagener physiologischen Museum beschrieben wird, wobei der Verfasser auf seine früheren Untersuchungen an Fisch- und Vögeleiern sich vielfach bezieht. Hierauf folgen eine Arbeit von Med. Lic. Axel Jäderholm über graue Degeneration im Rückenmark und eine von Univ. Stip. J. Nicolaysen in Christiania über Hüftgelenksentzündung, besonders von Interesse in Bezug auf die Behandlung dieser Affection und die Verfahrungsweisen Amerikanischer Aerzte, besonders von Sayre in New-York, die Nicolaysen aus

eigner Anschauung auf einer wissenschaftlichen Reise in den Vereinigten Staaten kennen gelernt hat. Sämmtliche drei grössere Abhandlungen des ersten Heftes sind mit instructiven Abbildungen, die sehr schön ausgeführt sind, versehen. Von kleineren Originalmittheilungen finden sich in demselben die Mittheilung eines Falles von Rhabdomyoma unter mehreren anderen Geschwulstbildungen in einem Uterus, von Prof. A. Andersson und Dr. Ernst Oedmansson, ebenfalls mit einer Tafel, eine Notiz über die Therapie der Spedalskhed vom Oberarzt Dr. C. Danielssen in Bergen, und eine solche über 4 Ovariectomien von Prof. Voss in Christiania.

Das zweite Heft eröffnet Axel Key mit einem Aufsatze über das pathologisch anatomische Institut in Stockholm, den 5 Tafeln beigegeben sind. Prof. Reisz in Kopenhagen beschreibt einen Fall von Soor (*Oidium albicans*) der Magenschleimhaut und Dr. A. Förnblom (Stockholm) handelt über die Lister'sche Behandlungsweise von Geschwüren und Abscessen, die der Verfasser ganz besonders bei complicirten Fracturen empfiehlt. Sven Sköldberg (Stockholm) folgt mit einer Abhandlung über die Behandlung des ulcerativen Catarrhs im Cervix uteri, (wofür er in einer geschmolzenen Mischung von gleichen Theilen Zinkvitriol und Alaun ein vortreffliches, den Höllenstein und Zinkvitriol in vielen Beziehungen übertreffendes Aetzmittel gefunden hat), welche uns zeigt, dass auch die Gynäkologie in Schweden Vertreter besitzt, welche auf der Höhe der Wissenschaft sich befinden. In einem Auszuge aus einem in der medicinischen Section der Scandinavischen Naturforscherversammlung (1868) gehaltenen Vortrage

beleuchtet Districtsarzt C. H o m a n n die Frage, ob man aus der Häufigkeit des Typhus in Norwegen irgend einen Schluss auf das Vorhandensein einer adynamischen Krankheitsconstitution ziehen könne, wie dies Prof. C o n r a d i in verschiedenen Aufsätzen im Norsk Magazin for Lægevidenskaben gethan hat, wobei die Antwort natürlich negativ ausfällt; der Aufsatz enthält eine Reihe für die Epidemiologie interessanter Details über die Verbreitung des Typhus in Norwegen. Kleinere Mittheilungen bringen Hjalmar Heiberg (Christiania) über die Peripherie der Descemet'schen Haut und deren Einfluss auf die Accommodation, Oberarzt Holmer am Kommunehospital in Kopenhagen, über die Maisonneuve'sche Luxation (Umdrehungsluxation der Vorderarmknochen nach vorn, wie sie Pitha nennt), Med. Stud. E. Nordersson in Stockholm über einen abnormen Ursprung und Verlauf des Nervus laryngeus superior, J. Nicolaysen, über Aneurysma Aortae ascendens, endlich Malmsten und Key über suppurative Pylephlebitis in Folge brandiger Abstossung des Processus vermiformis. Mit den Aufsätzen von Heiberg und Nicolaysen sind ebenfalls Tafeln verbunden.

Im dritten Hefte treffen wir zunächst auf einen Aufsatz von G. A. H a n s e n, der als vorläufiger Beitrag zur Charakteristik der Spedalskhed und als Auszug aus dem ärztlichen Berichte der Pfliganstalt zu Bergen bezeichnet ist und welcher Resultate bei Obductionen und anatomischer Untersuchung einzelner frisch extirpirter Theile giebt, die auch durch eine Abbildung deutlicher gemacht werden. Es folgt darauf der einzige Originalbeitrag aus Finnland, eine Arbeit von Georg A s p in Helsingfors über



die feineren Structurverhältnisse der Leber, mit 2 Tafeln. Prof. Carl J. Rossander handelt über die Ursache des Misslingens von Staaroperationen auf Grundlage seiner im Seraphimlazareth und in der Privatpraxis gesammelten Erfahrungen, denen eine Statistik von 146 operirten Fällen zu Grunde liegt. Adolf Kjellberg (Stockholm) bespricht das Vorkommen von Nephritis parenchymatosa im zarten Kindesalter als Complication anderer Krankheiten, besonders der Darmkatarrhe.

Das letzte Heft des ersten Bandes bringt zunächst einen als »Syphilitische Kasuistik« überschriebenen Aufsatz von Ernst Oedman (Stockholm), der namentlich für die Lehre von den syphilitischen Encephalopathien und für die hereditäre Syphilis nicht ohne Bedeutung ist, dann einen Jahresbericht über die Wirksamkeit der orthopädischen Anstalt von Dr. A. Tidemand in Christiania, hierauf Beiträge zur Kenntniss der im menschlichen Darmcanale vorkommenden Infusorien von Med. Lic. Walter Ekercantz (Stockholm), wodurch die spezifische Differenz der bisher gefundenen Darminfusorien von Lambl, Davaine, Malmsten u. s. w. ausser Frage gestellt wird; endlich einen Bericht der Kopenhagener Gebäranstalt von Prof. Dr. A. Stadfeldt. Kleinere Mittheilungen geben Gjort und Heiberg in Christiania über Malignität der Gliome und Axel Key über die Wirkung, welche Aneurysmen der Aorta auf das Herz ausüben.

Bei der Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit seines Inhaltes, bei der Bedeutung der hauptsächlichsten Mitarbeiter, endlich auch bei der ausgezeichneten und splendiden Ausstattung glauben wir voraussagen zu können, dass Nordiskt

medicinskt Arkiv sich zu dem obersten Platze unter allen medicinischen Zeitschriften des Scandinavischen Nordens emporschwingen wird. Ausserhalb Skandinaviens wird es, weil es eben Alles bietet, was der Norden an Fachwissenschaftlichem producirt, äusserst willkommen sein und vielleicht den bisher über die Grenzen der drei Staaten gehenden Journalen den Rang völlig ablaufen. Für Schweden, Dänemark und Norwegen wird ein Theil derselben unentbehrlich bleiben, nicht allein wegen der in ihnen enthaltenen Originalien, sondern weil sie ihre Landsleute über die Fortschritte auf medicinischem Gebiete aus andren Ländern au courant erhalten müssen. Andre, die mit einem Institute oder einer wissenschaftlichen Corporation in Verbindung stehen, werden, indem sie von dem Wirken und Schaffen in dieser Zeugniss geben, eben dadurch auch in Zukunft unentbehrlich sein. So vor Allem die Upsala Läkareförenings Förhandlingar, deren erste Jahrgänge wir früher in diesen Blättern besprochen haben und von denen uns eine weitere Suite vorliegt, die treffliches und werthvolles medicinisches Material in sich birgt. So vor Allem auch Arbeiten auf pharmakologischem und toxikologischem Gebiete, wie sie das Nordische Archiv bisher an Originalien nicht geboten hat und unter denen die Arbeiten von Almén über die von ihm erfundene neue Arzneiform der Gelatinae medicatae in lamellis (von Ref. im Neuen Jahrbuche für Pharmacie ausführlich mitgetheilt) und von Fristedt über die Abstammung verschiedener Arzneikörper besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Auf die übrigen Arbeiten werden wir, sobald uns ein vollstän-

diger Jahrgang der Upsalaer Zeitschrift vorliegt, in diesen Blättern zurückkommen.

Theod. Husemann.

---

Aufzeichnungen des schweizerischen Reformators Heinrich Bullinger über sein Studium zu Emmerich und Köln (1516–1522) und dessen Briefwechsel mit Freunden in Köln, Erzbischof Hermann von Wied u. s. w. Ein Beitrag zur niederrheinisch-westfälischen Kirchen-, Schul- und Gelehrtengeschichte von Karl Krafft, Pastor zu Elberfeld. Elberfeld 1870. 166 SS. in gr. 8°.

Die vorliegende Schrift, ein Abdruck aus der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins, — daher rührt noch ein falsches Citat S. 31, — ist, der Idee nach, Anfang eines codex diplomaticus epistolaris et biographicus der Rheinlande für das 16. Jahrhundert.

Ein solches Unternehmen wäre für die geschichtliche Darstellung dieses Zeitraums die erste und beste Vorbereitung. In keiner Zeit wohl nehmen die Briefe einen so hohen Rang als historische Quellen ein, wie im 16. Jahrhundert und namentlich in dessen erster Hälfte. Die Gelehrten und geistig hervorragenden Männer überhaupt stehen in einer fortwährenden, ununterbrochenen Verbindung; ihre Briefe verbreiten sich über Dinge der verschiedensten Art: gelehrt, literarisch, politisch und religiös zugleich.

Ob es geeignet wäre, bei einer etwaigen Sammlung dieser Briefe nach lokalen Rück-

sichten vorzugehen, ist eine Frage, die ich verneinen möchte. Wer gehört z. B. den Rheinlanden an? Viele sind dort geboren und haben anderswo gewirkt, viele haben durch ihr Wirken hier eine neue Heimatstätte gewonnen, aber ihre Wiege hat an andern Orten gestanden, gar manche haben nur einen grösseren Theil ihres Lebens dort zugebracht, Andere haben vorübergehend da gewirkt, doch so, dass man sie nicht stillschweigend übergehen darf. (Der Verf. beweist die Richtigkeit dieser Bemerkung S. 89 ff. mit vielen Beispielen, ohne die hier gezogene Folgerung anzunehmen).

Doch würden sich Grenzen andrer Art ergeben; hervorragende Männer müsste man zum Mittelpunkt machen, die Briefe, die sie geschrieben haben, die an sie gerichtet und die über sie geschrieben worden, müsste man zusammenstellen und daran die minder bedeutenden Männer anreihen.

Der Titel der Schrift scheint mehr zu versprechen als die Schrift bietet. Man erwartet unbekannte Berichte Bullingers über seine Jugendzeit und sein Studium, Briefe von ihm an seine Freunde, wird aber in seinen Erwartungen getäuscht. Die mitgetheilten Aufzeichnungen Bullingers, ein Bericht über seine Lernjahre in Emmerich und Köln, und ein Bruchstück einer Selbstbiographie sind sehr bekannt und von allen Biographen Bullingers benutzt. Briefe des schweizerischen Reformators enthält die Schrift nur 4, ein Bruchstück eines bisher nur handschriftlich erhaltenen an Peter Honphäus, 2 an den Kölner Churfürsten Hermann von Wied, von denen der eine schon gedruckt, aber nicht beachtet war, über den andern erhalten wir keine genaue Rechenschaft, und ein

interessantes an Cochläus gerichtetes Schreiben, das gleichfalls schon veröffentlicht war.

Ganz werthvoll sind die mitgetheilten Briefe an Bullinger, 9 seines früheren Mitschülers in Köln, Dietrich Bitter, 6 seines ehemaligen Lehrers daselbst, Johann Caesarius. Aber mit Ausnahme des ersten Briefes von Bitter enthalten sie keine bedeutende Bereicherung dessen, was wir wissen; den wentlichen Inhalt derselben hat schon Karl Pestalozzi, durch den der Verf. die Briefe erhalten (s. S. 69), in seinem Buche: Heinrich Bullinger. Leben und ausgewählte Schriften (Väter der reformirten Kirche. Band 5. Elberfeld 1858). S. 278 fg. und 308 fg. angegeben.

Die Bedeutung des Werkchens liegt in den ausführlichen mit vielem Fleiss und Sorgfalt gearbeiteten Erläuterungen zu den mitgetheilten Stücken. Man könnte sie in 2 Theile zerlegen: Beiträge zur Geschichte des Humanismus in Köln und am Niederrhein, und bruchstückweise Darstellung der Reformation, namentlich der Bestrebungen Hermanns von Wied. Letztere erhalten hier eine neue Beleuchtung.

Es wird gezeigt, — im Anschluss an den oben berührten ersten Brief Bitters an Bullinger, der Nachrichten über die reformatorischen Bewegungen am Niederrhein enthält, — wie Bullinger schon 1541 mit dem Churfürsten in intimer Beziehung stand, aber wie Hermann schon weit früher, bevor er seine reformatorischen Tendenzen durchblicken liess, als deutscher Fürst gegen Rom eine oppositionelle Stellung einnahm und Eingriffe in seine Macht nicht dulden wollte. Den Propst zu Xanten, Johann Lagewinkel, sperrte er eine Zeitlang 1528 ein, weil er sich Uebergriffe in die erzbischöflichen

Rechte erlaubt, die Stelle eines Stiftsdechanten zu St. Cunibert in Köln besetzte er, ohne den Papst zu fragen, und der Papst, der zuerst das ganze Kapitel excommunicirt, lenkt später selbst ein, — aber der päpstliche Legat Morone berichtet doch, Hermann sei Rom stets entfremdet gewesen. Neben der Thätigkeit Hermanns erlangen dann die ersten reformatorischen Bewegungen in Lippstadt, Münster, Hamm, Wesel, im Herzogthum Jülich und Cleve eine neue Beleuchtung; bei Schilderung von Männern, wie Wilhelm von Grevenbroich und Agrippa von Nettesheim, verräth der Verfasser eine bedeutende Literaturkenntniss.

Der erste Theil, die Beiträge zur Geschichte des Humanismus, knüpft sich in ziemlich loser Weise an das mitgetheilte Bruchstück über Bullinger's Studiengang an, er handelt über Bullingers Lehrer, seine Mitschüler, das Klosterleben in Köln und einige in den Klöstern thätige Männer. Viel neues bietet die unparteiisch, rein historisch gehaltene Schilderung des Klosterlebens nicht; gefreut hat mich, S. 60 Anm. 2 über Johann Pfefferkorn die Aeusserung zu finden: »Dass Pfefferkorn ein so unbedeutender Geist, oder überhaupt eine lächerliche Erscheinung (wofür er durch die Briefe der Dunkelmänner gilt), gewesen sei, müssen wir in Abrede stellen«, die ich selbst in: Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft und Leben Bd. VII S. 293 ff. weiter zu begründen versucht habe.

Der Reuchlinsche Streit muss natürlich bei einer Schilderung des geistigen Lebens in Köln, im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, einen hervorragenden Platz einnehmen. Der Verfasser giebt keine neue Geschichte desselben. Aber Rücksichtnahme auf ihn drängt sich von selbst

auf: wie der kaum 16jährige Bullinger, nach den Erzählungen seiner beiden Schwiegersöhne und Biographen, Josias Simler und Ludwig Lavater, — in seiner kurzen Selbstbiographie schweigt B. über diesen Punkt, — sich in Dialogen gegen die Kölner Mönche übt, so nehmen seine Lehrer in dem Streite eine entschiedene Stellung ein: Joh. Caesarius und Jakob Sobius als Freunde, Conrad Collin als Hauptgegner Reuchlins.

Ueber Conrad Collins Leben und Schriften werden, nach des Verfassers rühmenswerther fleissiger Art, ältere vergessene Bearbeitungen hervorgeholt und neue Quellen benutzt. Der bisher fast ganz unbekannte Jakob Sobius wird uns durch Zusammenstellung vieler Nachrichten aus Briefen und unbenutzter Aktenstücke bekannt gemacht. Von Jakob Sobius war bisher fast nur bekannt, dass er in Köln Lehrer, ein eifriger Anhänger Reuchlins war, einmal zu Mutian reiste und diesen mit vielen angenehmen Nachrichten über die Schicksale verschiedener Humanisten erfreute. Hier erhalten wir über ihn viel Neues, über seine schriftstellerische Thätigkeit im Huttenschen, deutschnationalen, romfeindlichen Sinn, und in Huttenscher Manier, der etwas derben, aber von tiefster Ueberzeugung durchdrungenen Ausdrucksweise, von der ich nicht sagen möchte, »sie sei fleischlich und nicht aus der Rüstkammer des Wortes Gottes und des heiligen Geistes« (S. 41); über seine Stellung als Reformator der Kölner Universität S. 42 ff. Er war dazu von den besten Absichten beseelt, aber er konnte Nichts ausführen: zu mächtig stand ihm die Partei entgegen, die von dem Alten nicht lassen wollte; und die Jugend, die sich mit grosser Erbitterung gegen die bisherigen Leiter aussprach, drängte zu



eifrig zur rücksichtslosen Beseitigung jeden Widerstandes. Aus den Reformen wurde nichts; Sobius starb nach wenigen Jahren in Blindheit und Armuth.

Neben Sobius tritt die bisher gänzlich in Dunkel gehüllte Gestalt des Phrissemius in helles Licht. Joh. Phrissemius hatte Theologe werden wollen, war aber abgewiesen worden; mit dem leichten Troste: »Weil wir von eurem Collegium ausgeschlossen werden, wenden wir uns zu den Heiden« hatte er sich dem Studium des eigentlichen Humanismus hingeeben, und war als Lehrer darin aufgetreten. Er stand auf durchaus humanistischem Standpunkte, er war als Herausgeber der Werke Rudolf Agrikolas thätig und bewies in eignen Briefen und Schriften, dass er das alte Schul- und Lehrsystem verlassen hatte.

In beiden Abtheilungen, der dem Humanismus und der der Reformation gewidmeten, begegnet uns aber eine Persönlichkeit, die in ihrem ganzen Streben und Wirken bisher, zum Theil wegen Mangels an Quellen, noch gar nicht genug gewürdigt worden ist: J o h a n n C a e s a r i u s.

Er war aus Jülich geboren und frühzeitig nach Köln gekommen. Hier hatte er als erster die in Italien gelernte griechische Sprache zu verbreiten gesucht: sein Beruf als Universitätslehrer wusste ihn so unwiderstehlich zu fesseln, dass er keine Gefahr scheute. Er musste Köln zweimal verlassen, wegen seiner freien humanistischen Richtung, wegen seiner Hinneigung zur Reformation, er kehrte immer wieder dahin zurück. 76 Jahre alt interessirt er sich noch lebhaft für neue literarische Erscheinungen, wenn auch sein Gedächtniss anfängt schwach zu werden, er fordert seinen alten Schüler Bullinger

auf, gewisse Schriften zu vollenden, die er sehnlichst erwarte. C. ist äusserlich nicht zur protestantischen Kirche übergetreten. Seine Schriften verdienen wohl eine genaue Besprechung, sein Leben eine gründliche Bearbeitung; es wird noch genug Handschriftliches über ihn existiren, ich habe im Cod. Goth. 399 eine Anzahl interessanter Briefe von ihm an Joh. Lange gefunden.

Einzelne Ausstellungen sind zu machen. Dass Nuenar den Arnold v. Wesel als Sprecher der Katholiken auf dem Reichstag zu Augsburg empfohlen haben soll (S. 30), ist mehr als zweifelhaft, die Beurtheilung von Nuenars schriftstellerischen Leistungen (S. 39) ist ungerecht; dass die Abneigung gegen das Judenthum eine Wirkung der Pfefferkornischen Geschichte gewesen (S. 37), ist gewiss unhistorisch. Die Citirungsweise der Epp. ill. vir. (S. 34) ist sonderbar, statt Tentzel: Supplem. ad hist. eccl. sec. XVI. (S. 37 Anm. 1) ist S. ad hist. Gothanam zu setzen; der Verf. schreibt: Melanthon.

Der beigegebene Index ist unvollständig; Reuchlin fehlt darin, während er oder seine Schrift S. 34, 35, 45, 50 fg. 61 vorkommt, wobei einiges Falsche mit unterläuft.

Berlin.

Ludwig Geiger.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 28.

13. Juli 1870.

**Inscriptiones Hispaniae Latinae consilio et auctoritate Academiae litterarum regiae Borussicae edidit Aemilius Hübner. Berolini apud G. Reimerum 1869. Fol.**

Dem ersten Bande des Corpus inscriptionum Latinarum ist nach mehr als sechsjähriger Unterbrechung der zweite gefolgt, die lateinischen Inschriften der spanischen Halbinsel enthaltend, deren Herausgabe Professor Emil Hübner besorgt hat; es bildet derselbe den Anfang der lokal geordneten Publicationen der epigraphischen Denkmäler aus allen den Ländern, die einst das römische Weltreich ausmachten. Es ist diese lokale Anordnung der Inschriften (die ältesten bis auf Cäsar's Tod haben im ersten Bande des Corpus eine gesonderte Behandlung erfahren) erst in neuester Zeit als die ausschliesslich richtige allgemein anerkannt worden und man kann nicht leugnen, dass sehr gewichtige Gründe zu Gunsten einer sachlichen Eintheilung sprachen: es wäre die Benutzung und Ausbeute der Inschriften für die römische Ge-

schichte, insbesondere die Verfassungsgeschichte in hohem Maasse erleichtert worden, wenn man alles Gleichartige zusammengestellt und übersichtlich gruppirt hätte; es wäre damit anscheinend der Forschung ein ungleich grösserer Dienst erwiesen, als wenn man jeder Inschrift, gleichviel welchen Inhaltes oder welcher Zeit angehörig, nur mit Rücksicht auf den Ort, an dem sie gefunden worden ist, ihre Stelle anweisen wollte. Aber man darf dabei nicht übersehen, dass der Fundort in der Regel, wenigstens annähernd, zugleich der ursprüngliche Aufstellungs-ort zu sein pflegt, da die Schwere des Materials und der geringe Werth dieser Denkmäler sie meistentheils vor dem Schicksale der kostbaren Kunstwerke bewahrt hat, verschleppt oder in ferne Länder exportirt zu werden; ihre volle Bedeutung erlangt aber eine Inschrift erst dann, wenn wir den Ort kennen, in dem sie verfasst und für den sie bestimmt war. Die unbedeutendste Grabschrift kann uns lehren, wie weit die Römer auf ihren Eroberungszügen vorgedrungen sind, winzige Scherben von Ziegeln, wo die Legionen ihre Standquartiere gehabt haben; nur aus einer lokal geordneten Sammlung erschliesst sich uns die Verfassung der Landstädte in Italien und den Provinzen, ihre religiösen Institutionen und ihre Cultur. Während die Schriftsteller nur selten es der Mühe für werth halten, über die Gränzen von Italien hinauszuschweifen, führen uns die Inschriften in die fernen Länder des gewaltigen Weltreiches, in kleine Städte und unscheinbare Häuser, zu den »Schattenbildern« der ewigen Stadt; sie zeigen uns den Sieg der überlegenen griechisch-römischen Cultur über die nationalen Elemente, der römischen Götter über die einheimischen,

der römischen Verfassung und Sprache über die alten Institutionen und barbarischen Idiome. Freilich nicht allein die Blüthe der römischen Herrschaft führen sie uns vor Augen, sondern auch den Verfall derselben, das allmähliche Absterben des antiken Geistes und am Schlusse der langen Entwicklung das stille, aber siegbewusste Auftreten einer neuen Religion. — Mit Ausnahme der griechisch redenden Länder, in denen die römische Cultur die noch höhere griechische weder verdrängen konnte, noch wollte, ist es Rom in wunderbarer Weise gelungen, die unterworfenen Provinzen zu romanisiren, römische Sprache, römische Sitte und bis zu einem gewissen Grade auch römischen Glauben bei ihnen einzubürgern; wo die römischen Legionen mit dem Schwerte die Wege gebahnt, dahin zog der römische Kaufmann und der römische Landmann, um den errungenen Besitz nachhaltig zu sichern, denn *ubicumque Romanus vicit, habitat*. Toleranz gegen Alles, was politisch ungefährlich, so lautete die Parole der römischen Welteroberer; von religiösem Fanatismus wird jeder billige Beurtheiler trotz der Ausrottung des Druidismus in Gallien, trotz der späteren Juden- und Christenverfolgungen, die Römer freisprechen müssen; es lag ihnen das Streben, die nationalen Eigenthümlichkeiten gewaltsam auszutilgen, durchaus fern und in den Inschriften aller römischer Provinzen sind noch mannigfache Ueberreste von einheimischen Gebräuchen und Einrichtungen deutlich nachzuweisen: mehr oder weniger, je nachdem die Unterwerfung in früher oder später Zeit erfolgt ist, am meisten natürlich in den Provinzen, die erst das römische Kaiserreich erworben, obgleich gerade eine der spätesten Eroberungen: Dacien, das be-

kanntlich Traian dem römischen Reiche zufügte und schon Aurelian wieder aufgab, eine merkwürdig rasche und eindringende Romanisirungserfahren hat.

Spanien gehört zu den Ländern, die schon in früher Zeit sich der römischen Herrschaft beugen und römische Soldaten und Colonisten bei sich aufnehmen musste; seine Freiheit hatte es freilich damals schon zum guten Theile verloren und es wechselte nur den Herrn, als die Karthager, die unter dem genialen Hamilcar und seinem Nachfolger Hasdrubal in dem fruchtbarsten Theile der Halbinsel ein phönicisches Reich begründet hatten, nach schweren Kämpfen von Scipio vertrieben und Spanien zur römischen Provinz gemacht wurde. Unterworfen war vorläufig allerdings nur ein kleiner Theil im Süden des Landes und es waren fast zwei Jahrhunderte nöthig, um theils in offener Feldschlacht und noch weit mehr in unausgesetztem Guerillakriege die streitbaren Gebirgsvölker im Norden gänzlich zu bezwingen. Konnte doch selbst nach dem Falle des grössten spanischen Nationalhelden: Viriathus und der Bezwingung von Numantia die Position der Römer noch keineswegs für ganz gesichert gelten, und wie sehr geneigt die Spanier waren, das römische Joch bei erster Gelegenheit abzuschütteln, davon zeugt die mächtige Unterstützung, die Sertorius mehr als 50 Jahre später bei seinem Verzweiflungskampfe gegen die herrschende römische Partei im ganzen Lande fand. Cäsar war der Erste, der mit Erfolg die römischen Legionen jenseits des Tagus an die Nordwestküste von Spanien gegen die Lusitanier und Galläken führte, wenn auch seine grösseren Unternehmungen ihm nicht gestatten, hier die Römerherrschaft fest zu begründen;

erst Augustus gelang es mit Hilfe des Agrippa, die Unterwerfung des Landes zu beenden und den hartnäckigen Widerstand der Iberer für immer zu brechen. —

Nur spärlich sind die inschriftlichen Ueberreste aus der Zeit, in welcher sich die Unterwerfung Spaniens vollzog; nicht etwa, weil die Romanisirung damals noch keine Wurzeln geschlagen hätte — es zeugen für das Gegentheil die in Spanien so zahlreich vertretenen Namen der Cornelii, Fabii, Sempronii, Valerii, Aemilii und anderer edler republikanischer Geschlechter, sondern weil republikanische Inschriften nicht nur in den Provinzen, sondern selbst in Rom und Italien, verglichen mit der Fülle der Denkmäler aus den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit selten sind. Im ersten Bande des *Corpus inscriptionum* ist daher auch Spanien nur durch 12 Inschriften vertreten (n. 1476—87); das älteste und wichtigste Document ist erst in neuester Zeit ans Tageslicht gezogen worden: das Decret des Aemilius Paullus aus dem J. 564 oder 565, das demnach zu den ältesten römischen Denkmälern überhaupt gehört. Aber auch in den Inschriften der Kaiserzeit fehlt es nicht ganz an Spuren, die in die vergangene Epoche zurückweisen: freilich nur gering sind die erhaltenen Ueberreste der iberischen Sprache, beschränkt auf kurze Münzlegenden und eine kleine Zahl von Inschriften, von denen nur die mit lateinischen Lettern geschriebenen oder mit lateinischen Inschriften verbundenen Aufnahme in das *Corpus inscriptionum* gefunden haben, während die übrigen von Hübner gesammelt, nach seiner Angabe (Berl. Monatsberichte 1861 S. 755) im Ganzen etwa 40, noch einer zuverlässigen Herausgabe harren. Dass dieselben hinreichen



sollten, um auch nur einen Einblick in den Bau der iberischen Sprache zu gewähren, ist allerdings kaum zu hoffen, aber sie werden immerhin im Verein mit den zahlreichen echt iberischen Namen, die uns von Ortschaften, von Göttern und Menschen inschriftlich überliefert sind, ein wichtiges Material für den künftigen Forscher bilden, um die grundlegenden Untersuchungen Wilhelm v. Humboldt's »über die Urbewohner Hispaniens mittelst der vaskischen vorrömischen Epoche«, der die iberischen Inschriften wegen der Unzuverlässigkeit der Publikationen gänzlich unbenutzt lassen musste, zu erweitern und sicherlich in vielen Punkten zu berichtigen. Aber selbst die öffentlichen Institutionen dieser vorrömischen Epoche sind nicht vollständig verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen; noch lassen sich in der politischen Gliederung, wie sie uns in der späteren Zeit in Spanien entgegentritt, manche einheimische Reste deutlich nachweisen: die Eintheilung des Landes in *Centuriae*, die durchgängig echt iberische Namen tragen, wie die Sonderung nach den *Gentilitates*, sind unzweifelhaft Ueberbleibsel aus der alten Zeit nationaler Unabhängigkeit.

Im Laufe des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit gelangte Spanien zu einer Cultur und einer Blüthe, wie nur wenige Provinzen des römischen Reiches. Der überseeische Handel nahm einen mächtigen Aufschwung; die Erzeugnisse des reichen Landes: Wein, Oel, Getreide, Wolle, Seefische, wie auch die als Delicatesse berühmten Fischsaucen aus Barcelona, wurden massenhaft nach Rom exportirt, um die Weltstadt zu versorgen; die ausgedehnten und ergiebigen Bergwerke, deren Ausbeutung schon in frühen Zeiten die Phönicier begonnen, lieferten reichen Ertrag an Gold, Sil-

ber, Erz und anderen Metallen. Durch Anlage von Kanälen in der Nähe der Küste und grossartiger Heerstrassen im Innern des Landes wurden dem Verkehr neue Bahnen geschaffen; besonders die Meilensteine der *via Augusta*, die von Cäsar begonnen und von August vollendet, von der Tarraconensischen Gränze über Corduba und Hispalis sich bis nach Gades hinzog, legen Zeugniß davon ab, wie grosse Sorgfalt die römischen Kaiser in allen Zeiten auf die Erhaltung der Landstrassen verwandt haben; denn wenn auch schon früher es nachweislich nicht ganz an Landstrassen in Spanien gemangelt hat, so hat doch erst das römische Kaiserthum die ausserordentliche Bedeutung einer sicheren Communication richtig gewürdigt und in allen Theilen des Reiches jene Chausséen gezogen, die nicht allein durch ihre Ausdehnung, sondern mehr noch durch die Solidität und Grossartigkeit ihrer Anlage zu den bewundernswerthesten und segensreichsten Schöpfungen jener Zeit gehören.

Auch das geistige Leben musste nothwendig durch den gesteigerten Wohlstand und Verkehr mannigfache Anregung erhalten; schon Sertorius hatte eine Schule für vornehme spanische Knaben in Osca gegründet, um dieselben in griechische und römische Sprache und Literatur einzuführen. Auch in den Inschriften der Kaiserzeit fehlt es nicht an römischen und griechischen Schulmeistern, Erziehern und Rednern, den Trägern der neuen Civilisation; die griechische Sprache freilich hat in Spanien, wie in Gallien, trotz der frühen Berührung mit Griechenland niemals festen Fuss fassen können und griechische Denkmäler gehören in beiden Ländern zu den Seltenheiten. — Dass die Kunst in Spanien zu hoher Blüthe gelangt sei, ist nach den Nach-

- richten der Schriftsteller und den erhaltenen Denkmälern kaum anzunehmen; sind auch Tanz und Musik in alter, wie in neuer Zeit, in Spanien mit Vorliebe getrieben worden, so scheinen doch die Leistungen der spanischen Tänzerinnen, die besonders Gades lieferte, wesentlich durch ihre Obscoenität in Rom Beifall gefunden zu haben; die Malerei ist sicherlich in Spanien ebenso stiefmütterlich behandelt, als in Rom und Italien und kaum zu mehr als decorativen Zwecken verwandt worden; auch die noch erhaltenen Sculpturwerke, so weit wir dieselben aus der Beschreibung Hübner's (die antiken Bildwerke in Madrid. Berlin 1862) kennen lernen, können mit wenigen Ausnahmen, deren spanischer Ursprung nicht einmal sicher ist, nicht auf den Namen wirklicher Kunstwerke Anspruch erheben. Nur die Architectur, diese von der römischen Kaiserzeit am meisten gepflegte Kunst oder Kunsttechnik, hat auch in diesem Lande grossartige Monumente geschaffen; den ersten Rang unter den zahlreichen Ruinen, die noch heute von Theatern, Wasserleitungen, Brücken u. a. m. erhalten sind, nimmt unzweifelhaft die gewaltige Brücke über den Tagus bei Alcántara ein, die aus Beiträgen zahlreicher lusitanischer Municipien von einem einheimischen Baumeister Lacer im J. 105/6 erbaut worden ist und ganz den imposanten Stempel der Trajanischen Zeit an sich trägt.

Eine ungleich grössere Regsamkeit, als auf dem Gebiete der Kunst, zeigt sich dagegen auf dem Felde der Literatur und Poesie. Sollen doch die Turdetaner, der gebildetste spanische Stamm, eine uralte Volkspoesie besessen haben, von der leider keine Proben auf uns gekommen sind; auch die lateinischen Machwerke der Dichterschule von Corduba in Cicero's Zeit, die

dem feingebildeten Römer »plump und fremdartig« klangen, haben kein besseres Schicksal gehabt. Erhalten ist dagegen eine nicht unbedeutende Zahl von metrischen Inschriften, die wenigstens für die im ganzen Lande und in allen Schichten der Gesellschaft vorhandene Neigung zur Poesie spricht, wenn dieselben auch weder dem Inhalte noch der Form nach geeignet sind, das geringschätzige Urtheil des Cicero über die poetischen Producte der Spanier zu entkräften. Aber man darf nicht vergessen, dass Spanien ausser diesen namenlosen Dichterlingen, deren Verse sicherlich nicht darauf berechnet waren, Jahrtausende zu überdauern, eine Reihe von Männern hervorgebracht hat, die als Schriftsteller und Dichter in der römischen Literatur sich eine hervorragende Stellung errungen und behauptet haben, wie, um Geringerer nicht zu gedenken, die beiden Seneca, Lucan, Quintilian und Martial. Nicht eine einzige echte Inschrift hat das Andenken dieser bedeutenden Männer bewahrt; ihre Cognomina kehren zwar nicht selten in den spanischen Inschriften wieder, selbst die einfache Grabschrift eines M. Valerius Martialis (n. 4000) ist erhalten, aber eine Identification in keinem dieser Fälle zulässig.

Man kann unbedenklich behaupten, dass Spanien in jener Zeit den Höhepunkt seiner Cultur erreicht hatte und von griechisch-römischer Bildung vollständig durchdrungen war; durch die Verleihung des *ius Latii* an die ganze Provinz, die Vespasian während seiner Censur als Dank für die Parteinahme Spaniens bei seiner Thronerhebung vollzog, erfolgte auch die officiële Anerkennung, dass es ein vollständig romanisirtes Land geworden war. Es war das ein Privileg, das für die Fortentwicklung Spaniens von

grösster Bedeutung werden musste; hatte auch schon früher dort eine nicht unbedeutende Zahl bevorrechtigter Städte existirt, deren Namen wir aus dem nach einer älteren Quelle angefertigten Verzeichniss des Plinius (n. h. III c. 1—3) kennen lernen, so war doch jetzt erst deutlich ausgesprochen, dass Spanien nicht mehr als barbarisches Land gelte, es war jetzt erst jedem freigeborenen Spanier die Aussicht eröffnet, durch Bekleidung von Ehrenstellen in seiner Heimath das römische Bürgerrecht zu erlangen.

Eine Reihe von Inschriften (1610. 1631. 1635. 1945. 2096) aus verschiedenen Städten beweist, wie sehr man diese Gabe zu schätzen wusste; es sind Dedicationen aus dem Ende des ersten Jahrhunderts von Männern, die durch Bekleidung des Duovirats (*per honorem II viratus*: 1945, 2096) das römische Bürgerrecht erlangt hatten. Es bestätigen diese Inschriften die schon von Mommsen (Stadtrechte S. 404 Anm. 37) ausgesprochene Ansicht, dass »Fälle vorgekommen sein müssen, wo erst durch die Bekleidung des Duovirats die römische Civität gewonnen ward«, während bekanntlich nach den Bestimmungen des lateinischen Rechtes schon die Bekleidung der Aedilität oder Quästur das römische Bürgerrecht verleihen sollte. Zieht man nun in Betracht, dass in den Bestimmungen der *lex Malacitana* (col. I v. 60 ff.) über die Wahlfähigkeit zum Duovirat kein Wort über die vorhergehende Bekleidung eines niederen Amtes sich findet, dass ferner dasselbe Alter (25 Jahre) für Duovirat, wie für Aedilität und Quästur vorausgesetzt wird, so wird man zu der Annahme gedrängt, dass, wenigstens in Spanien, noch am Ende des ersten Jahrhunderts gesetzlich die Bekleidung eines niederen Amtes vor dem Duo-

virat nicht erforderlich war. Auch Mommsen, der sich im Uebrigen gegen diese Ansicht erklärt, hat (a. O. S. 415 Anm. 65) es wenigstens für möglich gehalten, dass »einzelne Klassen von der staffelweisen Gelangung zum Duovirat befreit waren; der Kaiser war es natürlich auf jeden Fall, wahrscheinlich auch die Senatoren in ihren Heimathsgemeinden«. Man kann hinzufügen, dass in den ersten Jahren nach Einführung des lateinischen Rechtes in peregrinen Städten — und einige der erwähnten spanischen Inschriften fallen allerdings ins J. 75, während n. 1945 erst aus der Zeit des Domitian ist — es überhaupt unmöglich gewesen wäre, qualifizierte Candidaten für den Duovirat zu finden, da ja keine Aedilen oder Quästoren vorhanden waren. Es soll damit keineswegs geläugnet werden, dass die stufenweise Bekleidung der Aemter, wie unzählige Inschriften beweisen, die Regel gewesen ist; zum Gesetz ist dieser Usus aber vielleicht erst durch Antoninus Pius erhoben worden vgl. Digg. 50, 4, 11 pr.: *ut gradatim honores deferantur edicto, et ut a minoribus ad maiores perveniatur, epistola Divi Pii ad Titianum exprimitur*; eine ältere gesetzliche Bestimmung darüber ist mir wenigstens nicht bekannt.

Ueber die verschiedenen Grade des lateinischen Rechtes sind wir jetzt endlich durch Studemund's Verdienst ins Klare gekommen, der die davon handelnde lückenhafte Stelle des Gaius, deren Ergänzung durch Conjectur wohl niemals gelungen wäre, vollständig aus dem Veronensis hergestellt hat (Verhandl. d. Würzb. Philologenvers. 1868). Es reducirt sich darnach der ganze Unterschied des *Latium maius* und *minus* darauf, dass nach dem ersten nicht

nur die Beamten, sondern auch die Decurionen, nach dem letzteren nur die Beamten das Bürgerrecht erhielten. Von vornherein lässt sich natürlich nicht entscheiden, welches Recht Spanien verliehen wurde, da Plinius nur ganz allgemein sagt: *universae Hispaniae Vespasianus imperator Augustus iactatum procellis rei publicae Latium tribuit*. Für unwahrscheinlich könnte man freilich halten, dass sofort sämtliche neu gebildete Municipalsenate, die in der Regel aus 100 Mitgliedern bestanden, das römische Bürgerrecht erhalten haben sollten; es hat diese Erwägung jedoch natürlich eben so wenig Beweiskraft, als das Stillschweigen der *lex Salpensana* über die Erlangung des Bürgerrechtes durch den Decurionat, da ja die hauptsächlichsten Bestimmungen über den Gemeinderath nicht erhalten sind; geradezu entscheidend für diese Frage ist aber die Vorschrift der *lex Salp.* (rubr. 25): dass der *praefectus*, der von dem abwesenden *Duovir* als Stellvertreter zurückgelassen wird, nicht das römische Bürgerrecht erlangen solle, während es doch am Anfange des Paragraphen ausdrücklich heisst: *praefectum municipi non minorem quam annorum XXXV ex decurionibus conscriptisque relinquere volet*. Es kann daher kein Zweifel sein, dass durch den Decurionat das Bürgerrecht in Salpensa nicht erworben wurde, dass demnach Salpensa und ohne Zweifel ganz Spanien nur das *Latium minus* von Vespasian erhielt. Ja man darf wohl weitergehen und annehmen, dass, da Plinius ganz allgemein von *Latium* spricht, dieses die gewöhnliche Form der Latinität gewesen oder vielleicht sogar das *Latium maius* überhaupt erst eine Erfindung der Kaiserzeit ist, die nicht lange vor Gaius ge-



macht und nur selten zur Anwendung gekommen ist.

In engem Zusammenhange mit der Ertheilung der Latinität an Spanien steht eine interessante Inschrift, deren Bedeutung der Herausgeber nicht gewürdigt zu haben scheint. Sie ist gefunden in Porcuna, dem alten Municipium Pontificiense Obulco und durch alte Abschriften überliefert; das Original selbst ist verloren, doch existirt eine moderne Nachbildung, die Hübner an Ort und Stelle copiert hat; die Inschrift (n. 2126) lautet:

C. Cornelius. C. f. || C. n. Gal. Caeso. aed ||  
flamen. II vir. mu || nicipi. Pontifici || C. Cornel.  
Caeso || f. sacerdos || geni. municipi || scrofam.  
cum || porcis. trigin || ta. impensa. ipso || rum.  
d. d || pontifex....

Die letzte Zeile fehlt in einigen Abschriften und in der modernen Copie, wahrscheinlich ist mit Mommsen zu lesen d(ecreto) d(ecurionum) Pontif (icensium). Dass man nun in dieser *scrofa cum porcis triginta* eine Nachbildung der bekannten in Lavinium öffentlich aufgestellten ehernen Gruppe (Varro r. r. III, 4, 18) zu erkennen habe, bedarf wohl keiner weiteren Bemerkung; es erhält aber diese Dedication eine historische Bedeutung durch den Umstand, dass die Aufstellung der Gruppe gerade in einer spanischen Stadt erfolgt. Erinuert man sich nämlich, dass diese Darstellung schon in früher Zeit als »Symbol des latinischen Bundes und der dreissig zu ihm gehörenden Städte« (Rubino Vorgeschichte Italiens S. 253 vgl. Schwegler R. G. I S. 322 ff.) galt, so darf man als unzweifelhaft annehmen, dass hier eine directe Beziehung zu dem von Vespasian verliehenen ius Latii vorliegt und diese Dedication zur

dankbaren Erinnerung an dieselbe, wahrscheinlich nicht lange nach der Ertheilung des Rechtes auf Beschluss des Gemeinderathes von zwei Priestern des Municipis vollzogen worden ist. Man sieht, das *ius Latii* galt, theoretisch wenigstens, noch immer als ein *foedus* mit dem römischen Volke, als Fortsetzung des alten latinischen Bundes der 30 Städte, wenn es auch thatsächlich nur das beschränkte Recht der 12 jüngsten latinischen Colonieen oder das sog. Recht von Ariminum und die Bedeutung desselben im Laufe der Jahrhunderte durch die gänzlich veränderte Machtstellung von Rom eine vollständig andere geworden war: denn es handelte sich nicht mehr um ein Bündniss, dass man mit einem freien, unabhängigen Staate abschloss, sondern um ein Privileg, das einer unterworfenen Provinz ertheilt ward. Die Sonderstellung freilich, die Rom noch am Ende der Republik gegenüber den Provinzen eingenommen hatte, musste es, je mehr sich das römische Weltreich entwickelte und consolidirte, je mehr die römische Cultur in den fremden Ländern heimisch wurde, allmählich aufgeben; an Stelle des specifisch-römischen Wesens musste nothgedrungen eine kosmopolitische Tendenz treten, die freilich wesentlich dazu beigetragen hat, den Zersetzungsprocess des Römerreiches zu beschleunigen. Es war nur der erste Schritt, dass man nach dem Aussterben der Julisch-Claudischen Dynastie und dem kurzen Interregnum der drei Kaiser nicht in Rom, sondern in Italien den neuen Herrscher suchen musste; wenige Decennien später und man sah sich genöthigt, über die Gränzen Italiens hinauszugehen und aus den Provinzen die Männer zu wählen, die im Stande waren, das römische Reich zu regieren. Es war Spanien

beschieden, Rom den ersten Provinzialkaiser zu geben, den grössten zugleich, der seit Augustus oder richtiger seit Julius Cäsar die Welt beherrscht hat: M. Ulpius Traianus, ein Spanier von Geburt, wenn auch wahrscheinlich, wie sein Nachfolger, italischen Ursprunges. Die in Spanien gefundenen Denkmäler, die sich auf Trajan beziehen, sind im Ganzen geringer, als man erwarten sollte; es zeugen allerdings die Meilensteine von dem Interesse, das dieser eminent praktische Kaiser der Erhaltung der Wege in seinem Heimathlande zugewandt hat, aber nur wenige an ihn gerichtete Dedicationsinschriften sind uns überliefert und von seinen Bildnissen ist nur ein sicheres, sehr schlechtes Exemplar in Spanien nachgewiesen (Hübner, antike Bildwerke n. 205; n. 737 in der Sammlung Despuig stammt wahrscheinlich aus Italien). Es wird diese auffällige Erscheinung vielleicht darin ihren Grund haben, dass Trajan als Kaiser sich niemals in Spanien aufgehalten hat; populärer mag sein Landsmann und Nachfolger Hadrian dort gewesen sein, der auf seinen grossen Reisen einen ganzen Winter in Tarraco zubrachte; wenigstens sind von ihm fünf sichere Darstellungen in Spanien durch Hübner (a. O. pag. 290. 340 n. 206. 845. 904; n. 709 im Museum Despuig) verzeichnet worden. Es sind diese Statuen und Büsten sämmtlich aus Marmor; ungleich zahlreicher jedoch müssen die Erzbilder dieses Kaisers gewesen sein, wenn man einer in Tarraco gefundenen Inschrift Glauben schenken soll (n. 4230), die an einen Cn. Numisius Modestus gerichtet ist: *electo a concilio provinc(iae) ad statuas aurandas Divi Hadriani*; aber es wird aus sachlichen, wie aus sprachlichen Gründen — denn *aurare* kommt bekanntlich mit Aus-

nahme des Partic. perf. pass. äusserst selten vor — gestattet sein, an diesem »von dem Provinziallandtage erwählten Statuenvergolder« Zweifel zu hegen und die Aenderung von A/RANDAS in CVRANDAS um so weniger Bedenken erregen, als der Stein selbst nicht mehr erhalten und nur in einer einzigen alten Abschrift überliefert ist.

Ueber die Schicksale Spaniens in den folgenden Jahrhunderten sind wir nur wenig unterrichtet; die lakonische Notiz des Capitolinus im Leben des Marc Aurel (c. 21): cum Mauri Hispanias prope omnes vastarent, res per legatos bene gestae sunt, erhält eine interessante Bestätigung durch zwei Inschriften (n. 1120 und 2015), welche die Verdienste eines Procurators C. Vallius Maximianus um Unterdrückung dieser Feinde feiern. Die Eintheilung des Landes blieb seit dem Anfange der Kaiserzeit unverändert bis auf Caracalla, der von Hispania citerior den gebirgigen Landstrich abzweigte, welcher schon mindestens seit Trajan unter dem Namen Asturia et Gallaecia einen eigenen Verwaltungsbezirk gebildet hatte. Nur einer vor nicht langer Zeit gefundenen Inschrift (n. 2661) aus dem J. 216/7 verdanken wir die Kenntniss dieser Einrichtung und den Namen der neuen Provinz, wie ihres ersten Statthalters: C. Jul(ius) Cerealis co(n)s(ularis) leg (atus) Aug(usti) pr(o) pr(aetore) pr(ovinciae) H(ispaniae) n(ovae?) c(iterioris?) Anton[i]niana post divission(em) provinc(iae) primus ab eo m[issus]. Nach jener Zeit werden die inschriftlichen Denkmäler in Spanien, wie im ganzen römischen Reiche immer seltener, wenn auch selbst noch aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts eine Reihe von Meilensteinen erhalten sind. Die spätere Ge-

schichte des Landes gehört nicht mehr dem Alterthum, sondern dem Mittelalter an; Vandalen, Sueven und Alanen verdrängen die Römer fast gänzlich aus Spanien, um bald wieder den Westgothen, die hier eine dauernde Herrschaft begründen, das Feld zu räumen. Noch bis in die ersten Jahrhunderte dieser Zeit begleiten uns die im Corpus inscriptionum publicierten spärlichen Inschriften, erst das Jahr 600 bildet die diesem Werke gesteckte Zeitgränze; es steht zu hoffen, dass Hübner auch die späteren christlichen Denkmäler, von denen er einige interessante Proben schon mitgetheilt hat,\*) in einer gesonderten Sammlung veröffentlichen wird.

Wir kehren zu der älteren Zeit zurück, um nach dieser kurzen Uebersicht über die äusseren Schicksale der iberischen Halbinsel einen Blick auf die innere Entwicklung des Landes

\*) In der neuerdings im Hermes (IV S. 285) von ihm edirten Inschrift aus dem J. 642, der Grabschrift eines sonst unbekannten Oppila, heisst es v. 4—5: *iacula vehi pr(a)ecipitur predoq(ue) Bacceis destinatur. In procinctu[m] belli necatur —, opitulatione sodalium desolata[r].* Hübner entscheidet sich dafür, in *pr(a)edo* »die Bezeichnung irgend einer militärischen Führerschaft zu vermuthen,« obgleich er selbst zugiebt, dass ein Beleg für eine solche Bedeutung nicht existirt; doch schliesst er auch die Erklärung von *praedo* in dem gewöhnlichen Sinne nicht vollständig aus. Letzteres ist in der ehrenvollen Grabschrift eines im Kampfe gefallenen Kriegers ganz undenkbar, ersteres aus sprachlichen Gründen zurückzuweisen; auch der Vorschlag von Mommsen: *pr(a)edioq(ue)* zu schreiben, befriedigt nicht. Durchaus unbedenklich und dem Zusammenhange entsprechend scheint mir dagegen die Aenderung von *pr(a)edoq(ue)* in *praedioq(ue)*, wozu das Folgende: *in procinctu belli necatur etc.* vortrefflich passt. Die Verwechslung von LI mit D ist sehr leicht und selbst bei einer sonst sorgfältigen Copie (Hübner hat die Inschrift nicht selbst gesehen) wohl anzunehmen.

zu werfen, auf die politischen und religiösen Institutionen der spanischen Städte, deren Kenntniss wir fast ausschliesslich den dort gefundenen Inschriften verdanken. — Von einer Centralisation, wie sie in modernen Staaten hervortritt, findet sich im römischen Reiche keine Spur; es ward der individuellen municipalen Entwicklung ein weiter Spielraum gelassen und eine Toleranz auf politischem, wie religiösem Gebiete geübt, die ein glänzendes Zeugniss für die hervorragende Befähigung der Römer zur Colonisation ablegt. Die Provinz wurde von den kaiserlichen und senatorischen Statthaltern regiert, die in den Hauptstädten, in Tarraco, Corduba und Emerita mit ihren Bureaux ihren Sitz hatten; die communalen Angelegenheiten aber lagen vollständig in den Händen heimischer Beamter, die von ihren Mitbürgern ohne Bestätigung der Regierung gewählt und in ihrer Amtsführung von den römischen Behörden wohl controlirt, aber sicherlich nur in den seltensten Fällen beschränkt wurden. Es gilt dies freilich nur von den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, der Blüthezeit des Kaiserreiches; von dem im dritten Jahrhunderte hereinbrechenden furchtbar raschen Verfall wurden nicht am wenigsten die Städte in den Provinzen ergriffen und es bedurfte nur einer kurzen Zeit, um ihren Wohlstand, wie ihre communale Selbständigkeit vollständig zu vernichten.

War es durch diese Decentralisation den einzelnen Gemeinden ermöglicht, sich vollständig frei zu entwickeln, so gab es doch ein Band hauptsächlich, das die Städte der ganzen Provinz vereinigte und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aufrecht erhielt: das concii-

lium provinciae, eine Art von Provinziallandtag, der, wenn auch vorwiegend zu religiösen Feierlichkeiten bestimmt, die sich ausschliesslich auf den Kaiserkultus bezogen, doch auch eine gewisse politische Bedeutung hatte, da hier manche Angelegenheiten, welche die ganze Provinz gemeinsam interessirten, zur Verhandlung gelangten. Auch die spanischen Inschriften haben solche Concilia aufzuweisen: das eine in Hispania citerior, das seinen Sitz in Tarraco hatte, das andere in Baetica, das unzweifelhaft in Corduba tagte. Für Lusitania finden wir dagegen keine Erwähnung eines Landtages; trotzdem kann man mit Sicherheit behaupten, dass auch in dieser Provinz ein solcher vorhanden gewesen ist; dafür spricht vor Allem die Existenz von Kaiserpriestern der ganzen Provinz, der *flamines provinciae Lusitaniae*; es spricht ferner dafür, dass das *concilium* in Corduba niemals als *concilium provinciae Hispaniae ulterioris*, sondern stets als *concilium provinciae Baeticae* bezeichnet wird, wie denn auch sämtliche Inschriften, die desselben Erwähnung thun, in der eigentlichen Baetica gefunden sind. Es ist das ein wesentlicher Unterschied von Gallien, dessen Landtag und religiöser Centralpunkt bei der *ara Romae et Augusti* bei Lyon den *tres provinciae Galliae* gemeinsam war; es ist der Grund für diese Scheidung wohl zum Theil darin zu suchen, dass Baetica eine senatorische, Lusitania eine kaiserliche Provinz war. Dagegen scheint die von Caracalla neu geschaffene Provinz keinen eigenen Landtag gehabt zu haben, wie auch keine Provinzialpriester sich für dieselbe nachweisen lassen; sie bildete eben nur einen hauptsächlich aus militärischen Rücksichten abgetrennten Bezirk, und Tarraco wird auch



im dritten Jahrhundert vermöge der hervorragenden Stellung, die es nachweislich eingenommen hat (vgl. Hübner Tarraco und seine Denkmäler im Hermes I S. 77—127), immer noch als Centralpunkt von ganz Hispania citerior betrachtet worden sein. — Es liegt in der Natur der Sache, dass die Competenz dieses spanischen Landtages nicht sehr gross gewesen sein kann, dass es auch hier, wie in den übrigen Provinzen, wesentlich auf eine glänzende Repräsentation des Landes ankam, das in Opfern und Spielen seine Loyalität gegen den Kaiser und das kaiserliche Haus zu manifestiren hatte. Die Priester und Priesterinnen, die dabei fungirten, wurden hier gewählt und ihren Vorgängern, wie anderen um die Provinz verdienten Männern Ehreninschriften oder Statuen decretirt; bei ausserordentlichen Gelegenheiten wurden von hier aus Deputationen an den Kaiser abgesandt, um für wichtige Dinge an höchster Stelle mit Uebergehung der regulären Behörde zu petitioniren, wobei sich zuweilen sogar das ganze Concil betheiligt zu haben scheint (n. 4055). Die eigentlich städtischen Angelegenheiten lagen dagegen unzweifelhaft ausserhalb des Geschäftskreises dieses Landtages; sie blieben den einzelnen Gemeinden und ihren Beamten überlassen, die in keiner Weise von dem Provinzialconcil abhängig gewesen zu sein scheinen. Wir kennen jetzt, Dank den lokal geordneten Inschriftensammlungen, die Verfassung dieser Landstädte ziemlich genau, in mancher Hinsicht weit genauer, als die des ganzen römischen Reiches; überall, in Italien, Afrika, Britannien und den übrigen Provinzen kehrt mit geringen Variationen dasselbe Grundscheema wieder: an der Spitze zwei Männer zur Ausübung der Rechts-

pflege, die alle 5 Jahre den Census abzuhalten haben; ihnen untergeordnet zwei Aedilen, hauptsächlich für die städtische Polizei und in vielen Städten zwei Quästoren für die Kassengeschäfte. Es sind aber diese Magistrate nicht viel mehr als Executivbeamte; die Verwaltung liegt wesentlich in der Hand des Gemeinderathes, der Decurionen, ohne deren Beschluss oder Zustimmung nichts von Bedeutung geschieht, während das Volk politisch eine höchst untergeordnete Rolle spielt. Nur ein Recht hat dasselbe selbst dann noch behauptet, als es das Volk in Rom schon verloren hatte: die Wahl der Beamten; die Tafel von Malaca hat diese vielfach bestrittene Thatsache zur Evidenz erhoben. — Es sind dieses die Grundlagen der lateinischen Städteverfassung, von der wir erst seit der Aufindung der Stadtrechte von Salpensa und Malaca eine klare Anschauung gewonnen haben, die nur in Einzelheiten durch die übrigen spanischen Inschriften eine Erweiterung erhält. Von grösserer Bedeutung sind dagegen die leider sehr seltenen Monumente, die einen Einblick in die Verfassung der Landstädte vor Ertheilung des lateinischen Rechtes verstatten; wie einst in zahlreichen italischen Gemeinden Beamte mit ebenso stolzen Titeln, als in Rom, der Leitung der städtischen Angelegenheiten vorstanden: Prätores, Dictatoren, ja sogar, wenn auch Hübner dieses ganz sichere Factum merkwürdiger Weise in Abrede stellt (S. 202 zu n. 1475: *consulum municipalium qui nulli fuerunt*) in Benevent zur Zeit des zweiten punischen Krieges: Consuln, so finden wir in dem oppidum Bocchoritanum auf der grösseren der Balearischen Inseln, das nach Plinius Angabe mit Rom föderirt war, zwei Prätores im J. 759 (n. 3695)

als die höchsten Beamten genannt. Bescheidener ist der Titel der X viri in Cartima in einer Inschrift aus dem J. 53/4 (n. 1953) und ihres Vorstehers des X vir maximus, dessen Kenntniss wir einer kürzlich in Ostippo gefundenen Inschrift (n. 5048) aus der Zeit des Tiberius verdanken. Man darf, da diese Denkmäler an verschiedenen Orten aufgetaucht sind, als sehr wahrscheinlich mit Hübner (zu n. 1953) annehmen, dass dieses Zehnmännercolleg die reguläre Behörde in den spanischen Städten vor der Annahme des latinischen Rechtes gebildet habe; es gehört dies sicherlich zu den wenigen Ueberresten nationaler Institutionen, die in den Inschriften noch erhalten sind, wenn auch ähnliche Collegien von 8, ja selbst von 10 Männern sich ebenfalls in einigen italischen Gemeinden nachweisen lassen.

Es sind diese Inschriften aber auch die einzigen Documente, die in Spanien von jener früheren Gemeindeverfassung Kunde geben; an ihre Stelle treten nach Vespasian allgemein die II viri oder III viri und die Aedilen, die übrigens in Saguntum eine ganz eigenthümliche Stellung eingenommen zu haben scheinen (vgl. die Anm. Mommsen's zu n. 3853); Quästoren kommen, wie auch in den anderen Provinzen, ungleich seltener vor. Wir haben die Bedingungen für die Wahlfähigkeit zu diesen Aemtern aus der Tafel von Malaca kennen gelernt; es waren hauptsächlich: freie Geburt, Unbescholtenheit und ein Alter von 25 Jahren. Es ist die erste Vorschrift, so weit man nach den erhaltenen Inschriften urtheilen kann, in Spanien niemals verletzt worden, wie überhaupt Ausnahmen von dieser Regel äusserst selten sind,\*) denn noch

\*) Eine solche Ausnahme findet sich in einer zu

in den späten Zeiten des römischen Reiches, als die politische Freiheit schon lange geschwunden war, ist die freie Geburt der Stolz des Bürgers in Rom und den Provinzen geblieben; selbst die glänzende Rolle, welche die Freigelassenen am kaiserlichen Hofe spielten, die Macht und die kolossalen Reichthümer, die sie in Händen hatten, vermochten nicht, den Makel der Geburt zu verwischen; es stand ihnen, wenigstens im ersten Jahrhundert des Kaiserreiches, allerdings der Weg offen, kaiserlicher Cabinetssecretär und Finanzminister zu werden: auf den Posten eines Polizeiverwalters oder Bürgermeisters in irgend einer kleinen Provinzialstadt durften sie nicht aspiriren. Auch in den spanischen Inschriften sind einige interessante Belege für diese Thatsache erhalten; in dem 54. Capitel der lex Malacitana, das von den wahlfähigen Candidaten handelt, kehrt zweimal hintereinander die Formel wieder: ex eo genere *ingenuorum* hominum, de quo h(ac) l(ege)cautum conprehensumque est; ausdrücklich rühmt in einer Inschrift (n. 1944) ein Freigelassener von sich, er sei: omnibus honoribus quos libertini gerere potuerunt honoratus und von zwei anderen desselben Standes heisst es (n. 2023): ordo Singiliensium honores quos cuique plurimos libertino decrevit und (n. 2026): huic ordo Singiliensium . . . quantum cui plurimum libertino decrevit. Trotzdem wäre die Annahme durchaus verkehrt, dass die Stel-

Curubis in Afrika gefundenen Inschrift (Guérin voyage en Tunisie n. 452) aus der Zeit des Cäsar, in der ein L. Pomponius L. l. Malc(hio) duovir genannt wird; es ist dabei nicht zu übersehen, dass diese Inschrift vor die Zeit der lex Visellia (777 = 24) fällt, die ausdrücklich gegen Anmaassung der Rechte der ingenui seitens der Freigelassenen gerichtet war.

lung der Freigelassenen in den Landstädten schlechter gewesen sei, als in Rom; auch dort waren sie häufig genug die reichsten Leute des Ortes und dass sie es verstanden, materiell wenigstens ihr Leben zu geniessen, wird wohl Niemand nach der köstlichen, gewiss nicht gar zu karrikirten Schilderung, die wir Petron's Meisterhand verdanken, bezweifeln wollen. Sie fanden Entschädigung für die ihnen verschlossenen Gemeindeämter in der Bekleidung der Augustalität, dieses merkwürdigen, von den Schriftstellern, ausser Petron, nie erwähnten Institutes, dessen Wesen aber durch hunderte von Inschriften uns wohl bekannt geworden; hier konnten sie ihren loyalen Gefühlen gegen den regierenden Kaiser Ausdruck geben und wenn sie sich durch reiche Gastmähler und glänzende Spiele die Liebe und die Achtung ihrer Mitbürger erworben hatten, wenigstens die äusseren Abzeichen, die ornamenta der Decurionen, der Aedilen, ja selbst der Duovirn erlangen, von denen die ihnen auch in Spanien zuweilen verliehenen aedilicii honores oder das aedilicium ius (vgl. Mommsen zu n. 4061) nur wenig verschieden gewesen sein dürfte.

Weniger streng, als in Bezug auf die Ingenuität, hat man sich in späterer Zeit in Rom, wie in den Provinzen an die Altersvorschriften gehalten; auch in Spanien weist eine Inschrift (n. 4527) einen Aedilen: C. Julius Silvanus in Barcino nach, der im Alter von 18 Jahren und 4 Monaten gestorben ist. Es ist dies Beispiel um so auffallender, als Silvanus keineswegs einer vornehmen Familie angehörte, sondern vielmehr sein Vater, wie man aus seinem Namen Publicius schliessen darf, ein Freigelassener der Kolonie Barcino war; der zu höheren Ehren bestimmte Sohn hatte freilich

diesen zu deutlich an seinen niederen Ursprung erinnernden Namen abgelegt und sich statt dessen Julius benannt, unzweifelhaft nach der colonia Faventia Julia Augusta Pia Barcino.

Die Bestimmungen über die Berechtigung der *Incolae* zur Bekleidung von Ehrenämtern sind leider nicht in der lex Malacitana erhalten (vgl. Mommsen Stadtrechte S. 415); es ist dies eine bis jetzt noch offene Frage, die z. B. Zumpt (Studia R. S. 284) im Allgemeinen verneint, während sie Kuhn (Verfassung des R. Reiches I S. 10) wenigstens für die spätere Zeit\*) entschieden bejaht. Es ist hier nicht der Ort, diese schwierige Frage eingehend zu erörtern; aber bemerken will ich, dass, wie aus zahlreichen spanischen Inschriften (vgl. n. 3423 – 24. 4244. 4249. 4262. 4263. 4277. 4514) hervorgeht, die *Incolae* wenigstens in den Städten: Carthago nova, Barcino und Tarraco, bevor sie zu Ehrenämtern gewählt wurden, ausdrücklich durch *adlectio* in die Bürgerschaft aufgenommen worden sind, sei es durch kaiserliches Privileg (n. 4249. 4277), oder durch die Decurionen;

\*) Es auch für die frühere Zeit zu thun, hinderten ihn die Worte des Agennius Urbicus (Gromatici p. 84 Lachmann: *sed haec quaedam coloniae aut beneficio conditorum perceperunt, ut Tudertini, aut postea aput principes egerunt, ut Fanestres, ut incolae, etiam si essent alienigenae, qui intra territorium colerent, omniibus honoribus fungi in colonia deberent.* So lauten diese Worte bei Kuhn, während im Texte nach der Ueberlieferung nicht *honoribus*, sondern *honeribus* steht, was natürlich nichts anderes als *oneribus* ist mit der in den Handschriften häufigen fehlerhaften Aspiration; auch passt nur *oneribus*, nicht *honoribus* zum Vorhergehenden, wie zu dem folgenden *deberent*; Verbindungen wie *oneribus et honoribus* oder *honoribus et oneribus functus* z. B. bei Orelli 3716. 3765. 3940 u. a. m.

denn auch dieser Act, ganz ebenso wie die Patronatsverleihung, ging wenigstens in der Kaiserzeit nicht vom Volke, sondern von dem Gemeinderathe aus (vgl. C. J. L. II, 2026; Orelli 3711: colon(us) adlect(us) d. d. Florent(inorum), der daher Fremde auch ohne vorangehende Aufnahme in die Bürgerschaft sofort zu Decurionen adlegiren konnte, wie zahlreiche Inschriften (vgl. z. B. Orelli 3725: adlecto in curiam Lugudunensium nomine incolatus u. C. J. L. II n. 1055: ex incolatu decurioni) und der von Plinius (epp. X, 114) berichtete Fall beweist, wo sogar missbräuchlich (vgl. Traian's Entscheidung 115: quamvis contra legem adsciti) in Bithynien derartige Aufnahmen in die Curie von solchen Fremden stattgefunden hatten, die nach der lex Pompeia überhaupt nicht als Bürger der betreffenden Stadt hätten angehören dürfen. Dass eine solche adlectio in allen Städten nothwendig gewesen sei, um die Incolae zu vollberechtigten Bürgern zu machen, lässt sich allerdings nicht beweisen, scheint mir aber sehr wahrscheinlich; nach der bekannten Definition im Cod. Justin. X, 39, 7: cives quidem origo, manumissio, allectio vel adoptio, incolas vero, sicut et Divus Hadrianus edicto suo manifestissime declaravit, domicilium facit, hören sie damit freilich auf, Incolae zu sein und treten als cives adlecti neben die cives originarii, während im Allgemeinen die incolae einen entschiedenen Gegensatz zu den cives, municipes und coloni bilden. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie im gewöhnlichen Sprachgebrauche auch nach der adlectio als incolae bezeichnet wurden und vielleicht darf man hierauf eine Inschrift aus Singilia Barba in Baetica (n. 2025) beziehen, in der es heisst: C. Mummio C. f. Quir. Hispano pont(ifici). cives et incolae M. M.

Flavii Lib. Sing., d. h. incolae m(unicipes) m(unicipii) Flavii Lib(eri) Sing(iliensis), wo unter den incolae municipes eben die incolae adlecti zu verstehen sein dürften. Auch wird die Annahme gerechtfertigt erscheinen, dass es nur in diesem Falle einem Incola frei gestanden habe, sich als Bürger der Städte, in denen er domicilirt war, zu bezeichnen, und wenn es in zwei Inschriften desselben Mannes (n. 3423 und 24) heisst: L. Aemilius M. f. M. nep. Quir. Rectus domo Roma qui et Carthaginiensis et Sicelitan(us) et Assotan(us) et Lacedaemon(ius) et Argivus et Bastetanus scrib(a) quaestorius scrib(a) aedilicius *civis adlectus*, so wird man diese adlectio wahrscheinlich nicht allein auf Carthago nova, wo die Inschrift gefunden ist, sondern auf alle die genannten Städte beziehen müssen. Dagegen war das Niederlassungsrecht sicher Jedem unverwehrt (vgl. Digg. 50, 1, 31: nihil est impedimento, quominus quis, ubi velit, habeat domicilium quod ei interdictum non sit) und nicht von einem besonderen Beschluss der Decurionen abhängig, wie man nach dem von Hübner (Ind. p. 753: Obulco vgl. p. 772) angeführten *incola ex decreto decurionum municipum municipii Pontif(iciensis)* glauben könnte; man wird daher diese Worte nicht mit incola, sondern mit dem Folgenden: d(e) s(uo) p(osuit) zu verbinden haben.

Nicht minder reichlich als für die politischen Institutionen fliessen die Quellen für die Erkenntniss der religiösen Einrichtungen der Provinz; ich darf mich dafür um so mehr auf einige Andeutungen beschränken, als Hübner dieselben, wenigstens für Tarraco, zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht hat (Hermes I S. 111—120. C. I. L. II p. 540 ff.) und eine Darstellung der



Municipalpriesterthümer, mit besonderer Rücksicht auf Africa, von mir an einem anderen Orte (Annali d. J. 1866 S. 28—77) versucht worden ist.

In erster Linie steht in Spanien, wie in den römischen Provinzen überhaupt, der Kaisercult, diese merkwürdige politisch-religiöse Institution, die, entstanden im Oriente, durch Vermittelung der Griechen im römischen Reiche eingebürgert ward und aus bescheidenen Anfängen schon unter der Julisch-Claudischen Dynastie sich in unglaublich rascher Weise ausbreitete und entwickelte. Es wird Spanien, übrigens wohl kaum mit Recht, der zweifelhafte Ruhm beigelegt (Tacit. A I, 78), durch Errichtung eines Tempels in Tarraco zu Ehren des Divus Augustus im J. 768 den übrigen Provinzen ein bald überall nachgeahmtes Beispiel gegeben zu haben; noch heute sind Ueberreste von diesem Tempel erhalten, seine Darstellung findet sich auf Münzen aus der Zeit des Tiberius. Von dem religiösen Leben, das sich um diesen Tempel als Centralpunkt für ganz Hispania citerior gruppirte, geben zahlreiche Inschriften ein anschauliches Bild; hier fungirten die Priester und Priesterinnen der lebenden und der apotheosirten Kaiser, deren Cult nach der ausdrücklichen Anordnung des Augustus mit dem der Göttin Roma vereinigt war: es galt die Wahl zu diesem Priesterthum als die höchste Ehre, die der Provinziallandtag seinen Mitbürgern erzeigen konnte und dem entsprechend weist die Liste der uns überlieferten Provinzialpriester nur die Namen der vornehmsten und angesehensten Männer auf. Ungleich weniger sind wir über die entsprechenden Einrichtungen in Baetica und Lusitania unterrichtet, deren Priester in Corduba und Emerita ihren Sitz hatten; es zeigt sich

auch nach dieser Seite hin, dass Tarraco an Grösse und Bedeutung von keiner spanischen Stadt auch nur annähernd erreicht worden ist.

Es konnte aber dieser Provinzialcult, so glänzend er auch auftrat, bei Weitem nicht den loyalen und religiösen Gefühlen der Spanier Genüge thun; wir finden nicht allein in den verschiedenen Gerichtsbezirken (*conventus*), in die das Land zerfiel, besondere *sacerdotes Romae et Augusti* angestellt, sondern in allen grossen und kleinen Gemeinden sehen wir die religiösen Institutionen in hohem Maasse entwickelt. Auch hier spielen die Hauptrolle die Kaiserpriester: die *flamines* und *flaminicae* oder allgemeiner auch *sacerdotes* genannt, entsprechend den für die ganze Provinz zu gleichem Zwecke angestellten Priestern; die Männer in der Regel, wenn auch nicht ausnahmslos, für den Cult der Augusti, der Divi und der Dea Roma verwandt, die Frauen als Priesterinnen der Divae und der domus Augusta: es ist beachtenswerth, dass in Spanien, so weit man nach den Inschriften urtheilen kann, die regierenden Kaiserinnen keine eigenen Priester gehabt haben, mit Ausnahme der Kaiserinmutter Julia unter der Regierung des Tiber, die bekanntlich nach dem Tode des Augustus eine ganz exceptionelle Stellung eingenommen hat. — In hohem Maasse aber muss es befremden, diese Kaiserpriester nicht selten als *pontifices* bezeichnet zu finden; es widerspricht diese Benennung durchaus den religiösen Anschauungen in Rom, wo bis auf Aurelian *pontifices* niemals als Priester einzelner Götter erscheinen. Auch aus anderen Provinzen ist mir kein analoges Beispiel bekannt; in Spanien treten sie unter verschiedenen Titeln auf, als *pontifices Augusti, divi Augusti, Augu-*

*storum, domus Augustae, Caesaris und Caesarum*, die letzteren nur der frühen Kaiserzeit angehörig und wie die Dedicationen an Germanicus und Drusus (2039 – 40) beweisen, nicht als Priester der Kaiser, sondern als Priester der Caesares aufzufassen. Auch die übrigen Inschriften gehören schwerlich einer viel späteren Zeit an und ich bin sehr geneigt, an der richtigen Lesung von n. 2342 v. 4: *pontif. Augg.* Zweifel zu hegen, da im zweiten Jahrhundert schon allgemein *flamines* an Stelle der *pontifices* getreten zu sein scheinen. Wie man übrigens gerade in Spanien dazu gekommen, diese Priester *pontifices* zu nennen, ist um so weniger ersichtlich, als auch sonst *pontifices*, die offenbar nicht Kaiserpriester gewesen sind, in den spanischen Inschriften nicht selten erwähnt werden.

Nicht minder singulär ist der Titel eines *flamen coloniarum immunium provinciae Baeticae* (n. 1663), der in eigenthümlicher Weise für den engen Zusammenhang der politischen und religiösen Institutionen spricht: denn es ist darnach wohl unzweifelhaft, dass die Colonieen von Baetica, denen Immunität verliehen war, sich zu einem religiösen Verbande zusammengethan hatten, der sicherlich, wie bei den Provinzen und Conventus, auf dem Kaiserculte basirte, um auf diese Weise ihre Dankbarkeit für das ihnen verliehene Privileg an den Tag zu legen; auch die Stadt Tucci, in der diese Inschrift gefunden ist, wird ausdrücklich von Plinius unter den *coloniae immunes* aufgeführt. Es ist dieser Titel nur aus der einen angeführten Inschrift bekannt und diese Vereinigung daher vielleicht auf Baetica beschränkt gewesen; vergleichen lässt sich aber damit der *flamen coloniarum* und der *augustalis coloniarum* in zwei

dacischen Inschriften (C. I. L. III, 1482 und 1069), die auf eine ähnliche Vereinigung der dacischen Colonieen überhaupt behufs desselben Zweckes deuten.

Gegen diesen in höchstem Maasse ausgebildeten Kaisercult tritt, wie gesagt, die Verehrung der Götter in auffallender Weise zurück: die Zahl der Götterpriester ist im Vergleiche mit den Kaiserpriestern verschwindend klein. Aber wenn man auch officiell die alten Götter vernachlässigte, so zeugen doch die sehr zahlreichen Dedicationen von dem religiösen Sinne, der im Volke noch lebendig war, und es ist natürlich genug, dass neben den neu importirten römischen Gottheiten auch vielfach Namen begegnen, die unzweideutig den einheimischen iberischen Ursprung verrathen. Es lässt sich bekanntlich die Erscheinung durchgehends in den römischen Provinzen nachweisen, dass man die römischen Götter mit den identischen oder ähnlichen fremden Gottheiten durch Verschmelzung der Namen zu amalgamiren strebte; es war sicherlich nicht sehr schwierig, Aehnlichkeiten herauszufinden, wenn man sie suchte, und man gab sich gern mit diesen zufrieden, ohne die Unterschiede zu betonen: es war dies der beste Weg, um die Nationalreligion, diesen starken Damm gegen fremde Einflüsse, unvermerkt zu untergraben. Auch in Spanien finden sich davon Spuren; aber es ist sehr bemerkenswerth und gestattet wohl einen Rückschluss auf die Beschaffenheit der alt-iberischen Religion, dass nur Juppiter und Proserpina mit iberischen Beinamen erscheinen; die Nymphae Caparenses und Varcilenae gehören natürlich nicht hierhin, da sie ihren Beinamen unzweifelhaft einem Flusse oder einem Bache entnommen haben und

das Nämliche gilt von den Lares, deren verschiedene Benennungen wohl nur die Personen oder Gemeinschaften, die unter ihrem Schutze stehen, bezeichnen sollen; dagegen erscheint selbst Mars, der regelmässig bei barbarischen Nationen eine ihm entsprechende Gottheit wiederzufinden pflegt, niemals mit einem iberischen Beinamen. Stark vertreten ist der Cult der Genii, besonders als Beschützer der Städte und der Gemeinden, ein Cult, der sicherlich nicht allein durch römischen Einfluss, sondern in Folge ähnlicher religiöser Anschauungen im Lande selbst eine so grosse Verbreitung gefunden hat.

Dass für alle die Gottheiten, die wir aus den Inschriften kennen lernen, eigene Tempel und Priester in Spanien existirt haben sollten, ist keineswegs anzunehmen, auch spricht dagegen die geringe Zahl der inschriftlich überlieferten Götterpriester; im Allgemeinen werden die nöthigen Cultushandlungen in den Municipien und Colonieen von den dort angestellten *pontifices* vollzogen worden sein, die zuweilen ausdrücklich als *pontifices sacrorum* (n. 1534) oder *sacrorum publicorum municipalium* (n. 5120) bezeichnet werden; Beachtung verdient, dass auch für die *Curiae*, in die in Spanien, wie in einigen Städten Italiens und in Afrika das Volk getheilt war (Mommsen Stadtrechte S. 409 f.), besondere *sacra* (n. 1346) sich erwähnt finden. Man darf aber wohl annehmen, dass dieser officielle Cult eine wesentliche Ergänzung gefunden habe in der freiwilligen Mitwirkung der aus dem Volke zusammengetretenen Collegien, die, wenn auch zu dem Zwecke gebildet, ihren Mitgliedern gegen einen bestimmten Beitrag eine kostenfreie Bestattung zu sichern, doch daneben sich an

den Feierlichkeiten, die zu Ehren ihrer Schutzgöttheit stattfanden, unzweifelhaft betheiligt haben werden. Auch in Spanien sind solche Collegia in der Kaiserzeit nicht selten gewesen; es bieten dieselben im Ganzen wenig Eigenthümliches, ausgenommen etwa die *collegia kalendarium et iduarium duo* zu Aeso (n. 4468), die nach Mommsen's sicher richtiger Erklärung ihren Namen nach den festen Tagen ihrer Versammlungen führen, die regelmässig einmal im Monate abgehalten werden durften (vgl. Henzen 6086: *neque sub specie eius collegi(i) nisi semel in mense c[oeant]*. Mommsen de collegiis p. 88).

Eine vollständig andere Bewandniss hat es mit einer Genossenschaft, die sich nur in einer spanischen Stadt, in Saguntum findet: ich meine das wohlbekannte Colleg der *Salii*; es ist dies das einzige Beispiel der Existenz derselben ausserhalb Italiens. Hübner (p. 512) lässt es zweifelhaft, ob ihre Einsetzung auf den älteren Scipio, den Wiederhersteller Sagunt's zurückzuführen sei, oder ob sie in den frühesten Zeiten dieser Stadt erfolgt sei, in denen nach einer unverdächtigen Ueberlieferung Ardeaten sich zu den dort angesiedelten Zacynthiern gesellten. Ich neige mich unbedingt zu letzterer Annahme, da in der Zeit des Scipio dieses echtlatinische Priesterthum schwerlich ausserhalb Italiens verpflanzt worden wäre; es steht zu vermuthen, dass diese *Salii* nicht als Priesterschaft zu Ehren des Mars, wie in Rom, sondern, wie in Tibur, zu Ehren des Hercules eingesetzt sind, dem eine von Silius (*Punica* I v. 273. 505) bewahrte Tradition die Gründung Sagunt's zuschreibt. Ob und in wie weit die Organisation dieses Collegs von dem römischen verschieden gewesen, ist nicht festzustellen; der Name *con-*

*lusores* (n. 3853) lässt auf identische Gebräuche schliessen; auch wird ein *Saliorum magister* in den Inschriften genannt, die übrigens sämmtlich der Kaiserzeit angehören.

Es gilt von den religiösen Einrichtungen der Provinzialstädte ganz dasselbe, was von den politischen schon bemerkt worden ist: ihre Blüthe fällt in die ersten beiden Jahrhunderte der Kaiserzeit, ihr jäher Verfall in das dritte. In jener Zeit vollzieht sich in erschreckend schneller Weise der Zersetzungsprocess des ungeheuren Weltreiches, das freilich den Todeskeim schon bei seiner Entstehung in sich trug; Verarmung und Verödung überall, in Italien und den Provinzen, das ist die Signatur der späteren Jahrhunderte, und wenn die Inschriften, die ein so reiches und erfreuliches Bild der städtischen Entwicklung in den beiden ersten Jahrhunderten bieten, plötzlich verstummen, so ist dieses Schweigen ungleich beredter, als die dürftigen Nachrichten, die wir den Scribenten aus der letzten Zeit des Alterthumes verdanken. —

Es mögen diese Bemerkungen genügen, um wenigstens nach gewissen Seiten hin die hohe Bedeutung der spanischen Inschriften für die Geschichte des Landes darzuthun; es kann natürlich nicht meine Absicht sein, hier das kolossale Material nach allen Richtungen hin auch nur annähernd zu erschöpfen. Für Philologie, Geschichte, Geographie und auch für Jurisprudenz — ich erinnere dafür vor Allem an das neuerdings gefundene *pactum fiduciae* (n. 5042), dem kürzlich Degenkolb (Zeitschr. f. Rechtsgesch. 1869 S. 117—179) eine eingehende Besprechung gewidmet hat — sind den künftigen Forschern durch die Sammlung dieser Monumente neue, reiche Quellen erschlossen und ein tiefer Einblick gewährt in die Sprache und Sitte des spa-

nischen Volkes in römischer Zeit. Für den Culturhistoriker werden vorzüglich die massenhaften Grabsteine, die in Form und Inhalt vielfach durchaus nationale Eigenthümlichkeiten bewahrt haben, ein nicht gewöhnliches Interesse bieten; für die Geschichte des Handels und der Kunstindustrie wird die reiche Sammlung der Aufschriften auf Lampen, Amphoren, Ziegeln, Bleiröhren u. a. m., für die Civil- und Militärverfassung des römischen Reiches werden besonders die grossen, öffentlichen Denkmäler unverächtliche Beiträge liefern. Es ist kein Zweifel, dass bei dem neubelebten Interesse für Epigraphik und römische Geschichte das hier gebotene Material bald verwerthet werden wird; es wäre sicherlich ein dankbares Unternehmen, auf Grund dieser authentischen Documente, unterstützt von den Nachrichten der Schriftsteller, mit Berücksichtigung der Münzen und der erhaltenen Kunstdenkmäler eine Geschichte Spaniens unter römischer Herrschaft zu entwerfen. —

Es sei mir gestattet, noch einige Bemerkungen über die Arbeit und das kritische Verfahren des Herausgebers hinzuzufügen. Die nothwendigste Grundlage einer rationellen Inschriften-sammlung: die Copieen der noch vorhandenen, erreichbaren Steine hat sich Hübner auf Reisen, die sich fast über die ganze spanische Halbinsel erstreckt haben, in den Jahren 1860—61 zu verschaffen gesucht; die grosse Zahl von bis dahin unedirten oder in unbekannten spanischen Localschriften verborgenen Inschriften, die Hübner dort gesammelt hat, sind von ihm in seinen ausführlichen Reiseberichten in den Monatsber. der Berl. Acad. d. Wissensch. 1860—61 und im Bullettino dell' Instituto 1860—61 veröffentlicht worden. Aber so beschwerlich diese Reisen auch in einem zum Theil nicht sehr ci-



vilisirten Lande gewesen sein mögen und so mühsam die treue Copie der oft sehr beschädigten Inschriften, so war dieses doch keineswegs der schwierigste Theil der nothwendigen Vorarbeiten; denn wie überall ist auch in Spanien eine grosse Menge der inschriftlichen Monumente in den letzten Jahrhunderten verloren oder zerstört worden und man ist für ihre Restitution angewiesen auf die früher angefertigten Abschriften, die theils handschriftlich, theils in einer Unzahl von Localpublicationen überliefert sind; wie mühsam die Ausbeute der letzteren gewesen sein muss, davon giebt der *index auctorum* p. XXVII—XXXVII einen ungefähren Begriff. Man kann das sichere Vertrauen zu dem Herausgeber hegen, dass er diese schon mit dem Ende des 15ten Jahrhunderts beginnenden literarischen Quellen, die in der Einleitung zu dem ganzen Werke, wie zu den einzelnen Kapiteln, einer eingehenden Besprechung unterzogen worden sind, in richtiger und erschöpfender Weise ausgenutzt hat; ein selbständiges Urtheil darüber zu fällen, dürfte nur derjenige im Stande sein, der dieselbe Arbeit von Anfang bis zu Ende noch einmal machen wollte. — Nicht minder bedeutend, als die Restitution der echten Inschriften, ist aber die endgültige Ausscheidung der falschen; die grosse Zahl derselben (beinahe 500 auf etwas über 5000 echte, also ungefähr dasselbe Verhältniss, wie bei den unteritalischen Inschriften) zeigt deutlich, wie sehr berechtigt das Misstrauen war, das man bis jetzt gegen spanische Inschriften gehegt hat. Auch hier ist ein falscher Localpatriotismus eines der hauptsächlichsten Motive, aus denen diese Fälschungen hervorgegangen sind; die grossen Namen, die in den echten Inschriften fast gänzlich fehlen, sind hier freigiebig

ausgestreut: die Scipionen, Viriathus, Sertorius, Pompeius, Cäsar, Cicero, Seneca und Lucanus, sie Alle treten uns hier entgegen, zuweilen in höchst naiver Weise, wie z. B. in dem von Cäsar für Cicero ausgestellten Sicherheitspass, (n. 394), der der Curiosität halber hier mitgetheilt werden mag:

M. T. Ciceronem ob eius eximiam virtutem et egregias animi sui dotes per universum orbem terrarum saluum esse iubeo. C. J. Caesar.

Aber leider tragen nicht alle diese Machwerke den Stempel ihrer Unechtheit so deutlich an der Stirne; es giebt nicht wenige Inschriften, die, ihrer Fassung und ihrem Inhalte nach ganz oder fast unverdächtig, nur auf Grund ihrer Ueberlieferung nicht benutzt und verworther werden können, denn leider ist man in der Epigraphik mehr als in jeder anderen Disciplin auf Treu und Glauben angewiesen. Gerade in der hier besprochenen Sammlung ist der Fall nicht selten, dass eine Inschrift nicht aus inneren, sondern wesentlich aus äusseren Gründen unter die *falsae* gesetzt worden ist (vgl. n. 18. 57. 340. 351. 432. 435. 436. 438. 439. 441. 454. 461); Hübner hat diese verdächtigen Inschriften zur Unterscheidung in Majuskeln gegeben und in den Anmerkungen auf die Möglichkeit der Echtheit hingewiesen; für zweckmässiger würde ich es halten, obgleich ich die Schwierigkeit einer strengen Scheidung keineswegs verkenne, eine eigene Klasse der *suspectae* zu machen und dieselben von den unzweifelhaft falschen zu trennen; sicherlich aber haben es die allerdings nicht zahlreichen *inscriptiones externae* d. h. diejenigen, die von auswärts nach Spanien importirt worden sind, nicht verdient, in diese schlechte Gesellschaft zu kommen, wenn man auch nur billigen kann, dass sie nicht vollstän-

dig abgedruckt sind, sondern ihre Publication den späteren Theilen des C. I. L. vorbehalten worden ist.

Die Aufgabe, die das Corpus inscriptionum zu lösen hat, ist eine wesentlich kritische; es soll mit den Mitteln der Ueberlieferung, zum Theil auch durch Emendationen, einen gesicherten Text herstellen und die Lücken, die massenhaft in Inschriften vorkommen, so weit als möglich ergänzen; es soll ferner die falschen oder verdächtigen Inschriften aus den echten ausscheiden. Dagegen soll es keineswegs zu jeder Inschrift einen erschöpfenden Commentar liefern und alle die Resultate zusammenstellen, die sich für Sprache und Geschichte aus den Inschriften ergeben; geboten erscheint nur, das Nothwendigste zum Verständnisse schwieriger Inschriften kurz hervorzuheben, da die Benutzung des Werkes auch denjenigen, welche die Epigraphik nicht als besonderes Studium treiben, ermöglicht werden soll. Die Ausführlichkeit und der Umfang dieser erklärenden Anmerkungen muss natürlich dem Tacte des Herausgebers überlassen bleiben; in den spanischen Inschriften scheint mir das richtige Maass dafür überall eingehalten zu sein. In den Einleitungen sind, wie schon bemerkt, die epigraphischen Hilfsmittel eingehend besprochen; es knüpfen sich daran geographische Untersuchungen, auf die Hübner mit Recht besondere Sorgfalt verwandt hat, da die alte Geographie von Spanien und Portugal bis jetzt noch sehr im Argen lag; die beiden von Kiepert vortrefflich ausgeführten Karten zeigen, verglichen mit den älteren Karten des Landes, wie fruchtbar diese Arbeit, so viel auch noch dafür zu thun übrig bleibt, für die Geographie des alten Spaniens gewesen ist. Kürzer gehalten sind die historischen Unter-

suchungen über die Geschichte und Verfassung der einzelnen Städte; eine eingehendere Behandlung hat nur die bedeutendste spanische Stadt: Tarraco erfahren. Dagegen sucht man vergebens nach einem Abriss der Geschichte der ganzen Provinz und findet statt dessen nur in der Einleitung (p. XXVI) die kurze Notiz: *quae de provinciae Hispaniae universae historia et institutis, de re militari, de minutis quibusdam epigraphicis dicere habeo nova item non pauca, ea hoc volumen iam satis grande perspexi non capere.* In Bezug auf den ersten Punkt wird man schwerlich dem Herausgeber beistimmen können: in einem Werke, das die lateinischen Inschriften der Provinz Spanien enthält, darf man wenigstens eine kurze Uebersicht ihrer Geschichte zu finden erwarten, die sich, wenn es auch hier keineswegs an zweifelhaften Punkten fehlt, doch auf einem kleinen Raume hätte geben lassen; auf die Berücksichtigung, welche jeder kleinen Stadt zu Theil geworden, kann gewiss das ganze Land vor Allem gerechten Anspruch machen.

Der Commentar zu den einzelnen Inschriften ist dem Plane des Werkes entsprechend kurz gehalten, nur den wichtigsten Monumenten, vorzüglich den Tafeln von Salpensa und Malaca, ist eine etwas ausführlichere Besprechung zu Theil geworden, in der besonders die irrigen und willkürlichen Hypothesen Zumpt's eine Widerlegung gefunden haben; Erwähnung hätte in den Addenda die von Brambach (Orthographie S. 315 f.) ausgesprochene Ansicht verdient, dass die Tafel von Salpensa eine frühestens im Zeitalter der Antonine angefertigte Copie sei; ich darf wohl hinzufügen, dass ich unabhängig davon aus denselben Indicien, die übrigens schon fast sämmtlich von Mommsen in seinem Com-

mentar hervorgehoben waren, zu der gleichen Ansicht gelangt bin. Eine ansehnliche Zahl sehr werthvoller Beiträge, die Theodor Mommsen geliefert hat, zieht sich durch das ganze Werk hindurch; die Restitution der metrischen Inschriften verdankt man zum grössten Theile Moriz Haupt. Der Nachweis der in den Inschriften genannten historischen Persönlichkeiten ist von Hübner mit grosser Sorgfalt geführt worden; es ist dies um so wichtiger, da man oft nur dadurch ein sicheres Kriterium für die Datirung der Monumente erhält, freilich werden hierfür noch manche Nachträge beizubringen sein, da für die Personenkenntniss der römischen Kaiserzeit noch viel zu thun übrig bleibt. Berichtigen will ich hier nur die Anmerkung Hübner's zu der Inschrift n. 4364: *Faustus Crassi Frugi servus*) »nota patronum Liciniorum et Calpurniorum cognomina illustria coniungentem, qui mihi certe ignotus est.« Es sind nämlich mindestens drei Beispiele von Männern bekannt, die diese Cognomina trugen; der älteste ist der Consul des J. 27 n. Chr.: M. Crassus Frugi (Orelli 3056 vgl. Borghesi oeuvres III p. 363 f.), der in zwei spanischen Inschriften (n. 2633 und 4963) M. Licinius Crassus und M. Licinius genannt wird; zweifelhaft ist, ob schon der Consul des J. 740 M. Licinius Crassus diesen Beinamen geführt hat; der zweite ist sein Sohn, der Consul des J. 64 n. Chr.: M. Licinius Crassus Frugi (Frontin. de aquis II, 102 und Mommsen index Plinianus p. 416 f.); ein dritter Crassus Frugi endlich wurde unter Hadrian getödtet (Spartian. vita Hadr. c. 5). Ob auf einen von diesen sich die spanische Inschrift bezieht, ist nicht festzustellen; ihrer Kürze wegen würde man geneigt sein, sie in die frühe Kaiserzeit zu setzen. (Schluss folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 29.

20. Juli 1870.

Inscriptiones Hispaniae Latinae  
consilio et auctoritate Academiae litterarum re-  
giae Borussicae edidit Aemilius Huebner.  
Berolini apud G. Reimerum 1869. Fol.  
(Schluss.)

Den besten Ersatz für einen Commentar zu den einzelnen Inschriften bieten anerkannter Maassen erschöpfende, mit Sachkenntniss angefertigte Indices; in dieser richtigen Einsicht hat es der grosse Scaliger nicht verschmäht, die Indices zu dem Gruter'schen Thesaurus selbst anzufertigen, die nicht nur für jene Zeit musterhaft zu nennen und erst in neuester Zeit durch die von Mommsen den Inscriptiones regni Neapolitani beigefügten Indices übertroffen worden sind. Die hauptsächlichsten Anforderungen, die man an einen solchen Index zu stellen berechtigt ist, werden vorzüglich Vollständigkeit und Genauigkeit, richtige Disposition und Uebersichtlichkeit sein. Was das letztere betrifft, so halte ich die fortwährende Verweisung auf den Index geographicus in vielen Fällen keineswegs für

practisch; es ist natürlich sehr wünschenswerth, bei jeder Stadt alle ihre Beamten und Institutionen zusammengestellt zu finden, um auf diese Weise sofort aus dem Index ein Bild ihrer Geschichte und Verfassung zu gewinnen; auch wird man sich wohl damit einverstanden erklären können, dass in dem Verzeichniss der Municipalbeamten einfach auf die Städte, in denen dieselben vorkommen, zurückverwiesen ist, da es hier wesentlich auf den Ort ihrer Wirksamkeit ankommt; anders aber steht es mit den kaiserlichen und senatorischen Beamten, wie den Legati Aug. pro praetore, den praesides und besonders den procuratores: hier ist die Rückverweisung auf die verschiedenen Provinzen äusserst unbequem und erschwert wesentlich die Benutzung; es wäre viel einfacher gewesen und hätte nicht mehr Raum erfordert, statt dieser Namen die Zahlen der betreffenden Inschriften beizusetzen und so die doppelte Mühe des Aufschlagens zu vereinfachen.

Es ist dies eine practische Frage von untergeordneter Bedeutung; wichtiger dagegen scheint mir eine andere Ausstellung, die ich der Prüfung der Herausgeber des Corpus inscriptionum unterbreiten möchte; ich meine den Mangel eines Index der datirbaren Inschriften. Es ist ja dieses Werk keineswegs allein für Epigraphiker von Fach bestimmt, es soll vielmehr allen denjenigen dienen, die sich mit der Erforschung des römischen Alterthums beschäftigen; es ist aber kaum zu verlangen, dass man, um die Documente aus einer bestimmten Epoche zu benutzen, dazu sämtliche Inschriften aus allen Zeiten durchlaufen soll. Es erscheint daher der Wunsch als wohl gerechtfertigt, dass alle Inschriften, die sich genau oder wenigstens annähernd datiren lassen,

in einem besonderen Index verzeichnet werden; wo die Zeit der Inschrift durch die Angabe des Kaisers oder der Consuln bestimmt ist, würde Verweisung auf die Specialindices genügen, ebenso auf den Namensindex für diejenigen Inschriften, in denen kaiserliche Freigelassene erwähnt werden. Nur aus den Schriftformen oder der allgemeinen Fassung ein epigraphisches Monument einer bestimmten Zeit zuzuweisen, kann für die Kaiserzeit keineswegs als zuverlässig betrachtet werden; aber es giebt bekanntlich eine grosse Zahl von Indicien, wie z. B. das Vorkommen gewisser erst später eingesetzter Aemter, Benennungen und Standorte der Legionen, Beinamen von Colonieen und ähnliches mehr, die für viele Inschriften, wenn auch keine genaue Datirung auf Jahr und Tag, so doch oft eine ziemlich bestimmte Begränzung ergeben. Natürlich müsste es dem Ermessen der Herausgeber überlassen bleiben, in wie weit solche annähernde Bestimmungen in den Index aufgenommen werden sollen; jedenfalls aber wird man ein Verzeichniss der genau datirten Inschriften verlangen dürfen: es spricht für dieses Bedürfniss schon die einfache Thatsache, dass es jetzt unmöglich ist, aus den spanischen Inschriften nur die sicher republikanischen herauszufinden, da die im ersten Bande des Corpus publicirten seitdem durch neue und wichtige Funde vermehrt worden sind. Wenn, wie zu hoffen ist, der Plan zur Ausführung gelangt, nach Vollendung des Corpus einen Generalindex zu dem ganzen Werke zu machen, so wird man allen denen, deren Studien sich auf diesem Gebiete bewegen, durch Hinzufügung eines solchen Verzeichnisses einen wesentlichen Dienst erweisen.



Was speciell den Index zu den spanischen Inschriften betrifft, so dürfte hier nur wenig nachzutragen sein; zu bedauern ist, dass sich darin eine nicht unbeträchtliche Zahl von falschen Citaten eingeschlichen hat, die nicht immer leicht verbessert werden können; ferner vermisst man ungern eine Zusammenstellung der christlichen und jüdischen Inschriften, die allerdings nur durch wenige Beispiele vertreten sind; von Einzelheiten wäre zu erwähnen, dass der procurator Augusti (n. 4139) fehlt; dass S. 774 der dispensator Albanus (n. 3525—27) unter den officia privata sich nicht findet, dass in demselben Index der dispensator arc(a)e patrimonii (n. 1198) unter den officia privata aufgeführt wird, während er unzweifelhaft als kaiserlicher Beamter in das Verzeichniss der officia publica civilia minora (VI, 3) gehört. Derartige kleine Versehen werden die Brauchbarkeit des Index im Ganzen nur wenig beeinträchtigen und man kann sicherlich dem Herausgeber nur Recht geben, wenn er in der Einleitung (p. XXVI) sagt: *vix caveri posse ab omni errore in tali opere periti non nesciunt.*

Zum Schlusse dieser Besprechung, deren Ausführlichkeit die Bedeutung des Werkes für die gesammte Alterthumskunde rechtfertigen wird, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, dass eine Theilung bei der Herausgabe der einzelnen Bände in Zukunft eintreten möge; der Druck der spanischen Inschriften hat vom Februar d. J. 1863 bis zum J. 1869 gedauert; es hätte sicher keine Schwierigkeiten gemacht, diesen Band in zwei oder drei Abtheilungen zu ediren. Es gilt das vorzüglich von den Inschriften der Stadt Rom, deren Drucklegung ebenfalls schon begonnen hat; gerade die Vollendung des

ersten Bandes, der die wichtigsten Monumente enthalten soll, wird voraussichtlich noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, so dass eine theilweise Publication im Interesse aller Alterthumsforscher in hohem Grade wünschenswerth erscheint. Vor Allem freilich muss man mit Dankbarkeit und Bewunderung anerkennen, in wie kurzer Zeit die anfangs unübersehbaren Vorarbeiten zu dem Corpus inscriptionum Latinarum erledigt und die nicht geringen Hindernisse, die sich diesem Unternehmen entgegenstellten, überwunden worden sind, und so begrüßen wir freudig die Sammlung der spanischen Inschriften als eine neue Bürgschaft dafür, dass dieses grossartige Werk in musterhafter Weise bald zu einem glücklichen Ende geführt werden wird.

Göttingen.

Otto Hirschfeld.

---

E. Dünzelmann: Untersuchungen über die ersten unter Karlmann und Pippin gehaltenen Concilien. Inaug.-Diss. Göttingen 1869.

Die unsichere Zeitbestimmung in den Bonifazischen Briefen, so wie die Widersprüche innerhalb derselben und mit dem Inhalt sind von jeher für Forscher und Herausgeber ein Kreuz gewesen. Frühere suchten sich dadurch zu helfen, dass sie nach dem geistreichen Ausspruch Jaffé's (Mon. Mog. S. 19.) Abstimmung unter den Zeitnoten nach Majorität herbeiführten; Ref. selbst (Hahn, Jahrb. p. 162. u. a. O.) will durch sorgfältige Vergleichung des Inhalts der Briefe mit anderweitigen Nachrichten und mit

den Zeitnoten ein annähernd richtiges Resultat gewinnen, die Zeitnoten nicht ohne Weiteres verwerfend; Jaffé (l. c. ff.) hält die Indiction als die sicherste, in Rom gebräuchlichste, den Päpsten angenehmste Zählungsweise als Leitfaden bei der Ordnung der Briefe fest, gestattet aber natürlich dem Inhalt, wenn auch nicht immer, den genügenden Einfluss dabei. Diesen reformatorischen Wegen gegenüber schlägt Hr. Dünzelmann den revolutionären ein, die chronologischen Noten »ganz zu ignoriren, sie als unächt oder gänzlich verderbt zu beseitigen und nur aus dem Inhalt der Briefe und nach anderweitigen Nachrichten eine Chronologie zu schaffen.« (D: p. 13). Ref. würde vor diesem Umsturzelüste nicht zurückschrecken, trotzdem seine eignen Besprechungen und Anordnungen der Concilien, wie auch die Ordnung der Briefe bei Jaffé über den Haufen geworfen werden würden, vorausgesetzt, dass der Wahrheit wirklich ein unlängbarer Dienst erwiesen wäre; allein trotz aller Sorgfalt, trotz des Scharfsinns und der Consequenz, die Ref. rühmend anerkennt, hat der Verf. keine zwingenden Beweise beigebracht und ist über die Lücken seiner Beweisführung mit kühnem Sprunge hinübergesetzt.

Gleich die erste Untersuchung, deren »Unsicheres und Schwankendes« der Verf. selbst herausfühlt (S. p. 11) und die Ref. um so unparteiischer besprechen kann, als sie seine eignen nicht berührt, leiden an dem gerügten Fehler. — Die erste Reise des Bonifaz nach Rom setzte man bisher in das Jahr 719, seine Bischofsweihe 30. Nov. 722, so Jaffé (M. Mog. n. 12 p. 63; p. 21; n. 17, 18, 19 p. 76 ff.) und neuerdings Breysig (Jahrb.: S. 36, 42.), Herr Dünzelmann, um die Zeitnoten v. n. 12, 17, 18,

19 verwerfen zu können, ein Jahr früher 718 und 721. Der Beweis wird so geführt: die erste Reise des Bonifaz nach Friesland, welche der Ausgangspunkt der Berechnung ist, fand nicht, wie bisher und von Breysig angenommen, 716, sondern schon 715 statt nach den Worten »quadragesimo peregrinationis ejus anno revoluto« bei der Erzählung von seinem Tode (5. Juni 755. V. Will. Jaffé. l. c. 469.). Damals soll ein Kampf zwischen Karl Martell und dem Friesenkönig Ratbod stattgefunden haben, nach bisherigen Annahmen 716. Der Verf. sucht nun die Niederlagen Karls durch Ratbod von dem Ueberfalle Kölns und dem Gefecht bei Amblève zu trennen und in das Jahr 715 zurückzuverlegen. Der Beweis ist schwach. Aus dem »post haec« in der Fortsetzung des Fredegar lässt sich eine Trennung in 2 Jahre nicht begründen, aus dem »praestolante Ratbodo duce« viel eher, dass sich die 3 Ereignisse Schlag auf Schlag folgen und in das Jahr 716 gehören (vgl. Breysig l. c. 21 ff.), und da Bonifaz »aliquantis expectatis diebus« den offenbar vom Kampf heimkehrenden Ratbod in Utrecht spricht, so findet die Unterhaltung 716 statt, wie Breysig gleichfalls mit Recht annimmt. Schliesst man sich nun der weiteren Berechnung D's an, die übrigens gar nicht so zweifellos ist und vor Allem daran leidet, dass er im entscheidenden Momente (p. 11) sich auf fremde Berechnungen unbekannter Art stützt, — Jaffé und Breysig sind ja wenigstens zu andern Resultaten gekommen, — so fallen die fraglichen Ereignisse allerdings in die Jahre 719 und 722. — Gegen seine Beweisführung spräche auch Folgendes: Bonifaz ist glaubwürdigen Nachrichten zufolge nach dem Tode Ratbods von seiner ersten Reise nach Rom heimgekehrt und

hat dem Bischof Willibrord 3 Jahre ununterbrochen zur Seite gestanden; die Bekehrungsversuche nach der ersten und vor der zweiten Reise eingerechnet, ist er sogar wahrscheinlich nahe an 4 Jahre in Deutschland geblieben (V. Will. J. 446 f.; vgl. Breysig S. 36, 41 ff.) Wäre B. also 721 Bischof geworden, so hätte er entweder vor dem Tode Ratbods zurückkehren müssen oder dieser Fürst wäre schon 718 gestorben, was auch nicht der Fall ist. Also seine Berechnung widerspricht verbürgten Nachrichten; dagegen entspricht diesen die Datirung der Briefe. Dazu kommt, dass das Monatsdatum Id. Maii (n. 12. J. 63) mit vit. Will. (J. 445) und Kal. Decembris (n. 18, 19 J. 77 ff.) mit vit. Will. (J. 451) übereinstimmt, dass also wirklich der Verfasser der Zeitnoten nicht völlig unglaubwürdig, daher auch nicht ohne Weiteres, am wenigsten im angeführten Falle zu verwerfen ist.

Nicht anders steht es mit der Beweiskraft der nachfolgenden Untersuchungen; dagegen sind sie von grösserer Tragweite. Was die Methode des Beweises betrifft, so hat ein Kettenbeweis immer etwas Missliches. Die scheinbare Strenge der Form besticht; man glaubt zuletzt ein sicheres Resultat zu haben, während doch einzelne morsche Glieder den Halt der Kette zerreißen. Für den Leser entsteht die Unannehmlichkeit daraus, dass er mit Mühe die schwachen Bindeglieder heraussuchen und beständig bei folgenden Beweisen im Auge behalten und in Rechnung bringen; für den Verfasser aber, dass, wenn er aufrichtig sein will, er, wie Hr. D., die Schwächen seines Beweises eingestehen (p. 44, 45, 54 u. s. w.), dem Gegner Zugeständnisse machen muss (p. 60), andererseits aber doch

wieder den Leser und sich selbst täuscht, indem er, was er selbst nur als möglich bewiesen hat, nachher als wirklich und unzweifelhaft hinstellt und benutzt und Gewaltsamkeit und Verdächtigung von Thatsachen nicht umgehen kann (S. p. 45, 47). Die Irrgänge eines solchen Kettenbeweises aufzudecken, würde ein ganzes Buch erfordern, wie Ref. bei den Fehlschlüssen über die Geburt Karls des Grossen dazu genöthigt war. Hier erlaubt der Raum nur, einige Schwächen anzudeuten und hervorzuheben, dass der Verf. selbst nur seine Ausführungen als »einen raschen Versuch« betrachtet, »auf der neu gewonnenen Grundlage überhaupt einmal die Angabe der Briefe und der Acten zu combiniren.«

Andrerseits ist anzuerkennen, dass der Verf. mit grosser Energie und Consequenz auf sein Ziel losgesteuert ist, mit Scharfsinn und Fleiss Alles herangezogen und beleuchtet hat, was seinen Zwecken dienlich war, und dass er also bei weiteren Forschungen zu bedeutenden Erwartungen berechtigt. Das selbstgesteckte Ziel aber ist, nachzuweisen, dass zur Zeit des Majordomus Karlmann nur ein einziges Concil stattgefunden hat, das sogen. »concilium Germanicum«, aber nicht 742, sondern 743, dass auf diesem alle wichtigen Vorfälle und Verhandlungen vorgekommen sind, welche in den Briefen des Bonifaz und Zacharias (J: n. 42—52, 59, 63, 66, 67, 70, 81) besprochen werden, dass alle genannten Briefe also eine Gruppe bilden und statt, wie bei Jaffé und Ref. in die Jahre 742—45, 747, 48, 51 zu fallen, nur den Jahren 743 und 44 angehören, dass ihre Zeitnoten sämtlich falsch und trügerisch sind, dass die Versammlungen von Soissons und Lessines nur

Reichsversammlungen waren, in jenen Briefen also nicht berücksichtigt sind.

Der Angelpunkt des ganzen Beweises ist, dass der Brief n. 48 (v. 22. Juni 744. Jaffé p. 131) eine Antwort und zwar eine vorläufige auf den in n. 50 enthaltenen Brief des Bonifaz ist (J. 137), weil in beiden die Ketzer Aldebert und Klemens in gleicher Weise geschildert werden; allein mit höchst geringen Ausnahmen ist eine Wortgleichheit nicht zu bemerken, wie sie bei der Spracharmuth jener Zeit in zusammengehörigen Briefen aufzutreten pflegt und in dem Briefe des Bonifaz (n. 50) und dem Endurtheile des Processes (J. p. 145 f.) und der wirklichen Antwort beobachtet werden kann. Gleichheit in der Charakteristik der Personen erklärt sich aber auch bei verschiedenzeitig geschriebenen Briefen von selbst; dagegen weist der sonstige völlig verschiedene Inhalt von n. 48 und 51, die ja beide Antworten auf dieselben Schreiben sein sollen, die Nichterwähnung des Concils in n. 48, ferner die Nichterwähnung der Selbstbiographie des Aldebert und der sonstigen Beilagen, von denen in n. 50 und 51 die Rede ist, die Forderung des Bonifaz, die Frankenfürsten zur Bestrafung der Ketzer zu veranlassen (p. 138), während sie doch nach der Antwort des Papstes bereits bestraft sind (p. 133) und manches Andre darauf hin, dass wir es mit Briefen verschiedner Zeiten zu thun haben. Diese Verschiedenheit zu erklären, reicht es nicht aus, wenn man n. 48 als vorläufige Antwort des Papstes betrachtet.

Nachdem sich Verf. nun so eine Gruppe aus n. 48—52 geschaffen zu haben glaubt und sich nun das Concil construirt hat, zieht er auch n. 81 hervor, als Bestätigungsurkunde für Bonifaz im Erzbisthum Mainz, das er auf diesem

Concil erhalten haben soll; die ungeheure Schwierigkeit, die dadurch entsteht, dass n. 51 ausdrücklich von der Bestätigung im Erzbisthum Köln spricht, sucht er durch Verdächtigung dieser Stelle zu beseitigen; allein wie Verf. selbst nicht übersieht, ist ja in n. 66 p. 192 von dem Schwanken der Franken in dieser Erzbisthumsfrage und von Köln und Mainz die Rede. Dass aber gerade diese Stellen nicht verdächtig sind, geht aus Hincmari ep. 45 c. 8 (opp. 2, 745) hervor, wo Hinkmar das Uebersiedeln von Köln nach Mainz auf Grund der päpstlichen Briefe bespricht, und aus dem Streit mit Gewielieb, dem Mainzer Vorgänger des Bonifaz (J. n. 51 p. 151; vgl. Hahn l. c. p. 204). Der Verf. geht der Lösung dieser für den Gang seines Beweises bedeutungsvollen Schwierigkeit einfach aus dem Wege (p. 46). Ueberhaupt scheint er zu übersehen, dass Bonifaz seine Organisation nicht mit einem Schlage durchgeführt hat, sondern dass die Durchführung ein hartes, verbitterndes Stück Lebensarbeit war unter schwerem Kampfe mit den geschädigten Gegnern, dass sich also die verschiedenen Vorfälle gar nicht auf ein einziges Concil zusammendrängen lassen.

Endlich um aus den verschiedenen Beweisen noch einen Hauptfall herauszugreifen — auf Alles einzugehn verbietet der Raum — so werden die Briefe 66, 67, 70, die bisher auf ein besonderes Concil bezogen worden sind und nach des Ref. Ansicht mit der Clysser Synode in England von 747 in geistigem und zeitlichem Zusammenhange zu stehn scheinen (vgl. Hahn l. c. 220 ff.), und so zu sagen von der »Krönung des Gebäudes« sprechen, auf das »concilium Germanicum bezogen. Die Aehnlichkeit der Beschlüsse berechtigt aber zu keiner Identi-



ficirung, da man sonst, wenn nicht ausdrücklich andre Andeutungen vorlägen, nach demselben Schlusse ja die Synode von Soissons auch für das gleiche Concil halten müsste; ausserdem ist doch aber der wesentliche Unterschied, den ja Herr D. auch bemerkt, dass hier die Hauptbeschlüsse die Abwägung der Pflichten und Rechte der Metropolitane betreffen, während im concilium Germanicum und in der Synode von Lessines nicht eine Spur davon ist, im Gegentheil es dort nur heisst »ordinavimus per civitates episcopos.«

Mit einem Worte, der Verf. hat für einige bei der frühern Erklärung unerledigt gebliebene Schwierigkeiten eine Anzahl grösserer eingetauscht, die er sämmtlich bemerkt, deren Ueberwindung er sich aber theils sehr schwer, theils mit Hülfe von mancherlei Vermuthungen etwas leicht macht.

Berlin.

Heinrich Hahn.

Schenkel, Dr. D.: Luther in Worms und Wittenberg und die Erneuerung der Kirche in der Gegenwart. Elberfeld, Friderichs. 1870. (VI und 198 Seiten.)

Dies neuste Buch von Schenkel bietet ein doppeltes Interesse dar, einmal, sofern es die auf die Quellen gegründete Darstellung der unstreitig wichtigsten Epoche im Leben des deutschen Reformators ist, der Zeit seines eigenen Werdens und Wachsens, und das andre Mal, weil es diese ganze Darstellung nur unternimmt, um zu zeigen, wie die Kirche in der Gegenwart

auf den damals von Luther gewonnenen Principien auf's Neue wieder aufzubauen und so die damals in Stocken gekommne Reformation zu vollenden sei. Der Verf. spricht sich in der Vorrede über diese Tendenz seiner Schrift auf das Unzweideutigste selbst aus. »Der gegenwärtige kirchliche Kampf«, sagt er da, »ist ein Kampf zwischen Principien, den Principien des Christenthums und des Kirchenthums, der Priesterherrschaft und der Gewissensfreiheit, in den letzten Ausgängen der Cultur und der Barbarei«, und »es giebt keine andre Lösung der täglich wachsenden Kirchenwirren, als diejenige, welche durch den weltgeschichtlichen Gang der Ereignisse selbst vorgezeichnet ist. Die Reformation ist der Wendepunkt, in welchem der Auflösungs- und Zersetzungsprocess der Kirche als einer theokratischen Anstalt thatsächlich eingetreten ist und das Zeitalter der Geistesfreiheit seinen Anfang genommen hat«, aber »weil die Reformation vorzeitig Halt machte, weil ihre Schwungfedern erlahmten, weil sie sich selbst grösstentheils untreu wurde, so ist sie allerdings über ihren Anfang niemals recht hinausgekommen, und es ist den theokratischen Mächten seit einem halben Jahrhundert sogar auf's Neue gelungen, den reformatorischen Principien die Weltherrschaft wieder streitig zu machen.« Eben deshalb aber ist es auch nothwendig, diese Principien wieder in ihrer vollen Schärfe, wie sie ursprünglich gegenüber der ausgebildeten Priesterherrschaft der mittelalterlichen Zeit gewonnen wurden und im 16. Jahrh. die treibende Macht der Reformation waren, in's Licht zu stellen und zwar an dem Manne selbst, der als das Haupt der reformatorischen Bewegung dasteht, an Luther in seiner ersten Periode. Denn

allerdings unterscheidet der Verf. in Luther's Leben zwei Epochen mit aller Betonung: eine aufsteigende, in welcher derselbe, von den Ereignissen und dem ihm entgegenkommenden Widerspruche getrieben, sich zur Klarheit seiner Principien dem römischen Hierarchismus gegenüber hindurch gerungen hat, eine Zeit, wo »er, nach anfänglicher Unklarheit und längerem Schwanken, dem Zuge des neuen Principis folgt, das ihn beherrscht, und wo ihm das Bild einer Kirche vor Augen schwebt, die, von theokratischen Verdunkelungen und hierarchischen Verunreinigungen frei, das Wesen des Christenthums in ursprünglicher Lebendigkeit und Kraft zum gemeindlichen Ausdrucke zu bringen bestimmt ist,« und eine absteigende, wo »der Glaube an dies Ideal in Luther's Seele erschüttert wird,« wo seine ursprünglichen »Ideen kein Fleisch und Blut annehmen,« wo »die Kirche einen von seinen ursprünglichen Bestrebungen wesentlich abweichenden Charakter annimmt,« denn »Nichts«, sagt der Verf., »war seinem ursprünglichen Kirchenideale fremder, als das confessionelle pastorale Staatskirchentum, das Consistorialkirchenregiment, dessen erste Einrichtung er in vorgerücktem Alter noch erlebt hat.« Aber eben an den ursprünglichen Luther ist auch heute wieder anzuknüpfen, wenn die kirchlichen Wirren auf gesunder Grundlage geschlichtet werden sollen, und zwar nicht bloss von protestantischer Seite, sondern auch die liberalen »Katholiken« haben alle Ursache, sich den Bestrebungen der gegenwärtigen Concilsmajorität gegenüber auf Luther's ursprüngliche Grundsätze zu besinnen. »Zu der so unerlässlich gewordenen Erneuerung der Kirche, sagt der Verf., »giebt es gegenwärtig keinen anderen Weg, als

auf Luthers schöpferische Grundideen zurückzugreifen und sie im Geiste únsers Jahrhunderts, nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters auf's Neue zur Geltung und Ausführung zu bringen«, und daher unternimmt es der Verf., die erste aufsteigende Periode in Luther's Leben, von den Thesen gegen den Ablass an bis zu dem Wendepunkte zu zeichnen, der mit den Carlstadtischen Unruhen und dem Kampfe gegen die »Zwickauer Propheten« eintrat. »Diese Blätter,« sagt er, »haben insbesondere den Zweck, zu zeigen, dass die ursprüngliche und wahre Reformation Luthers die Emancipation der Laien von der klerikalen, episkopalen und papalen, im Namen eines angeblich göttlichen Rechtes ausgeübten Gewissens- und Geistesbevormundung ist.« »Der Infallibilitätsanspruch des Papstthums ist nur die äusserste Spitze, der schärfste und verwegenste Ausdruck für den Infallibilitätsanspruch des Priesterthums überhaupt, den bis jetzt kein Bischof auf dem Concil aufgegeben hat«, aber »mit schwächlichen Heilmitteln und halben Massregeln heilt man keine schwere Erkrankung«, und »es ist Luther's unvergängliches Verdienst, in den Jahren 1519—1522 eine energische und ganze Erneuerung der Kirche aus einem Princip heraus für die zukünftige Entwicklung der Kirche angebahnt zu haben.« Man muss sagen, dass es gewiss sehr verdienstlich ist und gerade in der gegenwärtigen Weltlage sehr heilsam sein kann, eben diese Periode aus Luther's Leben, den eigentlichen Luther der Reformation wieder an's Licht zu ziehen und den Zeitgenossen in scharfen Zügen vor die Augen zu stellen.«

Auch löst nun der Verf. seine Aufgabe in einer Weise, dass sein Zweck durch das Buch

als völlig erreicht bezeichnet werden darf. Allerdings sind es keine neue Einzelforschungen und Aufhellungen thatsächlicher Verhältnisse, was der Verf. in seinem Buche mittheilt. Nach dieser Seite hin kann nur gesagt werden, dass er das auch schon anderweitig bekannte Material verwerthet, aber auch, dass er es in einer Weise verwerthet hat, mit der man zufrieden sein kann: was er beibringt, ist wissenschaftlich sehr wohl begründet, und es ist uns keine Thatsache aufgefallen, auf die der Verf. sich berufen hätte und gegen deren wirkliche Thatsächlichkeit sich noch Bedenken erheben möchten. Das Buch bekundet nach dieser Seite hin, dass der Verf. das thatsächliche Material durchaus beherrscht, und eben dadurch ist er auch in den Stand gesetzt worden, das Bild des Reformators auf dem Grunde der Zeit, in welcher derselbe hat wirken müssen, mit dieser Schärfe und Genauigkeit zu zeichnen, wie er es wirklich gethan hat. Die Gestalt Luthers während der Zeit seines eigenen Werdens tritt uns hier in einer Fassbarkeit entgegen, wie dies in wenigen Darstellungen dieser Art der Fall ist, und es darf gewiss mit Recht gesagt werden, dass Schenkel hier ein geschichtliches Kunstwerk geliefert hat, welches den besten Erzeugnissen auf diesem Gebiete an die Seite gesetzt zu werden verdient. Wir sehen Luther da, wie er, mit den Thesen gegen Tetzels beginnend, im Anfange doch noch völlig in das römische Autoritätsdogma befangen ist, durchaus nicht daran denkend, dem Papste die Ansprüche auf absolute Beherrschung der Christenheit streitig zu machen, welche demselben allgemein zugestanden werden, wir sehen, wie schwer es ihm wird, diese Fesseln abzuwerfen und zur Gewissheit darüber zu gelangen,

dass alle diese Ansprüche auf Nichts als »Er-dichtung« beruhen, aber wir sehen auch, wie er durch den feindseligen Widerspruch, den er mit seinen wohlgemeinten Reformvorschlägen von so vielen Seiten her findet, nur immer weiter getrieben wird, bis er dann endlich zu völliger Klarheit der entgegengesetzten Principien gelangt, die schon von Anfang an in ihm wirksam gewesen sind, und sich in den Tagen von Worms zu der ganzen Höhe der geistigen Freiheit erhebt, keine andre Autorität mehr anerkennend, als die oberste, allein wirklich absolute, die Autorität Gottes, wie sie im Gewissen sich verkündigt und in Jesus Christus offenbar geworden ist. Schritt für Schritt folgt hier der Verf. an der Hand der vorliegenden Quellen dem innerlichen Entwicklungsgange des Reformators, indem er zugleich die Zeitgeschichte, soweit sie in Betracht kommt, darstellt, wie sie diesen Entwicklungsgang hervorgerufen hat; und indem er uns lebendig vor die Augen stellt, wie Luther, von seinem Glaubensprincip fortgetrieben, ein Stück des mittelalterlichen Autoritätsglaubens nach dem andern fallen lässt, bis er ganz darüber hinaus ist, lernen wir zugleich die Gegner Luther's, einen Tetzels, Prierios, Cajetans, Miltitz, Alvelds, vor Allen Ecks u. s. w. kennen und verstehen, wie Luther seinen Standpunkt zuletzt gewinnen musste, aber auch, wie dieser den Vertretern des römischen Kirchenwesens und diesem selbst gegenüber in der That der höhere und christlich allein berechtigte ist. Die Gegner Luthers erscheinen da einfach als die Vorgänger derer, welche in unsern Tagen das Unfehlbarkeitsdogma betreiben, auch sie sind, wie der Verf. nachdrücklich hervorhebt, Infallibilisten durch und durch, und das ist eben der Grund-

anstoss, den sie von Anfang an an Luthers Auftreten nehmen, auch schon da, als dieser selbst noch an Nichts weniger dachte, als an ein Ausscheiden aus der Gemeinschaft der päpstlichen Kirche, dass er die Autorität des römischen Oberpriesters nicht anerkenne und diesem gegenüber sich auf höhere Instanzen berufe, aber das ist auch das Wesen der Reformation und ihr in dem Luther von Worms verkörperter Grundgedanke, dass die Kirche nicht auf dieser für unfehlbar ausgegebenen Autorität beruht, sondern vielmehr auf der, die wirklich und allein unfehlbar ist, auf der Autorität Gottes, wie er in Christo und in diesem allein sich offenbart hat, und dass eben deshalb jene fehlbare Autorität keine Instanz ist, an welche Glauben und Gewissen der Christenheit gebunden sein dürfen. Was der Verf. in der Vorrede als die Grundtendenz der Reformation bezeichnet hat, das Zerschneiden der theokratischen Autorität mit ihren Unfehlbarkeitsansprüchen, die Emancipation der Laien von der priesterlichen Bevormundung, das tritt hier allerdings in völliger Schärfe und Klarheit als das historisch Begründete entgegen, und zwar in einer Darstellung, die geflissentlich, aber ohne der geschichtlichen Wirklichkeit irgendwie zu nahe zu treten, darauf angelegt ist, dies Alles recht scharf in die Augen fallen zu lassen. Die Darstellung ist kernig, schlicht die Dinge beim rechten Namen nennend, kurz, gedrungen, alles bloss Nebensächliche und Beiwerkartige bei Seite lassend, nur diejenigen Thatfachen erwähnend, die wirklich von einschlagender Bedeutung sind, so dass wir stets im lebendigen Fortgange der Entwicklung erhalten werden, und indem wir Luther seine Principien gewinnen sehen, sie auch selbst

mit ihm gewinnen. Gerade auf die so überaus ansprechende Darstellungsform möchten wir auch hinweisen. Es kommt kaum ein Satz vor, der uns nicht auch auf dem Wege der principiellen Entwicklung Luthers weiterführte, und Schenkel hat es verstanden, nicht bloss eine klare Uebersicht in den geschichtlichen Verlauf zu bringen, sondern uns auch eine völlig deutliche Einsicht in die inneren Motive zu geben, welche denselben hervorgerufen haben. Man lernt aus Schenkel's Darstellung wieder einmal recht schätzen, was das deutsche Volk an seinem Luther hat, und wie in der That immer wieder bei ihm anzuknüpfen ist, wenn Verdunkelungen von der evangelischen Kirche abgewehrt werden sollen und wenn es sich darum handelt, einem Priesterthum entgegen zu treten, dessen Autoritätsansprüche eben Nichts als ein »Gedicht« sind. —

Von besonderem Werthe sind noch die beiden Schlusscapitel des Buches, das 13., in welchem die »Grundsätze der lutherischen Reformation zusammengefasst werden, und des 14., »Schlussätze« überschrieben, in welchem von der Anwendung der durch die Reformation gewonnenen Principien auf die Gegenwart gehandelt wird. Wir können hier nur auf dieselben verweisen, da wir sie abschreiben müssten, wenn wir sie näher charakterisiren wollten, aber — wir möchten es doch aussprechen, dass in denselben Meinungen und Gesichtspunkte geltend gemacht werden, die es wohl verdienen, mit allem Ernste erwogen zu werden. Der Verf. zieht in ihnen die Resultate aus seiner vorausgegangenen geschichtlichen Darstellung, und zwar mit all der Präcision, wie man das auch sonst bei ihm gewohnt ist, und wenn aus



Allem auch die Parteistellung deutlich hervor-  
 tritt, welche der Verf. überhaupt in unseren  
 kirchlichen Kämpfen einnimmt, so wird doch  
 aus Allem auch deutlich genug, dass es ihm,  
 wie auf der einen Seite um Sicherstellung der  
 geistigen Freiheit vor unberechtigter Bevormun-  
 dung auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens  
 zu thun ist, so doch auf der andren Seite auch  
 darum, die alleinige Autorität Christi, wie nach  
 der negativen, so auch nach der positiven Seite  
 hin, zur Anerkennung zu bringen. In dieser  
 Beziehung heben wir nur die 7. und die 8.  
 These unter den »Schlussätzen« hervor: »Auf  
 dem einen Grunde des Glaubens an die oberste  
 und alleinige Kirchengewalt Christi, welche  
 jede hierarchische Glaubensbevormundung und  
 Gewissensleitung ausschliesst, und der allgemei-  
 nen Verpflichtung der Glaubensgenossen zu  
 brüderlichem Dienst und zur gegenseitigen Ach-  
 tung der individuellen Ueberzeugung besteht das  
 unbeschränkte Recht der verschiedenen dogma-  
 tischen Ansichten, gottesdienstlichen Einrichtun-  
 gen und kirchlichen Verfassungsformen;« und  
 »ausgeschlossen ist innerhalb der christlichen  
 Gemeinschaft nur, was dem Glauben an die  
 alleinige oberste Autorität Christi und der Aus-  
 übung der Pflichten christlicher Bruderliebe und  
 Duldung widerspricht.« Mag man diese Grund-  
 sätze auch als ganz allgemeine bezeichnen, die  
 noch andre wichtige Fragen unerledigt lassen,  
 und mag namentlich eine eigenthümlich ausge-  
 prägte kirchliche Gemeinschaft zur Bewahrung  
 ihrer Eigenthümlichkeit noch andre Cautelen zu  
 bedürfen meinen, als die hier gebotenen, aner-  
 kennen wird man gleichwohl müssen, dass die  
 hier ausgesprochenen Grundsätze, die negativen  
 wie die positiven, die Regulative für jede be-

sondere Ausgestaltung der christlichen Gemeinschaft zu bilden haben und dass namentlich überall da eine Verkehrung eintreten würde, wo man das Verhältniss zu Christo als der alleinigen und obersten Autorität, wie es durch die ganze Gemeinschaft hin herrschen sollte, durch andre dazwischen eingeschobnen Instanzen wollte verdunkeln und verwirren lassen. Darin aber vollends wird man dem Verf. beistimmen müssen, dass unsre kirchlichen Wirren nur geschlichtet werden können, wenn man mit den Grundsätzen der Reformation wirklichen und vollen Ernst macht und dass namentlich auch die liberalen »Katholiken« gegenüber den modernen Infallibilisten Ursache hätten, sich auf jene Grundsätze, wie sie schon vor 300 Jahren von Luther vertreten sind, alles Ernstes zu besinnen.

F. Brandes.

Hesychii Alexandrini lexicon post Ioannem Albertum recensuit Mauricius Schmidt. vol. V. Ienae, 1868. in 8.

Der vorstehende Nachtrag zu den 4 Bänden der grösseren Ausgabe des Hesychios, welche in dieser Zeitschrift 1867 im 11. und 12. Stück ausführlich besprochen worden ist, enthält neben einem auctarium emendationum und einem index auctorum copiosissimus eine Abhandlung von R. Menge »de M. Musuri Cretensis vita studiis ingenio narratio« 88 S., in welcher mit grossem Fleisse und in übersichtlicher Darstellung alles das zusammengestellt und kritisch verarbeitet ist, was sich aus gedruckten Quellen über Mu-

suros ermitteln lässt. S. 54—57 dieser Schrift spricht der Verf. über die Art, wie M. Musuros bei der Herausgabe des Hesychios verfahren ist, mit gerechter Anerkennung der Verdienste desselben; unter anderem hebt er hervor, dass derselbe unter den ersten 2400 Glossen 550 geändert hat und dass bei mehr als 370 diese Aenderungen auch jetzt noch als richtig beibehalten worden sind.

Was nun den übrigen Inhalt des Bandes anlangt, so hat M. Schmidt zunächst zahlreiche Zusätze nachgetragen, wie sie bei einem Werke von diesem Umfange am allerwenigsten ausbleiben können; unter diesen befindet sich auch ein Nachtrag S. 48—52 mit der Ueberschrift: *«codex Venetus cum editione Aldina collatus»* d. h. der Anfang der Collation, welchen I. Bekker gemacht hat, der zuerst nach Schow die Hdschr. wieder mit der Aldina verglichen und dabei zwar nicht bedeutende, aber doch zahlreiche Abweichungen noch angeben konnte, die von Schow nicht bemerkt worden waren. Aus dieser Collation ist nun ersichtlich, dass selbst wenn in der Ausgabe von M. Schmidt gewissenhaft und sorgfältig die Lesarten des Codex angegeben wären, soweit sie eben Schow verzeichnet, freilich noch nicht allen Anforderungen genügt wäre, indessen wäre doch der litterarische status quo gewahrt worden. Wie jetzt die Sache liegt, ist eben letzteres nicht der Fall.

Als ich gegen die kritische Zuverlässigkeit der neuen Hesychiosausgabe misstrauisch geworden war und hier und da bemerkt hatte, dass Schmidts Angaben über die Lesarten des Codex mangelhaft seien, dass ferner seine Vorgänger in Stellen, bei denen man es am allerwenigsten erwartet hätte, unvollständig benutzt seien, wie

das z. B. in auffallendster Weise deutlich wurde an Welckers Aufsatz über Hesychios und an der Rankeschen Schrift, so griff ich — um zu sehen, was an dieser Vermuthung Richtiges wäre — aufs Geradewohl einen Abschnitt heraus, um ihn darauf hin genauer zu prüfen, wie weit man sich auf die kritischen Angaben des Verf. verlassen könne. Dabei stellte sich heraus, dass weder die Angaben über die Urheber von Verbesserungen hinlänglich genau waren noch die über die Lesarten der Hdschr., wie sie Schow angiebt (Gött. gel. Anz. 1867 S. 406 f.), dass auch einer der Cyrilli, welchen Schow benutzt hat und von dem er Glossen anführt, nicht mit der gehörigen Sorgfalt überall angezogen ist (a. O. S. 419). Kurz und gut, das Urtheil dürfte hiernach gerechtfertigt sein, dass man, wenn man sicher gehen will, sich den Apparat nach den Angaben bei Alberti, wo möglich noch unter Benutzung der Aldina selbst, und bei Schow zusammensetzen muss. Hätte in dieser Hinsicht noch eine nachträgliche Revision stattgefunden, um das Versäumte nachzuholen, so könnte man immerhin zufrieden sein; am Besten wäre es freilich gewesen, wenn die lästige, aber schliesslich doch einmal nothwendige Arbeit gleich gemacht worden wäre, eine neue Vergleichung des cod. Venetus selbst in der Weise, wie sie Bekker angefangen hat, vorzunehmen und dabei genaue Angaben über den jedesmaligen Urheber der einzelnen Verbesserungen zu verbinden.

Ferner sind in den Nachträgen sehr ausführliche indices gegeben, indem unter den Namen der betreffenden Schriftsteller die Glossen zusammengestellt sind, welche M. Schmidt auf diese zurückgeführt hat. Während also der

index scriptorum im IV. Bande die Anführungen des Lexicons selbst vereinigt, ist hier ein zweiter Index hinzugekommen, der natürlich nur so weit der Wahrheit entspricht, als die einzelnen Glossen mit Recht auf den jedesmal angezogenen Schriftsteller zurückgeführt sind. Und das Urtheil über diesen Theil der Arbeit hängt, wie schon früher bemerkt ist, von der Beantwortung der Fragen ab, welche sich an die Entstehung und Geschichte des Lexicons knüpfen. Hier aber steht nun die Sache so: die Ergebnisse der Untersuchungen von M. Schmidt befinden sich in keiner Weise mit dem Briefe des Hesychios an Eulogios in Uebereinstimmung, von dem sie doch überall auszugehen behaupten; und nach diesen Untersuchungen wäre allein der Schluss gerechtfertigt, dass jener ganze Brief lauter falsche Angaben enthält, also entweder lügenhaft oder gefälscht ist. \*)

Geht man aber den an sich dem Wortlaute nach einfachen, deutlichen und gewissenhaften Mittheilungen dieses Briefes Satz für Satz nach und liest nur das heraus, was in ihm steht, beachtet bloss den Zusammenhang desselben, ohne alle Rücksicht darauf, ob das, was man findet, seltsam erscheint oder nicht, verfolgt man dann ferner, wie ich gethan habe, die so gewonnenen Angaben über die Entstehung des Lexicons durch Diogenianos und seine Bearbeitung durch

\*) Daher kann ich auch das Urtheil von F. Ritschl in Opusc. I p. 667 nicht als gerechtfertigt ansehen: 'cuius (M. Schmidtii) doctis disputationibus satis esse effectum arbitror, ut nec . . . nec de Hesychianae ad Eulogium epistulae fide quicquam iam dubitationis restet,' ebenso wenig wie das ältere über Rankes Schrift (a. O. p. 668), dass durch diese die Valckenaerschen Angriffe glücklich abgeschlagen seien.

Hesychios weiter und sucht sie an den vorhandenen Thatsachen zu erklären, corrigirt sie aber nicht mit M. Schmidt, deutet sie auch nicht nach Belieben und schilt sie nicht als übertrieben, so giebt sich ein ganz anderes Resultat, welches auf die Behandlung des Hesychios im Einzelnen vom wesentlichsten Einflusse ist. So ist es gekommen, dass nun nicht etwa in diesem oder jenem Punkte abweichende Ansichten einander gegenüberstehen, sondern dass eine prinzipielle Verschiedenheit derselben sich herausgestellt hat.

Wenn also M. Schmidt in dem Vorworte zur 2. Ausgabe des kleinen Hesychios leichthin mit wenigen Worten von meinen »errores« spricht, die zu widerlegen er jetzt keine Zeit habe, so ist das erklärlich und verständlich; freilich gewinnen dadurch allein seine Ansichten ebenso wenig an Wahrheit, als die meinigen des Irrthums überführt werden. Er hält also an allen denjenigen Anschauungen fest, welche er bisher hat gelten lassen, und so erscheinen denn unter anderem im neuen Index rein herausgeschält aus der übrigen Masse homerischer Glossen S. 127 ff. *Ἀριστάρχου λέξεις*. Ein solches Unternehmen erscheint mir verfehlt und überhaupt der Entstehung des Lexikons nach unausführbar (vgl. in diesen Anz. 1867 S. 409. 444 f. Philol. Suppl. 1867 S. 580 ff. 620 f.) Da sonst kein Anlass gegeben ist, von Neuem auf das einzugehen, was ich früher an verschiedenen Orten über Hesychios auseinander gesetzt habe, so will ich nur noch einen Punkt hier erwähnen, zu dessen Besprechung ein Anlass vorliegt.

Als die erste Hälfte der kleineren Ausgabe zuerst erschien, stand auf dem Umschlag derselben, wie ich schon früher in dieser Zeitschr.

1867 S. 438 bemerkt habe, der Name des Diogenianos, das vollständige Werk erhielt aber den Titel des Hesychius minor. Consequenter Weise hätte es Schm., wenn er über Hesychios hinausgehen wollte, als den Auszug aus Pamphilos mit den Zusätzen des Hesychios bezeichnen müssen, wie dies auch aus dem Nachworte ersichtlich ist. Als ich darauf nachdrücklich behauptete (de Hesychii ad Eulog. ep. 1865): unser Hesychios ist nicht ein Auszug aus Pamphilos, sondern, wie Hes. angiebt, ein Lexikon, das Diogenianos selbst zusammengestellt hat, so erklärte das M. S. für sehr gleichgültig; inwiefern dadurch etwas an der Beurtheilung des Lexikons überhaupt und der einzelnen Glossen geändert würde, das war ihm, wie seine ganze Recension meiner Schrift (Neue Jahrb. 91, 749 ff.) zeigte, nicht verständlich. In der Abhandlung im Philologus Suppl. 1867 habe ich dann versucht, »die *Περιεργονένης* des Diogenianos« in ihr volles Recht einzusetzen und ihnen zu einer gesicherten Existenz zu verhelfen. Die 2. Ausgabe des kleineren Hesychios von 1867 trägt auf dem Titel neben der currenteren des Hesychius minor die Bezeichnung als Diogeniani Periergopenetes, während nach Schmidts seither verfochtener Meinung das Lexikon doch mit Suidas s. v. *Διογενειανός* eher als Epitome aus Pamphilos und als *Λέξις παντοδαπή κατὰ στοιχείον ἐν βιβλίοις 6* zu bezeichnen war, da er eben alles, was ihm spätere Zusätze zu sein scheinen, ausgeschieden und im unteren Theile jeder Seite zusammengestellt hat.

Bei dieser Gelegenheit verbessere ich noch einen störenden Schreibfehler: Gött. gel. Anz. 1867 S. 416 Z. 17 v. o. muss es anstatt »letzteren« heissen »ersteren.«

Weimar.

Hugo Weber.

Hale's new remedies oder die neueren vegetabilischen Arzneimittel Nordamerikas und deren Anwendung in der Praxis nach den Erfahrungen der allopathischen, eclecticischen und homöopathischen Aerzte der Vereinigten Staaten. Im Auszuge Deutsch bearbeitet von Dr. Th. Bruckner, praktischem Arzte in Basel. Leipzig, Verlag von Dr. Willmar Schwabe. 1869. 104 Seiten in Octav.

Wem es aus dem Titel nicht deutlich hervorgeht, dem wird es in der Vorrede klar gemacht, dass wir es hier mit einem in usum der sog. homöopathischen Schule geschriebenen Buche zu thun haben und dass der eigentliche Verfasser des Buches, Dr. M. Hale in Chicago, ein Anhänger der Hahnemannschen Hypothesen ist, natürlich, wie das bei Hahnemanns Jüngern allezeit der Fall ist, so weit sich diese mit seinen eignen Hypothesen vertragen. Dieser »unermüdliche Sammler«, dessen Fleiss und Eifer von Hrn. Dr. Bruckner in Basel anerkannt wird, obschon dieser, ebenfalls Homöopath, der Ansicht ist, dass es für die Homöopathie besser wäre, die »alten, wohlbewährten Mittel« gründlicher zu studiren und »die etwa zweifelhaften (?) Symptome durch Nachprüfung an Gesunden, sowie durch den klinischen Versuch bestätigt (?) zu sehen«, als neue Mittel zu prüfen, und die Erfahrungen zu sammeln, welche in den diversen medicinischen Werken und Zeitschriften über die Wirkungen derselben veröffentlicht wurden, hat in einem grösseren Werke die in der neueren Zeit in Amerika gebräuchte Heilmittel zusammengestellt, sammt den Erfahrungen, welche Aerzte jeder Schule darüber bei Gesunden und Kranken gemacht haben. Aus



diesen New Remedies von Hale bietet uns Bruckner einen Auszug, den er, trotz seiner eingestandenen Vorliebe für praktisch bewährte Mittel und deren Fortprüfung, doch als die Verpflichtung der Anschaffung von Seiten der Homöopathen involvirend betrachtet; denn »es ist Pflicht eines jeden homöopathischen Arztes, dem die Förderung und Anerkennung der Homöopathie am Herzen liegt, sich mit den neuesten Prüfungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Materia medica bekannt zu machen«, und in Hale's new remedies finden sich »sehr wirksame, von den Aerzten Nordamerikas sehr hochgeschätzte« Arzneien, wodurch zweifelsohne manche Lücke im homöopathischen Arzneischatze ausgefüllt wird, wie denn ganz besonders in dieser Sammlung die auf die weiblichen Geschlechtsorgane wirkenden Mittel, so wie auch die Lebermittel und die blutstillenden Mittel reichlich vertreten sind, bezüglich deren »Niemand behaupten wird, dass der bisherige homöopathische Arzneischatz keiner Bereicherung mehr bedürftig sei.« Das Letztere wollen wir durchaus nicht in Abrede stellen, sind vielmehr sogar der Ansicht, dass bezüglich der Mittel gegen Affectionen der weiblichen Sexualorgane und der Haemostasie auch von Hale's new remedies für die Nachfolger Hahnemann's kein Heil erwachsen wird, sintemalen hier nicht mit internen Mitteln, sondern durch angemessene locale Behandlung Hülfe zu schaffen ist, und dass somit die Bedürftigkeit des homöopathischen Arzneivorrathes in dieser Richtung auch noch weiter bestehen wird!

Wenn wir dem Buche Bruckners in diesen Blättern eine kurze Anzeige widmen, so geschieht dies nicht im Interesse der Vertreter

des Hahnemannismus, noch auch in dem derjenigen allopathischen Aerzte, denen eine »grosse Neigung mit neuen Mitteln zu operiren innewohnt« — für solche hat Bruckner sein Buch in zweiter Linie bestimmt, — sondern in Anbetracht der Thatsache, dass in den letzten Decennien von den Vereinigten Staaten aus in der That mehrere werthvolle Medicamente ausgegangen sind, die allgemeine Beachtung verdienen (ich erinnere nur an das Rhizoma Veratri viridis und an das aus Podophyllum peltatum hergestellte Harzgemenge Podophyllin, welche solche schon gefunden haben) und in Folge unsrer Ueberzeugung, dass in dem bisher nicht in Europa Benutzten noch manches Benutzung Verdienende steckt, nicht weil es etwas Neues ist, sondern weil es in der Abwesenheit mancher Nebenwirkungen oder in andren Umständen vor bisherigen Mitteln Vorzüge besitzt. Etwas Neues sind dem Pharmakologen und dem Arzte, der die Amerikanische pharmakologische Literatur als solche oder auch nur in Deutschen Auszugsjournalen verfolgt hat, die meisten der von Bruckner resp. Hale abgehandelten Arzneikörper nicht; denn die brauchbarsten unter den Arzneimittellehren, welche die Vereinigten Staaten uns geliefert haben, namentlich die an Umfang alle Deutschen Handbücher dieser Disciplin übertreffenden, an Wissenschaftlichkeit des Inhaltes den besten Europäischen sich zur Seite stellenden Schriften von Wood und Stillé enthalten sehr viele derselben und zum Theil noch manche in den New remedies von Hale unberücksichtigt gebliebenen, z. B. bei Wood *Rubus villosus*, *Statice caroliniana*, *Heuchera americana* und *Diospyros virginiana* aus der Abtheilung der adstringirenden Mittel, *Sabbatia*

angularis, *Coptis trifoliata*, *Monarda punctata* aus derjenigen der Tonica, *Symplocarpus foetidus* aus derjenigen der Stimulantien, *Gillenia trifoliata* und *Euphorbia Ipecacuanha* als Emetica, *Ulmus fulva* und *Sesamum indicum* als Mucilaginosa. Es geht daraus hervor, dass wir eben in Hale's Buche und dessen Auszuge keinesweges alle »neueren« vegetabilischen Arzneimittel Amerika's finden, und wenn man einerseits das »neueren« in dem Sinne auffasst, wie dies Bruckner thut, der von den abgehandelten Medicamenten gradezu angiebt, dass manche ohne Zweifel seit Jahrhunderten von den Indianern als Arzneimittel benutzt wurden, von denen dann die Einwanderer und Ansiedler die Kraft und Eigenschaften der Pflanzen kennen gelernt hätten, andererseits mit Bruckner auch die Volksheilmittel den Medicamenten zuzählt, so sieht man in der That keinen Grund ein, weshalb zu den 78 behandelten Pflanzen nicht noch jene 12 bei Wood vorfindlichen und noch einige andre der neueren Amerikanischen Literatur angehörige, um das Hundert voll zu machen, hinzugenommen sind, da sie doch unfehlbar den Preis des bei dem »Vertreter der Homöopathie auf der Weltausstellung in Paris«, Dr. Willmar Schwabe, verlegten Buches nicht erheblich vertheuert, den Werth nicht unbedeutend gesteigert hätten. Es würden auch einzelne in Europa einheimische, bei uns aber nicht benutzte Vegetabilien, die in Amerika Anwendung finden, z. B. *Geum rivale* ebenso gut wie die S. 110 abgehandelte *Sticta pulmonaria* ein Recht auf Berücksichtigung haben, wenn die auf dem Titel besprochene Verwerthung allopathischer Schriften etwas Andres als ein Köder für allopathische Leser wäre.

Das Streben, bei uns die Schutz- und Trutzwaffen einer neuen in den Vereinigten Staaten aufgetretenen ärztlichen Schule, die Bruckner ohne besonderen Grund mit den Rademacherianem in Parallele stellt, nämlich die der sog. Eklektiker, welche die Anwendung aller mineralischen Mittel verwirft und statt derer in allen Fällen vegetabilische Heilmittel zu Felde führt, eine Schule, welche vielleicht in der häufigen Beobachtung der schädlichen Effecte der in überseeischen Ländern so verbreiteten Caltomelanomanie ihren Heerd hat, bekannt zu machen, findet unsre Billigung, da diese nicht länger vornehm ignorirt werden kann, zumal da auch gebildete allopathische Aerzte der Union mit einzelnen Drogen derselben sich zu beschäftigen begonnen haben. Wir müssen übrigens bemerken, dass ein Theil dieser Mittel in Deutschland bereits bekannt ist, und zwar durch die im Jahre 1855 erschienene, by authority of the American chemical institute zu New-York publicirte Schrift: Positive medical agents, deren hauptsächlichster Inhalt in Reil's Journal für Pharmacodynamik und Therapie Bd. 1. H. 2. S. 267—279 von W. Reil referirt ist und später in die bekannte Materia medica der reinen Pflanzenstoffe desselben Autors übergegangen ist. Bruckner's Schrift enthält sogar einige der in den Positive medical agents erwähnten Pflanzenstoffe bzw. die Pflanzen, aus denen diese bereitet wurden, nicht, so fehlt z. B. Alnuin und Alnus serratula, Viburnin und Viburnum Opulus, Capsicin von Capsicum baccatum.

Es kann nach Allem Gesagten das Buch von Hale-Bruckner, weil unvollständig in Angabe der allopathischen und eklektischen Mittel,

weder für allopathische Aerzte noch für Pharmaceuten, denen ja die Zusammenstellung neuerer fremdländischer Mittel an sich grosses Interesse gewährt, nicht unbedingt empfohlen werden. Für die Empfehlung ins Gewicht fallen würde eben nur der Preis, da ein den Bedürfnissen der Allopathen Rechnung tragendes billiges analoges Buch überhaupt nicht existirt und es nicht Jedermanns Sache ist, sich die höchst kostspieligen Bücher von Wood oder Stillé für einen Preis von mehr als 10 Thaler zu acquiriren. Es ist aber andererseits diesen Grund paralyisirend der Umstand, dass eben auch bei den behandelten Artikeln die allopathische Amerikanische Literatur nicht zur Genüge benutzt wurde. So fehlt z. B. bei *Apocynum androsaemifolium* jeder Hinweis auf die Arbeit von Dr. Mettauer aus Prince Edward in Virginia (Boston med. and surg. Journ. Oct. 7. 1867), wonach die Wurzel der betreffenden Pflanze nicht nur gegen Rheuma, sondern besonders noch bei Scrophulose, Koliken und als Antiperiodicum benutzt wird. Das Amerikanische Antasthmaticum *Grindelia robusta* ist mit keinem Worte erwähnt. Beim *Leptandrin* fehlt die Verwendung bei chronischer Obstruction und Lienterie nach A. P. Dutcher (Philadelphia med. and surg. Reporter. 13. 1869). Wir glauben nicht, dass dafür die homöopathischen Prüfungen einzelner Medicamente entschädigen können, selbst wenn sie noch so interessante Symptome zu Tage förderten, wie z. B. das S. 9 erwähnte: »Beim Trinken rollt das Getränk hörbar den Schlund herab, als ob es in ein leeres Fass geschüttet werde«, oder S. 46. »Fippen (?) des rechten Canthus. oder S. 65. »Zerschlagenheit des

Gehirns u. a. m., welche nach S. 74 »meist nach dem Frühstücke verschwinden.«

Theod. Husemann.

H. Ratjen, Geschichte der Universität zu Kiel. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung. 1870. XL und 183 SS. 8.

In die Geschichte einer Universität greift von verschiedenen Seiten die Geschichte der geistigen und materiellen, der Cultur- und politischen Verhältnisse ein. Sie kann deshalb verschieden behandelt werden, jenachdem die Universität als Pflanzstätte der Wissenschaft in ihren Beziehungen zur Geschichte der Wissenschaften, oder als ein Glied in der Kette ähnlicher Institute nach ihren gemeinsamen oder abweichenden Einrichtungen und Satzungen, oder endlich nach ihrer besonderen Stellung zu den Verhältnissen des Landes und Volkes, für das sie zunächst bestimmt ist, betrachtet wird. Im letzterem Fall erscheint sie als ein Gemeinwesen im Kleinen, Rück- und Fortschritt, Wechselfälle, Glück und Unglück mit dem umgebenden grösseren Gemeinwesen theilend und wiederum in jedem ihrer Institute noch einer besonderen Geschichte unterliegend.

Der Verf. der oben genannten Schrift hat unter den hier hervorgehobenen Seiten die Geschichte der Kieler Universität vorwiegend auf die zuletzt gedachte Seite beschränkt. Ihm stand, die Aufgabe zu lösen, neben einer reichen Kunde der Landesverhältnisse Schleswig-Holsteins eine, durch jahrelange Beschäftigung erworbene umfassende Kenntniss der Kieler Universitäts-Verhältnisse zu Gebot. Von dem Verf. darf gesagt werden, dass er sein wissenschaftliches Streben vorwiegend gern der Erkenntniss seiner engeren Heimath und ihres

vornehmsten Schmuckes, der Landes-Universität, gewidmet hat und dass er namentlich nie müde ward, wo es galt, an die Namen bewährter älterer, wie neuerer vaterländischer Zierden die dankbare Erinnerung der Nachlebenden wachzurufen.

Eine aus dieser lebenswürdigen und treuen Neigung gepflegte Fülle biographisch-wissenschaftlicher Arbeiten über einzelne Kieler Universitäts-Lehrer älterer und neuerer Zeit hat auch bewiesen, dass es dem Verf. an Geschick und Talent keineswegs mangelt, die Geschichte der Universität aus dem Gesichtspunkt auf ihren Antheil an der Pflege der Cultur und Wissenschaft zu schreiben. Wir verdanken ihm schon gar viele, sowohl selbstständig erschienene, als in Universitäts- und Zeitschriften zerstreute Aufsätze und Arbeiten dieser Art über Lehrer der Kieler Universität aus fast allen Facultäten und von der Gründung des Instituts an bis auf unsere Zeiten herab. Er gab uns Bilder von Dan. G. Morhof und J. Rachel, von C. J. Dreyer und Ernst Joach. v. Westphalen und Skizzen fast aller juristischen Lehrer der Universität. Er schrieb die Biographie des lebenswürdigen immer thätigen Statistikers August Niemann und des Mathematikers Reimers. Wir verdanken ihm die vollständigere Lebensbeschreibung des geistreichen Kieler Philosophen Joh. Erich von Berger, die schon vor 35 Jahren erschien; er gab die kleineren Schriften des 1833 verstorbenen Professors und Oberbibliothekars Andreas Wilhelm Cramer, die Briefe des Kieler Theologen Joh. Fr. Kleuker und die Lebenserinnerungen des weithin bekannten Christoph Heinrich Pfaff heraus und suchte durch Nekrologe über Falck und Hegewisch die Reminiscenz

an die mannichfaltige Thätigkeit dieser tüchtigen Männer im Fluge der enteilenden Gegenwart festzuhalten.

Man kann fast bedauern, dass all diese reiche Fülle, ergänzt und vervollständigt, keinen Platz finden konnte in der hier vorliegenden Geschichte der Universität. Man kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass dem Verfasser die Zeit, für die er das Weitere sich vorbehalten hat, noch vergönnt sein möge. Aber er selbst hat durch jenen zerstreuten Reichthum uns gezeigt, welche grosse Aufgabe die vollständige Geschichte auch nur einer kleinen Universität, wie Kiel, stellt, zu deren Bewältigung das vom gütigsten Geschick längst gesteckte Lebensziel, trotz der eifrigsten Thätigkeit, doch kaum zu genügen droht.

Aber eben darum muss der Dank sich steigern, mit dem wir die jetzt uns gebotene Gabe entgegen zu nehmen haben. Meint der Verfasser bescheiden, dass manchem Leser der Titel »Geschichte der Universität Kiel« für die Arbeit nicht werde entsprechend scheinen, weil sie sich vorzugsweise auf die Geschichte der einzelnen Einrichtungen beschränke, so können wir in Hinblick auf seine übrigen Leistungen Namen und Titel uns recht wohl gefallen lassen und mehr in dem Werke sehen, als eine Codification oder als ein Repertorium, mit welcher Bezeichnung der Verfasser die mit der gewählten Ueberschrift Unzufriedenen beruhigen möchte.

Um den Inhalt des Textes anzugeben, begnüge ich mich mit Anführung der einzelnen Capitel. Sie sind folgende: 1) Verhandlungen zur Stiftung der Universität, 2) Einweihung der Universität und die sich daran schliessenden Promotionen, 3) Statuten der Universität und



ihre Aenderungen, a) Gerichtsbarkeit, b) Immunitäten, c) Beschränkungen, d) Biennium, 4) Oberbehörden, a) Visitatoren und Curatoren, b) Kanzler und Prokanzler, 5) Rector und Prorector. Deposition. Inscription. Maturitätszeugniss, 6) die Facultäten und Dekane, 7) Promotionen, 8) Nostrification, 9) Adjuncten der Facultäten und Privatdocenten, Habilitation, 10) Lehrer der neueren Sprachen, 11) Vorlesungen, 12) Disputationen, 13) Seminare, 14) Spruchcollegium, 15) Universitäts-Bibliothek, 16) Institute der Universität, 17) Stipendien für Studirende.

Hieran schliesst sich eine tabellarische Uebersicht der wissenschaftlichen Lehrer der Universität.

Die Einleitung enthält eine Uebersicht des Ganzen mit Rücksicht auf die Staatsverhältnisse nach drei Perioden, der ersten von 1665 bis 1773, von der Gründung bis zu dem Austausch des grossfürstlichen Antheils von Holstein gegen Oldenburg, der zweiten von 1773 bis 1813 und der dritten von 1813 bis zur Gegenwart.

Wie der Verf. reiche Beiträge zur Geschichte des Universitäts-Personals in früheren Arbeiten lieferte, so hat er auch mehrere jener nach den Ueberschriften bezeichneten, im Texte der vorliegenden Schrift behandelten Gegenstände hin und wieder in Universitäts- und Zeitschriften bereits früher behandelt. So leitete er seine Lebensgeschichte Morhofs im ersten Bande der Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg mit einer kurzen Geschichte der Gründung der Universität ein; worüber er hier in den ersten Capiteln spricht. Und Mehreres darüber gab

er schon in einem von K. L. Biernatzki herausgegebenen Volksbuch für die Herzogthümer vom Jahre 1847. Auch die von ihm herausgegebene Autobiographie Rachels im ersten Bande des Archivs für Staats- und Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins v. Michelsen und Asmussen enthält einiges auf Gründung der Universität Bezügliche. Zur Geschichte der Universitäts-Bibliothek ferner lieferte der Verf. zahlreiche frühere Beiträge in den Chroniken der Universität und namentlich in einem zum königlichen Geburtstage des Jahres 1862 gedruckten Universitäts-Programm. Auch über einzelne Universitäts-Stipendien hatte er sich durch früher bereits veröffentlichte Arbeiten vorgearbeitet.

Dies und anderes mannichfach Zerstreute, mit vielem Neuen bereichert, hat unsere Schrift zu einem Ganzen zu verbinden versucht, welches recht wohl ein ob auch in einzelnen Punkten der breiteren und zusammenhängenderen Darstellung bedürftendes, doch im Ganzen treffendes Bild des Werdens und Wandels alles dessen giebt, was äusserlich zur Universität gehörig war und ist. Vielleicht wünscht einer dem Bilde hin und wieder so zu sagen mehr Fleisch und Blut, der schlichten Aneinanderreihung der Facta und Data mehr Leben und Bewegung. Das Buch ist eben mehr eine Fundgrube des Wissenswürdigen über die Universitäts-Einrichtungen, als eine unterhaltende Charakteristik des gefundenen Schatzes. Doch fehlen keineswegs einzelne jener Streiflichter, die aus der Fülle der Materialienkenntniss heraus zu kommen pflegen, als Zeugen, dass der Verf. in den auf der Universität periodenweis wehenden Geist wohl einzudringen versteht. Beweise dieses Verständnisses, immer von milder, die krassen

Widersprüche zu versöhnen geneigter Färbung, gab er auch schon in früheren Beiträgen zur Universitätsgeschichte und wir erinnern uns mit Befriedigung namentlich der kleinen Artikel über practische Politik und Kieler Professoren in dem oben erwähnten Biernatzkischen Volksbuch vom Jahre 1848 und eines Aufsatzes in den ebenfalls schon citirten Jahrbüchern der Landeskunde, Band 5, über die Kieler Universität in den Jahren 1796—1798 nach H. Steffens Erinnerungen und des Verf.s Anmerkungen dazu.

Ich unterlasse es, aus der Fülle des stofflichen Details Einzelnes herauszuheben, drücke dagegen den Wunsch aus, dass dem Buche in den Kreisen, die es zunächst und vorzugsweise betrifft, ein reges Interesse entgegenkommen möge, dass es neben der Anerkennung des Geleisteten an der Lust, auf der gelegten Grundlage weiter zu bauen, nicht fehlen möge. Namentlich das Land Schleswig-Holstein hat alle Ursache, die Geschichte der Landes-Universität als einen Theil seiner eigenen Geschichte anzusehn, ja, als deren Centrum, wohin die Radien seines Cultur- und Bildungskreises zeigen.

Die tabellarische Uebersicht aller Universitäts-Lehrer seit der Gründung bis zur Gegenwart, welche den Schluss des Werks bildet, ebenso mühevoll, als nützlich und übersichtlich, ist auch geeignet, von dem Verhältniss der im Laufe der Jahrhunderte an der Universität gepflegten Wissenschaften unter einander eine Ahnung zu geben, z. B. erkennen zu lassen, wie sich zwischen Theologie und Philosophie die Stellung allmählich änderte, wie das Bedürfniss, neu gebildete Disciplinen durch eigne Lehrer vertreten zu lassen, nach und nach zu Gel-

tung kam, und nebenbei freilich auch, durch Vergleichung mit andren Universitäten, die Lücken zu zeigen, an denen in wissenschaftlicher Beziehung die Universität gelitten hat oder noch leidet. Eine dankenswerthe Aufgabe wäre es, diesen Zweig der Geschichte der Wissenschaften beispielsweise an der Geschichte unserer Universität weiter zu cultiviren. Hoffentlich sind die kleinen Verbesserungen des Verzeichnisses nach schon vollendetem Druck des Buchs nachträglich in alle Exemplare desselben eingetragen.

Die allgemeine Einleitung und die darin nach drei Perioden gegebene Uebersicht des Ganzen der Universität, um der Gesichtspunkte auf die politische Landesgeschichte willen wichtig, freilich weniger erschöpfend, als vielmehr zum Leitfaden der folgenden Darstellung der Universitäts-Einrichtungen dienend, bietet am Schlusse ein reiches und wohlgeordnetes Verzeichniss der Quellen und Hülfsmittel für die Geschichte der Kieler Universität, deren Benutzung, soweit die Quellen in den der Universitäts-Bibliothek gehörigen Handschriften bestehen, der Fleiss des Verf.s selbst in seinem Hauptwerke, dem Verzeichniss der Handschriften der Kieler Universitäts-Bibliothek, wesentlich erleichtert hat.

Kiel.

E. Alberti.

---

Jüngken J. Ch. Die Augendiätetik oder die Kunst, das Sehvermögen zu erhalten und zu verbessern. Berlin. 1870. 144 Seiten. Gross Octav.

Wie der Titel schon andeutet, beabsichtigt der Verfasser eine populäre Darstellung über die Pflege der Augen zu geben. Er nimmt in den einzelnen Capiteln die Verhältnisse des Sehorganes in den verschiedenen Altersstufen und seine Neigungen zur Erkrankung in denselben durch. Nacheinander werden behandelt: Die

Augenerkrankungen der Neugeborenen, der Zahnperiode, der acuten Exantheme, die Scropheln, die Verletzungen der Augen und sympathischen Sehstörungen, die Hornhautflecken, der Einfluss der Cigarren, die Augencatarrhe, Brillen, Schielen, künstliche Augen.

Der Plan des Buches entzieht dasselbe einer wissenschaftlichen Kritik, welche allerdings durch die häufigen, absprechenden Seitenblicke auf die jetzige Ophthalmologie gereizt werden könnte. Der achtbare Name und das ehrwürdige Alter des Verfassers muss jeden Versuch einer ernststen Kritik hemmen. Aber wohl dürfte es erlaubt sein, über den Plan des Buches zu sprechen, einen wichtigen Theil der Heilmittellehre populär darzustellen. Ref. befindet sich hier auf einem dem Verfasser gerade entgegengesetzten Standpunkte. Trotzdem, dass die Versuche der populären Darstellung noch immer zunehmen werden, so ist es doch nach Ansicht des Ref. unweifelhaft, dass der wissenschaftliche Geist der Medicin mit jedem Jahre sich mehr erhebt und dass ihm ein Haschen nach des Volksgunst nicht möglich ist. Das Halbwissen der Laien ist für sie selbst thöricht und gefährlich, für den Arzt unangenehm. Nirgends lässt sich das Fehlerhafte populärer Darstellungen leichter darlegen, als in ophthalmologischen Darstellungen. Es beruht dies auf demselben Grunde, welcher den richtigen Gedanken Jüngken's die Ophthalmologie mit der Chirurgie verbunden zu halten, in der Praxis unmöglich macht. Die Fortschritte der Ophthalmologie sind so bedeutend, dass ihr Verständniss ein jahrelanges Studium erfordert und nur fortdauernde Arbeit ihrem Gange zu folgen erlaubt. Es ist daher nicht möglich, gleichmässig der Ophthalmologie und der übrigen Medicin sich theoretisch und practisch zu widmen. So gefährlich die Scheidung ist, sie muss in der Praxis eintreten und ihre Folgen nur so weit als möglich gemildert werden. Ebenso unmöglich ist es aber, die Ophthalmologie populär darzustellen, weil ihr Verständniss bei dem Leser zu viele Vorkenntnisse verlangt. Eine populäre Darstellung der Ophthalmologie darf nur in den kurzen Worten bestehen: »Wende dich bei jeder Krankheit, bei jedem Fehler der Augen so rasch als möglich an einen Augenarzt.«

Dass die vorliegende Darstellung dem jetzigen Standpunkte der Ophthalmologie nicht entspricht, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

R.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 30.

27. Juli 1870.

Die Reform der preussischen Verfassung.  
Leipzig, Duncker und Humblot, 1870. — X und  
273 Seiten. 8.

Das vorliegende Buch ist fast gleichzeitig mit dem Beginn der Wahlbewegung erschienen, so dass es mit dieser, seinem Titel nach, in unmittelbare Verbindung gebracht werden könnte. Doch genügt ein Blick auf die Bestrebungen der Parteien unseres Staates und in das Vorwort des Buches, um zu bemerken, dass beide sehr wenig mit einander gemein haben. Das Buch hätte zu jeder andern Zeit erscheinen können, und ist auch, wie insbesondere der Abschnitt über Geschäfts-Ordnung zeigt, bereits seit Jahren vorbereitet. Es sucht, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, die berechtigten Anforderungen der Gegenwart auf, nach denen der preussische Staat seine Institutionen verjüngen müsse. Das Buch enthält somit, unter Anlehnung an den preussischen Staat, auch einen Beitrag zu der wissenschaftlichen Lehre vom Staat überhaupt.

Der Verf. hat freilich wohl hoch mehr durch seine Schrift bieten wollen. Er gedenkt augenscheinlich praktisch auf grosse Fragen der Zeit einzuwirken. Allein, wenn das seine Absicht war, so hätte er seine Doctrin in engere Verbindung mit der Stellung Preussens im norddeutschen Bunde bringen müssen, während er sogar auf die Existenz des letzteren nur sehr selten Bezug nimmt. Darin scheint dem Ref. der wesentlichste Mangel des Werkehens zu liegen.

Im Vorwort heisst es: »Manche sind der Ansicht, dass die preussische Verfassung allmählich von der des norddeutschen Bundes werde aufgesogen werden. — Der Verfasser kann diese Ansicht nicht theilen; so grosses die Gesetzgebung des Bundes auch geleistet, so wird nach der Verfassung desselben ihre Competenz doch nicht über einen bestimmten Kreis hinausgehen können, selbst wenn derselbe noch erheblich erweitert werden sollte.« Ein Vorwurf, wie er oben erhoben ist, hat durch diese beiden Sätze offenbar schon im voraus abgewehrt werden sollen. Allein dies ist nicht geschehen, und, dem thatsächlichen Zustande der Dinge gegenüber, würde dazu auch kaum eine eingehende Erörterung ausgereicht haben.

Der Verf. scheint nicht zu denen zu gehören, welche den norddeutschen Bund als einen Uebergang zum Einheitsstaat ansehen; wenn jedoch dieses hohe Ziel auch nie erreicht werden sollte: ist es wohl, besonders falls die süddeutschen Staaten ihren Anschluss an den Bund noch lange verschieben sollten, denkbar, dass derselbe seine Competenz nicht auch über die politische Organisation der Einzelstaaten ausdehnen wird? Und ist eine Reform Preussens an »Haupt und Gliedern« räthlich, ohne wenigstens an jene

Möglichkeit zu denken? Doch selbst hiervon, und also von der hoffnungsreichen Wahrscheinlichkeit abgesehen, dass die Gesamtorganisation unseres Vaterlandes dermaleinst mit der Organisation des Staates zusammenfallen werde, der jetzt schon den grössten Theil jenes umfasst, der bereits dessen Stärke und Macht in That und Wahrheit darstellt: ist es, bei der Stellung Preussens im Bunde ausführbar, dass für die Betheiligung des Volkes am Staat, für das Recht der Volksvertretung, für die Verantwortlichkeit und den Geschäftskreis der Minister, für die Organisation der Regierung, auf die Dauer andere Grundsätze und Normen in Preussen und im deutschen Bunde Anwendung finden können? Eine subjective Ansicht mag hier unterdrückt, es darf aber hervorgehoben werden, dass im Reichstag und Landtag, in den Organen der Regierung und in den Wahlprogrammen, die Reform der Institute, über welche der Verf. handelt, immer im engsten Anschluss an den Wandel der Verhältnisse betrachtet wird, der durch die Gründung des norddeutschen Bundes herbeigeführt ist. Solches ist durch die gesamte politische Lage geboten, und indem der Verf. dies unberücksichtigt liess, hat er seinem Buche auch da, wo es sich um die innere Organisation einzelner Theile des preussischen Staates handelt, überwiegend doch nur eine theoretische Bedeutung gegeben. Die »lediglich praktischen Gesichtspunkte,« von denen im Vorwort die Rede ist, treten auf solche Weise oft gewaltig zurück.

Theorie, und nichts als Theorie enthält so gleich auch der erste Abschnitt: »Staatsgrundgesetz oder Verfassungsgesetze«? »Wir rühmen uns«, heisst es da, »mit Recht einer tiefern Auf-



fassung der englischen Institutionen, aber gerade in einem Hauptpunkte halten wir noch immer an der französischen Schablone fest, nämlich in dem Begriff der Verfassung.« Dieser Begriff wird sodann erörtert und ausgeführt, unter Verfassung werde »meistens ein einzelnes mit besonderer Auctorität bekleidetes Gesetz verstanden, welches als die rechtliche Grundlage des ganzen Staatslebens angesehen werden soll, und daher auch die Richtschnur für die Gültigkeit aller andern Gesetze bilde.«

Der Verf. spricht darauf ganz gewaltig geringschätzig über alle derartigen Grundgesetze. »Kaum eines habe, wie die Erfahrung zeige, gedauert.« Der Beweis ist wohl etwas zu leicht genommen; denn wenn auch die Verfassung der Vereinigten Staaten, weil »sie bei der ersten grossen Katastrophe nicht vermocht, den furchtbarsten Bürgerkrieg zu verhindern«, unberücksichtigt bleiben sollte, so wäre doch wohl, von deutschen Staaten abgesehen, mindestens auf die Verfassungen nordamerikanischer Einzelstaaten, und besonders auf die norwegische Verfassung von 1814 Rücksicht zu nehmen gewesen.

Nach dieser angenommenen Hinfälligkeit der Verfassungen, die sich auf Grundgesetze stützen, wird dann ausgeführt, dauernde Zustände liessen sich, nach dem Vorbilde Englands, nur durch eine Reihe von Verfassungsgesetzen begründen. Das französische »Schablonenwerk«, zu dem auch »die preussische Verfassung im eminenten Sinne gehöre,« sei immer hinfällig. Durchgreifende Reformen der Organisation der Staaten müssten ausgeführt werden, wie Stein es für Preussen beabsichtigte, wonach Reichsstände, also unserer Volksvertretung entsprechend, erst

den Schlussstein des ganzen Gebäudes bilden sollten.

Neben Stein hätte hier auch Turgot, es hätten noch zahlreiche andere Reformer des 18. Jahrhunderts, insbesondere auch Katharina II. genannt werden können. Hat aber wohl irgend ein Staat auf solchem Wege die nothwendige Umgestaltung erhalten? Auf dem anderen ist sie schwierig, auf diesem Wege aber ist die Reform bis jetzt noch nie erreicht worden. Wie dieses, so ist von dem Verf. bei seinem harten Urtheile über die modernen Verfassungsurkunden auch der Character derselben als Rechtsaufzeichnung, besonders aber als ein dargebotener und angenommener, oder vereinbarter Vertrag übersehen. Als Vertragsbestimmungen, über deren spätere Ausführungen weitere Vereinbarungen vorbehalten, sind namentlich Artikel, wie »die Minister sind verantwortlich« aufzufassen, über welche der Verf. jetzt mit frivolen Worten des Herrn von Gerlach urtheilt, obwohl er keineswegs zu der Partei desselben gehört. Unsere modernen Verfassungen haben in vieler Beziehung einen durchaus analogen Character wie die englische Magna Charta. Wie diese Concordia inter regem Johannem et barones der Ausgangspunkt der englischen Verfassung wurde, deren Grundgesetz sie noch heute ist, so sollen auch die modernen Verfassungsurkunden Grundlagen sein, von welchen aus durch weitere Vereinbarungen auch künftighin die Einrichtungen des Staates den Anforderungen der Gegenwart angepasst werden können. Thatsächlich haben dieselben solchen Anforderungen vielerwärts entsprochen, und wenn dieses in anderen Staaten, z. B. in Frankreich, noch nicht gelungen, so kann daraus doch am wenigsten

gefolgert werden, dass die für unsere Staaten nothwendigen Umgestaltungen ihrer Organisation sich nicht von einem Grundgesetz aus vollziehen können. Auch der Kampf um die vereinbarten Verfassungen, welcher diese selbst oft genug wieder zum Fall gebracht hat, kann noch nichts gegen dieselben beweisen: um die Magna Charta sind jedenfalls noch viel grössere Kämpfe geführt worden.

Indem der Verf. diesen vertragsmässigen Character der Staatsgrundgesetze nicht beachtet, ist ihm bedenklich, dass die letztern »die Richtschnur für die Giltigkeit aller andern Gesetze« bilden. Dadurch entstehe ein »unheilvoller Dualismus«, denn »in vielen Fällen könne Streit darüber entstehen, ob nicht Gesetze, die in voller Uebereinstimmung aller legislativen Factoren erlassen sind, doch nichtig seien, weil sie der Verfassung widersprächen.« Dieses würde doch eben nur geschehen können, wenn das betreffende Gesetz Bestimmungen der Verfassung änderte, ohne die in ihr für solchen Fall enthaltenen Vorschriften zu beachten, denn das Staatsgrundgesetz ist doch nur so lange die Richtschnur für die Giltigkeit aller anderen Gesetze, bis eine, keineswegs ausgeschlossenen neue Vereinbarung zwischen den verschiedenen legislativen Factoren anders bestimmt hat. Juristisch mögen diese Fragen von grossem Interesse sein: allein schwerlich haben sie die Wichtigkeit für das Leben, nach der der Verf. jenen »unheilvollen Dualismus« mit unter die drei Gründe aufnahm, aus denen die Staatsgrundgesetze sich, nach ihm, nicht bewährt haben sollen.

Mit Recht kann die Frage aufgeworfen werden, weshalb der Verf. eine Erörterung über

jenen Gegenstand an die Spitze seines Buches gestellt. Er scheint aber damit den Gedanken an eine Revision der Verfassungsurkunde, von der er gar nichts erwartet, abwehren zu wollen. Ob er in dieser Beziehung Gegner zu bekämpfen hat, möchte freilich wohl mehr als zweifelhaft sein.

Ein richtiger Gedanke liegt aber gewiss vor, wenn, anknüpfend an jene Darlegung, kurz ausgeführt wird, dass die grossen Umgestaltungen, welche nothwendig geworden, planvoller, mit mehr Bezugnahme auf die Gegenseitigkeit, zu unternehmen seien: »Nur von unten auf, aber nach einem festen Gesamtplan, kann man dauernde Institutionen gründen. Von dieser Idee ausgehend, soll hier versucht werden, die Grundlinien des Neubaus zu zeichnen.«

In dem folgenden Abschnitt werden darauf die »staatsbürgerlichen Grundrechte« betrachtet, worunter nicht jene abstracten Sätze der philosophischen Lehre vom Staat des vorigen Jahrhunderts, sondern die Rechte verstanden werden, durch deren Besitz die Rechtssphäre des Einzelnen unantastbar abgegrenzt werden soll. Der Verf. theilt diese »individuellen staatsbürgerlichen Rechte« in die Rubriken: Freiheit der Person; — Freie Verfügung über materielle und geistige Mittel; — Schutz dieser Rechte. — Die Besprechung der einzelnen Rechte und ihr Schutz, insbesondere gegen Eingriffe des Staates, bietet sehr viel interessantes dar. Dahin sind vor allen Dingen die Capitel über »Recht der freien Meinungsäusserung,« über »Vereinsfreiheit und Versammlungsrecht« zu zählen. In jenem wird eingehend über Pressfreiheit gehandelt, und dabei nachdrücklich

Ueberweisung der Pressprocesse an die Schwurgerichte verlangt. In diesem wird im wesentlichen das heutige Gesetzesrecht gebilligt. In beiden aber, und in dem ganzen Abschnitt zeigt sich recht deutlich, dass für diese »staatsbürgerlichen Grundrechte« eine Reform der preussischen Verfassung nicht mehr gegeben ist. Dieselben sind bereits durch die Verfassung und durch besondere Gesetze des norddeutschen Bundes wesentlich erweitert worden, und wenn auch keins der bezüglichen Amendements, namentlich das von Braun zu Art. 4 der B. V., angenommen ist, so kann es doch wohl keinem Zweifel unterliegen, dass hinfort die Entscheidung über Bestimmung und Sicherung jener Grundrechte auf dem Wege der Bundes-, und nicht der preussischen Gesetzgebung geschehen wird. Der Verf. nimmt hierauf, obwohl er selbst oft die schon eingetretene Aenderung durch Bundesgesetze berühren muss, keine Rücksicht. Theoretisch bleibt dadurch seinen Ausführungen derselbe Werth. Es ist aber nicht zu verkennen, dass die Reform der einschläglichen Verhältnisse in Preussen immer am besten durch den Hinweis motivirt wird, dass dieselbe wegen der weitem Entwicklung des Bundes erforderlich sei, und sich auch auf dessen Gebiet vollziehen werde. Wenn die Erweiterung der Grundrechte, welche jetzt im neuen Strafgesetzbuch vorliegt, durch eine Reform der preussischen Verfassung bewirkt werden sollte, hätten wir zweifelsohne noch Jahre lang darauf warten müssen, und würden sie auch selbst dann nicht so vollendet als jetzt erhalten haben.

Der dritte Abschnitt behandelt eine brennende Frage der Gegenwart: »Die Selbstverwaltung in

Gemeinde und Kreis.« Hier wird für die Städte, deren Verhältnisse ja freilich am wenigsten Schwierigkeit machen, ein ziemlich enger Anschluss an die Steinsche Gesetzgebung gefordert. Es ist zu bedauern, dass auf das bezügliche Gesetz für Schleswig-Holstein vom 14. April 1869 nicht Rücksicht genommen ist, da hier bereits die von dem Verf. gewünschte statutarische Festsetzung eines Census für den Erwerb des Bürgerrechts in der einzelnen Stadt geschehen ist. Auch wäre hier, anknüpfend an die jüngsten Erfahrungen in jener Provinz, wohl eine Erörterung darüber am Platz gewesen, ob ein Census für städtische Wahlen ganz wegfallen, oder doch auf ein sehr geringes Mass gesetzt werden könnte. Die Bestätigung der Wahl der Magistratsmitglieder wünscht der Verf., wie er sagt, zu beseitigen, und empfiehlt dieselbe nur von der Provinzialregierung vollziehen zu lassen. Letzteres hebt ersteres wieder auf, denn für alle grösseren Städte wird der Wunsch der Staatsregierung massgebend für die Entscheidung der Provinzialbehörde sein, ja die Nichtbestätigung, welche der Staatsregierung in den meisten Fällen durch politische Gründe erschwert ist, wird ihr oft bedeutend erleichtert werden, wenn ihr die Provinzialregierung das Odium derselben abnimmt. In Schleswig-Holstein sucht die neue Städteordnung der Regierung die Nichtbestätigung dadurch, und gewiss mit Nachdruck zu erschweren, dass sie je eines der Magistratsmitglieder, nach Vorschlag einer Wahlcommission, durch die gesamte stimmberechtigte Bürgerschaft wählen und präsentiren lässt, was zugleich, wie wir jüngst erlebt haben, den Sinn und das Interesse für die Verwaltung der Stadt in sehr bedeutsamer Weise weckt und hebt.

Ueber die Selbstverwaltung in der Landgemeinde, gewiss eine der schwierigsten Aufgabe unserer Legislatur, und im Kreis muss hier hinweg gegangen werden, so viel treffliches auch in dem Buche darüber gesagt ist. Die Erörterungen über den Kreis greifen schon vielfach in die Bemerkungen über die Provinz hinüber, welche auf solche Weise einigermassen ergänzt werden. Doch bleibt dieser Abschnitt auch so immer zu dürftig. Der Verf. empfiehlt die Bezirksregierungen aufzuheben, und ihre Geschäfte auf Landräthe, die von den Kreisständen aus den grossen Grundbesitzern zu präsentiren, und von dem Oberpräsidium zu bestätigen seien, sowie auf diese, die Oberpräsidien, zu übertragen. Letztere seien als collegialische Behörden einzurichten, in denen aber die Entscheidung dem Oberpräsidenten zustehe, also ähnlich wie heute in den Ministerien. Es ist zu bedauern, dass diese Gedanken nicht etwas weiter ausgeführt sind. Die Ernennung des Oberpräsidenten durch den König wird der Verf., entgegenstehenden Bestrebungen gegenüber, wohl als selbstverständlich angenommen haben, allein um so gebotener war es alsdann, näher auf die Provinzialstände einzugehen. Bei der ausgedehnten administrativen Gewalt, welche der Verf. dem Oberpräsidenten geben will, wird es erforderlich sein, ihm einen Ausschuss der Provinzialstände zur Seite zu stellen, wodurch die Zusammensetzung der letztern, die nirgends als eine zeitgemässe bezeichnet werden kann, eine um so grössere Bedeutung gewinnen würde. Der Oberpräsident scheint sogar als der »gegebene Vorsitzende der Provinzialstände« (denn Provinzialvorstände wird S. 94 ein Druckfehler sein) angesehen zu werden, was, zumal wenn der

Provinz, wie doch erforderlich, selbständige Einnahmen überwiesen werden sollen, gewiss sehr bedenklich ist. Besonders wäre hier aber auch über die Grenze zu handeln gewesen, welche die Selbständigkeit der Provinz und die Einheit des Staates erfordert. Dem Ref. scheinen »berechtigte Stammeseigenthümlichkeiten« etwas überschätzt zu sein. Wenn auch im Anschluss an die Entwicklung einzelner ihrer Theile, sind die heutigen Provinzen, mit Ausnahme von Schleswig-Holstein, überwiegend durch dynastische oder administrative Rücksichten gebildet, und wenn daher, wesentlich aus diesem Grunde, auch eine Belebung von »Eigenwilligkeit der deutschen Stämme« in und durch die Provinzen nicht zu befürchten ist, so möchte es, nach gemachten Erfahrungen, doch sehr bedenklich sein, ihnen irgend welche Bedeutung als politische Theile des Staates, wäre es auch nur, wie vorgeschlagen wird, durch Beschickung des Herrenhauses, zu geben.

Fast doppelt so viel Raum, wie die wichtigen Fragen der Selbstverwaltung nimmt in dem Buche die Erörterung ein über die Bildung der Volksvertretung. Hier besonders kann aber kaum eine Seite gelesen werden, ohne fortwährend an die Existenz des norddeutschen Bundes erinnert zu werden, die selbst hier fast unberücksichtigt blieb. Wird dadurch nun schon der Werth dieser Ausführungen geschmälert, so geschieht dies ferner noch durch gewisse Anschauungen, durch welche der Verf. die Richtigkeit seiner Ansichten, doch zunächst nur vor sich selbst, zu rechtfertigen sucht. In letzter Linie führt so ziemlich alles, was entgegen steht, »zum Despotismus oder zur Anarchie.« Von Erscheinungen abgesehen, die rasch entstanden



und rasch vergingen, sollte es dem Verf. aber wahrlich wohl schwer werden, Zustände, die mit jenen Namen bezeichnet werden können, in der Geschichte unserer Culturwelt nachzuweisen, deren Ursprung auf einzelne Fehler einzelner Institutionen der Verfassung zurückzuführen wären. Die Anarchie in Polen, der Despotismus französischer Könige, oder der Monarchen des 18. Jahrhunderts beruhte auf der breiten Grundlage wirthschaftlicher und socialer Verhältnisse, und konnte überhaupt nur entstehen durch die Entwicklung der gesammten Einrichtungen des Staates, nicht etwa durch die Missbildung dieser oder jener Institution.

Den Beweis, dass ein Oberhaus für den constitutionellen, insbesondere aber für unsern Staat erforderlich sei, konnte der Verf. sich nun sehr leicht machen. Ein Hinweis auf das Lange Parlament und die französische Verfassung von 1791 genügt, um »den Despotismus und die Anarchie«, ohne jenes, zu erweisen. Die grosse Erfahrung, welche wir Deutschen auch in dieser Beziehung in den letzten Jahren gemacht, wird durch folgende winzige Note abgefertigt: »Der Reichstag des norddeutschen Bundes vertritt keinen wirklichen Staat, und auch er findet den zweiten Factor in dem Bundesrathe.« Was damit gesagt sein soll, ist schwer einzusehen. Soll damit der Bundesstaat, selbst wenn ihm eine so tief eingreifende und keineswegs durch feste Grenzen bestimmte Einwirkung auf die Einzelstaaten gegeben ist, wie im norddeutschen Bunde, von dem Begriff Staat überhaupt ausgeschlossen sein? Oder ist der norddeutsche Bund kein Staat, weil er, wie in jenem Fall nicht die gesammte staatliche Organisation, so auch nicht die Organisation des gesammten deut-

schen Volkes umfasst? In beiden Fällen wäre also auch Preussen kein Staat. Ferner aber wird doch auch der Bundesrath nicht ein zweiter Factor der Volksvertretung genannt werden können, wenn auch einzelne seiner Geschäfte, doch immer in anderer Gestalt, herkömmlich zur Competenz einer ersten Kammer gehören. Der Bundesrath vertritt nicht einmal die Einzelstaaten, sondern nur deren Regierungen, was nicht deutlicher ausgesprochen werden konnte, als indem, ganz anders wie bei ähnlichen Institutionen Amerikas und der Schweiz, für die Mitglieder Instructionen gefordert, und ihnen berathende Stimme in der Volksvertretung gegeben wurde.

Allerdings konnte der Verf. aber aus der Existenz des Bundesrathes in unserer Verfassung ein Moment für ein Oberhaus nehmen. Derselbe ist ja keineswegs ausschliesslich, was er freilich in erster Linie zu sein scheint, nur eine Courtoisie Preussens gegen die kleinen Staaten, sondern er nützt der Bundesregierung, indem sie durch ihn ihr Veto aussprechen lässt, oder es für ihn ankündigt. Diese Bedeutung des Bundesrathes hat sich schon im constituirenden Reichstag und bei fast allen wichtigen Gesetzen gezeigt. Eine gleiche, und thatsächlich eigentlich nur diese Bedeutung haben auch das Haus der Lords und unser Herrenhaus. Wo namentlich das letztere weiter greift, ist solches entweder von geringer Bedeutung, oder es wirkt nur hemmend auf Regierung und Staat. Somit lässt sich allerdings auch in unserm Bundesrath, der, mit veränderten Namen, vielleicht auch anderer Organisation, sehr wohl als Vertreter unserer deutschen hohen Aristokratie selbst mit in den Einheitsstaat übergehen könnte, ein Factor

des Staatslebens erkennen, welcher dem Oberhause des constitutionellen Staates entsprechen würde. Nur freilich muss man sich auch hier dann von dem, sogar noch falsch verstandenen englischen Vorbilde lossagen und die Frage, ob eine solche Institution künftig noch von Werth sein wird, bleibt unentschieden.

Das »Zweikammersystem« im allgemeinen soll übrigens »kaum noch bestritten« sein. In der Weise aber, wie der Verf. sich dasselbe denkt, und darnach seine Vorschläge macht, ist dieses ganz entschieden der Fall, selbst wenn von den Stimmen, die sich sogar in England für eine Abschaffung des Oberhauses geltend machen, abgesehen wird. Unter Benutzung der jüngsten Erfahrungen in Deutschland hat, fast gleichzeitig mit dem Verf., kürzlich Constantin Frantz eine gewiss sehr weit verbreitete Ansicht über das Zweikammersystem in Beziehung auf unsere Verhältnisse, insbesondere auf Preussen ausgesprochen: »Unsere modernen Oberhäuser ... haben keine positive Wirkung. Sie beschäftigen sich mit den Staatsinteressen so wenig wie möglich, und wenn sie auch zuweilen den Vortheil gewähren, dass sich die Regierung hinter das ablehnende Votum des Herrenhauses verschanzen kann, so wird das Uebel hinterher dadurch nur gesteigert, der innere Zwiespalt wächst. Man mag in dieser Weise die Dinge hinhalten, um so gewisser erfolgt die Krisis. Sie kündigt sich schon an, wenigstens in Norddeutschland, wo seit der neuen Bundesverfassung ein Herrenhaus nicht lange mehr bestehen kann.« — Auf die billigen Vorschläge, welche der Verfasser für eine Reform des preussischen Herrenhauses macht, braucht hier nicht eingegangen zu werden.

Von grossem Interesse sind die Erörterungen

über »Bildung des Hauses der Abgeordneten.« Der Verf. ist ein entschiedener Gegner der »ideenlosen mechanischen Repräsentation der Kopfbzahl«, des allgemeinen Stimmrechts, so dass auch seine Ausführungen über andere Wahlarten wesentlich gegen dasselbe gerichtet sind. Wahlen nach Berufsklassen, (wo dem Verf. die Bildung der ersten Kammer in Hannover, nach der Verfassung von 1848 das gesuchte Beispiel hätte geben können), und indirectes Wahlverfahren, das, wenig sachgemäss, in diesem Zusammenhang erörtert wird, werden beide gleichfalls, immer mit Beziehung auf allgemeines Wahlrecht verworfen, um dann in Censuswahlen, mit Ausschluss der Beamten und Wegfall von Diäten das gesuchte Ideal vorzuführen. Der Verf. empfiehlt, das politische und das Gemeindewahlrecht zusammen fallen zu lassen, so dass der »nach den localen Verhältnissen statutarisch festgestellte Census« auch für die Wahlen zum Abgeordnetenhouse entscheidend sei.

Der Verf. will also, obwohl die Aufgaben von Gemeinde und Staat wesentlich verschieden sind, für die Theilnahme an beiden, trotz aller örtlichen Verschiedenheit, ein gleiches Recht massgebend sein lassen. Die Folge würde sein, dass entweder bei den statutarischen Bestimmungen für die Gemeinden, die Rücksicht auf den Staat entscheidend wäre, wodurch das Interesse der Gemeinde dem des Staates wiederum unterworfen würde, oder dass in der Vertretung des Volkes im Staate sich nur eine Vertretung der Gemeinden bekundete. Wie die Sache heute einmal liegt, kann es aber keinem Zweifel unterworfen sein, dass, wenn das Wahlrecht in Gemeinde und Staat ein gleiches sein soll, das politische Recht massgebend für die

Gemeinde, und nicht umgekehrt, sein wird. Diese Möglichkeit und damit das allergewichtigste Bedenken gegen die Gleichstellung des Wahlrechts in Staat und Gemeinde, konnte dem Verf. aber schon wegen seiner Ansicht über das allgemeine Stimmrecht nicht entgegen treten.

Treitschke äusserte vor Kurzem: »Auch wer nicht zu den Bewunderern des allgemeinen Stimmrechts zählt, kann doch nicht bezweifeln, dass diesem Wahlsystem in Deutschland die Zukunft gehört.« Ganz anders unser Verf., den seine Abneigung gegen das allgemeine Stimmrecht, trotz glühenden Liberalismus, sogar zu der Behauptung gebracht hat: »dass der gesunde Sinn des deutschen Volkes sich nicht an diesen Götzen der Demokratie hängen wird und dass das allgemeine Wahlrecht bei dem nächsten grössern freiheitlichen Fortschritt unserer Entwicklung ohne Erschütterung beseitigt werden wird.« Wer von beiden recht geurtheilt, kann freilich nur die Zukunft entscheiden: einstweilen aber hatte Treitschke guten Grund seine Ansicht als die herrschende, als die kaum angezweifelte zu bezeichnen. Und diese Thatsache berechtigt allerdings zu der Annahme, dass, wie es die Fortschrittspartei im Februar 1869 schon erstrebte, das allgemeine Stimmrecht auch für communale Wahlen eingeführt werden wird, wenn, trotzdem dass die Aufgaben von Staat und Gemeinde verschieden sind, für beide ein gleiches Wahlsystem bestehen soll. Es scheint mir, bei den heutigen Verhältnissen, ein Grundirrthum des ganzen Buches zu sein, wenn auf diese Gleichheit so grosses Gewicht gelegt wird.

Ausgehend von jener Ansicht über die Dauer des allgemeinen Stimmrechts hat der Verf., mei-

nes Erachtens, den wichtigsten Grund für die Anwendung desselben auch im preussischen Staat ausser Acht gelassen. Es lässt sich, ohne gewaltige Erschütterungen, nicht mehr abschaffen, und für Preussen ist solches und die Einführung von Censuswahlen um so weniger möglich, da thatsächlich bereits seit mehr denn zwanzig Jahren allgemeines Stimmrecht, wenn auch mit Bevorzugung Einzelner, bestand.

Gegen allgemeines Stimmrecht lässt sich gewiss sehr viel, sogar noch mehr sagen als mit sehr beredten Worten von dem Verf. geschehen ist. Doch werden viele von denjenigen, welche nicht mit dem Ref. ihre Abneigung gegen dasselbe sehr leicht überwunden haben, heute wohl eingestehen, dass es, in der Nähe betrachtet, nicht so Schrecken und Sorge erregend ist als es früher aussah, und es möchte doch wohl Zeit sein, dieses in die Selbstbekenntnisse der Liberalen mit aufzunehmen. Wenn irgendwo, so wurde früher die Beurtheilung des allgemeinen Stimmrechtes beeinflusst durch die Verhältnisse des französischen Staates. Auch in dem vorliegenden Buche klingt dieses durch: Corruption, Caesarismus u. a. sind die Folgen jenes Wahlsystems. Es ist dem Ref. unerfindlich, wie der Verf. auf solche Anschauungen kommen, und dann doch fort und fort den gesunden conservativen Sinn unseres gewiss sehr mächtigen, und von Jahr zu Jahr auch seiner Gesinnung nach unabhängigeren Bauernstandes gedenken konnte. Dieser nimmt Deutschland einen grossen Theil der Gefahren, die in dem allgemeinen Stimmrecht ruhen, und die ja auch bei Licht besehen in Deutschland gar nicht so gross werden können, weil, mag Berlin auch noch so stark wachsen, nach aller menschlichen Berechnung die Hauptstadt bei

uns nie und nimmer eine solche politische Bedeutung erhalten kann als sie die französische Capitale hat. Wie gering der Einfluss der politischen Parteien in Berlin, — von denen das Schicksal der Regierung gewiss nie abhängen wird, — heute auf die der Provinzen ist, ersehen wir aus jeder Zeitung: in Zukunft wird derselbe, wenn die Selbstverwaltung erst mehr durchgeführt ist, aber wo möglich noch geringer werden. Eine Organisation der »abhängigen Leute« im weiten Gebiet des Staates von dort aus ist gewiss nicht zu befürchten. Aber ein solches Zusammengehen derselben, und damit die grosse sociale Gefahr jenes Wahlrechts, ist überhaupt bei uns kaum zu denken, denn es setzt einen Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzer voraus, der, in Verbindung mit der Entwicklung unserer Verkehrsmittel bei der rechtzeitigen Einführung von Freizügigkeit und Gewerbefreiheit auf wirthschaftlichen Verhältnissen beruhen müsste, die von den heutigen so grundverschieden wären, dass sie erst im Laufe einer langen, langen Zeit entstehen, und von denen wir uns unmöglich ein Bild machen können, um die Einwirkung des allgemeinen Stimmrechtes auf sie zu ermessen.

Wer auf politische Wahlen, und zwar wiederholt, um dieselben in den gleichen Kreisen zu beobachten, eingewirkt hat, weiss sehr wohl, dass die Wahlen nur in den seltensten Fällen Missstimmung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern hervorrufen. In der Regel ist vielmehr auf jene, die Arbeiter, nur durch diese zu wirken. Wenn es anders ist, so sind bestimmte Gründe dazu vorhanden, die ausserhalb des politischen Rechts liegen, und in der Ausübung des letztern nur ihre Symptome zeigen.

Die Vorenthaltung oder gar die Entziehung des politischen Wahlrechts bringt in unserer Zeit gewiss viel grössere Gefahren mit sich als die Beibehaltung desselben. Nicht letztere, wohl aber jene ersteren würden den Kampf gegen das Kapital, vielleicht hier und dort gar gegen den Grundbesitz organisiren können.

Der Verf. berücksichtigt in seinen Erörterungen derartige sociale Verhältnisse sehr wenig. Darin ist aber ein grosser Mangel zu erkennen, denn wir sind über die Zeiten hinaus, wo der Staat Bestimmungen treffen kann, die seine Entwicklung sichern sollen, ohne zugleich dem Interesse Rechnung zu tragen, das an derselben von allen Schichten des Volkes genommen wird.

In dem Abschnitte über »die Befugnisse der Volksvertretung« wird insbesondere die Einwirkung auf die Feststellung des Staatshaushaltes, theilweise unter Bezugnahme auf die jüngst von Treitschke dargelegten Ansichten, besprochen. Recht beachtenswerth sind hier unter andern die Vorschläge, um die Controle der Volksvertretung über das Budget mehr zu verwirklichen. — In diesem Zusammenhang wird auch der Einfluss der Volksvertretung auf die auswärtige Politik in Betracht gezogen, wobei freilich, wie hervorgehoben ist, »in das Gebiet des Reichstages hinübergegriffen wird.« Ausgehend von jenem leichten, und doch so glänzenden Triumph des Grafen Bismarck in der Blaubuchdebatte wird vorgeschlagen, »der Reichstag möge einen Ausschuss für auswärtige Angelegenheiten einsetzen, dessen Mitglieder eidlich zur Geheimhaltung der ihnen gemachten Mittheilungen verpflichtet wären, der aber auch fordern könnte, Einblicke in die Führung der auswärtigen Politik und in sämtliche Actenstücke zu erhalten.«



Der Verf. meint, auf solche Weise würde eine wirksame Controle hergestellt. Dieses möchte doch aber sehr zweifelhaft sein, denn zunächst würde es bei den Mittheilungen an den Ausschuss wohl gerade so gehen, wie bei der Zusammenstellung der Blaubücher: er bekäme gar leicht nur zu erfahren, was er wissen soll; dann aber würde eine solche Controle auch sehr wenig zu bedeuten haben, wenn dem Ausschuss, oder auch nur dem dissentirenden Mitgliede desselben, die Möglichkeit genommen wäre, die betreffende Sache vor den Reichstag zu bringen. Die Controle möchte jetzt, wo ein jedes Gerücht eine Interpellation veranlassen kann, eine wirksamere sein als durch einen Ausschuss, der zum Schweigen verpflichtet, und allein schon durch seine Existenz die Erörterung auswärtiger Angelegenheiten im Reichstag beschränken würde. Ueberdies sind mexicanische Expeditionen, woran der Verf. erinnert, bei uns gar nicht möglich, und anderes, z. B. Conventionen bekannter Art sind doch, selbst wenn sie ohne offnes Zuthun der Volksvertretung dem Staate Opfer auferlegen könnten, von zu geringem Gewicht, um von einer bewährten Praxis, zumal in einer Zeit abzugehen, wo das auswärtige Amt sich durch das bewusste Hingeben an die nationale Politik ein Vertrauen im Volke erworben hat, welches dasselbe stärker als eine sonst zu befürchtende Opposition, in der einmal eingeschlagenen Bahn erhalten, und damit abenteuerliche Unternehmungen ausschliessen wird.

Für die Geschäftsordnung wird in dem folgenden Abschnitt eine grössere Anlehnung an englische Gebräuche empfohlen. Der Präsident möge, vielleicht damit er möglichst wenig, wie in England, spricht, dem Titel »Sprecher« erhalten.

Der Abschnitt »das Staatsministerium« handelt über die Nothwendigkeit dem Ministerpräsidenten eine Stellung zu geben, wie der first lord of the treasury einnimmt, und über die Ministerverantwortlichkeit. In letzterer Beziehung wird im wesentlichen die bisherige Auffassung gegen Sybels Aeusserungen, und die Vorschläge von Const. Rössler vertheidigt. Die Umgestaltung des Staatsministeriums, insbesondere die künftige Stellung des Ministerpräsidenten wird, wie so manche andere Reform unserer Verfassung, von der weiteren Entwicklung des norddeutschen Bundes, im vorliegenden Fall also von der Stellung des Bundeskanzlers abhängen, in der doch bereits gute Anfänge zu dem gegeben sind, was der Verf. gewiss mit Recht als wünschenswerth hinstellt, um die höhere principielle Einheit der Staatsregierung zu sichern.

Wie hier, so wären auch wieder beim »Staatsrath« wohl Rücksicht auf den norddeutschen Bund zu nehmen gewesen. Soll zu dem ohnehin schon so grossen Apparat noch ein neuer schwerfälliger Körper kommen? Für die Begutachtung von Gesetzentwürfen, deren Einforderung doch auch nur eine facultative sein soll, hätte auch wohl die jetzt oft übliche Praxis, für solche eine freie, mit Berücksichtigung der verschiedenen Parteien gewählte Commission zu bilden, Erwähnung verdient. Neben solcher Begutachtung soll der Staatsrath, und deshalb ist in dem Buche schon oft auf ihn Bezug genommen, Appellationsinstanz bei verweigerter Bestätigung von gewählten Beamten der Selbstverwaltung sein.

Auch die Vorschläge für den »Staatsgerichtshof«, auf dessen Bildung dem Staatsrath ein massgebender Einfluss zu geben sei, leiden

an der Nichtberücksichtigung des norddeutschen Bundes. Die umschriebene Competenz würde in die Bestimmungen der Artikel 75 und 76 der B. V. geradezu eingreifen. Gewiss wäre es aber auch wiederum den Interessen des preussischen Staates wenig entsprechend, wenn für ihn eine so hochwichtige Institution gegründet würde, durch welche in anderer Form abermals ein Theil des staatlichen Lebens auf den weiteren Kreis, der dadurch erhöhte Bedeutung erhielte, übertragen werden könnte. Nichts kann mehr das Gesunde in unserer Entwicklung bezeichnen, als dass die Reform einzelner Theile der preussischen Verfassung sich am einfachsten und leichtesten durch einen weiteren Ausbau des nationalen Staates vollziehen lässt.

Der letzte Abschnitt des Buches »die Krone« passt am wenigsten zu dem Titel desselben. Ein Bild wird vorgeführt, dem warme Töne durch die Schilderung des engen Bandes gegeben sind, das Volk und Dynastie umschliesst, und in dem der Verf. höchstens nur den Geist nicht zu loben vermag, den eine übel angebrachte, und überwundene Auffassung des Staates zuweilen auf die Institution hat übertragen wollen, unter der Preussen gross und mächtig, der Ausgang und der Kern des deutschen Staates geworden ist.

Kiel, im Juni.

R. Usinger.

**Codex diplomaticus Anhaltinus.** Auf Befehl seiner Hoheit des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt herausgegeben von Dr. Otto von Heinemann, herzogl. braunschw.-lüneb. Bibliothekar zu Wolfenbüttel. Erster Theil: 936—1212. Zweite Abtheilung: 1123—1170 Nov. 18. Mit drei Siegeltafeln. Dessau. A. Desbarats. 1869. 28 Bogen in 4<sup>o</sup>.

Ueber Zweck und Umfang der Urkundensammlung, von welcher jetzt die zweite Abtheilung des ersten Theiles vorliegt, ist früher schon in diesen Blättern (1868 S. 1 ff.) von anderer Seite berichtet worden. Auf jene Anzeige und auf die Besprechung des Codex anhaltinus I. durch den Unterzeichneten, welche in H. v. Sybel's Historischer Zeitschrift (XX, 189—95) erschien, kann hier im Allgemeinen und rücksichtlich einzelner Stücke der ersten Lieferung, welche erörtert wurden, verwiesen werden. Es liegt mir heute ob, der zweiten Lieferung des werthvollen Werkes, welche die Jahre 1123 bis 1170 umfasst, einige Worte zu widmen.

Auch diesmal ist die Zahl der Urkunden, welche bisher ungedruckt waren, verhältnissmässig gering: ich habe unter 324 Nummern nicht mehr als eilf gezählt, welche hier zum ersten Male vollständig oder im Auszug veröffentlicht werden. Zwei davon sind nur aufgenommen, weil Albrecht der Bär in ihnen als Zeuge erscheint: nr. 242 — Kaiser Lothar erneuert 3. Oct. 1136 zu Correggio Verde mit dem Herzog Petrus Polanus von Venedig die Verträge seiner Vorgänger Otto und Heinrich — ist nach Stumpf's Mittheilung, dessen *Acta imperio inedita* sie vollständig bringen werden. (Sollte in dem Verzeichniss der mitgetheilten

Zeugen vor 'marchionis Veronensium' nicht der Name 'Hermanni' ausgefallen sein?) Nr. 475 ist ebenfalls von Stumpf beigesteuert (s. dessen Reg. 3952): hier ist unter den Zeugen auch der Westfale Bernhard von Horstmar: der comes *Immido* ist wohl nur ein verunstalteter *Emico* (sc. de Leiningen), wie vermuthlich auch der 'comes Donico' in nr. 473. Eine Urkunde, in welcher K. Lothar 1130 das Kloster Nienburg in Schutz nimmt, von welcher Stumpf Nichts erwähnt, ist nur in einer ganz dürftigen Inhaltsangabe erhalten (nr. 204). — Einige andere Stücke betreffen Verleihungen und Bestätigungen von Gütern für die Klöster Huysburg und Ilsenburg (259. 436. 437) in einer derselben (425) erscheint Albrecht der Bär 1156 im öffentlichen Landgericht als Schirmvogt dieses Stiftes: man sieht zudem aus der Urkunde, dass der Markgraf Rechte und Besitzungen lange vor seinem Tode an seine Söhne abtrat. Unter den Zeugen erscheinen hier auch Eyco et Arnolt de Rypechowe (vgl. nr. 453). In mehrfacher Beziehung von Interesse ist nr. 315, in der Bischof Rudolf v. Halberstadt 1144 oder Anfang 1145 dem Kloster Drübeck verschiedene Güter bestätigt. Es wird darin u. A. erwähnt, dass Landgraf Ludwig von Thüringen eine Tochter in dies Kloster gebracht. Zu dieser urkundlichen Notiz stimmt nun aufs Beste ein Schreiben, welches sich in der Briefsammlung von Reinhardtsbrunn findet: dort (Arch. f. Kunde österr. Geschichtsquellen 1850 II, 34, nr. 25) bittet Landgraf L. v. Thüringen die Aebtissin M. v. Drübeck ihm seine Schwester zurückzusenden, welche er nach Bünrot zu andern Frauen geben wolle. In derselben drübecker Urkunde wird auch der Name der Gemahlin des Grafen Poppo

von Blankenburg genannt: 'Richiza' und dadurch meine Darlegung, dass sie eine Tochter Graf Siegfrieds III von Northeim gewesen (Forsch. z. dtsch. Gesch. VI, 581) erheblich verstärkt (vgl. auch G. Bode und G. A. Leibrock in d. Zeitschr. des Harzvereins 1869 Heft 3. S. 75). Die Worte 'duo mansi a Brunone et filio ejus Suidegero de Hakebrunnen' gestatten uns, die Edelherrn von Hakeborn jetzt eine Geschlechterreihe höher hinauf zu verfolgen, als bisher möglich war (vgl. Neue Mittheil. d. thür. sächs. Vereins XI, 154). — Auf die merkwürdige Urkunde des Bischofs Rudolf von Halberstadt (nr. 329), welche sich auf der hiesigen Bibliothek befindet und Albrecht den Bären als Verwandten des 1146 abgesetzten Propstes Martin von Halberstadt zeigt, habe ich schon früher in diesen Blättern (1867 S. 1989) aufmerksam gemacht und gezeigt, wie durch sie eine sonst unverständliche Stelle der kölnen Königschronik erläutert wird. Das Geschlecht dieses Martin zu ermitteln, ist auch Herrn v. Heinemann nicht gelungen. Mit Recht setzt derselbe wohl die Urkunde in das Jahr 1146. Dass Martin schon in einer Urkunde von 1140 einmal mit 'pie memorie' aufgeführt ist, wird nichts dagegen beweisen; wird doch auch in unserer Urkunde der presbyter Alardus so bezeichnet, der doch zugleich unten als Zeuge namhaft gemacht ist. — Endlich ist als neu veröffentlicht noch nr. 336 zu erwähnen: das Schreiben eines Priesters G. an einen E., in welchem der Empfänger aufgefordert wird, dem Markgrafen Albrecht den Schutz der Kirchen und Klöster anzuempfehlen. Der Herausgeber macht wahrscheinlich, dass der Absender der spätere Propst und Chronist des Prämonstratenserstiftes Gottesgnade, der Em-

pfänger der Propst der Marienkirche in Magdeburg Evermod und die Zeit der Abfassung der Sommer 1147 sei.

Betrachtet man die in vorliegender Lieferung dargebotenen Urkunden mit Rücksicht darauf, wer sie ausgestellt, so findet man, wenn man von den Personen absieht, welche weniger als zehn Urkunden ausgestellt, folgendes Ergebniss: 11 Nummern rühren von mainzer Erzbischöfen, 13 von Päpsten (Innocenz II., Lucius II., Eugen III., Hadrian IV.), 19 von halberstädter Bischöfen, 29 von magdeburger Erzbischöfen (darunter allein 16 von Wichmann) 21 von Albrecht dem Bären her: 157 sind Urkunden deutscher Könige und Kaiser und zwar eine von Heinrich V., 32 von Lothar, 56 von Konrad III., 68 von Friedrich I. gegeben. Man sieht also, dass fast die Hälfte der Gesamtzahl aus Königs- und Kaiserurkunden besteht: es kommt dies von der häufigen Anwesenheit Albrechts des Bären am Hoflager. Hierin lag aber auch die besonders grosse Mühe, welche die Zusammenstellung dieser Lieferung verursachte. Leider ist die in Betracht kommende Abtheilung von Stumpf's Regestenwerk nicht so früh erschienen, dass Hr. v. Heinemann sich dieses trefflichen Hilfsmittels für den ganzen Zeitraum hätte bedienen können, er konnte es nur für den kleinern Theil von nr. 389 an benutzen. Es liegt auf der Hand und kann bei billigen Urtheilern keinen Vorwurf gegen den Herausgeber begründen, dass Stumpf, der bekanntlich eine Reihe von Jahren aus reichlichst fliessenden archivalischen und bibliothekarischen Quellen schöpfen und die Kaiserurkunden in umfassendster Weise sammeln konnte, mancherlei mehr bietet, sei es an grösserer Anzahl von Drucken oder Berichtigung von

Daten, oder in Beurtheilung der Echtheit u. s. w. Dem Benutzer des Codex anhaltinus ist daher eine beständige Vergleichung der Diplome mit den Stumpf'schen Regesten zu empfehlen, von welcher der Berichterstatter deshalb hier absehen kann. Da Stumpf in der Regel die Namen der Zeugen nicht angiebt, so ist ohne ein Zurückgehn auf die Urkunden selbst allerdings nicht festzustellen, ob noch manche und welche in die vorliegende Sammlung aufzunehmen wären: ich habe nur drei Stücke in derselben vermisst: eine Urkunde Lothars von 1126, in welcher Pfalzgraf Wilhelm Zeuge ist (St. 3233) eine Konrads III. vom 13. Aug. 1138, weil 'Otto filius ducis Saxonie' zugegen ist (St. 3381, zu dessen Nachweisen man noch das Notizenblatt z. Arch. f. Kunde österr. Geschichtsqu. 1852 S. 1 hinzufügen kann) und die etwas zweifelhafte Bestätigung von Cod. anh. nr. 357 durch Friedrich I. (St. 3633). Manches dürfte auf der andern Seite wieder von Herrn v. Heinemann richtiger gestellt sein als von Stumpf, so z. B. scheint mir die Datirung der obenangeführten nr. 357 im Cod. anh. besser als bei St. 3594, so giebt Stumpf einmal (Reg. 3310) als Ausstellungsort *Naumburg* an, wo jedenfalls *Nienburg* gemeint ist (Cod. anh. 225). Ein andres Diplom Lothars, welches St. (3306) nicht beanstandete, erklärt Herr v. H. (Cod. anh. 223) nach Prüfung des angeblichen Originals für 'allem Anscheine nach unächt.' Dass die Bestätigungsurkunde vom 22. März 1136 auch in Ernst Hist. de Limbourg VI, 132 gedruckt ist, haben Beide übersehen. —

Ein besonderer Uebelstand ist, dass in älteren Drucken und bei ausserdeutschen Urkundenwerken leider auch heutzutage noch die Namen



der Zeugen vielfach entstellt, ja oft aufs Aergste verstümmelt sind, so dass es sehr mühsam und schwierig, mitunter sogar kaum möglich ist, die richtige Form wieder herzustellen. Und doch ist dies gerade nicht selten von Wichtigkeit: durch Vergleichung mit anderen Urkunden aus derselben Zeit und bei näherer Bekanntschaft mit der Geschichte auch kleiner Bezirke ist dieser Forderung in gewissem Maasse zu genügen. Es kommt allerdings auch vor, dass selbst in Originalen die Namen unrichtig sind, sei es, dass der Schreiber sich verschrieb oder den Namen falsch verstanden hatte. Hierher gehört z. B. nr. 27, die an Schreibfehlern nicht arm ist, ich will nur den 'Esicus de Brurnenstide' und 'Leuldericus de Osterrode' anführen) und, nr. 222, wo es statt 'Engelmarus marchio' unzweifelhaft 'Engelbertus' heissen muss. Auch den höchst sonderbaren 'Heinricum marchionem de Glogov' wird man vielleicht auf ein Missverständniss zurückführen müssen. Wer gemeint ist, unterliegt keinem Zweifel. Es kann darunter nur Heinrich von Groitzsch, der Markgraf der Niederlausitz verstanden werden, an Glogau ist schwerlich zu denken und in den schlesischen Regesten ist kaum eine Stätte für ihn. Albrecht der Bär wird in derselben Urkunde nach einem ihm gehörigen Schlosse (vgl. v. Heinemann Albr. d. Bär S. 80) Markgraf von Hildagesburg genannt; vielleicht sollte Markgraf Heinrich ebenfalls nach einer seiner Festen bezeichnet werden und es könnte dann Glogov mit Bigow (Pegau) verwechselt sein.

Ich theile im Folgenden eine Anzahl Textberichtigungen namentlich von Zeugennamen mit.

In nr. 238 lies: Comes Sigefridus de Bomenenburg und Widekint de Swalenberge — Nr.

247 ist im Hennebergischen. Urkundenbuch p. 3. nach dem Original gedruckt und danach zu berichtigen. — Nr. 259 (Ende) ist statt 'Maravardus' wol 'Marcvardus' zu lesen, in nr. 301 gehört 'Egilbertus' in den Text, bei nr. 304 ist nach 'Cuonradus praepositus' offenbar das Wort 'frater' ausgefallen. — In nr. 309 muss es statt Aetulfus bestimmt Adulfus heissen, statt Sico de Cavrenburc wird es im Original wol Sizo de Keverenburc gelautet haben: wenigstens kommt der Name fast immer in dieser Form vor, wenn auch Sieghard durch Sico abgekürzt werden kann. — In nr. 359 muss Storcheweze statt Stordiweze stehn, wie in nr. 371 (vgl. Neue Mittheil. XI, 141), bei nr. 386 haben die Herausgeber der Hist. patr. monum. offenbar fälschlich das bekannte 'anno v. regni' durch 'anno quinto' anstatt durch 'anno vero' aufgelöst und es ist nicht recht abzusehn, warum Herr v. H. diesen Fehler nicht einfach verbessert und nur durch einen Hinweis auf das Unrichtige der Lesart aufmerksam gemacht hat: so offenbare Verstösse darf man gewiss auch ohne Einsicht in das Original beseitigen. — Die mehrfach lehrreiche Urkunde nr. 411, welche eine Ergänzung zu Stumpf Acta mog. S. 21 und 52 bildet, ist aus Wigands Arch. f. Gesch. u. Alterth. Westphalens (Lemgo 1829 IVb, 222.) abgedruckt. Wigand veröffentlichte diese Urkunde nach einer Abschrift, die Schrader von dem Original genommen. Ob dieses fehlerhaft, oder die Abschrift flüchtig gemacht und durch Lesefehler entstellt war, ist, da der Aufbewahrungsort nicht angegeben ist, zweifelhaft. Auf Lesefehler deuten freilich die sinnlosen Formen 'Gochke' und 'Crochuk' statt 'Gozke' =

Goseck und Crozuk = Krosigk, da eine unrichtige Wiedergabe des  $\text{ſ}$  durch  $h$  oder  $ch$

anstatt durch  $z$  auch sonst nichts Seltnes ist; in ähnlicher Weise erklärt sich Bodefridus und

Buncelinus, indem  $\text{ſ}$  für ein  $b$  gehalten wurde,

während es doch  $G$  ist. Aber schwer ist zu sagen, wie es sich mit den unter den Zeugen aufgeführten 'Christianus comes de Rodenburch et frater comes Fredericus de Kevrenberche' verhält. Lauteten die Worte wirklich so im Original, dann würde hier eine sehr bedeutsame neue, von den bisher bekannten aus Urkunden gezogenen Nachrichten ganz abweichende über das Geschlecht der Grafen von Käfernburg-Schwarzburg gegeben; denn man kennt sonst keinen Friederich von K. und weiss Nichts davon, dass Graf Christian von Rothenburg in dieses Haus gehört; aber bei dem ungünstigen Vorurtheil, welchen der Text hinsichtlich seiner Zuverlässigkeit erweckt, wird man zweifelhaft, ob ursprünglich nicht etwas Anderes gestanden hat, also z. B. Frid. de *Kircherche* (vgl. Stumpf Acta mog. im Personenverzeichniss unter 'Kirchberg') oder ob nicht vielleicht gar hier Etwas ausgefallen ist und dass, wie bald darauf 'comes Erwinus de Dunna et frater eius comes Ernestus' genannt wird, vorher 'Christianus comes de Rodenburch et frater ejus comes Fredericus' gestanden, vor 'de Kevrenberche' aber noch ein anderer Name etwa 'Sizo' oder 'Guntherus'; wenigstens finden wir später (zu Anfang des 13. Jahrhunderts) den Namen 'Friedrich' bei den Rothenburgern

(Schultes Direct. dipl. II, 460. 531). — Bei nr. 415 muss es in der Datierungszeile 'Adriano papa III<sup>o</sup>' statt 'II<sup>o</sup>' heissen. — In nr. 422 können die Namen der Zeugen, die hier nach dem Abdruck bei Boczek zum Theil sehr verstümmelt gegeben werden, aus v. Meiller's Regg. archiep. salisb. p. 568 n. 6 berichtigt werden. Ein ganz besonderer Unstern scheint über Gebhard von Leuchtenberg geschwebt zu haben, der bald als 'de Ludenberge' (427) bald als 'de Luzzelburg' (469, hier mit seinem Bruder Markward zusammen; vgl. 474 und 475) erscheint (vgl. über sie: Wittmann in den Abhandl. d. münchn. Acad. 1850 VI<sup>a</sup>), ebenso wird aus Ulrich von Horningen (Üthelricus de Horninga 332) ein Ulr. de Hoernungen (485), Hurnins (472 vgl. 353) und sogar de Turingen (478). In nr. 472 ist jedenfalls Cunradus de Aneboz statt Ammebech zu lesen, ferner (wie auch in nr. 470). Bertoldus triscamerarius (was sollen die 3 Gedankenstriche nach Tris?), Ubertus de Olevano statt Olevaichus. In nr. 479 ist u. A. Ludovicus comes lonensis statt lorensis zu setzen: wie der neuere sorgfältige nach dem Original gefertigte Abdruck in den Mém. et docum. publ. par la soc. d'hist. et d'archéol. de Genève (1847) V, 348 hat: von dieser Urkunde waren übrigens nicht nur die Zeugen aufzunehmen, sondern auch, was von Albrecht dem Bären im Text gesagt wird, also jedenfalls die Worte: 'dilectus consanguineus noster marchio Albertus de Saxonia requisitus a nobis — hanc secundam sententiam — in medium promulgavit, quod etc.' — In 503, wo unter Heinricum comitem *Galarie* nur Heinrich von Geldern gemeint sein kann, wird wol auch *Gelriae* zu lesen sein. Da am Schlusse des Bandes doch wohl Berichtigungen gegeben

werden, will ich hier gleich einige sinnstörende Druckfehler beifügen, die mir aufgefallen sind. S. 181 Z. 2 v. o. Mengeti statt Mengoti, nr. 251 in der Ueberschrift Harne st. Harve, nr. 272 in der Ueberschrift: *Este* statt *Asti*. — S. 220, Z. 2 v. o. Tecniz st. Tecwiz. — S. 323 Z. 10 v. o. sind die Worte (Boehmer Fontes III) zu streichen. — S. 341 Z. 8 v. o. lies: Tronci st. Fronci. — S. 344 (Mitte): Wercius st. Wercins.

Ich knüpfe noch einige Bemerkungen an, zu denen einzelne hier abgedruckte Urkunden hinsichtlich der chronologischen Einordnung oder in Bezug auf ihre Echtheit oder sonstwie Anlass geben. Von nr. 407 sagt Herr v. Heine- mann, sie sei allem Anscheine nach im April (1154) auf dem Reichstage zu Goslar aus- gestellt, Stumpf dagegen setzt sie zu Anfang Juni nach Wichmanns Römerreise. Für die letztere Ansicht spricht entschieden die von Stumpf an- geführte Urkunde Wichmanns (die übrigens nach dem Original in den Neuen Mittheil. des thür. sächs. Ver. X, 273 neu herausgegeben ist: eine andre von Fechner (Forschungen V, 430) im Auszug mitgetheilte scheint keine Zeugenangabe zu enthalten.) Der dagegen geltend gemachte Grund Böttiger's, (Heinrich der Löwe 463) dass der Herzog in der Urkunde nur 'dux Saxoniae' genannt werde, ist nicht zwingend; denn Hein- rich kommt auch später noch ohne den Zusatz 'Bavariae' vor, z. B. im Oct. 1154 (Origg. guelf. III, 33) und im Juni 1155 (Lacomblet Urkb. I, 266). — Die Zeit, in welcher nr. 353 aus- gestellt ist, habe ich (in der Zeitschrift des Harz- vereins 1870 Heft I S. 180) etwas näher zu be- gränzen versucht. — Der Vorschlag, in nr. 463 statt 2 id. junii '2 id. jan.' zu lesen, hat viel für

sich (in der Ueberschrift ist aber der 2. Jan. verdruckt statt 12. Jan.) Unzweifelhaft mit Recht ist (nr. 482) das Schreiben des Bischofs Albrecht von Freising um Mitte März 1163 angesetzt und (nr. 507) das Siegfrieds, des Erwählten von Bremen in das Jahr 1169, womit auch Hahn (Die Söhne Albrechts d. Bären S. 26) übereinstimmt. Ferner wird bei nr. 486 mit Grund 1164 als Jahr der Ausstellung festgehalten. Nr. 518 dürfte sich etwas genauer datiren lassen. Unter den Domherrn, welche zugegen sind, ist Lodowicus höchst wahrscheinlich Ludwig v. Wippra, Wichmann's Halbbruder, welcher 1166 Abt von Merseburg wurde (Wettin. Stud. in d. Neuen Mittheil. XI, 143. 153), die Urkunde wird also vor dieses Jahr zu setzen sein. Nr. 456 möchte man vor 7. Juli 1160 datiren, da sie noch bei Lebzeiten der Markgräfin ausgestellt erscheint, freilich wird auch in nr. 513 bei 1170 'Sophie matris nostre' ohne den Zusatz 'beatae memoriae' gesagt. — Nr. 514 ist (nach Klempin, Pommersches Urkundenbuch I, 28) unecht, doch muss eine echte Urkunde zu Grunde gelegen haben. Nr. 402 bedürfte vielleicht in Bezug auf die Echtheit einer genaueren Prüfung. Dass (in nr. 423) Konrad schon im Oct. 1156 als Pfalzgraf am Rhein vorkommt, ist nicht auffallend, da sein Vorgänger im Sept. † (vgl. Busson in d. Annal. des Niederrheins Heft 19 S. 25). — Zu nr. 285 meint der Herausgeber, Adela sei 'wohl eine Tochter der Pfalzgräfin [Gertrud] aus zweiter Ehe': das scheint mir nicht richtig. Adela's Sohn tritt 1141 als Zeuge auf (Beyer, Mittelrhein. Urkb. I, 580) er ist also doch wohl spätestens 1126 geboren; wenn Adela aber ein Kind zweiter Ehe wäre, könnte sie selbst frühestens 1115 geboren sein

und müsste dann schon mit 11 Jahren Siegfrieds Mutter geworden sein, was höchst unwahrscheinlich ist, auch weist der Name Adela auf Adela v. Orlamünde, des Pfalzgrafen Siegfried Mutter hin. — Nr. 451 ist für die Genealogie des Markgrafen der Niederlausitz von Wichtigkeit. Es folgt daraus, dass das Jahr 1165, welches für das seiner Vermählung mit Mathilde von Heinsberg, der Schwester des späteren Erzbischofs von Köln galt (H. B. C. Brandes Grundriss der sächsischen Geschichte. Leipzig 1860 S. 17., Cohn Stammtafeln nr. 59) irrig ist. Da Dedo schon am 13. Sept. 1159 der Zustimmung zweier seiner Söhne gedenkt, so ergibt sich, dass selbst, wenn diese beiden, Theodorich und Philipp, 1159 noch sehr jung waren, die Vermählung ihres Vaters schwerlich viel später als 1150 stattgefunden haben wird; aber auch wol nicht viel früher; denn Dedo war 1144, wo er als Graf von Groitzsch erscheint, höchstens siebenzehn Jahr alt. Goswin, welcher (vgl. Anm. zu T. 59) der älteste Sohn gewesen sein wird, weil nach dem mütterlichen Grossvater benannt, wird schon vor Ausstellung dieser Urkunde gestorben sein.

Auch dieser Lieferung sind mehrere geschmackvolle Siegelabbildungen beigegeben: zwei davon stellen Siegel Albrechts des Bären dar, die dritte das Siegel seines ältesten Sohnes, des Markgrafen Otto's I. Es wäre übrigens wünschenswerth, wenn auch andere als anhaltinische Siegel, welche sich an den von dem Herausgeber veröffentlichten Urkunden finden, sofern sie von besonderer Eigenthümlichkeit sind, hier mitgetheilt würden. So wäre eine Wiedergabe des S. 258 beschriebenen merkwürdigen Siegels, auf welchem Graf Hermann II. von Winzenburg

als Schirmvogt von Gandersheim zu Gericht sitzend mit über die Knie gelegten Schwert dargestellt ist, sehr willkommen.

Adolf Cohn.

Die Anfänge der Büchercensur in Deutschland von Dr. Frdr. Sachse. Leipzig. Lissner. 1870. 53 SS. in 8°.

Bei dem ersten Anblick dieser Schrift sollte man meinen, sie wolle eine wissenschaftliche Darlegung geben, bei näherer Betrachtung erkennt man, dass sie durchaus unwissenschaftlich ist. Der Verf. hat von den Quellenschriften der von ihm behandelten Zeit — es handelt sich um die zweite Hälfte des 15. und die erste des 16. Jahrhunderts — keine Kenntniss; von wichtigen Bearbeitungen seines Gegenstandes weiss er nichts: Fessler, Das kirchliche Bücherverbot, Wien 1858, einer wenigstens in der Zusammenstellung des Thatsächlichen guten Schrift, und T. E. Gruner: Cremutius Cordus oder über die Bücherverbote Leipzig 1798, einem schon seines Titels wegen oft angeführten Buche. Kirchhoffs Beiträge zur Geschichte des Buchhandels, Hagen Deutschlands rel. und lit. Verhältnisse im Reformationszeitalter, Schelhorns Ergötzlichkeiten und Ranke sind im Wesentlichen seine Führer — den leisen Tadel gegen letzteren S. 27 A. 2 hätte er weglassen dürfen; — Werke, die wohl genügend sind für den, der sich gründlich über die Zeit unterrichten will, aber für den wissenschaftlichen Forscher als Quelle nicht ausreichen.

Der Inhalt der Schrift ist kurz der: Nach einer ziemlich schwülstigen Einleitung über den deutschen Geist und die Reformation wird die Büchercensur als eine Erfindung »würdig der



mittelalterlichen Geistlichkeit« hingestellt und zuerst die geistliche Censur betrachtet, die Bestrebungen einzelner Bischöfe in ihren Sprengeln die Druckereien zu beaufsichtigen, die Bulle Alexanders VI. von 1501, die grosse Censurbulle Leo X. vom 4. März (richtig Mai) 1515, päpstliches und bischöfliches Auftreten gegen die lutherischen Schriften und Erfolglosigkeit dieser Schritte. Nachdem Verbote gegen einzelne Schriften nichts genützt, wurden ganze Verzeichnisse verbotener Schriften zusammengestellt, für die das tridentiner Concil die massgebende Gestalt fand. Die weltlichen katholischen Fürsten in Deutschland beeilten sich, die päpstlichen Befehle zur Ausführung zu bringen. Schlimme Einwirkung ging von hier aus auf den Protestantismus über. Die weltliche Censur schritt gegen die ungemein heftigen satirischen Schriften ein, die gegen Kaiser und Fürsten verbreitet wurden: »vom Alterthum her fand sich eine Geneigtheit der Deutschen zu Schmähschriften.« Auf dem Reichstag zu Nürnberg 1524 verbot Kaiser Karl die Schandschriften, zu Speier 1529 setzte er durch, dass alles Gedruckte vorher einer obrigkeitlichen Person zu unterbreiten sei, die peinliche Halsgerichtsordnung 1532 hatte strenge Verbote gegen die Schmähschriften, aber alle diese Schritte hatten wenig Erfolg. Auch das neue Mittel »die Büchercensur unter polizeiliche Aufsicht zu stellen« in der Polizeiordnung von 1548 erreichte seinen Zweck nicht, 1570 fg. kamen förmliche Censurordnungen zu Stande. Die Schlusssätze der Schrift hüllen sich in ein etwas mystisches Halbdunkel. »Die Behandlung der Presse musste in den verschiedenen deutschen Territorien eine verschiedene sein, je nach

der Stellung, die man zu den Bestrebungen der Zeit einnahm. Aber als die inneren und äusseren Kämpfe dieser bewegtesten Periode deutscher Entwicklung ausgetobt hatten und im religiösen, socialen und politischen Leben feste Ordnungen und Gestaltungen gefunden waren, konnte man ausführen, was im Princip festgestellt war. Und so kam es.«

Dass mit der vorliegenden Schrift die Aufgabe nicht gelöst ist, die Anfänge der Büchercensur (d. h. ihre Wirksamkeit in mehr als einem Jahrhundert) zu schildern, wird auch aus der kurzen Inhaltsangabe klar sein. Eine Vervollständigung des Gegebenen oder eine Kritik aller einzelnen Angaben zu liefern ist hier nicht möglich.

Auf zwei Cardinalpunkte muss nur aufmerksam gemacht werden: weder hat die weltliche Macht erst durch die geistliche den Impuls erhalten, Druckschriften unter ihre Aufsicht zu stellen, noch hat der Protestantismus dann erst angefangen, Censurrecht für sich in Anspruch zu nehmen, als er die trefflichen Wirkungen sah, die der Katholicismus durch Bücherverbote erzielte. Für das Erstere müsste eine Geschichte des Nachdrucks in emsiger Weise erforscht werden. Dieses Aufdrücken des kaiserlichen Siegels auf so manche Schrift mag oft Form gewesen sein, das hier ausgesprochene Verbot blieb in vielen Fällen unbeachtet, es war dem freien Willen von Verfasser und Verleger anheimgegeben, sich ein solches Privilegium zu verschaffen, — aber es war nur ein Schritt, von dem Schutz, den man dem Buche gewährte, ausgehend, sich ein Recht zur Prüfung des Inhalts zu vindiciren. Ob Maximilian I. diesen Schritt thun wollte? Jene eigenthümliche,

nicht recht bekannte Einrichtung eines Superintendenten über alle Druckereien in Deutschland, des Dr. Jakob Oessler in Tübingen, dann in Strassburg, — über die der Verf. aus einer Notiz im Serapeum 1869 sich bessere Nachricht hätte verschaffen können, als er S. 38 Anm. 1 bietet, — berechtigt, eben weil wir nichts Genaueres über ihr Wesen wissen, zu keinen sicheren Schlüssen. Aber die Betheiligung Maximilians an der Bücherangelegenheit der Juden, seine Verbote von Reuchlins Schriften, sein Einschreiten gegen die Pamphlete der Kölner, — Dinge, die unserm Verf. vollkommen unbekannt zu sein scheinen — zeigen wohl, dass Maximilian meinte, sein kaiserliches Recht erstreckte sich auch auf die geistigen Erzeugnisse seines Reiches.

Der Protestantismus hat fast vom Beginn seines Auftretens an das Recht freier Meinungsäusserung nur für sich beansprucht. Das zeigt Luther in Wittenberg gegen Carlstadt, Capito und die Strassburger, Basel gegen Carlstadt, Zürich gegen den kranken Hutten. Wie die Reformation überhaupt geistliche und weltliche Gerechtsame in eine Hand legt, so überträgt sie nun in die Hände der weltlichen Obrigkeit Ansprüche auf Ueberwachung der Bücher, die gleichmässig von Bischöfen und Fürsten erhoben wurden. Es liessen sich eine grosse Anzahl Stellen anführen, wie hier ein Stadtrath Luthers Schriften zu lesen und zu drucken erlaubt, dort die der Gegner verbietet. In jeder Biographie eines Reformators lassen sich Zeichen von Unduldsamkeit gegen Andersdenkende auffinden, wie sie sich nicht stärker in den Dekreten eines fanatischen Papstes zeigen. Um nicht hier unnöthig die Beispiele zu häufen, sei kurz auf Döllinger:

Die Reformation I, S. 496—506 verwiesen. Dieselbe Unduldsamkeit ist kein Gebrechen Einzelner, sie ist ein gemeinsamer Fehler aller früherer Zeiten: man meint das Wahre nicht durch ungestörte Vermittlung der Gegensätze, sondern durch einen Machtspruch, den der Stärkere thut, zu entscheiden. Reuchlin, dessen Recht allein auf dem Grundsatz beruhte, dass Jeder das ausspreche, was er nach redlicher Forschung für wahr halte, fordert von dem Kaiser die Unterdrückung der Schriften seiner Gegner!

Neben der weltlichen und geistlichen Obrigkeit waren es namentlich die Universitäten, und allerdings auf diesen hauptsächlich die theologischen Fakultäten, die ein Censurrecht für sich beanspruchten. Von der Pariser existiren handschriftliche libri determinationum (Msc. Paris. 3381), in denen ganze Bücher, oder einzelne Behauptungen in gewissen Schriften verurtheilt wurden, und ein solches Urtheil hatte oft mehr Wirkung als eine päpstliche Bulle. Was Paris für Frankreich, wollte Köln für Deutschland sein; aber jede Universität fasste Beschlüsse für ihren engeren Kreis. Wien berieth 1521 und 1528 über lutherische Bücher (Kink, Gesch. d. Univ. W. I, 238. 242. 250) Heidelberg, nahm 1525 eine entschiedene Stellung zu den Buchdruckern ein (Hautz, Gesch. d. Univ. H. I, S. 401), in Leipzig verwaltet Caspar Cruciger 1539 das schwierige Amt eines Censors (Pressel, Cruciger S. 52 und 83).

Einzelne Irrthümer lassen sich in der vorliegenden Schrift ausser den obenerwähnten genug rügen. Der Verf. des Fasciculus temporum hiess Rolevinck, nicht Rolfinck (S. 9 A. 1), der Augenspiegel erschien 1511, nicht 1514, der Handspiegel ist keine Schmähschrift der Dominikaner,

sondern Pfefferkorns (S. 9 A. 4), der S. 22 A. 1 erwähnte Schriftsteller heisst Coelius, nicht Colius. Zu S. 16 A. 3 hätte auf Hase's Buch: »die Koburger« verwiesen werden müssen; dass der S. 14 A. 1 angeführte Brief: »Spengler an Pirkheimer 29. Dec. 1520« in Böckings Huttenausgabe steht, musste gesagt werden.

Die Aufgabe, die der Vf. allerdings mit ganz unzureichenden Mitteln unternommen, ist eine grosse und schöne. Eine Geschichte der Censur bedeutet nichts anderes als eine Schilderung des Umschwungs von roher Unterdrückung jedes missfälligen Wortes, von vorsichtiger Einschliessung jedes störenden Lautes, bis zu dem freien Dulden, dem bewussten Anerkennen jeder in redlichem Forschen gewonnenen Ueberzeugung, eines Umschwungs, der sich langsam im Menschengenoste vollzogen. Wie in allen geschichtlichen Entwicklungen, so wäre auch hier den Anfängen, die sich nicht leicht und mühelos auffinden lassen, sorgsam nachzugehen, nur durch ein fleissiges Studium aller Quellen könnte man zu einem genügenden Resultate gelangen, nicht durch oberflächliche Betrachtung noch so trefflicher Bearbeitungen.

Berlin.

Ludwig Geiger.

#### Berichtigungen.

S. 1041 lies Heusler-Ryhiner statt Hausler-R.

S. 1043 lies Heusler-Sarasin statt Hausler-S.

S. 1044 lies Hagenbach statt Gagenbach.

S. 1045 lies Rigenbach st. Rippenbach.

S. 1047 lies Gellert statt Gelbert.

Karlsruhe.

Alfred Stern.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 31.

3. August 1870.

Das Carmen de bello Saxonico oder Gesta Heinrici IV. neu herausgegeben von G. Waitz. Aus dem funfzehnten Bande der Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. 86 Seiten in Quart.

Dieser schon im Jahr 1869 der Königlichen Societät übergebenen (Nachrichten 1869 Nr. 17) aber erst vor einigen Wochen im Druck vollendeten Abhandlung hier zu gedenken, werde ich nur dadurch veranlasst, dass ich mir habe ein Uebersehen zu Schulden kommen lassen, das einen kleinen Zusatz nothwendig macht. Ich wusste S. 19 keine bestimmte Stelle beizubringen, wo die Ungarn, wie von dem Autor des Carmen, als Parthi bezeichnet werden: das geschieht aber wiederholt in dem »modus Ottinc«, Müllenhoff und Scherer Denkmäler S. 31. 32, der dem Ende des 10. Jahrhunderts angehört. Es lässt sich kaum eine bessere Bëglaubigung der in der Abhandlung gegen die Annahme einer Fälschung im 15. oder 16. Jahr-

hundert vertretenen Echtheit des Gedichts wünschen: wie hätte ein Humanist zu dieser Bezeichnung der Ungarn kommen können, die, wie wir nun sehen, dem Mittelalter üblich war?

Bei dieser Gelegenheit berichtige ich den Ausdruck S. 13, nach dem Ligurinus als Beinamen des Guntherus gefasst werden könnte: es ist der Name des Gedichts, dessen Echtheit Hr. Dr. Pannenburg, dem ich grossentheils die Nachweisungen über den Sprachgebrauch des Autors im Vergleich zu den alten Dichtern und andern des Mittelalters verdanke und von dem ein Anhang besonders über das Verhältniss zum Poeta Saxo beigelegt ist, darzuthun gedenkt, mit, wie ich vorläufig sagen darf, unverächtlichen Gründen, so dass es jetzt nicht mehr als ein »ohne Zweifel modernes« bezeichnet werden darf.

G. Waitz.

Aus baltischer Vorzeit. Sechs Vorträge über die Geschichte der Ostseeprovinzen von Fr. Bienemann. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 1870. X und 182 S. in 8.

Die drangvolle politische Lage, in welcher sich die Deutschen der Ostseeprovinzen befinden, hat eine reiche Litteratur hervorgerufen, die sich unmittelbar den Zuständen der Gegenwart zuwendet oder aber zeigt, wie diese historisch entstanden sind. Manche der hierher gehörigen Schriften sind bereits den Lesern dieser Blätter durch Berichte aus landeskundiger Feder bekannt geworden. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat einst an unserer Universität

seine Studien gemacht und in demselben ein so beredtes Zeugniß der Liebe zu seiner Heimath und zu Deutschland wie seiner eindringenden Erforschung und Erkenntniß der Geschichte der Ostseeprovinzen und der deutschen Geschichte überhaupt niedergelegt, dass die Gel. Anzeigen an dieser Erscheinung nicht ohne Worte des Dankes und der wärmsten Anerkennung vorübergehen dürfen.

Das Buch besteht aus sechs Vorträgen, die der Verfasser im Winter 1868 auf 69 im Reval vor einer grössern Versammlung gehalten hat. Sie umfassen die Zeit von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. »Die Hohenstaufenzeit steht an der Wiege unserer Geschieke« heisst es im ersten Vortrage, und der letzte schliesst mit dem Moment, da Peter der Grosse die Generalconfirmation der esthländischen Privilegien ausstellt. Damals soll der esthländische Landrath, Reinhold Ungern, dem Kaiser, der sich eben zu unterschreiben anschickte, die Hand mit den Worten auf die Schulter gelegt haben: »Majestät, wenn Sie nicht gesonnen sind zu halten, so unterschreiben Sie nicht.« Peter der Grosse stutzte; dann unterschrieb er und fuhr auf: »bei Gott, ich werde es halten!« Die Kapitulationen des J. 1710 und 1712 gewährleisteten Ritterschaften und Städten die augsbургische Confession, die deutsche Sprache in den Gerichten, das eigene Recht und die Selbstverwaltung. Der Bewahrung dieser nationalen Grundlagen gilt der gegenwärtige Kampf, der Darlegung, wie sie erwachsen sind und sich zu der individuellen Existenzform des Landes verbunden haben, das vorliegende Buch. In diesem Kampf mit den Mitteln der Geschichte zu helfen



und zu fördern, die Hörer und Leser daran zu erinnern, wie die deutsche Colonie an der Ostsee über der Treue, welche sie ihren Herrschern schuldete, nicht der Treue gegen das Volk, dem sie entstammt, vergessen hat, ist eine Hauptaufgabe des Buches. Aber über diesem praktisch-politischen Zweck kommt der wissenschaftliche nicht zu kurz. Der Verfasser darf sich mit Recht im Vorwort rühmen, dass seine Vorträge, wenngleich für einen weitem Leserkreis bestimmt, des wissenschaftlichen Gehaltes nicht entbehren. Es gilt das nicht bloss vom fünften, »von baltischer Treue« überschrieben, der die Stellung der esthländischen Ritterschaft in der schwedischen Zeit schildert, insbesondere ihre Politik der Aufrechterhaltung des Landesrechts gegenüber den schwedischen Unirungsgelüsten und nach unveröffentlichten Acten des esthländischen Ritterschaftsarchivs gearbeitet ist, sondern auch von allen übrigen, wie sich das vom dem Verfasser nicht anders erwarten liess, der sich durch seine bereits in drei Bänden erschienenen »Briefe und Urkunden zur Geschichte Livlands in den J. 1558—1562« (Riga 1865—1868) einen rühmlichen Platz unter den baltischen Geschichtsforschern erworben hat. Hier lernen wir ihn zugleich als tüchtigen Darsteller geschichtlicher Stoffe und als wirkungsvollen Redner kennen. Der Verfasser hat Recht daran gethan, die Vorträge bei der Veröffentlichung in ihrer ursprünglichen Gestalt zu lassen. Es sind das allerdings keine sg. populären Vorlesungen, wie sie jetzt so massenhaft begegnen und bald bloß spielend und tändelnd an der Oberfläche ihres Stoffes verweilen, bald sich von einer trocken gelehrten Darstellung durch nichts als die vorgesetzten oder eingeschalteten Anreden unterscheiden.

Von beiden Extremen halten sich diese Vorträge fern. Sie lassen die Tiefe und Würde der Wissenschaft zur vollen Geltung kommen und bringen zugleich durch ihr rednerisches Colorit den Gegenstand zu lebendigerer Anschauung. Das wird sie namentlich dem deutschen Publicum, dem der Stoff weniger geläufig ist, empfehlen. Das warme patriotische Gefühl, die unverzagte und unerschütterte Anhänglichkeit an Deutschland, die so oft die Darstellung dieser Leidensgeschichte durchbricht, möge eine Mahnung mehr für uns sein, der fernen Landsleute, die »nur sich selbst treu bleiben, nur ihre Pflicht thun wollen,« auch unsrerseits eingedenk zu bleiben. Das erste, was uns obliegt, das geringste, was von uns gefordert wird, ist, dass wir uns mit ihren Zuständen bekannt machen. Dazu bietet dies Buch einen vortrefflichen Wegweiser.

Auf seinen reichen Inhalt kann hier nicht näher eingegangen werden. Eine allgemeine Uebersicht mag genügen. Der erste Vortrag erzählt die Begründung der deutschen Colonie im baltischen Lande vom Jahre 1159 an, wo zuerst Deutsche, Bremer Kaufleute, die ein Sturm in die Mündung der Düna verschlug, hier landeten, bis zum J. 1225, in welchem König Heinrich, der Sohn Friedrich II., den Bischof Albert von Riga und seinen Bruder Hermann, Bischof von Dorpat, zu Reichsfürsten, ihre Territorien mit Einschluss des Ordenslandes zur Markgrafschaft erhob. Der zweite entwirft eine Skizze des ständischen Lebens, wie es sich im altlivländischen Staatenbunde während dreier Jahrhunderte, vom 13. bis in die Mitte des 16., darstellte. Dieser Schilderung der Zustände des mittelalterlichen Livlandes gehört auch noch ein

Theil des dritten Vortrags an. Waren vorher die Verhältnisse der geistlichen Fürsten, die Organisation des livländischen Ordens, der Gegensatz beider und die Ritterschaften besprochen worden, so wird hier das städtische Wesen in einem überaus ansprechenden Bilde vorgeführt. In glücklicher Mischung sind dem lokalen Bilde Revals Züge des städtischen Lebens und Treibens der Ostseeprovinzen überhaupt beigesellt, mannigfach interessante Vergleichen, namentlich auch kunstgeschichtlicher Art, mit andern deutschen Städten in die Darstellung verwebt. Ich stehe nicht an, diesem Vortrag den Vorzug vor den übrigen zu geben, nicht blos seinem Inhalt, sondern auch seiner Form nach; ein sonst bemerkbares Streben des Verfassers durch Beihülfe von Bildern anschaulich zu werden, tritt hier zurück. Der dritte Vortrag ist aber noch einer weiteren Betrachtung gewidmet, die in natürlichem Zusammenhang mit der ersten Hälfte steht. Die Sonderstellung, welche die baltischen Städte in der Hanse einnahmen, findet ihre Erklärung in der Lage des Landes, in den Beziehungen zu Russland. Die Darstellung der Massregeln, durch welche der russische Grossfürst Iwan III. am Ende des 15. Jahrh. dem deutsch-hansischen Element entgegenwirkt, bilden den Uebergang zur Betrachtung der immer drohender von Osten her gegen die deutsche Colonie heranziehenden Gefahren. Noch vermag das Land unter der Führung des Ordensmeisters Walters von Plettenberg Widerstand zu leisten, aber schon sind die Tage seiner Selbständigkeit gewählt. Der vierte Vortrag, »die Katastrophe« betitelt, schildert das Auseinanderfallen der livländischen Conföderation und die Begründung der Fremdherrschaft. Die beiden letzten be-

schäftigen sich mit Esth- und Livland während ihrer Provinzialexistenz. Die Ueberschriften »von baltischer Treue« und »von baltischem Recht«, welche der Verfasser diesen Abschnitten giebt, deuten an, in welchem Geist er die Stellung der Ostseeprovinzen zu der schwedischen und polnischen Herrschaft bespricht.

Geschichtliche Vorträge, für einen grössern Zuhörerkreis berechnet, werden immer an Anschaulichkeit gewinnen, wenn der Stoff gestattet, auch das persönliche Element zur Geltung zu bringen. Unser Verfasser hat sich diesen Vortheil nicht entgehen lassen, und wie er in den frühern Abschnitten die Persönlichkeiten des Bischofs Albert von Riga oder des Ordensmeisters Walter von Plettenberg mit Liebe zeichnet, so lässt er im letzten den Livländer Reinhold Patkul hervortreten. In den Capitulationen, welche Peter der Grosse den Ritterschaften und Städten der Ostseeprovinzen ausstellte, wurden die Rechte verbrieft, für die Patkul gestrebt und gekämpft hatte.

F. Frensdorff.

Remains from the Iron Age of Scandinavia by Oscar Montelius. Illustrations by C. F. Lindberg. Parts I et II. Stockholm. Ivar Haeggström, Printer 1869. 66 u. 326 Seiten nebst Index to the plates. 4 Seiten und 8 Tafeln in Steindruck. gr. 4.; auch in zwei Heften mit Schwedischem Titel:

Från Jernåldern. Akademisk Afhandling som med vidtberömda Filosofiska Fakultetens i Uppsala tillstånd för filosofiska Gradens erhållande

kommer att offentlig försvaras af Oscar Montelius etc. St. 1869 und

Från Jernåldern af O. M. Figurerna tecknade och lithograferade af C. F. L. Andra Häftet. St. 1869.

Die Ausgabe mit schwedischem Titel ist offenbar die erste, sie enthält eine Vorrede, die in der mit englischem Titel fehlt. Das erste Heft enthält den grössern Theil der allgemeinen Einleitung, die in der andern Ausgabe P. II. (Conclusions) bildet, nebst Uebersicht der in Skandinavien gefundenen Münzen bis 850 nach Chr. Geb., das zweite Heft ein Verzeichniss der in Skandinavien gefundenen Goldbracteaten, das mit dem Münzverzeichniss zusammen P. I. der andern Ausgabe ausmacht. Die Anordnung der Ausgabe mit englischem Titel ist die für das ganze Werk bestimmte, wie schon die Vorrede zum ersten Heft angiebt, das die Doctor-Dissertation des Verfassers ausmacht. Wir ersehen daraus, dass wir in der Fortsetzung für P. I. noch zu erwarten haben: ein Fundverzeichniss der Spiralringe aus Gold, sowie der Römischen Fibeln und der der Mitte des Eisenalters eigenthümlichen bogenförmigen Spangen und Schnallen. Innerhalb jeder Gruppe sind die einzelnen Funde geographisch geordnet von Norden nach Süden. Die Fortsetzung der zweiten Abtheilung soll an die allgemeine Einleitung sich anschliessend das genannte Material verarbeiten.

Obgleich der Vf. sich über den Grund der Auswahl nicht ausspricht, so leuchtet doch ein, dass er besonders Alterthümer zusammenstellt, an denen Zeit und Umfang des fremden Einflusses im Anschluss und Gegensatz der heimischen Entwicklung zu erkennen sind. Die Goldbracteaten

gehören meistens der letzteren an; die sorgfältige Angabe der Gegenstände, mit denen sie zusammengefunden, lässt die Gleichzeitigkeit des Fremden und Heimischen erkennen. Ungern wird man die Berücksichtigung anderer unzweifelhaft römischer Sachen, wie der ziemlich zahlreichen Siebe und Kasserollen, vermissen.

In unserer Besprechung folgen wir der Ausgabe mit Englischem Titel.

Die erste Tabelle (Part I. Sect. I) giebt eine Uebersicht der Münzfunde in Norwegen, Schweden und Dänemark in tabellarischer Form, indem die verticalen Reihen die Fundorte nachweisen, die horizontalen die Römischen Kaiser, unter denen die Münzen geprägt sind. Fünf weitere Columnen fügen 1) verschiedene Bemerkungen, 2) Gewicht, 3) Feinheit hinzu, 4) Angabe der Sachen, mit denen sie zusammengefunden und 5), wo sie jetzt aufbewahrt werden, soweit die Quellen Auskunft gaben. So erhalten wir eine klare Uebersicht über Ab- und Zunahme des Verkehrs und der Ortschaften, die sich am meisten an diesem Verkehr, indess vielleicht nur sehr indirect, betheiligten. Dabei wird allerdings vorausgesetzt, dass die Funde in gleichem Verhältniss zu dem Verkehr der Zeit, aus der sie stammen, stehen, obgleich ohne Zweifel im Vergraben und Verlieren, wie beim Wiederfinden der Zufall eine wichtige Rolle spielt. Doch in Ermangelung eines andern Maassstabes dürfen wir uns vorläufig dabei beruhigen, wenn auch nur mit Anerkennung der Unsicherheit, denn neue Entdeckungen können die Ergebnisse mehr oder weniger ändern.

Der Verf. theilt die Tabelle in drei Hauptabschnitte. Der erste Abschnitt von August bis Alexander Severus 28 v. Chr. bis 235 n. Chr.,

die Zeit der Denare, bietet 92 Münzfunde (2332 Stück), die meistens aus Denaren bestehen, denn nur an 4 Stellen sind Goldmünzen und selten Kupfermünzen aus dieser Zeit gefunden. Nachträglich sei nur noch bemerkt, dass von älteren griechischen Münzen nur 1 aus Panormos und 2 macedonische, alle auf Gotland, nachgewiesen sind, wie auch römische Familienmünzen ausser Gotland nur in Nerike, einer Provinz Schwedens, im Ganzen 12 an der Zahl, ein Beweis, dass der Verkehr Gotlands über die Ostseeländer noch weiter zurückreicht als August.

Der zweite Abschnitt vom Tode des Alexander Severus bis zum Tode Theodosius des Grossen 235—395 n. Chr. G. weist meistens Goldmünzen auf, indem unter 24 Nummern nur vier Funde Kupfermünzen und nur zwei Funde Silbermünzen enthalten. Der dritte Abschnitt vom Tode Theodosius des Grossen bis zum Tode des Kaisers Anastasius 395—518 giebt unter 118 Nummern, die Goldsolidi nachweisen, nur eine einzige Silbermünze.

Die Münzen nach 518 bis 800 sind nicht tabellarisch, sondern einfach im fortlaufenden Text besprochen, weil sie keine ununterbrochene Reihe bilden und neben byzantinischen fränkische und angelsächsische Münzen in Betracht kommen. Auch cufische Münzen sind zahlreich in Scandinavien gefunden, hier indess ganz übergangen, weil sie besser mit andern Gegenständen, die in eine spätere Zeit fallen, zusammengestellt werden.

Aus den Resultaten dieser Zusammenstellung, die wir von der Fortsetzung dieses Werkes erwarten dürfen, heben wir nur beispielsweise Einzelnes heraus, das sich auf den ersten Blick erkennen lässt.

Der Mangel aller römischen Münzen aus der ersten Periode in Norwegen zeigt, dass dies damals ausserhalb des Verkehrs lag. Aus dem Festlande Schweden sind dem Verf. 37 Denare bekannt geworden, aus Oeland 89, aus Gotland 1423, Thatsachen, welche überzeugend darthun, dass der Verkehr über die Ostsee und die süd-östlichen Länder seinen Gang genommen habe. Kommt nun für Bestimmung des Verkehrs zur Zeit der einzelnen Kaiser auch die Länge der Regierung im Verhältniss zur Zahl der Münzen wesentlich in Betracht, so zeigt doch ein flüchtiger Blick auf die Tabelle, dass der Verkehr in der Zeit von Trajan bis Commodus viel lebhafter gewesen ist, als vorher und nachher. Von Dänemark gilt im Verhältniss der Inseln zum Festland dasselbe was von Schweden. Von den 190 in Dänemark gefundenen Münzen gehören Jütland nur eine, dem jetzigen Schleswig 72 an. Dies scheint sich im Allgemeinen durch denselben Seeverkehr zu erklären. Doch zeigt sich hier besonders, dass man nicht abschliessen darf, denn erst die neuesten Entdeckungen der Moorfunde von Süder-Brarup (Thorsbjerg) und Nydam, in denen 72 Denare gefunden, zeigen wie unvollständig die vorliegenden Thatsachen wahrscheinlich sind. Ein Augustus, den die Hamburger Sammlung bewahrt, soll aus der Gegend von Schleswig stammen. Uebrigens ist zu bemerken, dass die Münzen von Trajan bis Marc-Aurel auch im Hannöverschen ziemlich zahlreich sind.

Ebenso sehr leuchtet ein, dass in der zweiten Periode der Verkehr eine ganz andere Richtung eingeschlagen haben muss, da in dieser Zeit Dänemark 58 Byzantinische Goldmünzen



aufzuweisen hat, Schweden dagegen nur 4 und Norwegen 2. Doch wir wollen den Folgerungen, die von der sorgfältigen Prüfung und Erwägung zu erwarten sind, nicht weiter vorgreifen. Das Gegebene genügt, um zu zeigen, zu wie wichtigen Resultaten die zuerst von Wiberg gebahnte, nun von Hr. Montelius gleichsam auch in die Nebenwege verfolgte Strasse führt.

Die zweite Abtheilung der ersten Section in der Ausgabe mit englischem Titel und damit identisch das zweite Heft der andern Ausgabe enthält das Verzeichniss der sogenannten Bracteaten von Gold und Bronze, deren Erklärung noch zu erwarten ist, der man mit um so grösserer Spannung entgegensehen muss, je dunkler bisher der Gegenstand ist, und je weiter die Ansichten darüber auseinandergehen. Um einem Missverständniss vorzubeugen muss für diejenigen, die dem Gegenstand ferne stehen, bemerkt werden, dass es sich hier nicht um Münzen handelt, sondern um münzenartige Scheiben von getriebener Arbeit, meist in Gold, seltener in Bronze, die schon durch die Oesen zum Umhängen als Schmuck, Insignien oder Amulette zu erkennen sind, von denen öfter eine grössere Anzahl an einer Kette zu einem grössern Schmuck, der auf der Brust getragen sein muss, vereinigt sind. Es sind 239 Funde beschrieben, in denen einzelne oder eine grössere Anzahl solcher Bracteaten gewöhnlich mit andern Kostbarkeiten, Geräthen oder Waffen sämmtlich aus der Eisenzeit zusammenlagen, meist in Grabhügeln. Diese Funde vertheilen sich wieder in ganz anderm Verhältniss über Scandinavien: es fallen davon 44 auf Norwegen, 119 auf Schweden, und da ist Gotland wieder reich vertreten, und 84 auf Dänemark mit

Schleswig. Mitgezählt sind einige byzantinische Goldmünzen, die mit einem Goldrand und Oese versehen einen ähnlichen Schmuck bilden. Es ist zu bedauern, da diese Art des Schmuckes ausser in Scandinavien, soweit Ref. bekannt ist, nur in Deutschland, besonders Norddeutschland, und England vorkommt, dass Verf. hier nicht über Scandinavien hinausgegangen ist und so weit als möglich das ganze Material erschöpft hat, da das Vorkommen ausserhalb Scandinaviens vielleicht für den Ursprung, jedesfalls für die Verbreitung von grosser Wichtigkeit ist. Wir dürfen deshalb hoffen, dass die ausserhalb Scandinaviens gefundenen in den Erläuterungen berücksichtigt werden. Dem Gepräge nach zerfallen die eigentlichen Bracteaten in vier Hauptclassen 1) solche, die nur Ornamente zeigen, 2) solche, die einen menschlichen Kopf erkennen lassen, 3) die einen Reiter zeigen, dessen Thier bald mit einem Pferde, bald mit einem Bock bald mit einem Vogel einige Aehnlichkeit hat, 4) mit einem wunderbaren Durcheinander verschiedener Gliedmassen versehen sind; zu erkennen sind namentlich Augen, Schnäbel, Arme und Beine. Dann ist noch zu bemerken, dass eine grosse Zahl dieser Bracteaten mit Runeninschriften, dieselben und auch einige ohne Runen mit dem Hakenkreuz und andern offenbar symbolischen Zeichen versehen sind. Da sie in Norwegen vorkommen, wo sich keine Münzen vor 235 finden, ist es wahrscheinlich, dass sie nach Mitte des dritten Jahrhunderts anfangen oder wenigstens erst dahin verbreitet sind. Die neben denselben gefundenen cufischen und fränkischen Münzen reichen bis gegen Ende des neunten Jahrhunderts herab und zeigen zugleich, welchen Umfang der Verkehr Scandinaviens erlangt hatte,

was ja auch geschichtlich von den Normannenzügen feststeht.

Wer sich über den Gegenstand zu orientiren wünscht, bevor ihm die Fortsetzung dieses Werkes zukommt, findet eine Besprechung der ihn betreffenden Fragen und ein Verzeichniss der bis dahin bekannten Bracteaten von dem verstorbenen Etatsrath Thomsen in den *Annaler for Nordisk Oldkyndighet* 1855, S. 265 u. ff. mit Beziehung auf die Abbildungen in *Atlas for Nordisk Oldkyndighet, Jernåldern* Tab. I—XII. Ueber die mit Runen versehenen handeln Fr. Dietrich (in Marburg) in Pfeiffers *Germania* 1868 S. 291 ff. und G. Stephens, *The Old Northern Runic Monuments of Scandinavia and England*. London & Köpenhavn. 2 Bde. 1865—1868. Vol. I p. 94. Vol. II p. 565—584. Gegen Stephens ist aufgetreten Cand. C. F. H. Wimmer *De aeldste Norske Runeinskrifter in Aarbøger for Nordisk Old Kyndighet og Historie* 1867 P. I, wogegen Stephens sich vertheidigt in demselben *Journal* 1867 P. 3 p. 177—231 und 1868 P. 1 p. 14—20. Diese Vertheidigung ist wieder abgedruckt in der Vorrede zu seinem vorgenannten grossen Werk p. XXXVII—LXVI. Ferner kommen in Betracht: H. O. H. Hildebrand, *Svenska Folket under Hednatiden*. Stockholm. 1866 S. 20 fg. Th. Möbius, zur Kenntniss der ältesten Runen in A. Kuhns *Zeitschrift für vergl. Sprachkunde*, Bd. 18, S. 153. K. Gislason, *De aeldeste Runeinskrifters sproglige Stilling*. *Aarbøger for Nordisk Oldkyndighet*, 1869 p. 35 ff. Bugge, *Tidskrift for Philologie og Paedag.* VII S. 242. *Aarsberetning* f. 1868. C. Hoffmann. *Ueber einige Runeninschriften*. *Sitzungsber. d. k. Bayerischen Akademie* 1867. Auf die Sache selbst einzugehen würde zu weit

führen, und liegt Ref. zu fern. Ohne specielle Beziehung auf diese Bracteaten sind als der neuern Runenliteratur angehörig zu nennen: R. Dybeck. Runa. En Skrift for Nordens Fornvänner. Stockholm. 1865 und 69. Fol. (über einzelne Runensteine). O. F. Wiberg. Gestriklands Runstenar. Gefle 1863. 64. 68.

Die allgemeine Einleitung S. 1—26 behandelt die Frage über den Anfang des Eisenalters bei den verschiedenen Völkern. Da nun der Verf. damit zugleich die Dauer des Bronzealters untersuchen musste, hatte er, wenn auch von einem etwas verschiedenen Gesichtspunkte aus dieselben Aufgaben zu lösen, an denen Ref. sich fast gleichzeitig in beschränkterem Umfange versucht hat in der Schrift »Ueber das Verhältniss des Bronzealters zur historischen Zeit bei den Völkern des Alterthums. Hamburg, 1868, 4°. Da wir beide unabhängig von einander arbeiteten, ergänzen sich die Untersuchungen mehrfach. Ueber Aegypten führt Herr Montelius nur aus Rougemont L'age de Bronze an, dass auf Bildern aus der Zeit Ramses III. im 12. Jahrh. vor Chr. G. die Aegypter mit Broncewaffen, Semiten mit Waffen aus Eisen vorkommen, auf jüngern Bildern auch Aegypter Eisenwaffen führen. Ref. hat den Gebrauch der Bronze-Waffen und Geräthe durch mehrere Jahrtausende ausführlich nachgewiesen, aber die durch eine Mittheilung des Herrn Brugsch bestätigte Nachweisung gegeben, dass höchst wahrscheinlich die Aegypter sich schon in mythischer Zeit des Meteoreisens bedienten, wodurch das Räthsel gelöst wird, wie die Aegypter schon in der frühesten Zeit im Stande gewesen sind, die härtesten Steine zu bearbeiten. Ein eisernes

Schwert aus Aegypten ward vorgelegt im Archäologen-Congress zu Paris 1867, doch ohne Nachweisung der Zeit. Congrès Internat. Paris 1868. p. 297. Braun, Historische Landschaften S. 16 hält für erwiesen, dass die Aegypter vor Moses Zeit Eisenwerke in Arabien bearbeitet haben. Ueber Eisen bei den Israeliten ist des Verf., über Bronze bei denselben sowie bei den Phönikiern des Ref. Schrift ausführlicher. Doch ist hier die Grenze zwischen Bronze- und Eisenalter nicht zu bestimmen, denn mit Recht legt auch Hr. Montelius auf die auf dem Schlachtfelde von Cannae gefundenen, angeblich von den Karthagern stammenden Bronceschwerter kein Gewicht, da der Karthagische Ursprung nicht zu erweisen ist. Aus den Berichten Layards und Place's über Ninive giebt der Verf. dagegen ausführlichere Mittheilungen über Waffen und Geräthe aus Eisen und Bronze, ohne aber bestimmte Zeitgränzen für den Gebrauch dieser Metalle gefunden zu haben, da beide schon in den ältesten Ruinen, die älter als 700 vor Chr. G. sind, vorkommen.

Dann macht der Verf. auf den Gebrauch broncener Waffen bei den Massageten wenigstens bis zur Zeit des Cyrus (530 vor Chr. G.) aufmerksam.

Das Urtheil über das Bronzealter bei den Griechen stimmt im Wesentlichen mit dem des Ref. überein, dass der Uebergang im homerischen Zeitalter anzunehmen, wobei indess zu erwägen, dass an Ilias und Odyssee wahrscheinlich mehrere, vielleicht viele Generationen gearbeitet haben und sie daher kein klares und bestimmtes Bild einer bestimmten Zeit geben. So mag die Grundlage aus dem Bronzealter, die letzte Ueberarbeitung aus dem Eisenalter sein.

Vom Gebrauch des Eisens bei den Römern hat der Verf. allerdings ein etwas älteres Zeug-  
niss (Liv. I, 41) als Ref. angeführt, allein es  
frägt sich, ob eine solche ohne Zweifel der Sage  
angehörige Ueberlieferung, wie diese von der Er-  
mordung des Tarquinius Priscus, mit solchen  
Einzelheiten als Zeugniss hier in Betracht kom-  
men kann. Auffallend ist es dagegen, dass noch  
in Gräbern der 524 v. Chr. G. gegründeten  
griechischen Colonie Posidonia (Paestum) nicht  
nur Helme und Panzer, sondern auch Lanzen-  
spitzen und Schwerter von Bronze, und noch  
mehr, dass nicht nur dieselben Waffen, sondern  
sogar Celte (Keile mit Schaftlöchern) von Bronze  
in Herculaneum und Pompeii gefunden sind.  
Allein erwägt man, dass Herculaneum und Pom-  
peii auch griechische Colonien waren, wahr-  
scheinlich von noch höherm Alter, und dass in  
historischer Zeit alte Broncewaffen als Merk-  
würdigkeiten der Vorzeit nicht selten aufbe-  
wahrt wurden, auch manche Geräthe aus Bronze  
in Griechenland und in Rom, wie bei andern  
italischen Völkern in Gebrauch blieben, beson-  
ders zu religiösen und abergläubigen Zwecken,  
so verlieren diese Thatsachen das Auffallende  
(vgl. meine Schrift S. 15 und 19.), zumal wenn  
man erwägt, dass das Bronzealter in Italien  
längere Dauer gehabt hat als anderswo und der  
Gebrauch selbst der Waffen von Bronze nicht  
plötzlich aufgehört hat.

Je bekannter der Gebrauch eiserner Waffen  
bei den Galliern aus den Alpenländern war  
um 394 v. Chr. G., wie auch der Verf. hervor-  
hebt, desto auffallender ist, dass diese That-  
sache nicht auch von Desor verwerthet ist, um  
das ältere Eisenalter der Schweiz genauer zu  
bestimmen, als eine bedeutende Zeit vor Chr. G.

Führten die Gallier bei der Zerstörung Roms eiserne Schwerter, so darf man kaum zweifeln, dass der Anfang des Eisenalters auch in den Gräbern von Hallstadt, den von Sacken ganz allgemein in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Chr. G., der Verf. genauer ins 4. Jahrhundert setzt, als noch älter anzunehmen sei, wenn wie kaum zu bezweifeln bei Hallstadt auch Kelten wohnten, wie denn auch Morlot die sämtlichen Gräber, weil in ihnen alle, namentlich auch macedonische Münzen fehlen, vor das vierte Jahrhundert setzt. Wenn von Sacken auch mit Recht einwendet, dass das Fehlen macedonischer Münzen in dieser Gegend nichts beweise, so ist doch das Fehlen aller Münzen und des Silbers überhaupt von Bedeutung. Ist der Einfluss des Südens, namentlich der Etrusker oder Phönikier, unverkennbar, fehlen dabei Spuren sowohl des römischen als des griechischen Einflusses, so werden wir auch durch die Frage, auf welchem Wege der phönikische oder etruskische Einfluss vermittelt sei, zur Annahme einer ältern Zeit gedrängt. Funde und Nachrichten bestätigen, dass die älteste Handelsstrasse über Adria nach Deutschland, wie Ref. in der Rec. von Wibergs Buch in diesen Blättern 1860 St. 3. S. 9 ff. weiter ausgeführt hat, schon in einer viel früheren Zeit benutzt sei. Da nun der römische Einfluss auf Deutschland gerade auf diesem Wege durch römische in Schlesien gefundene Münzen, die bis 320 v. Chr. zurückreichen, nachgewiesen ist, und da Adria schon um 385 von Corinth colonisirt ward, so wird es wahrscheinlich, dass selbst die jüngsten Gräber von Hallstadt älter sind als diese Gründung. Adria aber war früher im Besitz der Etrusker und wird wie das eigentliche Etrurien mit Phö-

nikien in Verkehr gestanden haben. Wir stimmen dem Verf. darin bei, dass aus den eisernen Panzern der Cimbern und Teutonen nicht zu schliessen sei, dass Eisen schon zur Zeit ihres Auszuges in Norddeutschland in Gebrauch gewesen. Ebenso glauben wir, er nimmt mit Recht an, dass aus Caesars Stillschweigen über den Stoff der gallischen und deutschen Waffen zu schliessen sei, dieselben seien wie die römischen aus Eisen gewesen. Aus dem Vorkommen von Waffen und Geräthen von Bronze mit römischen Münzen in Frankreich und Westdeutschland ist nicht zu schliessen, dass zu der nach den Münzen anzunehmenden Zeit auch die Bronzewaffen in gewöhnlichem Gebrauch gewesen seien, da solche mit Münzen von Caracalla und Maxentius zusammengefunden sind. Abgesehen von der Frage, ob die Fundberichte genau genug sind, um die Gleichzeitigkeit zu constatiren, genügt es daran zu erinnern, dass wie in Italien zu religiösen Zwecken Bronze länger verwandt sein kann. Denn die Bestattung hat mehr oder weniger religiösen Charakter.

Dazu muss man auch immer bedenken, dass Eisen lange theuer blieb, wie dies von England noch aus dem Jahre 200 nach Chr. G. bezeugt wird, obgleich es dort schon 200 vor Chr. G. nachgewiesen ist.

Diese Betrachtung des Eisenalters bei den genannten Völkern ist nur als Einleitung zu betrachten in die ausführlichere Untersuchung über den Anfang des Eisenalters im Norden. Diese Frage ist erst seit 1836 Gegenstand einer ernstlichen Untersuchung. Damals setzte der um diese Studien und das Kopenhagener Museum so hochverdiente Thomsen, offenbar nur



von dem Gesamteindruck bestimmt, den Anfang des Eisenalters für Dänemark ins erste Jahrhundert vor Chr. G. um Cäsars Zeit. Worsaae, der die Frage zuerst einer eingehenden Untersuchung unterzog, glaubte anfangs den Beginn des Eisenalters erst ins 9. Jahrhundert setzen zu müssen, gleichzeitig mit Einführung des Christenthums, für Schweden und Norwegen ins 6. Jahrhundert, offenbar weil es ihm an sichern Beweisen für eine frühere Zeit fehlte. Die Funde von Nord-Borby und Byrstedt schienen ihm indess hinzuweisen auf das erste Jahrhundert n. Chr. G. oder richtiger die spätere Kaiserzeit und gleichzeitig zu sein mit den grössern Begräbnissplätzen des Eisenalters und er glaubt diesen Widerspruch in der Zeitbestimmung vermitteln zu können durch die Annahme, dass das Bronzealter noch lange fortgedauert habe neben dem Eisenalter, das dem römischen Einfluss seinen Ursprung verdanke, so dass das Eisenalter erst im 5. und 6. Jahrhundert zur vollen Entwicklung gekommen sei (1849). Die seit 1848 in einem Moor bei Allesö (Vimose) in der Nähe von Odensee auf Fühnen gefundenen Alterthümer, besonders eiserne Waffen, schienen anfangs dem Mittelalter anzugehören, als sie aber 1853 in grössern Massen nach Kopenhagen gebracht wurden, erkannte man die Uebereinstimmung mit den Alterthümern der grossen allgemeinen Begräbnissplätze. Worsaae und Herbst schrieben sie dann dem ersten Jahrhundert n. Chr. G. zu (1854). Bestimmter wird diese Ansicht wiederholt 1857 und 1859. Die neuen Entdeckungen in den Mooren von Süder-Brarup (Thorsbjerg) in Angeln und Nydam in Sundewitt, die mit den Alterthümern von Vimose auf Fühnen übereinstim-

men und nach den dort gefundenen Münzen nicht jünger als das dritte Jahrhundert sein können, bewirkten eine abermalige Aenderung der Ansicht und der Anfang des Eisenalters wurde von Worsaae und Engelhardt in die Zeit 2—300 n. Chr. G. gesetzt. Ref. ist weit entfernt den Forschern, die sich um das Eisenalter so grosse Verdienste erworben haben, dass dessen Zustände uns klarer geworden sind als diejenigen mancher historischer Zeiten, aus diesem Schwanken einen Vorwurf zu machen, auch glaubt er nicht, wie manche Gelehrte thun würden, daraus die Lehre entnehmen zu müssen, dass man bei solcher Unsicherheit der That-sachen lieber keine bestimmte Ansicht aufstellen solle. Er ist vielmehr der Meinung, dass häufig die Prüfung bestimmter Hypothesen, die sich als irrthümlich oder zweifelhaft herausstellten, leichter zur Wahrheit und Gewissheit führe, als wenn man gar nicht wagt eine bestimmte Ansicht auszusprechen. Hr. Montelius unterwirft nun die vorliegenden That-sachen und die zur Erklärung derselben aufgestellten Ansichten einer eingehenden Prüfung.

Bei dieser Prüfung geht er von der Nachweisung aus, dass alle in jedem Moor gefundenen Alterthümer gleichzeitig und absichtlich niedergelegt sind, was auch in der scharfsinnigen Hypothese Worsaaes ihre Bestätigung finde, dass wir in diesen Alterthümern die von den Siegern den Göttern geweihte Kriegsbeute zu erkennen haben. Montelius will nichts darauf geben, dass die jüngste Münze in Nydam (217 n. Chr. G.) 23 Jahre später ist als die jüngste Münze von Thorsbjerg (194), und setzt beide Funde in Uebereinstimmung mit Worsaae ums Jahr 300 n. Chr. G. und folgert mit Recht,

dass die an beiden Stellen, wie bei Allesö und Kragehul auf Fühnen geschlagenen Heere in Besitz der Vorthelle des vollentwickelten Eisenalters waren. Er zeigt ferner, dass die Sieger dieselbe Culturstufe eingenommen haben, namentlich aus den in den Pferdeknochen steckend gefundenen Waffen. Ref. muss nicht nur hierin dem Verf. beistimmen, sondern auch, wenn er aus der hohen Entwicklung schliesst, dass der Anfang des Eisenalters in Schleswig und Dänemark mehrere Menschenalter vor das dritte Jahrhundert zurückzuverlegen und spätestens ins 2. Jahrhundert zu setzen sei, aber die Möglichkeit eines frühern Anfangs zugiebt. Erwägen wir, dass die Culturverhältnisse an den Küsten des westlichen Theils der Ostsee im Norden, Westen und Süden sich ziemlich gleichmässig entwickelt haben, wie die Gleichartigkeit der Funde schliessen lässt, dass zu Augustus Zeit die Römer wiederholt bis an, einmal sogar über die Elbe vordrangen, namentlich einmal bis an die Niederelbe, als gleichzeitig eine Flotte, die bis Skagen vorgedrungen war, in die Elbe einfuhr bis zum Lager des Landheeres und auf die Völker dieser Gegenden einen solchen Einfluss übte, dass die Bewohner der Cimbrischen Halbinsel eine Gesandtschaft nach Rom schickten, und besonders, dass in den Schlachten und Zügen, in denen die Römer Niederlagen erlitten, Waffen aller Art zu Tausenden in Niederdeutschland zurückblieben, dass endlich römische Schiffe in der Mehrzahl an der Westküste Schleswigs strandeten, so ist Grund genug anzunehmen, dass auch in Dänemark das Eisenalter, das mit dem römischen Einfluss zusammenfällt, wenigstens schon um Christi Geburt begonnen habe.

Die dann behandelte Frage, ob mit dem An-

fang des Eisenalters ein neues Volk in den Norden eingewandert sei, glaubt der Verf. bejahen zu müssen mit der nähern Bestimmung, dass es ein germanisches Volk gewesen sei. Dagegen wagt er die Frage, ob auch schon die früheren Bewohner dem germanischen Stamme angehört haben, nicht zu beantworten. Die den Verf. zur Bejahung der ersten Frage bestimmenden Gründe sind, 1) dass mit dem Eisen auch Silber und eine neue chemische Zusammensetzung der Bronze (Zink statt des Zinns) und Glas auftreten, 2) dass eine dem Bronzealter fremde Runenschrift auftritt, 3) dass ein wesentlich verschiedener reicherer Kunststil sich findet, 4) dass in der Art des Begrabens sich eine Veränderung zeigt, indem die Leichen nicht wie am Ende des Bronzealters verbrannt, sondern unverbrannt begraben wurden und nicht in künstlichen Hügeln, sondern in grössern Begräbnissplätzen beisammen auf natürlichen Anhöhen oder ebenem Felde. Ref. muss gestehen, dass er von dieser Beweisführung nicht überzeugt ist. Abgesehen davon, dass der vom Verf. S. 21 u. ff. nachgewiesene allmälige Uebergang vom Bronzealter ins Eisenalter eher für das Gegentheil geltend gemacht werden kann, ist es viel wahrscheinlicher, ja gewiss, dass ein Theil der das Eisenalter charakterisirenden Sachen, wie Glas und Kunstsachen neueren Stils, eher durch Handel oder Kriegszüge und Raubzüge zur See in diese von Römern entfernten Gegenden als durch ein eroberndes Volk eingeführt sind. Hat eine neue Bevölkerung dieselben mitgebracht, so müssen dieselben sich in ihrer frühern Heimath auch und ebenso reichlich finden. Nun sind die unzweifelhaft römischen Sachen in Dänemark und Schweden eben so zahlreich, ja zahlreicher

vorhanden als in südlicher gelegenen Ländern. Woher soll dies neue Volk gekommen sein? Hat dasselbe Schweden so gut als Dänemark erobert? Ist es auch wahrscheinlich, dass die Schlachten, von denen in den Moorfunden die Denkmäler erhalten sind, einem Eroberungskriege angehören, so fällt dieser doch nicht mit dem Anfang des Eisenalters zusammen, sondern in die Zeit seiner Blüthe. Die Runenschrift ist aber selbst ein zu grosses Räthsel, als dass sie als Beweis dienen kann. Erscheint die Runenschrift auch chronologisch bestimmter zuerst im Moorfund von Süder-Brarup (Thorsbjerg) zusammen mit römischen Münzen und einem Schilde mit römischer Inschrift, so wird doch Niemand deshalb ihren römischen oder auch nur einen gleichzeitigen Ursprung annehmen wollen. Vgl. die oben nachgewiesene Litteratur. Gehört die Masse der in den Mooren gefundenen Gegenstände dem besiegten Volk an, so entsteht die Frage, sind frühere Bewohner oder Eindringlinge die Sieger, oder hat der Kampf zwischen benachbarten Völkern des Landes stattgefunden? Mit Sicherheit ist, soviel Ref. weiss, keine dieser Fragen beantwortet. Waren es die frühern Bewohner, die von einem erobernden Volke besiegt und unterworfen wurden, was vielleicht die meisten Gründe für sich hat, was liegt dann näher, als dass dies Volk die Angeln gewesen, die nach Ptolemäus an der untern Elbe wohnten und, wie doch kaum zu bezweifeln, aus dem Herzogthum Schleswig, wo zweier in Betracht kommenden Moore liegen, im Jahre 449 mit den Sachsen vereinigt nach England zogen. Dass die Angeln damals auch Jütland und Fühnen besetzt, ist höchst wahrscheinlich. Zu welchem Stamm gehörten aber die

früheren Bewohner, die beim Ptolemäus in verschiedene kleine Völkerschaften getheilt erscheinen? und wie verhalten sich die Sachsen zu denselben, die nach Ptolemäus den Rücken der Cimbrischen Halbinsel und Inseln an der Mündung der Elbe bewohnten? Die Sprache der ältesten Stämme soll dafür zeugen, dass sie dem Gothischen Stamm verwandt. Klarer liegt uns in den Moor-funden die Culturstufe vor. Da aber tritt uns die Frage entgegen, wie ist der mit Sicherheit erkennbare römische Einfluss zu erklären, den nach obiger Voraussetzung schon die früheren Bewohner erfuhren, da seit Tibers Zeit kein römischer Krieger auch nur die Elbe erreicht hat, die zu Tacitus' Zeiten nur noch dem Namen nach bekannt war? Nun erscheinen aber die Sachsen und Chauker, die später mit ihnen zu einem Volke verschmolzen, als Seeräuber an den Nordküsten von Frankreich unter dem Kaiser Carausius um 286 n. Chr. G., indess schwerlich zum ersten Mal und gewiss nicht zum letzten Mal, da die Chauker schon um 48 n. Chr. G. Tacit. XI, 18 solchen Raubzug nach Gallien unternahmen, und der Name littus Saxonicum per Britannias in der Notitia Dignitatum (I. p. 4 und 23 Böck.) lässt um 400 an den Küsten Britanniens auf eine Niederlassung schliessen. Der auf einem Schildbuckel sich findende Name Aelius Aelianus giebt weiter keinen genauern Anhalt; denn dieser Name kommt wenigstens seit Augusts Zeit vor. Hierdurch drängt sich uns die Frage auf, auf welchem Wege sind die römischen Schmucksachen und Gefässe, namentlich die in Gräbern so häufig vorkommenden Kasserollen und Siebe, nach Seeland und Mecklenburg gekommen? auch durch Seeraub oder durch Handel? (Vrgl. Lisch in Meklb. Ztg. 1869 Nr. 120). Sind Römer (Kaufleute)

dorthin gekommen und da gestorben und begraben nach der Sitte ihres Volkes? Oder ist es nur Anwendung des heimischen Gebrauches und sind wie sonst heimische irdene Gefässe auch die kostbaren fremden Gefässe aus Metall den Bewohnern des Landes ins Grab gegeben? Sind diese Gegenstände durch römische Kaufleute oder durch Zwischen-Handel auf dem Landwege hingekommen oder von den Bewohnern der Cimbrischen Halbinsel auf ihren Raubzügen erbeutet und an ihre Nachbarn verkauft? Eine umfassende Zusammenstellung aller Funde wird vielleicht die Beantwortung dieser Fragen ermöglichen, obgleich auch die Möglichkeit anzuerkennen ist, dass beides neben einander Statt gefunden hat. Ref. muss sich begnügen, dem Verf. den Versuch zu empfehlen und denselben nur noch auf einen bisher noch nicht genügend erörterten Gegenstand aufmerksam zu machen, nämlich die Kämme von Bein oder Knochen; deren in Vimose auf Fühnen (Engelhardt p. 9 und Taf. 2) 57 und weniger zahlreich im Nydamer Moore (Engelhardt p. 18 und Taf. 5) gefunden sind. Die mit Runen bezeichneten und dadurch als einheimische Arbeit zu erkennenden unterscheiden sich von den übrigen so sehr, dass wir in den andern römisches Fabrikat oder Nachbildung erkennen dürfen, zumal da ganz gleiche Kämme bei Stade (Perleberg) (Krause im Archiv d. Stader Vereins: Bd. 2. S. 272) und ähnliche in Süddeutschland, in fränkischen und allemannischen Gräbern gefunden sind, die auf gleichen Ursprung zurückweisen (Lindenschmidt. Alterthümer aus heidn. Vorzeit. Bd. I. Heft 9, Taf. 6). Dass auch die Römer verstorbenen Frauen ihre Kämme von Knochen oder Elfenbein mit ins Grab gaben, ist in einigen Beispielen erwiesen (Annali d. I. A. 1866 p. 160. Bulletino

1863 p. 56). Aber woher<sup>1</sup> so zahlreiche Kämme in einer Kriegsbeute in den Mooren?

Doch genug. Ref. wollte nur einige Hinweisungen auf Gegenstände geben, deren Vergleichung und Erforschung vielleicht zur Aufklärung der vom Verf. behandelten Fragen dienen kann, und schliesst in dankbarer Anerkennung für manche Belehrung mit dem Wunsch, dass die Fortsetzung bald erscheinen möge.

Hamburg.

Chr. Petersen.

Herzog Ernst, herausgegeben von Karl Bartsch. Wien. 1869. Wilhelm Braumüller. CLXXII und 308 Seiten Grossoctav.

In dem siebenten Bande von Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage finden wir die Sage vom »Herzog Ernst« ganz besonders eingehend behandelt und zwar, wie Uhland bemerkt (s. oben Jahrg. 1869 S. 974 f.), nicht darum, als ob ihr dichterischer Werth, wie sie jetzt vorliegt, besonders hoch anzuschlagen wäre, sondern weil sie ihm für die Einsicht in die Werkstätte der Sagenbildung vorzüglich lehrreich erschien; die wahrhafte Geschichte des Herzogs Ernst stehe offenbar grösser da als die nunmehrige ihn betreffende Sage. Uhland hat sich daher in seiner dramatischen Bearbeitung dieses Stoffes lieber an den historischen Grund desselben gehalten und ihn, wie Bartsch hervorhebt, »verklärt vom Zauber der Poesie, in herrlichem Bilde neu belebt, so dass an Tiefe des Inhalts keine der mittelalterlichen Dichtungen sich ihm gleichstellen kann;« allein wenn auch der geschichtliche und früher im Volksgesange gefeierte Ernst in der Sage an seiner sittlich tragischen Erscheinung verloren hat, so war doch die Nachwirkung derselben so mächtig, dass er der ottonischen Sage, indem



sie ihn und seinen Freund in sich aufnahm, seinen Namen aufdrückte und sie nun als die Sage vom Herzog Ernst fortlebt (Uhland S. 585). Um nun zur weitem Erforschung derselben einen Theil, und zwar den wichtigsten, des Quellenmaterials in kritisch bearbeiteter Gestalt zugänglich zu machen und zusammenzustellen (das übrige folgt vielleicht später), hat Bartsch von den sieben Bearbeitungen hier die beiden ältesten (niederrheinische Bruchstücke und älteste Bearbeitung derselben) und die beiden jüngsten (Bänkelsängerlied und Volksbuch) vereinigt, seine beigegebenen Untersuchungen aber auf sämtliche Bearbeitungen ausgedehnt. Vergleicht man das in Betreff der Person des Herzogs von Bartsch herangezogene geschichtliche Material mit dem Uhlands, so finden wir bei letzterm Otto I., seinen Bruder Heinrich und seinen Sohn Ludolf, dann Otto II. und seinen Vetter Heinrich, endlich Konrad II. und seinen Stiefsohn Ernst. Hinsichtlich Otto's II. sagt Uhland selbst, dass sich auf dieser geschichtlichen Stufe für die Sage von Herzog Ernst keine weitem Hauptpersonen entwickeln, obwohl er sie wegen verschiedener Einzelheiten nicht überspringen wollte; Bartsch dagegen lässt Otto II. ganz bei Seite, weist auch den von Eccard für den Helden der Sage gehaltenen Ernst den Ersten von Baiern zurück, zieht aber dafür Konrad I. und dessen Stiefsohn Arnulf von Baiern zur Erläuterung der Entstehungsgeschichte der in Rede stehenden Sage herbei, während Otto I. und Konrad II. für ihn wie für Uhland die Hauptgrundlage zu letzterer bilden. Nicht jedoch für Simrock, der nach der neuesten (dritten) Ausgabe seiner Deutschen Mythologie (S. 260. 468) sich durch die Historisirung dieser Sage um so weniger täuschen lassen will, als sie in so verschiedener Weise versucht worden ist; er hofft sich bei

seiner Ansicht der Beistimmung der Kundigen zu erfreuen, von denen aber mancher sich bis auf Weiteres ein N. L. hinzudenken dürfte. Bartsch erörtert dann auch noch die Weiterbildung der Ernstsage durch die Vermischung derselben mit der von Heinrich dem Löwen, so wie die Beeinflussung der letztern durch erstere. Die ganze Einleitung ist in jeder Beziehung von vielfachem Interesse und zeigt von sorgfältiger Forschung, wie man es bei B.'s Arbeiten gewohnt ist, sowohl in philologischer wie in sachlicher Beziehung; dass er gleichwohl Einzelnes übersehen, wird Niemand Wunder nehmen, da dergleichen jedem zustösst und das in dieser Beziehung mir selbst Aufgefallene und beispielsweise hier Folgende nur von secundärer Wichtigkeit ist. So möchte nämlich scheinen, dass die S. LXX besprochene Burg *Nisa* in Indien weder auf willkürlicher Erfindung noch auf Missverständniss beruht, sondern auf das indische *Nysa* hinweist; denn der Verf. der lateinischen Prosa war ein Gelehrter und hatte letztere besonders aus der Bakchossage bekannte Stadt gewiss in vielen Autoren erwähnt gefunden. — Das Lebermeer (S. CXLV ff.) erwähnte schon Pytheas und verglich dessen Substanz mit dem *πλεῦμων θαλάττιος*, einer im Mittelmeere sehr häufigen Molluske, die lat. *pulmo marinus* und jetzt noch ital. *polmone marino* heisst; eine Abbildung derselben findet sich bei Fuhr De Pythea Massiliensi dissertatio (Darmstadt 1835). Ueber den Bericht des Pytheas vgl. auch noch die gründliche Arbeit von Bessel, Gött. 1858 und dazu Foss in Mützels Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1861 no. 6 und 7; ferner Ziegler, die Reise des Pytheas nach Thule 1861 und dazu das Ausland 1861 no. 41. Das nördliche Eismeer lat. *Cronium mare* heisst auf Irland.

*muir chroinn*, d. i. geronnenes Meer, was unserm Lebermeer entspricht, welches auch das »*beliberte mer*« heisst (Bartsch S. CXLVI); *belibern* ist soviel wie gerinnen, und ebenso ist auch bei Benjamin von Tudela von einem »geronnenen Meere« die Rede; s. Bartsch a. a. O. — Zu der S. CLIII erwähnten wunderbaren Luftfahrt füge noch meine Nachweise in Ebert's Jahrbuch f. roman. u. engl. Litt. 3, 148; auf den Umstand, dass die mit jener Fahrt zusammenhängende Erzählung von dem Thal der Edelsteine in Sindbad's Reisen auch in die Chiliaden des Tzetzes übergegangen ist oder letzterer doch aus gleicher Quelle geschöpft hat, habe ich hingewiesen im Philologus 28, 542. — In Betreff der stirnägigen Menschenfresser (Arimaspen, Cyclopen S. CLXVI ff.) ist zu bemerken, dass dergleichen auch im Mahabharata erwähnt werden; s. Lassen Indische Alterthumskunde 1, 854 Anm. 2 (1. Aufl.). — Die einfüssigen, windschnellen Plattfüsse (S. CLXIX ff.) heissen bei Gervas von Tilbury an einer in meine Auswahl nicht aufgenommenen Stelle Gänsefüsse; er sagt (p. 912. II p. 755): »*Chenopodes, qui uno fulti pede auram currendi celeritate vincunt et in terram positi umbram toti reliquo corpori pedis erecta planta faciunt.*« Diese ursprünglich aus irgend einer griechischen Quelle stammende Benennung (*χηνόποδες*) ist mir sonst nicht vorgekommen. Ein Volk der Einfüssler wird gleichfalls im Mahabharata erwähnt; s. Lassen a. a. O. und S. 853. Da bei den Zulus in Südafrika der Glaube an ein Volk von Halbmenschen (mit halbem Kopf und Leib, so wie nur Einem Arm und Einem Bein), die man *Amadhlungundhebe* nennt, vorhanden ist, so bemerkt Callaway (Nursery Tales etc. of the Zulus. Natal 1868. I, 199 n. 43), dass der Marquis von Hastings während seines Aufenthalts

in Indien als Vloekönig einst eine Gesandtschaft aus dem Innern erhielt und den Gesandten auf keine Weise dazu bringen konnte während der ganzen Dauer der sehr langen Audienz mehr als ein Bein zu gebrauchen. Callaway macht dazu die sehr richtige Bemerkung, dass eine solche Sitte in Gegenwart Höherer auf Einem Beine zu stehen sehr leicht zu dem Glauben an halbe Menschen und Einfüssler Anlass gegeben haben kann, wozu ich noch ausserdem auf den Umstand hinweise, dass viele indische Büsser jahrelang auf nur Einem Beine stehen und vielleicht nicht minder zu einer derartigen Vorstellung mögen beigetragen haben. Vgl. auch noch Hahn Griech. und Albanes. Märchen 1, 102 ff.: »Der halbe Mensch« und 2, 260, Var. von no. 64. — Hinsichtlich der *Panotii* (S. CLXX) verweise ich noch auf meine Bemerkungen in den GGA. 1864 S. 795 und Benfey's Or. u. Ocoid. 3, 361 f., so wie auf Gerland in Lazarus und Steinthal's Zeitschr. f. Völkerpsych. 5, 266 f., aus welchen Angaben allen wiederum erhellt, dass auch die Vorstellung von den Menschen mit übermässig grossen Ohren auf einer in Asien, Afrika und in der Südsee einst und theilweise noch jetzt herrschenden Sitte beruht. — Was die S. CKLIV f. besprochenen Kranichmenschen betrifft, so hat sich Bartsch gelegentlich der Pygmäen (S. CLXX) unzweifelhaft der schon von Homer erwähnten Kämpfe der letztern mit den Kranichen erinnert, aber bei der weiten zeitlichen Entfernung des ionischen Dichters von dem altdutschen und der Abwesenheit aller Mittelglieder die Erwähnung jenes Krieges unterlassen, um so mehr als Kraniche doch zunächst noch keine Menschen mit Hals und Kopf von Kranichen sind. Dass übrigens letztere höchst wahrschein-

lich gleichfalls auf orientalischer Vorstellung beruhen, geht nicht nur aus der von Bartsch angezogenen Notiz bei Cholevius hervor, sondern auch aus den Contes Turcs, worin von Menschen mit Kranichgesichtern die Rede ist: s. Grässe zu Gesta Roman. c. 175. — Ehe ich Bartsch's Einleitung verlasse, will ich noch kürzlich auf den S. XLIV mitgetheilten Zusatz der lat. Prosa zurückkommen, worin von einem Becher Wein die Rede ist, der in einem Salbeigarten gestanden hatte und, weil eine Kröte hineingefallen, für vergiftet gehalten worden war. Dabei wird man sich erinnern, dass eine von Kröten vergiftete Salbeistaude in Bocc. Decam. IV, 7 eine Hauptrolle spielt und in der dazu von Val. Schmidt nach Pareus, dem Leibarzt Karls IX. von Frankreich, mitgetheilten Geschichte gleichfalls von einer durch Kröten vergifteten Salbeistaude erzählt wird. Haben diese Thiere vielleicht eine besondere Vorliebe für Salbei? — Ich will nun noch hinsichtlich der Anmerkungen B.'s zu den Texten eine oder zwei Notizen hinzufügen; so macht er S. 134 zu V. 967 auf das Schwanken zwischen *du* und *ir* in der Anrede aufmerksam. Dass sich dasselbe auch in andern germanischen und sonstigen Sprachen wiederfindet wie im Vlämischen, Englischen, Dänischen, Altnordischen, Altfranzösischen, Provenzalischen, habe ich gezeigt im Glossaire zu *Godefroi de Bouillon* s. v. *Tu* und in den GGA. 1866 S. 1038; füge hinzu Oegisdr. 29 (þû-ydra), Percy's Folio Ms. I, 54 v. 5—12 (you, yee—thou, thee), II, 346 v. 150—151 (thee-you). — S. 219 zu Str. 35, 5 des Bänkelsängersliedes. Es geht aus Bartsch's Anmerkung deutlich hervor, dass ich die Redensart »über den Rhein fahren« in Pfeiffers German. XIV, 399 (zu der Zimmerischen Chron. IV, 51, 3) ganz rich-

tig erklärt habe. Vielleicht enthielt sie ursprünglich eine später vergessene Anspielung auf eine altfranz. Redensart; in dem von Bartsch angeführten Gesammtab. 41, 142 heisst es nämlich: »eins spils si dô begunden, also man jensît Rines tuot«; wo also das betreffende Thun ein »französisches Spiel« genannt wird, und wirklich scheint die »grosse Nation« das überall heimische Spiel als vorzugsweise französisch beansprucht zu haben; denn in den von Bartsch herausgegebenen altfranz. Romanzen und Pastourellen S. 236 no. 6 V. 41 heisst es: »demanois le *ju francois* li fis a mon talant.« Dass man aber in Deutschland diese französische Usurpation nicht lange geduldet und das *suum cuique* in Anwendung gebracht, zeigt die Verlegung des betreffenden Schauplatzes im allgemeinen jenseits des Wassers oder Baches, und wiederum specialisirt »über die Donau« (letzteres in Eib's *Plauti Bacchides*) oder endlich nach Palermo. Ich irrte also, wenn ich Pf.'s German, VII, 498 f. annahm, dass Waldis die betreffende Redensart dem Tanhuser entlieh; sie war muthmasslich noch zu seiner Zeit im Volke ganz gäng und gebe. — S. 307 zu 230, 14. »*Ain himmlisch leben*« scheint nicht missverstanden aus »caelibem vitam«; denn ein eheloses Leben galt und gilt noch jetzt in der Anschauung gläubiger Katholiken für ein himmlisches und die Bräute Christi leben daher in »himmlischer Ehe«, so wie auch eine irdische Ehe ohne geschlechtlichen Umgang eine »Engelsehe« genannt wird. — Endlich will ich noch erwähnen, dass in dem Bänkelsängerlied Str. 34, 7. 8 (S. 198): »ez muoz hie gewâget sîn die wurst wol an den bachen« die noch jetzt geltende Redensart »die Wurst nach der Speckseite werfen« (Simrock no. 11941) sich wiederfindet. Doch all das hier

Angemerkt beansprucht keine besondere Bedeutung, sondern zeigt vielmehr, dass Bartsch's vortreffliche Arbeit eine nur geringe Nachlese hinterlassen hat und man sich dagegen freuen muss eine für die Sagenforschung und Volksliteratur so wichtige Dichtung zunächst in ihren vornehmsten Bearbeitungen mit allem Nothwendigen und Wünschenswerthen ausgestattet vorliegen zu haben, ganz abgesehen von dem poetischen und sprachlichen Werthe derselben, der doch immerhin gleichfalls in Anschlag zu bringen ist; hoffen wir aber, dass Bartsch uns auch noch den übrigen Theil des Quellenmaterials zur Vervollständigung derselben zugänglich machen wird.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

De Joannis Murmellii vita et scriptis commentatio literaria. Scripsit Dr. Theodoricus Reichling. Monasterii apud Adolphum Russell. MDCCCLXX 65 SS. in 8<sup>o</sup>

Die angezeigte Schrift ist wohl aus einer Münsterer Doctordissertation entstanden. Wir hatten schon Gelegenheit, über den Eifer zu reden, der sich auf dem Gebiete der rheinisch-westphälischen Humanistengeschichte kundgiebt. In Monographien über bedeutende Ereignisse, in Einzelbiographien bereitet man sich den Weg vor zur Kenntniss ganzer Epochen. Es hat sich herausgestellt, dass eine Gesamtdarstellung derselben verfrüht war. Cornelius Geschichte der Münsterschen Humanisten ist ein schönes Büchlein, das mehr den Weg zu einer neuen Beurtheilung der ganzen Periode auf einem zwar räumlich beschränkten Gebiete zeigte, als dass es die Forschung abschloss: hier zeigte es eher den Nachfolgenden alle die zahlreichen Stellen, an denen noch gesammelt und kritisch gearbeitet werden

müsste. Dass es gerathen ist, solche Einzelbiographieen, auf die der spätere Bearbeiter sich im Wesentlichen zu stützen hätte, zum Stoffe von Dissertationen zu wählen, möchte ich entschieden in Abrede stellen. Als ein Hinderniss erscheint die lateinische Sprache; sie veranlasst zu Seltsamkeiten und Sonderbarkeiten im Ausdruck, in dem fremden Gewande lassen sich oft die ziemlich einfachen und klaren Gedanken nicht erkennen. Ein zweites wichtigeres Bedenken ist folgendes: Eine Biographie soll ein Ganzes sein, sie soll das Bild des Mannes, und sei dieser auch noch so wenig hervorragend, aus dem Gemälde eines ganzen Zeitabschnittes hervortreten lassen — eine Aufgabe, die für die kurzen Studienjahre zu schwer ist. Zwei in den letzten Jahren erschienene bonner Dissertationen: Liessem, *De Hermannii Buschii vita et scriptis* 1866 und H. Cremans, *De Jacobi Hochstrati vita et scriptis* 1869 liefern nur allzusehr den Beweis dafür: es sind ganz brauchbare Materialiensammlungen, die letztere mit einigen werthvollen, bisher unbekannten Aktenstücken, aber ohne geistige Durchdringung und Beherrschung des Stoffs. Namentlich die rechte Würdigung der Schriften wird in solchen Arbeiten versäumt, aber wo kann man die Bedeutung eines Gelehrten erkennen, wenn nicht in diesen?

Von diesem Mangel ist die angezeigte Schrift frei; sie zeichnet sich dadurch in vortheilhafter Weise von dem Buche Parmets über Rudolf von Langen aus. Der Verfasser gibt eine verständige, ruhige Darstellung der Lebensereignisse, eine unparteiische Beurtheilung der schriftstellerischen Leistungen, Lob und Tadel wird an gebührender Stelle ertheilt und der Leser selbst in den Stand gesetzt, die Beurtheilung zu prüfen: der Biograph erfüllt seine Pflicht und ist kein Panegyrist.



Johann Murmellius verdient hohes Lob. Er ist gewiss kein Mann nach dem Geschmacke Aller, selbst unter den Humanisten eine Erscheinung, der wenig gleiche zur Seite stehn: in wissenschaftlicher Beziehung humanistisch gesinnt wie die Genossen, die Herstellung reiner Classicität in der Sprache als erstrebenswerthe Aufgabe vor Augen, aber in seiner praktischen Thätigkeit von stetiger Ruhe, ohne sprudelnde, lebhafte Beweglichkeit, den Ernst seines Strebens auch in ernstem Leben bewährend. M. ist ein gediegener Pädagoge, ein tüchtiger Philologe, dessen Leistungen für einzelne classische Schriftsteller noch heute sehr wohl der Beachtung werth sind, ein glücklicher Dichter, der, wie die wahren Humanisten, dichtet, weil es ihn dazu drängt, nicht Verse macht, um sich dadurch vollgültigen Anspruch auf den Namen eines Humanisten zu erwerben. M. ist geistig weit bedeutender, als Rudolf von Langen, und wenn sein Ruhm zu seiner Zeit nicht so laut verkündet wurde, wie der des letzteren, so liegt der einfache Grund dafür wohl darin, dass Langen ein eifrig strebender Mann und ein Mäcen war, Murmellius nur ein armer Gelehrter.

Die Lebensschicksale des Murmellius sind ziemlich einfach. Quellen dafür sind fast ausschliesslich die eignen Schriften und Briefe; wie viel Unrichtigkeiten der Bericht Hamelmanns enthält, nach dessen Mittheilungen früher fast allein das Leben westphälischer Gelehrten erzählt zu werden pflegte, zeigt der Verfasser an sehr vielen Stellen in klarer Weise.

Joh. Murmellius wurde in Rurmund, einer Stadt Gelderns, etwa 1479 geboren. Sein Vater starb bald, er hinterliess dem Sohn mehr treffliche Ermahnungen als äussere Schätze. Von 1491 an besuchte Johann mehrere Jahre hindurch

die Schule des Hegius in Deventer. Dann begab er sich auf die Universität Köln, die, soviel verdienten Spott und Hass sie sich auch in der nächsten Zeit erwarb, ihm und vielen Jünglingen gleichen Alters und Strebens eine wahre alma mater geworden ist, wie er sein ganzes Leben hindurch dankbar anerkannt hat. Er verliess sie, nachdem er Magister geworden, nicht wegen einer gegen ihn gerichteten Verfolgung, wie man früher ohne Grund behauptet hat, sondern wahrscheinlich, um sich einen Wirkungskreis anderswo zu suchen. Ungewiss ist, ob Hegius den ehemaligen Schüler an Langen nach Münster empfohlen hat. Wäre dies der Fall, so müsste M. spätestens 1498, dem Todesjahre des Hegius, nach Münster gekommen sein und sich hier einige Jahre unbeschäftigt oder ohne feste Stellung aufgehalten haben, denn erst 1501 wurde er Conrektor an der von Langen gegründeten, von Timann Kamener geleiteten Schule. Sein Verhältniss zu diesem war zuerst collegialisch-freundschaftlich, dessen Compendium aureum etymologiae gab er ein empfehlendes Epigramm bei, er widmete ihm eine eigene Schrift. Es ist zweifelhaft, ob er in diesen Schritten seine wahre Meinung kundgab, oder ob er sie nur that, um sich seinem Oberen gefügig unterzuordnen, jedesfalls hat er später das früher gepriesene compendium ein dispendium genannt und sich ähnliche Spöttereien erlaubt. Da war seines Bleibens nicht länger, er verliess 1509 die Schule, und nach dreijähriger Leitung der Ludgerschen Schule 1512 auch Münster. Er ging nach Alkmar, aber auch hier war seine Wirksamkeit nicht von langer Dauer: er entfloh, von Armuth bedrängt, und starb zu Deventer am 2. Okt. 1517.

Von Alkmar aus hatte er an Kamener einen Brief gerichtet, der erst nach des Murmellius

Tode veröffentlicht wurde, worin er ihn bat des früheren Haders zu vergessen. (Alle auf diesen Streit bezüglichen von den früheren Bearbeitern verworren dargestellten Verhältnisse hat der Verf. in scharfsinnigen Untersuchungen klar dargelegt, vgl. namentlich S. 39 A. 47. S. 48 A. 75. S. 50 A. 82. S. 56 A. 101).

Diese literarische Fehde führt uns auf eine Betrachtung der schriftstellerischen Thätigkeit des Murmellius. Der Verf. giebt darüber willkommene und zum grossen Theil genügende Aufschlüsse; über Einzelnes behält er sich weitere Ausführungen vor. Wir können alle die einzelnen Schriften (für die eine bibliographische Zusammenstellung am Schlusse der angezeigten Arbeit sehr erwünscht gewesen wäre) hier nicht aufzählen. Es genüge auf zwei Hauptschriften, das *Enchiridion scholasticorum* und die *Elégiae morales* hinzuweisen (Reichling S. 39--42, 45--48). Erstere ist eine Erziehungsschrift, welche die Wissenschaften als hohen unentreissbaren Schatz preist, ohne dass sie nun an den Einzelnen übertriebene Anforderungen stellt, die den Schüler namentlich auf reinen lateinischen Ausdruck hinweist, den Lehrer ermahnt, Strenge mit Milde zu vereinen. Die moralischen Elegien behandeln sehr verschiedene Gegenstände, auch historische, in allen Gedichten zeigt sich Formgewandtheit und poetische Begabung.

Seine Vorzüge kannte Murmellius wohl. Das Selbstbewusstsein, das sich unter den Humanisten bei jeder Gelegenheit in oft sehr unangenehmer Weise kundgiebt, spricht er in schönen Worten aus: *Quisquis amat Musas, longum sibi prorogat aevum Emoritur vulgus, morte poeta caret.*

Namentlich in den beiden angeführten Büchern, aber auch in allen übrigen Schriften des Murmellius tritt uns ein tief religiöser Sinn ent-

gegen. Seinem ernstesten Streben widersteht leichtfertiger Spott. Er starb wenige Wochen, bevor Luther seine Thesen anschlug, aber welche Stellung er in dem weltgeschichtlichen Streite der Reformation eingenommen haben würde, können wir voraussagen. Er betheiligt sich auch im Reuchlin'schen Streite in keiner Weise. Mir scheint nicht, dass darin ein beabsichtigtes Fernhalten gesucht werden muss; Alkmar, wo Murmellius sich 1512—1516 aufhielt, war eine geistige Einöde, wohin die Kunde von den Bewegungen in Deutschland kaum dringen mochte. Der Verf. ist anderer Ansicht. Er meint: *Ut omnes viri probi et humanistae nomine digni, Murmellii ingenuus purusque animus ab illa pudenda controversia (gegen die Kölner) semper abhorruit* (S. 19.) und führt (das. Anm. 19) eine Stelle des M. aus dem Scoparius an, worin er (unter den Büchern, die ob ineptias ridiculaque verborum interpretamenta zu vermeiden seien, die Dunkelmännerbriefe nennt und von ihnen sagt: *Imprimis execrabiles et barbaras atque a summo tandem Pontifice condemnatas obscurorum virorum epistolas tanquam pestem quandam fugere debemus*. Die Stelle zeigt durch ihren Wortlaut, und dadurch, dass sie in einer »in barbariae propugnatores et osores humanitatis« gerichteten Schrift (Reichling S. 64 A. 21) steht, deutlich, dass sie sich nur auf die Sprache der Briefe beziehe; die von mir unterstrichenen Worte rühren aber, wie ich zeigen will, gar nicht von M. her. M. hat, wie Reichling S. 63 f. darthut, seine letzten Arbeiten bis März 1517 geschrieben, die grosse Noth, in der er sich dann befand, hat ihn gewiss an jeder Thätigkeit gehindert; dass in den Scoparius von Timann Kamener ein Brief eingefügt wurde, zeigt R. selbst (S. 55 A. 101); — nun ist aber das päpstliche Verdammungs-

breve der e. o. v., erst 15. März 1517 erschienen, jedenfalls nicht alsbald zur Kenntniss des M. gelangt, und der Scoparius kam nach dem Tode des Murmellius bei Quentell in Köln heraus, dem Buchdrucker der Dominikaner, die dieses Breve benutzten, wo sie nur konnten. Mir ist kein Zweifel, dass von ihnen die fraglichen Worte herühren.

Wie falsch auch sonst die obenangeführte Stelle des Verf. ist, bedarf kaum des Nachweises. Man müsste nach diesen Worten auf eine Aufzählung der »ihres Namens würdigen« Humanisten recht begierig sein. Uebertrieben nach der andren Seite ist die Schilderung der Universität Köln und der an derselben hauptsächlich wirksamen Lehrer (S. 15 ff.). Der Ketzermeister Hochstraten hatte doch wohl noch andre Fehler, als die orthodoxia, und Ortuin Gratus kann trotz aller Anstrengung zu keinem Dichter gestempelt werden, wie Busch, Cordus oder Hutten.

Epp. obsc. vir. sollten nicht mehr nach Münch angeführt werden, wie dies S. 14 A. 5 geschieht; was die Citation Epp. clar. vir. III, 2 bedeutet (das.), ist mir nicht klar. Dass Busch Mitverfasser der Epp. obsc. vir. gewesen, wie S. 17. A. 8 behauptet wird, ist noch keineswegs erwiesen. Bei der Anführung des Caesarius S. 37. A. 45 hätte die Schrift von Krafft: Aufzeichnungen Heinrich Bullingers mit Erfolg benutzt werden können. Unter den verderbten Schulbüchern des ausgehenden Mittelalters nennt der Verf. S. 27 mit dem vielversprechenden Anfang: Ut tristissimos tantum commemorem auch den Vocabularius brevilocus. Er hätte dieses Buch wohl schwerlich in einer Reihe mit dem Mammothrectus genannt, wenn er gewusst hätte, dass es von Reuchlin wäre, oder wenn er dieses Lexikon, das bisher allerdings noch nie eine genügende Beachtung erfahren hat, genauer betrachtet hätte, er würde dann leicht erkannt haben, dass es nicht als ein »sehr trauriges« Beispiel der alten Verderbtheit, sondern als der glückverheissende Anfang zur besseren Gestaltung der lateinischen Sprache angesehen werden muss, ohne freilich dem gleichzukommen, was einige Jahrzehnte später geschaffen wurde.

Rühmend ist, neben vielen kleinen kritischen Einzelheiten, namentlich der längere Excurs über Alexander Hegius S. 9 f. hervorzuheben.

Berlin.

Ludwig Geiger.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 32.

10. August 1870.

Codice diplomatico del regno di Carlo I<sup>o</sup> e II<sup>o</sup> d' Angiò, ossia collezione di leggi, statuti e privilegi, mandati, lettere regie e pontificie etc. ed altri documenti, la maggior parte inediti, concernenti la' storia ed il diritto politico, civile, finanziere, giudiziario, militare ed ecclesiastico delle provincie meridionali d' Italia dal 1265 al 1309 raccolti, annotati e pubblicati per Giuseppe del Giudice, capo-sezione del grande archivio di Napoli. Vol. I und II, parte I. Napoli. Stamperia della regia università 1863 und 1869. (gr. 8<sup>o</sup>. XLVIII, 320, LXXXII und XXIV—XXXIV und 352 S.)

Neben den von der Direction des grossen Archivs von Neapel unternommenen officiellen Publicationen, den Regii Neapolitani archivi monumenta, dem Syllabus graecarum membranarum und dem Codice aragoneso, erscheint in dem vorliegenden Werke eine zwar auch von einem Beamten dieses Archivs, aber auf eigene Hand und auf eigene Kosten veranstaltete Urkundensammlung, welche nicht nur einen wich-

tigen Theil der von jenen gelassenen Lücke ausfüllt, sondern zugleich sich von jenen anderen durch ihr ungleich wissenschaftlicheres Gepräge auszeichnet. In einer Anzeige jenes Codice aragones (Gött. gel. Anz. 1869, Stück 51, S. 2024 ff.) hatte ich darauf hingewiesen, wie wenig es sachlich begründet sei, dass man, nachdem man früher die Urkunden bis zum Jahre 1130 herausgegeben hatte, die der späteren normannischen, staufischen und anjouschen Zeit gänzlich übersprungen und plötzlich mit denen der aragonesischen Zeit wieder angefangen habe, ebendasselbst und in einer früheren Anzeige des Syllabus membranarum graecarum (1867, Stück 4, S. 130 ff.) hatte ich dann gezeigt, wie leicht sich die Herausgeber jener früheren Sammlungen ihre Arbeit gemacht, wie wenig sie einerseits für Vollständigkeit, andererseits für eine richtige Auswahl des Werthvollen gesorgt haben, wie gänzlich sie Erläuterungen zu den mitgetheilten Urkunden vermissen lassen. Herr del Giudice giebt nun erstlich in dem Anhang zum ersten Bande eine Auswahl der wichtigeren und interessanteren Urkunden des neapolitanischen Archivs aus der normannischen Zeit, den Haupttheil seines Werkes aber bildet eine reichhaltige Sammlung von Documenten zur Geschichte der beiden ersten Könige aus dem Hause Anjou. Diese Arbeit beruht auf einem langjährigen und gründlichen Studium der italienischen Geschichte des Mittelalters, namentlich der Schätze des neapolitanischen Archives. Wie wir aus der Vorrede zum ersten Bande ersehen, hatte der Verf., seit 1842 als alunno storico-diplomatico an demselben beschäftigt, ursprünglich die Absicht gehabt, die Urkunden der vornormannischen Zeit herauszugeben, hatte sich dann aber wegen der ungleich

grösseren Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des erhaltenen Materials dem Studium der Urkunden der anjouschen Zeit zugewandt. Doch erlitt seine schon damals begonnene Arbeit eine längere Unterbrechung. 1847 als Beamter des Archivs angestellt, wurde er 1848 aus politischen Gründen von demselben entfernt und kehrte erst 1861 als Inspettore an dasselbe zurück, konnte also erst damals seine Arbeit wieder aufnehmen.

Der Werth dieses Werkes besteht vornehmlich darin, dass der Verf. nicht nur eine Anzahl von Urkunden abdruckt, sondern dass er zunächst möglichst vollständig alles Material zusammengebracht hat. Es galt hier hauptsächlich das neapolitanische Archiv auszubeuten, was bei der mangelhaften Ordnung desselben, worauf ich unten zurückkomme, viel Mühe und Arbeit erforderte; einiges ist auch anderen Archiven (von Benevent, La Cava und Siena) entnommen, dann aber sind auch schon edirte Urkunden, namentlich die bei Martene und Durand abgedruckten Briefe Papst Clemens IV. mit herangezogen worden. Aus dem so gewonnenen Material ist dann eine Auswahl getroffen, die interessanteren Documente sind in den eigentlichen Text aufgenommen, diesem aber sehr ausführliche Erläuterungen beigegeben worden, in welchen wieder zahlreiche Urkunden theils vollständig, theils im Auszuge abgedruckt sind. Der Verf. hat so versucht, eine chronologische und eine sachliche Anordnung mit einander zu verbinden, die erstere wird in dem Text festgehalten, während in jenen Anmerkungen zur Erläuterung sachlicher oder persönlicher Verhältnisse oft, wo sich deren fanden, gleich mehrere Documente auch aus verschiedener Zeit zusammen-



gestellt werden. So bequem diese Anordnung auch in der Hauptsache für den Leser ist, so bringt sie doch auch manche Unzuträglichkeiten mit sich. Zunächst muss es oftmals schwierig sein zu entscheiden, wenn sich mehrere auf dieselben Verhältnisse bezügliche Documente finden, welches denn eigentlich das entscheidend wichtige ist und daher den Vorzug verdient, in den Text aufgenommen zu werden, andererseits aber berühren solche Urkunden oft mehrere, zum Theil sehr disparate Gegenstände; soll nun eine solche in den Anmerkungen abgedruckt werden, so muss sie entweder zerstückelt, oder mehrmals wiederholt, oder es muss doch durch Verweise mehrfach auf sie zurückgegangen werden, und es bleibt so doch dem Benutzer nicht erspart hier und dort herumsuchen zu müssen. Freilich würden bei der Fülle und Mannichfaltigkeit des urkundlichen Materials, welches für diese anjousche Zeit vorhanden ist, eine rein sachliche, sowie eine rein chronologische Anordnung ebenfalls ihre Schwierigkeiten haben, es wird also namentlich darauf ankommen, dass der Verf. durch zweckmässig angelegte Indices am Schlusse des Werkes (bei den einzelnen Bänden fehlen solche bisher) dem Benutzer die nöthige Uebersicht darüber, was und wo er dieses hier zu finden hat, verschaffe.

Während für die voranjousche Zeit das neapolitanische Archiv nur die Urkunden besitzt, welche aus den verschiedenen aufgehobenen Klöstern dorthin zusammengebracht sind, Urkunden meist nur private Verhältnisse, Schenkungen, Verkäufe, Verpachtungen u. s. w. betreffend, welche für die eigentliche Geschichte jener Zeiten nur sehr spärliche Ausbeute gewähren, so bewahrt dasselbe dagegen aus der anjouschen

Periode noch einen grossen Theil der königlichen Kanzlei selbst, welche früher das sogenannte Archivio di regia zecca bildete. Dieses Archiv, welches schon von Carl I. angelegt war und von ihm theils in den Castellen von Neapel aufbewahrt, oder auf seinen Reisen durch das Reich mitgeführt wurde, ist später durch den spanischen Vicekönig Toledo nach dem Castel Capuano zu Neapel gebracht worden, hat dort durch die Revolutionen Masaniellos und des principe di Moccia gelitten und ist endlich 1845 mit den übrigen neapolitanischen Archiven zu dem grande archivio in den Räumen des ehemaligen Klosters St. Sossio e Severino vereinigt worden. Es enthält neben den sogenannten arche und fascicoli Urkunden meist von Beamten in Bezug auf ihre Amtsführung und auf die Ausführung der königlichen Befehle ausgestellt, welche früher in Kasten und Convoluten geordnet waren, jetzt aber theils zusammen gebunden sind, theils lose ohne alle Ordnung durcheinander liegen, namentlich die registri, Copialbücher, welche die Erlasse und Briefe der Könige enthalten. Von den früher vorhandenen 436 Pergamentbänden sind jetzt nur noch 378 erhalten, darunter für Carl I 49. Diese Bände sollen der Aufschrift nach, welche sie tragen, immer Urkunden aus einem bestimmten Jahre enthalten, es hat sich aber herausgestellt, dass ihre Anordnung (die jetzigen Einbände und Aufschriften stammen erst aus neuerer Zeit) eine höchst nachlässige ist, so dass sich in ihnen Documente aus den verschiedensten Jahren zerstreut finden. Herr del Giudice, um diese wichtigste und reichhaltigste Fundgrube ausbeuten zu können, hat nun alle diese Bände durcharbeiten und die Chronologie der einzelnen Schreiben fest-

stellen müssen und er hat so eine Menge von Documenten entdeckt, welche den früheren Benutzern des Archivs entweder ganz entgangen oder von ihnen chronologisch falsch angesetzt waren.

Der erste Band enthält zuerst als Anhang zu der Vorrede drei auf die Geschichte jener anjouschen registri bezügliche Documente, nämlich erstens einen Befehl König Carl I. vom 8. October 1284 die registri, welche im Castel Nuovo Castello dell' Uovo und anderswo aufbewahrt wurden, zu ihm nach Brindisi zu schicken, ferner eine Quittung über dieselben nach ihrer Ablieferung daselbst, worin die einzelnen Bände aufgezählt und beschrieben werden, endlich noch ein Fragment einer ähnlichen Quittung, die am 13. November 1284 zu Bari ausgestellt ist. Der Haupttheil des Bandes enthält dann die Urkunden zur Geschichte Carls I. vom Januar 1265 bis April 1267, also aus der Zeit von dem Beginn des Kampfes gegen Manfred und der Eroberung des Reiches bis zu dem Auszuge Carls gegen Conradin. Da die registri Carls I. erst mit dem Jahre 1268 anfangen, so hatte man bisher geglaubt, dass für jene ersten Jahre keine Urkunden des Königs in dem neapolitanischen Archive vorhanden seien. Herr del Giudice hat aber in den späteren Bänden zerstreut mehrere Documente auch aus dieser Zeit aufgefunden (das älteste vom 15. Juli 1265 in dem von 1269) und hier zum ersten Male publicirt. Doch berühren davon nur einige die grossen politischen Ereignisse; für diese von Wichtigkeit ist namentlich ein Privileg vom 8. Juli 1265, welches Carl noch von Rom aus in Folge des mit dem Papste abgeschlossenen Investitungsvertrages der Stadt Benevent ertheilt

(V, S. 27), ferner jene Urkunde vom 15. Juli 1265, in welcher der König, auch noch von Rom aus, die zwei Brüder Odo und Andrea Branca-  
leone zu seinen Statthaltern in den Abruzzen ernennt (VII, S. 31). In einer Urkunde vom 7. September 1265 bestellt Carl Bevollmächtigte zum Abschluss eines Bündnisses mit Genua, Parma, Piacenza und anderen norditalischen Städten, eine andere aus dem März 1266, schon nach der Niederlage Manfreds, unterrichtet uns von den gegen eine gefürchtete Landung von deutschen und italienischen Ghibellinen vom Könige in der Terra di Bari getroffenen Sicherheitsmassregeln (XLIII. S. 177). Ein Decret des Königs vom März 1267 endlich ordnet die Confiscation aller Güter der Anhänger Manfreds an (CVII. S. 302). Einige dieser Urkunden beziehen sich auf das Verhältniss Carls zu den italienischen Staaten, namentlich zu Pisa und Siena; interessant ist auch ein Document vom 14. October 1265, durch welches Carl als Senator von Rom dort ein generale studium tam utriusque juris quam artium gründet (XXIV, S. 68). In den Anmerkungen finden wir dann einige Urkunden aus späterer Zeit, welche auch diese früheren Verhältnisse berühren: so enthält eine gerichtliche Untersuchung vom Jahre 1324 über die Grenzen zwischen dem Königreiche und dem Kirchenstaate bei Ceperano Notizen über den Grenzübergang Carls 1266 (S. 95 ff.), ebenso finden sich in dem Berichte über einen Jurisdictionsstreit zwischen dem Abt von Monte Cassino und dem Könige Nachrichten über die kriegerischen Ereignisse jenes Jahres (S. 105 ff.). Der Verf. stellt ferner (S. 123 ff. und 296) alle Documente zusammen, welche sich über die späteren Schicksale der Gattin und der Kinder

Manfreds vorgefunden haben, dann (S. 174 ff.) die Urkunden bezüglich auf die Zahlung des census an den päpstlichen Stuhl, S. 193 f. diejenigen, welche den Prinzen Heinrich von Castilien während der Zeit seiner Freundschaft mit Carl (S. 219 ff.), andere, welche Gesandtschaften des Königs an orientalische Fürsten betreffen. Für diese eigentlichen politischen Verhältnisse sind von ungleich grösserer Wichtigkeit die zahlreichen, schon früher edirten, namentlich die der Correspondenz Papst Clemens IV. entnommenen Documente, welche der Herausgeber auch hier wieder abgedruckt hat. Viele von den in diesem Bande aus dem neapolitanischen Archive mitgetheilten Urkunden beziehen sich auf die inneren Verhältnisse des Reiches nach der Eroberung, namentlich auf das Beamtenwesen, Gericht, Kriegswesen, Flotte, Münze u. s. w. Als von besonderer Wichtigkeit hebe ich hervor das Edict Carls vom Februar 1267, welches den zweimaligen Zusammentritt der curia generalis alljährlich anbefiehlt (XCVI S. 256), welches aber, wie der Verf. in der Anmerkung angiebt, nicht zur Ausführung gekommen zu sein scheint, die Bestimmung vom 1. Juni 1266 über die Wahl und Bestellung der judices (XLIX S. 147, darüber noch weitere Documente in der Anmerkung), die Erlasse Carls vom 12. Mai und 5. November 1266 in Bezug auf das neue Münzwesen (XLVI und LVII. S. 134 und 196), ferner das Privileg vom 24. October 1266 für das studium generale zu Neapel. Mehrere Urkunden betreffen auch die Verwaltung der auswärtigen zu Carls Herrschaft gehörigen Landschaften, namentlich der Provence und der Insel Corfu. Ich hebe noch hervor die auf S. 314 ff. zusammengestellten Docu-

mente hervor, welche sich auf das Verhältniss des Königs zu den Juden in seinem Reiche, namentlich auf die Bemühungen, sie gegen die Bedrückungen der Bischöfe und Beamten zu schützen, beziehen.

In den beiden letzten Anhängen zu diesem Bande giebt der Verf. in dem ersten 27 Urkunden aus der normannischen Zeit aus den Jahren 1053—1198, darunter einige von neapolitanischen Herzogen und normannischen Königen ausgestellte, in dem zweiten 6 Documente auf die Geschichte Carls vor der Eroberung des sicilischen Reiches bezüglich und endlich ein Statut dieses Königs in Betreff der Castelle des Reiches vom November 1269, worin dieselben einzeln mit Angabe der Stärke der Besatzungen und des Soldes, welchen diese erhalten, aufgeführt werden.

Von dem zweiten Bande ist bisher nur der erste Theil, auch ein stattlicher Band von fast 400 Seiten, erschienen, welcher die Jahre 1267 und 1268, also die Zeit des Kampfes gegen Conradin umfasst.

Von 1267 giebt es auch noch keine registri Carls und aus diesem Jahre, während dessen der König von seinem Reiche abwesend war, hat der Herausgeber auch sonst nur wenige Urkunden im neapolitanischen Archiv aufgefunden. Die wichtigste ist gleich die erste vom März 1267, der Rechenschaftsbericht des Angelo de Vito, welcher im Auftrage König Manfreds und dessen Kämmerers, des Grafen Manfred Maletta, vom 1. September 1265 bis 25. Februar 1266 das officium secreti und portulanatus in den Provinzen Principato, Terra di Lavoro und Abruzzo geführt hatte, mit interessanten Notizen über die innere Verwaltung und über die

Rüstungen Manfreds gegen Carl. (In der Anmerkung wird ein Auszug aus zwei ähnlichen Rechenschaftsberichten von Beamten Manfreds in Sicilien mitgetheilt.) Zu diesen Urkunden gehört auch ein bisher noch nicht bekannter Brief Papst Clemens IV. an den Statthalter Carls im Reiche, worin er diesen kurz von einem Siege Carls und der schwankenden Stellung des Senators Heinrich von Rom benachrichtigt (X, S. 63.) Sonst giebt der Herausgeber hier nur schon sonst gedruckte Urkunden, vornehmlich wieder Briefe des Papstes und die in den *Annales Placentini gibellini* enthaltenen Schreiben Conradins. In den Anmerkungen finden sich interessante Zusammenstellungen über das Verhältniss Carls zu dem vertriebenen Kaiser Balduin von Constantinopel und dessen spätere Schicksale (S. 30 ff.), über das Verhältniss des Königs zu Heinrich von Castilien seit dessen Erhebung zum Senator von Rom (S. 52 ff.) und über dessen weitere Erhebung zum Generalcapitain von Tuscien (S. 95 f.), ferner über den deutschen Orden im sicilischen Reiche und die Stellung der staufischen und anjouschen Könige zu demselben (S. 57 ff.). Vom Februar 1268 beginnen dann die registri Carls und wenn sie auch für dieses Jahr noch nicht so reichhaltig sind wie für die späteren, so bieten doch sowohl sie als auch die anderen hier aus dem neapolitanischen Archiv mitgetheilten Urkunden wichtige neue Belehrungen über die denkwürdigen Ereignisse dieses Jahres. Zunächst lässt sich aus ihnen ein ziemlich vollständiges Itinerar Carls zusammenstellen und dem Herausgeber gelingt es schon auf Grund hiervon manche Irrthümer in früheren Darstellungen zu berichtigen und manche Ereignisse, namentlich die Be-

wegungen Carls vor der entscheidenden Schlacht, in ein helleres Licht zu setzen (vgl. S. 156 und 186 f.). Sehr interessant sind dann die zum Theil erhaltenen Acten der Untersuchung, welche Carl nach Beendigung des Kampfes in allen Theilen seines Reiches zur Aufspürung der Empörer und ihrer Güter anstellen liess, namentlich eines Zeugenverhörs in Procida, welches in Verbindung mit anderen hier mitgetheilten Urkunden wichtige neue Aufschlüsse über die Stellung Johannis von Procida in dieser Zeit bietet (S. 64 ff.), eines ähnlichen aus Ischia mit Nachrichten über die Landung der pisanischen Flotte dort im August 1268 und über die weiteren Bewegungen derselben, sowie anderer aus den östlichen Provinzen. Ueber die Schlacht bei Tagliacozzo selbst haben sich ausser den schon früher bekannten keine weiteren Documente gefunden, doch zeigt der Herausgeber in den Anmerkungen durch eine Zusammenstellung späterer Urkunden, dass die Erzählungen der Chronisten über die Verkleidung und den Tod Heinrichs von Cousance richtig sind, während die über Erard von Valleri und die von diesem dem König angerathene Kriegslist keine urkundliche Bestätigung finden. Sehr reichhaltig ist dann das Material aus den letzten Monaten des Jahres in Bezug auf die Unterwerfung der aufständischen Gebiete (namentlich die Belagerung und Eroberung von Gallipoli), die Bestrafung der Rebellen und die Belohnung der Getreuen des Königs. Von dem angeblichen Process Conradins hat der Herausgeber nicht die geringste Spur in den Urkunden des neapolitanischen Archivs gefunden, und er schliesst daraus, sowie aus der Beobachtung, welche er gemacht hat, dass Carl gegen die notorischen Rebellen über-



haupt gar kein Gerichtsverfahren hat anstellen lassen, sondern dass ihre Hinrichtung einfach auf seinen Befehl erfolgt ist, dass ein solcher Process überhaupt gar nicht stattgefunden hat und dass die betreffenden Erzählungen der Chronisten Neocastro und Ricobaldo, denen ältere wie neuere Geschichtschreiber gefolgt sind, falsch sind (cf. S. 215, 231 und 245.) In Bezug auf den Juristen Guido von Suzara, welcher nach diesen Berichten den heldenmüthigen Vertheidiger Conradins gespielt haben soll, theilt er eine Urkunde mit (S. 231) vom 29. October 1268, also gerade aus den Tagen, in denen die Hinrichtung Conradins stattfand, worin Carl ihm als Professor des Civilrechts ein Gehalt von 100 Unzen Gold anweist, ein Document, welches den Antheil dieses Mannes an jenen Ereignissen allerdings als sehr unwahrscheinlich erweist. In der letzten Urkunde dieses Bandes vom 27. December 1268 weist Carl seiner zweiten Gemahlin, Margarethe von Burgund, mit der er sich am 18. November zu Trani vermählt hat, als Heirathsgut die Stadt Maine zu. In den Anmerkungen zu derselben berichtet der Herausgeber mehrfache Irrthümer über die Herkunft Margarethens, den Ort und die Zeit der Heirath und stellt spätere auf diese Fürstin bezügliche Urkunden zusammen, namentlich über die Ansprüche, welche sie und ihr Gemahl auf die Erbschaft der Grafen von Nevers und der Herzoge von Burgund erhoben haben.

In den Anhängen zu diesem Bande giebt der Verf. nicht, wie er ursprünglich angekündigt hatte, eine Auswahl von Urkunden aus der staufischen Zeit, sondern er stellt in dem ersten eine Anzahl von Documenten zusammen, betreffend das Schicksal der hauptsächlichsten An-

hänger Conradins, jenes Prinzen Heinrich von Castilien, welcher bis zum Jahre 1291 im Kerker gehalten und erst damals von Carl II. auf die Fürbitte König Eduards von England freigelassen wurde, und des Grafen Conrad von Caserta und seiner Familie, sowie der Familie Rebursa von Aversa. Er weist hier zugleich nach, dass die bisherige Annahme der Identität jenes Conrad von Caserta mit Conrad Rebursa irrig sei. Anhang 2 enthält die schon von St. Priest publicirten Testamente Conradins und Friedrichs von Oesterreich, ferner Urkunden bezüglich auf den campus Muricinus, die Hinrichtungsstätte derselben, auf die Klöster S. Maria di Real Valle und della Vittoria, welche Carl zum Andenken an die Siege von Benevent und Tagliacozzo gegründet hat, endlich auf Ketzerverfolgungen unter diesem Könige.

Der zweite Theil dieses Bandes soll Urkunden aus den nächsten Jahren bezüglich auf die Unterwerfung der Saracenen von Lucera und die Vernichtung der sonstigen Anhänger Conradins, auf den Antheil Carls an dem Kreuzzuge gegen Tunis, auf die Vorbereitungen zur Eroberung des griechischen Reiches und auf die Bemühungen des Königs sich zum Herren von ganz Italien zu machen, enthalten. Herr del Guidice berechnet sein Werk für die Zeit Carls I. (bis 1285) noch auf weitere 4 Bände, doch lässt er selbst uns befürchten, dass diese nicht zu Stande kommen könnten. Da es ihm nämlich nicht gelungen ist, für sein Werk eine Unterstützung aus Staatsmitteln zu erwirken, so erklärt er, falls er nicht zu den Kosten der beiden ersten Bände kommen sollte, die Fortsetzung suspendiren zu müssen. Hoffen wir, dass diese Nothwendigkeit nicht eintreten und

dass diese Früchte seiner Studien der Wissenschaft nicht verloren gehen mögen. Gelegentlich erwähnt Herr del Giudice einige kleinere Arbeiten, deren Ausführung er entweder schon begonnen hat oder wenigstens beabsichtigt; so eine Geschichte der Archive des ehemaligen Königreichs Neapel und eine besondere Abhandlung über den Grafen Richard von Caserta und seine Familie. Von besonderem Interesse für uns würde es sein, wenn er auch die hier geäußerte Absicht, die Abhandlung Bernhardi's über Matteo von Giovinazzo einer genauen Prüfung zu unterwerfen, ausführte. Man sieht, dass er sich noch nicht von der Unechtheit dieser Chronik überzeugen kann, er zieht sogar einmal bei Gelegenheit der Untersuchung über die Familie Caserta und Rebursa, freilich indem er einen sehr unwesentlichen Punkt herausgreift, gegen Bernhardi zu Felde, doch gesteht er selbst zu: *la dissertazione del B. e un lavoro dotto, che merita una disamina ponderata e scevra di ogni spirito di parte, und es lässt sich kaum anders erwarten, als dass, wenn ein so gewiegter Kenner der Geschichte dieser Zeit in diesem Sinne eine solche Kritik anstellt, auch er die Richtigkeit dieser so gründlichen und scharfsinnigen Beweisführung anerkennen wird, welche bei uns so allgemeine Zustimmung gefunden hat.*

Berlin.

Dr. Ferdinand Hirsch.

---

Beck, Dr. J. T., O. Prof. der Theol. in Tübingen: Kirche und Staat und ihr Verhältniss zu einander. Nach den Vorlesungen desselben und mit dessen Genehmigung herausgegeben von Jul. Lindenmeyer, Pfarrer. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung, 1870.

Prof. Beck in Tübingen hat nicht bloss unter seinen näheren Landsleuten, sondern auch in dem übrigen Deutschland einen Kreis von Theologen, welche auf ihn hören, und wie er überhaupt in dem Rufe eines unabhängigen Charakters steht, so auch in dem eines Christen, der keinen anderen Grund des Glaubens und Lebens anerkennt, als das Evangelium, wie es in den ursprünglichen Quellen enthalten ist. Daher ist es denn gewiss von Interesse, diesen Mann sich über die für unsre Zeit so wichtig gewordenen Fragen aussprechen zu hören, auf welche der Titel der oben genannten Schrift hindeutet, und man kann es dem Herausgeber nur Dank wissen, dass er die Mühe übernommen hat, aus den Vorlesungen Beck's dessen Ansichten über diese Dinge zusammen zu stellen und zu veröffentlichen, zumal nun auch gesagt werden darf, dass das hier Dargebotene auch an sich der Beachtung und Beherzigung werth ist.

Nachdem der Verf. in einer »Vorbemerkung« den Missbrauch zurückgewiesen hat, der so oft mit dem Sammelbegriff »Kirche« getrieben wird, indem man da meistens »auf unlogische und unwahre Weise« die vorhandene einzelne und besondere Kirchengemeinschaft mit der Idee der Kirche verwechselt und dann für jene Verheissungen, Rechte und Güter in Anspruch nimmt, welche nur dieser zukommen, dagegen

aber von den Anforderungen und Pflichten, wie sie in der Idee der Kirche liegen, sich sogleich damit entbinden will, dass man dann doch wieder behauptet, man dürfe an die empirische Kirche nicht den Maassstab der idealen legen — eine gewiss sehr zutreffende Bemerkung — geht er dann dazu über, zunächst von der Kirche als solcher zu handeln, um dann in einem zweiten Abschnitte ihr Verhältniss zum Staate, wie es der Natur Beider gemäss sein sollte, darzustellen.

Zunächst ist es da nun das specifische Wesen der christlichen Gemeinde und Kirche, was der Verf. klarzustellen sucht, indem er nachweist, dass dieselbe eben etwas Besonderes, Einzigartiges sei, nicht eine Religionsgesellschaft, die von anderen ähnlichen bloss stufenmässig sich abhöbe, eine Ansicht, die er als eine »eben so ungeschichtliche, wie unbiblische Abstraction« bezeichnet. »Nicht durch stufenmässigen Aufbau,« sagt er, »sondern durch einen ausgeprägten Gegensatz unterscheiden sich Christenthum und Kirche von aller sonstigen Religion und Religionsgesellschaft«, und überhaupt ist es »ein Fehler, wenn man den Begriff der christlichen Gemeinde und Kirche dadurch gewinnen will, dass man von der Gesellschaftsform ausgeht.« »Mit dem Gesellschaftsbegriff deckt sich keineswegs der Gemeindebegriff, und jener ist auch nicht bestimmend für diesen.« Vielmehr muss man, um zu dem Begriffe der christlichen Gemeinde zu gelangen, von zwei eigenthümlichen Voraussetzungen ausgehen, einmal von dem Begriffe des Reiches Gottes, dessen gliedliches Werkzeug die Gemeinde und das von der Welt und ihren Religionsgesellschaften nicht nur unterschieden, sondern ihnen ent-

gegensetzt ist, und sodann von dem eben so eigenthümlichen der Kinder Gottes, wie sie ebenfalls zur ganzen übrigen Welt und ihren Religionsgemeinschaften im Gegensatze stehen. Durch die Verbindung mit diesen beiden Begriffen »tritt die christliche Gemeinde in eine ganz andre Reihe von Begriffen, Thatsachen und Principien ein, als sie in der Welt, ihren Religionen und Religionsgemeinschaften sich darbieten«, und das zeigt sich deutlich in der Geschichte dieser Gemeinde selbst. Schon die alttestamentliche Gemeinschaft war nicht bloss ein natürlicher Volks- oder ein willkürlicher Staatsverband, sondern sie stand da als Gemeinde, Versammlung Gottes, als eine von Gott selbst aus der Menschheit zum Eigenthum erwählte und erworbene Volksgemeinde, und vollends die christliche Gemeinde »führt ihre Stiftung zurück nicht auf den Plan eines menschlichen Religionsstifters oder auf eine politische Macht, sondern auf den höchsten Geistesgedanken, auf den göttlichen Erlösungsplan, so wie auf die höchste, aller Welt unmögliche That, auf die göttliche Weltversöhnung und die Geistesausgiessung durch den menschgewordenen Gottessohn«, wodurch die »göttliche Erwerbung und Gottangehörigkeit« erst »zu ihrer Vollendung gekommen ist.« Es handelt sich deshalb in der christlichen Gemeinde um eine »Gottesverwandtschaft«, die »in einer bewussten Lebensgemeinschaft mit Christus«, dem Sohne, und durch ihn mit dem Vater, in einer wesenhaften Gotteskindschaft besteht«, »die Zusammengehörigkeit aber der Gemeindeglieder ist begründet durch die Gemeinschaft des Geistes statt des blossen Gesetzes, wie es im alten Bunde war«, und diese Gedanken weiter verfolgend,

kommt der Verf. endlich zu dem Schlusse: die christliche Gottesgemeinschaft ist »die Gesamtheit derer, die durch die gläubige Aneignung des göttlichen Versöhnungswortes in die Gemeinschaft des Heiles und Geistes Christi aufgenommen worden sind.« Der »historische Christus«, Jesus als der Christ und Herr ist die geschichtliche Grund-Voraussetzung der christlichen Gemeinde«, und zwar ist er dies, »nachdem seine eigne Christuspersönlichkeit und Christuswirksamkeit sich abgeschlossen hat in der Versöhnung der Welt und in der Ausgiessung des heil. Geistes«, dagegen aber gehört von Seiten der Menschen dazu die »freiwillige Annahme« der göttlichen Wirksamkeit und die »innere Umwandlung und äusserliche geistige Abscheidung« nicht aber ist das »blosse Anhören des Wortes und die äussere Taufgemeinschaft genügend.« Wo jene Momente vorhanden sind, da ist die »berufene christliche Gemeinde«, »die Genossen des Himmelreiches, wie sie auf den Glauben an Christus als den Sohn des lebendigen Gottes erbaut und in seinem Namen vereinigt sind.« Gewiss eine Auffassung, von der man nur sagen kann, dass sie wohl begründet ist, und namentlich Ref. freut sich, seine Uebereinstimmung mit derselben bezeugen zu können, wie er denn Aehnliches bereits in seinem Buche über die christliche Kirchenverfassung ausgesprochen hat, aber auch eine Auffassung von grosser Tragweite, was die Gestaltung der kirchlichen Ordnung betrifft.

Auch möchte man dann weiter leicht mit dem einverstanden sein, was der Verf. sodann über »die Keimbildung der christlichen Ge-

meinde auseinandersetzt, indem er nun von jener Gemeinde im vollen Sinne des Wortes diejenigen unterscheidet, welche als »Jünger« erst für dieselbe erzogen werden sollen. Die christl. Gemeinde, sagt er, »beruht nicht bloss auf einer göttlichen Stiftungs-, sondern auch auf einer menschlichen Glaubensgrundlage,« und deshalb bedarf es »ausser den objectiven Gottesthaten noch der Pflanzung und Entwicklung des Glaubensstandes in den Subjecten,« aber »dies geschieht in einer Glaubensschule durch das Jüngerbilden«, wie es der Herr selbst »sich zu seinem Geschäfte gemacht und den Aposteln befohlen hat.« So ergeben sich die Unterschiede »zwischen Starken und Schwachen, zwischen Unmündigen und Vollen (τελειοι), zwischen Fleischlichen und Geistlichen«, aber so auch die Nothwendigkeit der Erziehung und Zucht und selbst unter Umständen der Ausschiessung. Die Aufgabe ist aber immer die, »abzulösen von dem Verderblichen in den Natur- und Gesellschaftsbeziehungen auf dem Wege sittlich-religiöser Umbildung,« und »daher kann der Jüngerbildung oder der Schule Christi eine bloss äusserliche Vereinigung in einer besonderen Gesellschafts- und Cultusform nicht genügen, sondern die Schule Christi erfordert geistige, namentlich sittliche Bearbeitung und Erziehung«, ganz besonders durch das Mittel der Lehre, welche die allgemeinsten Wahrheiten vom Weltverderben und vom göttlichen Reiche zur Unterlage hat, sich aber immer näher zusammenfasst auf die Hervorhebung der Person Christi und seines Heilswerkes, um einen persönlichen Glauben an ihn als das persönliche Heil, als den Heiland zu begründen.« Auch das hier Gesagte dürfte beachtungswerth genug sein, besonders auch das,



was im Verlaufe dieser Entwicklung über »die Methode des Verfahrens der Gemeindestiftung« gesagt wird. »Nicht revolutionär, sagt der Verf., wird die bestehende Religions- und die politische Verfassungsform angegriffen,« »nicht auf äusserliche Umwälzung der bestehenden Verhältnisse hingearbeitet, auch handelt es sich nicht um äusserliche Separation durch Austreten aus dem bisherigen Verbande«, aber »eben so wenig wird auch conservativ und restaurirend gewirkt«, es wird nicht gekämpft für Aufrechterhaltung des einmal Bestehenden in seiner zeitlichen und räumlichen Beschränktheit, Unvollkommenheit und Schwäche«, noch weniger wird »irgend welchem inneren und äusseren Umfuge um der conservativen Interessen willen Vorschub geleistet,« sondern »die göttliche Reichslehre mit ihrer innerlich freimachenden und umwandelnden Wahrheit wird immer voller und bestimmter geltend gemacht.« Dabei giebt's denn freilich auch Gegensätze zu bekämpfen und zwar nach 2 Seiten hin: der »des äusserlichen Autoritätsbannes«, der schon von Jesus selbst so entschieden zurückgewiesen ist, und der »der subjectiven Willkür der auflösenden Bestrebungen,« doch soll dies nicht geschehen »mit gewaltthätiger und künstlicher Agitation, mit Dogmen- und Formelbann und Verketzerung, sondern lediglich mit geistig moralischen Mitteln, mit der Macht des Lehrwortes und des Geistes, mit der sittlichen Kritik und der sittlichen Bildungskraft des göttlichen Zeugnisses.« Alles ist nach des Verf. gewiss wohl begründeten Anschauung lediglich durch geistige Kräfte zu vollbringen. »Eine christliche Gemeinde,« sagt er, »ist immer erst anzulegen auf dem Wege des Geistes, d. h. innerlich mit inner-

lichen Mitteln vorzubilden,« und »der Geist macht und erhält den Leib lebendig, nicht der Leib den Geist.« —

Aus diesen beiden Elementen, den »geistig bereits Erstarkten«, die schon mit der selbständigen Licht- und Thatkraft des Geistes, mit dem »Feuer« und der »Kraft aus der Höhe« getauft sind,« und den erst »geistig Neugeborenen und Schwachen, welche erst die geistige Empfänglichkeiten haben,« besteht nun die wirklich vorhandene Kirche, doch so, dass die Letzteren mit den Ersteren »brüderlich verbunden« sind, »nicht hierarchisch,« und dass sie durch Jene »in steter Fortbildung begriffen sind bezüglich der Heiligung des Geistes und der Erkenntniss der Wahrheit.« Aber es ist nicht bloss ein äusserliches Gesellschaftsband, was die Gemeinde zusammen hält — der Verf. betont dies wiederholt und nennt eine solche Ansicht eine bloss »oberflächliche Abzeichnung der äusseren Erscheinung« der Kirche, die »der Art und dem Geiste der Gemeindevereinigung durchaus nicht genügt« — vielmehr wie das Ehe- und Familienband mehr ist, als nur eine blosse Gesellschaftsvereinigung, so auch die Kirche: »sie ist ein göttliches Schöpfungsinstitut, sie ist nicht durch Verordnungen, durch künstliche Form und Verfassung, nicht durch ein mechanisches oder bloss statutarisches Band gestiftet und zusammengehalten,« sondern, wie eben die Ehe, »eine sittlich verpflichtende Lebensgemeinschaft der Liebe, eine aus organischer Grundlage erwachsende sittliche Verbindung.« Der Verf. weist dies aus den in der Schrift gebrauchten Vergleichen der christlichen Gemeinde mit solchen organischen Naturverbindungen nach, und kommt dann zu dem Schlusse, dass diese

auf so eigenthümlicher Grundlage erwachsende und in sich geschlossene Gemeinschaft von ausserhalb stehenden Instanzen unabhängig sein muss. »Das Fundament« sagt er, »Jesus Christus in seiner eigenthümlichen Person, mit seinem eigenthümlichen Geist, Wort und Werk, ist rein von Gott, nicht von Menschen,« und »daran haben Menschen weder Etwas ab-, noch zuzuthun. Wo dergleichen geschieht, wird gesündigt gegen Grund und Wesen, gegen Haupt und Geist, es sind Hauptfehler, und es giebt Grundverderben. Der Fortbau darf sich von den Stiftungsgrundlagen nicht entfernen, er ist nicht an eine Lehrentwicklung, sondern an das göttliche Geisteswort geknüpft, welches allein den Erlösungsplan und Erlösungsweg Gottes rein und lauter in sich fasst und offenbart. Dies göttliche Geisteswort, wie es aus keinem menschlichen Bewusstsein entsprungen, kann es auch von keinem menschlichen Bewusstsein umschränkt oder umspannt — also auch von keinem confessionellen Symbole — vielweniger aber überholt werden,« und »eben so ist die Leitung der Gemeinde Christi nicht Sache eines menschlichen, sei es Fleisches- oder Geistesregimentes, sondern einer göttlichen Geistesregierung:« diese kommt Christo allein zu. Die Menschen haben sich lediglich an diesen zu halten und sich an ihn als Dienende und Gehorchende hinzugeben. Bei ihm haben die Menschen in Bezug auf das Säen, Pflanzen, Bauen und Entwickeln zu suchen, aus ihm zu schöpfen, und — sonst nirgends: sie dürfen nicht aus ihrem Eigenen, d. h. dem Ungöttlichen das Göttliche zu Stande bringen wollen. Die Menschen haben sich hinzugeben und zu unterwerfen, um von ihm zu empfangen und zu nehmen, und das Gegebene

haben sie nicht mit fremden Zusätzen zu mischen, sondern lauter in steter Abhängigkeit vom Herrn zu gebrauchen und zu verwalten. Dann ist Wahrheit in dem Verhältnisse, alles gegentheilige Eigenwirken aber bringt nicht Segen, sondern Gericht. Gott in Christo Jesu muss die Ehre des Schöpfers und Herrn, des Anfängers und Vollenders haben,« mit anderen Worten, die Gemeinde muss von allen anderweitigen Instanzen unabhängig sein. Auch das hier Gesagte dürfte der Beachtung um so mehr werth sein, als Beck hier seine Forderungen genau aus dem Wesen der christlichen Kirche selbst ableitet, und Ref. bekennt um so lieber seine Uebereinstimmung, als er auch die hier vorgetragenen Grundsätze bereits in seinem oben erwähnten Buche ausgesprochen hat.

Und nach diesen Grundsätzen hat sich denn nun auch das Verhältniss zwischen Kirche und Staat zu gestalten, wie dies der Verf. in dem zweiten Hauptabschnitte seiner Schrift darlegt. Er redet zuerst von dem biblischen Begriffe des Staates, der »nicht, wie der der modernen Wissenschaft, dahin geht, dass der Staat der objective Geist sei, dass er die Verwirklichung des ganzen natürlichen geistigen Lebensbegriffes der Menschheit in seinem Schoosse zu vollbringen habe.« Eine solche Hoheit des Begriffes, sagt der Verf., wo »eine wahrhafte Objectivirung des wahrhaften Geistes eintritt,« wo »Menschliches und Göttliches, Weltliches und Ueberweltliches, Natur und Geist, Aeusserliches und Innerliches sich wesentlich einigen und durchdringen« — dieser »allein christliche Staat, von dem die heil. Schrift weiss« — ist »nicht mehr der Weltstaat unter einem menschlichen sündigen Oberhaupte und Verwaltungs-

personale, sondern das Königreich Gottes, die βασιλεια Θεου, der christliche Gottesstaat unter dem gottmenschlichen Oberhaupte mit einer Verwaltung von ausgebildeten Gottesmenschen: er ist der Staat im vollendeten Sinne,« wie er aber erst der Zukunft angehört. Dagegen »ist es Uebertreibung und Schwärmerei, von einem christlichen Weltstaate zu reden,« es ist das »nichts Anderes, als eine jener Voraussetzungen und unwahren Verwechselungen der Gegenwart mit der Zukunft, der Welt mit dem Geiste, des Aeusseren mit dem Innern, welche die doctrinären Verschiebungen der wirklichen Verhältnisse im Geleite haben.« Der biblische Begriff des Staates »ruht im Begriffe des göttlichen Gesetzes als des irdischen Rechtes und Gutes,« während »der Begriff der christlichen Gemeinde in dem der göttlichen Gnade als des himmlischen Heiles beruht.« Allerdings »ist und bleibt da dem Christenthume die Staatsgewalt als solche ein göttliches Institut, ein Ausfluss göttlicher Ordnung,« aber sie ist nur »die Vertreterin des göttlichen Gesetzes« und nur als solche heisst sie »Dienerin Gottes,« nicht aber, was der Verf. ausdrücklich hervorhebt, »Dienerin Christi.« Dies Beides ist wohl zu unterscheiden, und es ist bestimmt zu sagen, dass »das geistige Gnadenamt dem irdischen Gesetzesamte, welches der Staatsgewalt zukommt, nicht eingegliedert ist.« Beide, Staat und Kirche haben es wohl mit Göttlichem zu thun — denn auch der Staat ist nicht etwas Profanes — aber die Aufgabe Beider ist eine verschiedene, die der Kirche ist die »Himmelreichsgnade«, die des Staates »das der Welt als göttlicher Schöpfung eingeschaffene Gesetz und das davon abhängige Gut,« und wäh-

rend es die Kirche mit dem himmlischen Ziele zu thun hat, hat es der Staat mit dem zu thun, »was das diesseitige Heil nach Person, Besitz und Ehre angeht«, doch diese Interessen auch als sittliche bestimmt, d. h. als die Humanitätsinteressen. Der Gegenstand des staatlichen Handelns ist der Mensch, der »keine blosse Sache und noch weniger eine bloss zu züchtigende Bestie, sondern eine Person, ein sittliches Wesen ist,« weshalb denn »der Staat auch nicht ein blosser Rechts- oder Polizei- oder gar ein ökonomischer Zuchtungsstaat sein darf, sondern vielmehr der Humanitätsstaat«. »Es gehören zur Aufgabe des Staates nicht nur die materiellen, sondern auch die sittlichen und so die geistigen Interessen überhaupt, mit einem Worte die Humanitätsinteressen, sie sind die Grundlage eines wahren Rechtslebens und einer wahren Wohlfahrt«, und dazu gehört freilich auch das religiöse Leben. Der Staat bedarf es, dass dasselbe gepflegt werde und gedeihe, er bedarf es um seiner selbst willen, denn »mit der absoluten Autorität steht und fällt allmählig jede relative Autorität im Menschen und zwischen den Menschen, mit der heil. Scheu vor Gott, dem obersten Herrn und Gesetzgeber, die Scheu vor dem eigenen Gewissen, vor dem Nebenmenschen und jeder irdischen Autorität.« Aber eine andre Frage ist die, ob »der Staat die Lösung dieser Aufgabe von sich aus vollziehen kann,« und das eben leugnet der Verf. Der Staat hat nicht das Mittel, wirkliche Frömmigkeit zu erzeugen, er kann die entsprechende Gesinnung wohl ansprechen als Triebfeder des sittlichen und gerechten Verhaltens, aber er kann sie nicht hervorbringen. Der Verf. erweist dies des Weiteren aus dem eigenthümlichen Wesen des Staates

tes, und — so bedarf der Staat denn allerdings der religiösen und sittlichen Bildungsanstalten, er bedarf der Kirche. Es ist viel Treffendes, was der Verf. hier hervorhebt, sowohl darüber, dass der Staat gegen die Religion seiner Bekenner nicht gleichgiltig sein, als auch darüber, dass er den positiven Religionszwang, wohl gar den Kirchen- oder Confessionszwang nicht ausüben dürfe. Wohl hat danach der Staat die Religion zu pflegen durch Gewährung positiver Bildungsmittel auf der einen, durch Schutz gegen thatsächliche öffentliche Angriffe auf der andern Seite, aber »nicht ist durch das religiöse Staatsbedürfniss eine bestimmte Landesreligion mit Ausschliessung andrer gesetzt, sondern politische Berechtigung hat jede Religion, die mit dem Gesichtspunkte des Staates nicht im Widerspruche steht, also mit einer auf Gottesverehrung, Frömmigkeit und Sittlichkeit gerichteten Bildung, so wie mit der Autorität des Staates und dem gesellschaftlichen Ordnungsprincip,« wobei dann auch die Entscheidung über die Zulassung einer Religion als öffentlichen Instituts dem Staate, nicht aber dem kirchlichen Episkopat zukommt.

Näher nun aber ergeben sich für die »Stellung von Staat und Kirche zu einander« die folgenden Bestimmungen: 1) Der Staat als Vertreter des göttlichen Gesetzes gegen alle Zuwiderhandelnden hat über die äussere Macht zu gebieten und zwar allerdings kraft göttlicher Autorität, und muss von aller Welt geachtet werden, auch von der Kirche, die Kirche dagegen, als Vertreterin des göttlichen Gnadenprincips zum Zweck der Heranbildung des Menschen für ein ewiges Geistesleben mittelst geistiger Kraft und durch das Amt des Wortes und

der Versöhnung, wirkt in Geisteskraft mit Christusautorität, also nur, wo diese gilt oder zur Geltung kommen kann. 2) Daher fällt im Bereiche der Kirche Alles in das Gebiet der Freiwilligkeit und des inneren Lebens, nicht, wie im Staat, in das der äusseren Autorität und des Rechtszwanges, aber daher hat auch der Staat mit diesen kirchlichen Aufgaben Nichts zu schaffen, eben so wenig, wie auf der andren Seite die Kirche dem Staate auf seinem Gebiete ins Schwert fallen darf. Staat und Kirche stehen im Verhältniss gegenseitiger Selbständigkeit und Unabhängigkeit neben einander. Für das Christenthum giebt es keinen Staatszwang und für die Gesetze und Strafen des Staats keinen kirchlichen Dispens. 3) Aber Staat und Kirche stehen auf demselben Boden des Volkes und haben gemeinsame Interessen und Berührungspunkte, vor allem die geistigen, die sittlichen und religiösen Interessen. Die Kirche betrachtet daher die Staatspflege der Sittlichkeit und die allgemeine Religiösität nicht als werthlos, sondern als Schranke gegen die Sünde und als Vorschule für das Christliche, der Staat hält aber seinerseits auch die Kirche werth, weil sie die innere Unmacht des Staates auf sittlich-religiösem Gebiete ergänzt, das Gute gerade da pflanzt, wo er nicht mehr wirken kann, und das Böse an der Wurzel fasst. So sollen denn Beide zusammen wirken in der Förderung gemeinsamer Interessen. 4) Aber deshalb keine Vermischung ihrer Principien, ihrer Verfassung und ihres Handelns. »Die Kirche soll nicht tagelöhnern bei dem Staat« und »mit dem bloss staatsbürgerlichen Betriebe bürgerlicher Sittlichkeit und gesetzlicher Religiösität hat die Kirche ihre eigentliche Aufgabe noch nicht ein-



mal angefangen.« Das eigenthümlich Religiöse der Kirche, das eigentlich Christliche darf in keiner Hinsicht unter das Staatsprincip oder das gemeinsame Wirken, unter die *causae mixtae* fallen. Nur in äusserlich weltlicher und politischer Beziehung steht die Kirche unter dem Staate, sofern diesem als dem Vertreter des göttlichen Gesetzes für dies Zeit- und Weltleben die oberhoheitliche Stellung zukommt — hier gebührt der Kirche eine passive Stellung selbst bis zum Unrechtleiden, kein Mitherrschen, dagegen in geistiger Beziehung steht die Kirche über dem Staat als Vertreterin des höchsten Gottesbegriffes, des ewigen Welt- und Lebensbegriffes, des Geistes der Weltvollendung. In dieser Hinsicht muss sie völlig unabhängig vom Staat sein, die eigentlichen Kirchenangelegenheiten dürfen nicht staatsmässig, nicht bürokratisch behandelt werden. Durch Aufgeben dieser Selbständigkeit werden Beide, Staat und Kirche verdorben, und das soll auch nicht geschehen um der vermeintlichen Existenzbedürfnisse willen, mit denen, wie man fälschlich glaubt, die Kirche an den Staat gewiesen sei: die Kirche kann sich diese schon selbst verschaffen ohne den Staat und hat dies geschichtlich auch gethan. 5) Die Staatskirchen oder politischen Kirchen, welche jetzt existiren, können und dürfen nicht als christliche Kirchen im wahren Sinne auftreten und gelten, denn es fehlt ihnen an einer evangelischen Aemterbestellung, Gottesdienstordnung, Glaubensgemeinschaft und Kirchenzucht, weil es an dem fehlt, ohne welches diese Dinge, wenn sie auch der apostolischen Kirche nachgemacht würden, nur tödtende Form und leerer Schein, d. h. Heuchelei sind: es fehlt daran, dass sie eine freie

Verbindung von Gläubigen wären und sein könnten. Aber darum sind sie doch nicht schlechthin zu verwerfen, denn sie vermitteln in unsern gesellschaftlichen Zuständen die Zugänglichkeit des Christenthums für Alle, sind Träger des dem Staat unentbehrlichen religiösen Elements und Organe der sittlichen Zucht. Sie aufheben, würde bedenklich sein, denn mit dem Falle der politischen Kirchen fallen unsere Gesellschaften, Staaten und Gemeinden selbst.« Sie sind nur vom christlichen Standpunkte aus in ihre Grenzen zu verweisen und in ihren Ueberschreitungen zu bekämpfen, dass sie sich nicht herausnehmen, das Christliche nach seinem specifischen Wesen darzustellen, während sie nur Schattenriss und Vorbereitung ähnlich der alttestamentlichen Kirche sind. Sie müssen ihrerseits der selbständigen Entfaltung und Bethätigung der urchristlichen Eigenthümlichkeit ehrerbietig Raum lassen.

Zum Schluss spricht dann der Verf. noch über die Stellung des Pfarramtes, wie sie aus den entwickelten Grundsätzen folgt. Es hat eigentlich eine dreifache Aufgabe; 1) in den gemischten Angelegenheiten vertritt es das göttliche Amt des Staates nach der inneren Seite hin, hat also die Humanitätsinteressen, die öffentliche Moral und Religiösität zu pflegen, aber nur durch die Macht des Wortes und des Geistes und nur mit pädagogischer Zucht; 2) auf kirchlichem Boden selbst hat es wegen des fleischlichen Zustandes der Masse der Ungebildeten und Gebildeten des göttlichen Gesetzes- und Prophetenamtes zu warten; 3) es kommt ihm zu das neutestamentliche Evangelistenamt, das Lehr- und Hirtenamt, d. h. es gilt Jünger

zu bilden und zu werben nach der Methode des Herrn.

Dies der kurzgefasste Inhalt der Schrift, die in einer klaren und ruhigen Sprache Fragen behandelt, an deren richtiger Lösung auch auf praktischem Gebiete zum guten Theil das Gedeihen unsrer kirchlichen und politischen Zustände hängt, und es sind gewiss grosse und beherzigenswerthe Wahrheiten, die der Verf. da ausgesprochen hat. Möge das Buch die Beachtung finden, die es so reichlich verdient!

F. Brandes.

Le Novelline di Santo Stefano di Calcinaiia. Raccolte da Angelo De-Gubernatis. e precedute da una introduzione sulla parentela del mito con la novellina. Torino, presso Augusto Federico Negro, Editore, 4, Via Alfieri, 4. 1869. 8. 61 Ss.

Diese aus der »Rivista contemporanea nazionale italiana« besonders abgedruckte Sammlung des Herrn Professor Angelo De-Gubernatis in Turin, dem die Märchenfreunde schon die Aufzeichnung vier anderer italienischer Märchen verdanken (s. A. D'Ancona's Nachweis in der Einleitung zu »La Leggenda di Vergogna e la Leggenda di Giuda«, Bologna 1869, S. 68) enthält 35 Märchen. Was den Titel »Le Novelline di Santo Stefano di Calcinaiia« anlangt, so erklärt ihn Herr De G. S. 16 selbst so: »Do loro questo nome perchè le udii tutte narrare in questo borgo; ma i narratori erano per lo più d'altra terra; nondimeno tutti toscani.« Manche der Märchen sind sehr gut erzählt, andre aber sehr kurz und gedrängt, mehr Inhaltsangabe als die eigentlichen Erzählungen. Auf Nachweis von

Parallelen hat sich der Herr Herausgeber nicht eingelassen. Ich lasse die Titel der Märchen mit einigen kurzen Bemerkungen dazu folgen. Wenn ich dazu öfters auf Laura Gonzenbach's Sicilianische Märchen (Leipzig 1870), die mit vergleichenden Anmerkungen von mir versehen sind, verweise, so will ich damit nicht bloss auf das betreffende sicilianische Märchen, sondern immer zugleich auf meine Anmerkung dazu verwiesen haben. Nr. 1. *La bella e la brutta*. Vgl. das von De-Gubernatis aufgezeichnete und von A. Wesselofsky in seiner Einleitung zur Novella della figlia del re di Dacia, Pisa 1866, S. XXIX f. mitgetheilte piemontesische, das catalanische bei Milá y Fontonals observaciones sobre la poesía popular S. 177 und daraus bei F. Wolf Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen S. 37 f., Basile's Pentamerone III, 10 and Schneller's Märchen und Sagen aus Wälschtirol No. 8. In Bezug auf die spinnende Kuh s. meine Anmerkung zu Gonzenbach Nr. 32. Nr. 2. *La comprata*. Ein nicht gut überliefertes und aus eigentlich nicht zusammengehörenden Theilen zusammengesetztes Märchen. Es steckt darin das Märchen von den drei Spinnerinnen, über welches ich auf meine Nachweise in diesen Anzeigen 1868 S. 1364 verweise. Zum Rest des Märchens vgl. meine Anmerkung zu Gonzenbach Nr. 13. Nr. 3. *Il trottolin di legno*. Vgl. Gonzenbach Nr. 38 und zur zweiten Hälfte des Märchens ausserdem meine Bemerkung in diesen Anzeigen 1868, S. 1381 zu Schneller No. 24. Wenn im toscanischen Märchen »la citta« den Marchese mit der Feuerzange, dem Besen und der Aschenschaufel schlägt, so ist dies Entstellung; Schneller Nr. 24 und die a. a. O. angeführten Parallelen er-

geben, dass der Marchese sie vielmehr schlägt. Nr. 4. *Le tre mele* und Nr. 5. *Le tre avanci*. Vgl. Nr. 13. Nr. 5 enthält, wie Gonzenbach Nr. 13, zugleich Elemente aus dem Märchen von der vergessenen Braut, s. darüber meine Anmerkungen zu Gonzenbach Nr. 14. Nr. 6. *Florindo*. Ein offenbar nicht gut erhaltenes, namentlich am Ende entstelltes Märchen. Man vgl. meine Anmerkung zu Gonzenbach Nr. 14. Nr. 7. *Il re di Spagna*. Nichts weiter als ein Auszug mit ein paar unwesentlichen Aenderungen aus dem italienischen Volksgedicht »Florindo e Chiarastella«, über welches man die Monatsberichte der Berliner Akademie 1869, S. 380 f. nachsehe. Nr. 8. *Argentofo*. Vgl. die unter dem Titel »Perchè si dice è fatto il becco a l'oca« zum Volksgedicht gewordene Episode des Membrino des Francesco Bello, genannt »il Cieco di Ferrara«, über welche ich nächstens anderswo ausführlicher handeln und sie auch in deutschen Volksmärchen nachweisen werde, und Gonzenbach Nr. 68. Nr. 9. *Le oche*. Wie hier das junge Mädchen sich in die Haut ihrer gestorbenen alten Mutter hüllt, so vgl. man das italienische Märchen, welches Temistocle Gradi in seinem vortrefflichen »Saggio di lettere varie per i giovani« Torino 1865, S. 141 ff., insbesondere S. 152, mitgetheilt hat, und das 17te hindostanische Märchen in den »Old Deccan Days, or Hindoo Fairy Tales current in southern India. Collected from oral tradition by M. Frere,« London 1868. In beiden Märchen hüllen sich die jungen und schönen Heldinnen in die Häute alter Weiber. Vgl. auch v. Hahn Neugriechische und albanesische Märchen Nr. 6, Var. 2 und Nr. 45, wo die Helden sich in die Häute alter Männer stecken, und das alte

deutsche Gedicht von Salomon und Morolf (in von der Hagen's und Büsching's Deutschen Gedichten des Mittelalters), wo Morolf einen Juden tödtet, ihm die Haut »oberhalb des Gürtels« abzieht, sie »balsamet« und dann anlegt. In Bezug auf die Gänse, welche die Schönheit ihrer verkleideten Hüterin verraten, vgl. das catalanische Märchen bei Milá S. 181 = F. Wolf Proben S. 42 und meine Anmerkung zu Gonzenbach Nr. 33. 34. No. 10. *Il quanto d' oro*. Vgl. Gonzenbach Nr. 7 und Simrock Deutsche Märchen Nr. 51. Das toscanische Märchen ist am Schluss entstellt, Nr. 11. *Il pesce e l'agnellino*. Vgl. Gonzenbach Nr. 48 und 49. Nr. 12. *La crudel matrigna*. Vgl. Gonzenbach Nr. 2, 3, 4. Nr. 13. *La cieca*. Eine böse Königin lässt ihre Schwiegertochter in den Wald führen, um dort ermordet zu werden, die Knechte begnügen sich aber der jungen Königin die Augen auszustechen, die sie der Alten bringen. Später verkauft die Alte für gewisse Kostbarkeiten an die nicht erkannte Schwiegertochter die ausgestochenen Augen. Solches Wiederkaufen ausgestochener Augen kommt in mehreren Märchen vor, die ich zu Gonzenbach Nr. 34 auf S. 227 zusammengestellt habe. Vgl. auch noch das eben erwähnte Märchen bei Gradi a. a. O. Nr. 14. *Sar Fiorante mago*. Vgl. Grimm Nr. 88 und 127 und dazu meine Bemerkung im Jahrbuch für roman. und engl. Literatur VII, 256, Anm. 1. Nr. 15. *I cagnolini*, und Nr. 16. *Il re di Napoli*. Vgl. Gonzenbach Nr. 5. Nr. 17. *I tre fratelli* und Nr. 18. *il pescatore*. Vgl. Gonzenbach Nr. 39 und 40. Nr. 18 hat den sehr eigenthümlichen Schluss, dass der eine verzauberte Bruder nicht wieder entzaubert wird und der andre Zwilling Bruder seine Stelle bei

seiner Gemahlin wirklich und bleibend einnimmt. Nr. 19. *I tre cipressi*. Vgl. Gonzenbach Nr. 58. Nr. 20. *La penna del pavone*. Vgl. Gonzenbach Nr. 51. Nr. 21. *Bastoncrocchia*. Vgl. Gonzenbach No. 52, wo in der Anmerkung noch ein von Gradi a. a. O. S. 181 mitgetheiltes Märchen zu erwähnen war. No. 22. *Giovanni senza paura*. Vgl. Grimm Nr. 4 und Gonzenbach Nr. 57. Nr. 23. *La fanciulla e il mago*. Ein nicht gut erhaltenes Märchen, das zum Theil zu den Märchen von den dankbaren Thieren und von dem Riesen oder Unhold, dessen Seele oder Lebenskraft an ein verborgnes Ei geknüpft ist, gehört. S. A. Wesselofsky, *Le tradizioni popolari nei poemi d' A. Tucci* p. 11 ff. und meine Anmerkung zu Gonzenbach No. 16. Zum Schluss des toscanischen Märchens vgl. Schönwerth aus der Oberpfalz II, 219. Wolf Hausmärchen S. 381, Hahn No. 5. No. 24. *L' indovinello*. Vgl. die von mir im Jahrbuch für roman. und engl. Litt. VII, 272 zusammengestellten Märchen. Der zweite Theil des toscanischen Märchens — Lösung von Aufgaben durch Hilfe dankbarer Ameisen, Wespen und Fische — gehört eigentlich nicht in dieses Märchen. Nr. 25. *La principessa che non ride*. Vgl. Grimm Nr. 64, Meier Märchen aus Schwaben Nr. 17, Pröhle Märchen für die Jugend Nr. 27, Zingerle Kinder- und Hausmärchen Nr. 4, Wenzig Westslavischer Märchenschatz S. 59, Grundtvig Gamle danske Minder II, 200, Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie II, 197. Nr. 26. *Se tu fui un miracolo più bello di questo io ti sposo*. Vgl. Grimm Nr. 68 und ausser den dazu in der Anmerkung verglichenen noch die von mir in der Revue celtique I, 132 nachgewiesenen Märchen. Nr. 27. *Pimpi ignudo*. Vgl. Simrock Deutsche Märchen Nr. 1, Stracker-

jan Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg §. 615, n, Asbjörnsen und Moe Nr. 43, Grundtvig II, 209. Nr. 28. *Mammaciuco*. Ein Märchen, das ich zur Zeit sonst nicht nachzuweisen vermag. Nr. 29. *Il ladro* (der Meisterdieb). Vgl. dazu meine Bemerkungen im Jahrbuch für roman. und engl. Litt. VII, 138. In Bezug auf die List, sich scheinbar aufzuhängen, vgl. meine Bemerkung im Orient und Occident II, 313. Nr. 30. *I due furbi e lo scemo*. Vgl. die von mir im Orient und Occident II, 486 ff., III, 350 ff. und zu Gonzenbach Nr. 70 und 71 zusammengestellten Märchen, denen auch noch hinzuzufügen ist ein Märchen in Giuseppe Morosi's in mehrfacher Rücksicht wichtigem Werke »Studi sui dialetti greci della terra d' 'Otranto. Preceduto da una raccolta di canti, leggende, proverbi e indovinelli nei dialetti medesimi« (Lecce 1870), S. 74. Nr. 31. *Gesù e Pipetto* s. Grimm Nr. 81 und die Anmerkung dazu, zu der ich in diesen Anzeigen 1868, S. 1377 Nachträge geliefert habe, denen ich noch Cento Novelle Antiche, ed. Gualteruzzi, Nr. LXXV und Glinski Bazarz polski II, 220 hinzufüge. Das toscanische Märchen ist gleich dem hierhergehörigen italienischen Märchen im Jahrbuch für roman. und engl. Litt. VII, 376 (Nr. 11) entstellt und hat die Pointe verloren. Nr. 32. *Compar Miseria*. Ich verweise dazu auf meine Besprechung von Fr. Champfleury's Recherches sur les origines et les variations de la légende du bonhomme Misère, Paris 1861, im Jahrbuch für roman. und engl. Litt. V, 23 ff. Champfleury's Schriftchen ist mit einigen Veränderungen und Verbesserungen, jedoch ohne Berücksichtigung meiner erwähnten Besprechung, in seinem neuen interessanten Buch »Histoire de l'imagerie populaire,« Paris 1869,



S. 105—188, wiederholt worden. Nr. 33. *Maestro Pipetto*. Nicht eben gute Version des Märchens vom Schmid und vom Teufel. S. Grimm Nr. 82 und meine Bemerkungen im Jahrbuch V, 41 und VII, 128. Nr. 34. *Il diavolo e il contadino*. Vgl. Rabelais Gargantua IV, 47 — und dazu meinen Artikel im Jahrbuch III, 338 — und Müllenhoff Sagen S. 278. Nr. 35. *Le donne ne sanno un punto più del diavolo*. Vgl. die 33. Novelle des Grand Parangon des Nouvelles de Nicolas de Troyes (publié d'après le manuscrit original par E. Mabille, Paris 1869).

Auf die Einleitung (S. 3—15), worin der Verfasser in den Märchen vedische Sonnen-Mythen sucht und findet, kann und mag ich mich nicht näher einlassen. Ich begnüge mich einige charakteristische Sätze daraus als Probe hier mitzutheilen. S. 10: »Un inno del Rigveda (V, 45, 7) dice che la cagna messagiera *Saramâ* trovò le vacche sulla via del sole; il sole è adunque anch' esso nel Rigveda in compagnia delle vacche; un altro inno (VII, 81, 2) ci dice che il sole fa sorgere insieme le vacche; abbiamo adunque il garzone guardiano di vacche della nostra novellina; anzi *paçupâs* o *pacaraio* lo chiama applitamente un inno (VI, 58, 2).« S. 12: »La Cenerentola, nel fuggire, lascia indietro la sua pantofola, che la scoprirà; è la solita debolezza e vulnerabilità dell' eroe come del suo avversario ne' piedi.« S. 13: »Il giovine sole è *l'onniveggente*, *l'onnisapiente*, a più riprese, nel Rigveda; l'aurora, a più riprese, la *svegliatrice*, la *sapiente*; quindi la fanciulla della novellina che sveglia dal lungo sonno il vago principe; quindi l'ultimo venuto, il più giovine de' fratelli, che appare nella novellina, come il più

accorto, il furbo, il solo che vede, il solo che indovina, il solo valente, il solo che riesce.« S. 14: »Prima di essere *onniveggente, onnisapiente, furbo*, l'eroe solare vedico, nella notte tenebrosa, è stato *cieco*, ossia non veggente, ignorante, sciocco; ed ecco quindi, come parmi, spiegata l'origine dello sciocco presso la nostra novellina popolare; il quale poi, badisi bene, per lo più è soltanto uno sciocco provvisorio, un finto sciocco, un Bruto primo, che nasconde fino ad una buona occasione il suo fino accorgimento.\*

Ref., der wenn auch nicht für die Einleitung, um so mehr aber für die Sammlung selbst dem Herrn De-G. sehr dankbar ist, hofft und wünscht, dass derselbe, wie er der erste Italiener gewesen ist, der eine grössere Anzahl italienischer Märchen gesammelt und herausgegeben hat, so auch fernerhin an der Sammlung der Märchen seines Vaterlandes thätigen Antheil nehmen möge.

Weimar.

Reinhold Köhler.

Two treatises on verbs containing feeble and double letters by R. Iehuda Hayug of Fez. Translated into Hebrew from the original Arabic by R. Moses Gikatilia of Cordova: to which is added the treatise on punctuation by the same Author translated by Aben Ezra: edited from Bodleian Mss. with an English translation by John W. Nutt, M. A., fellow of All Souls College, and sub-librarian of the Bodleian library, Oxford. — Asher and Co., London and Berlin, 1870. XVII und 147 s. Englisch, 132 und XV s. Hebräisch und Arabisch.

So reichlich und so fruchtbringend wie vor dem Jahre 1848 sind die Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Aramäisch-Hebräischen und des Arabisch-Hebräischen Schriftthumes der späteren

Juden seit dem sich nicht gefolgt. Man vergleiche z. B. Gesenius' Geschichte der Hebräischen Sprache und Schrift vom J. 1815 mit den »Beiträgen zur Geschichte der ältesten Auslegung und Spracherklärung des Alten Testaments« von dem Unterz. und Herrn Leopold Dukes, welche 1844 zu Stuttgart in 3 Bänden erschienen und noch auf eine längere Reihe von Bänden angelegt waren: und man wird leicht begreifen welche bedeutende Fortschritte in diesem Zweige von Wissenschaft während jener 30 Jahre gemacht waren. Die grossen Unruhen welche seit 1848 unser Festland stören, haben auch nach dieser Seite hin ihren Schaden verbreitet. Doch erscheinen auch seitdem noch immer manche nützliche Veröffentlichungen; und eine neueste derselben freuen wir uns hier unsern Lesern anzeigen zu können.

Bekanntlich galt früherhin der Rabbi Chajûg welcher gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts nach Ch. im Sultanat Fez lebte und daher gewöhnlich den Beinamen רמב"ם trägt, als der Vater unsrer Hebräischen Grammatik. Dass dies genau genommen nicht richtig sei, ist schon in jenen Beiträgen bewiesen. Aber allerdings ging von den drei kleinen Büchern welche er zur Erklärung des Hebräischen als Sprache schrieb, der erste Anstoss zu einer zusammenhängenden und wissenschaftlich tiefer begründeten Beschreibung dieser Sprache aus. Da sich nun durch ein günstiges Geschick die Arabische Urschrift dieser drei Abhandlungen heute wenigstens in einer Handschrift zu Oxford erhalten hat und diese dort schon seit etwa zwei Jahrhunderten in dem reichen Schatze der Bodley'schen Handschriften aufbewahrt wird, so war längst zu wünschen dass sie durch den Druck

veröffentlicht wurden. Leider blieb dieser Wunsch bis jetzt unerfüllt. Dagegen veröffentlichte L. Dukes in dem dritten Bande der oben genannten Beiträge eine Hebräische Uebersetzung derselben von dem berühmten Ibn-Ezra nach einer Münchener Handschrift: und da Ibn-Ezra beide Sprachen gut verstand, so kann man sich allerdings aus seiner so alten Uebersetzung heute eine ziemlich sichere Vorstellung von der Arabischen Urschrift entwerfen.

Indessen wusste man dass in den Handschriftenschatzen von Oxford und Paris noch eine andere Hebräische Uebersetzung der zwei ersten Abhandlungen Chajûg's sich finde: und diese veröffentlicht hier Herr Nutt in einem in Ganzen sehr sorgfältigen und zuverlässigen Abdrucke und mit einer etwas freien Englischen Uebertragung.

Der Verfasser dieser Uebersetzung ist der uns auch sonst schon bekannte Mosche Gikatilia aus Kórdova in Spanien. Dieser erklärt in einer Vorrede er habe auf die besondere Bitte eines jungen reichen Mannes dessen Namen das Werk damit gewidmet wird, die Uebersetzung unternommen: und man kann auch hieraus erkennen dass sie älter ist als die Ibn-Ezra's. Wirklich ist das kurze Lied welches dieser Uebersetzer nach der häufigen Sitte der Schriftsteller jener Zeiten an die Spitze seines Werkes setzt, noch nicht einmal nach der Arabischen Verskunst verfasst. Es besteht aus 16syllbigen Zeilen, zwar wie im Arabischen Liede mit fortlaufendem Reime, aber mit Sylben die wie bei den Syrern ohne Wechsel von Kürze und Länge ansich immer lang sind und nur durch den Ton in einen Klangwechsel kommen können. -- Eine nähere Vergleichung der beiden Hebräischen Uebersetzungen stellt der Englische Herausgeber

nicht an, noch weniger giebt er ein Urtheil darüber welche von beiden im Ganzen besser sei, und warum Ibn-Ezra nach M. Gikatilia eine neue Uebersetzung für nöthig gehalten habe. Ohne ein genaueres Verständniss der Arabischen Urschrift lassen sich freilich solche Untersuchungen nicht führen. Und da Ibn-Ezra's Uebersetzung dieser zwei ersten Abhandlungen in dem oben genannten Druckwerke von L. Dukes nicht ganz vollständig ist, so behält der hier gegebene Druck jedenfalls seinen guten Werth.

Von der dritten Abhandlung fand aber auch Hr. Nutt nur die Uebersetzung Ibn-Ezra's: die des M. Gikatilia bemühte er sich vergeblich irgendwo in einer Europäischen Büchersammlung aufzustöbern. Diese dritte Abhandlung ist zwar sehr klein, zumal wenn man die ursprünglich nicht zu ihr gehörenden Anhängsel wieder sondert: aber da Hr. Nutt sie in ihrer ursprünglichen kurzen Gestalt auch nach der Arabischen Urschrift mittheilt, so giebt er doch hier zugleich etwas ganz neues was man bei L. Dukes nicht findet. Möchte er nur auch von den beiden ersten Abhandlungen die Arabische Urschrift nach der Bodleyischen Handschrift hinzugefügt haben!

Indessen freuen wir uns unsern Lesern hier melden zu können dass man alle Hoffnung haben kann die Arabischen Schriften des grossen Nachfolgers Chajûg's, R. Jona oder Mervân ibn Ganâch nächstens theils durch die Mühe des Hrn. Dr. Neubauer theils durch die des älteren Herrn Dérenbourg veröffentlicht zu sehen. Auch von ihnen hat man alte Hebräische Uebersetzungen welche theilweise schon gedruckt sind: allein diese können die Arabischen Urschriften für uns nicht hinreichend ersetzen.

H. E.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 33.

17. August 1870.

Materialien zu einer Monographie des Inulins, von Dr. G. Dragendorff, ord. Professor der Pharmacie an der Universität Dorpat. St. Petersburg, Verlag der Kaiserl. Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff (Karl Röttger) 1870. 141 Seiten in gr. Octav.

Der Zweck der vorliegenden Schrift, welche zuerst in extenso in der pharmaceutischen Zeitschrift für Russland erschien, ist, wie der durch seine gerichtlich-chemischen und verschiedene phytochemische Arbeiten hinlänglich bekannte Verfasser S. 6 angibt, eine möglichst vollständige Uebersicht über die Literatur des Inulins, die Lösung einer Anzahl von Widersprüchen, welche sich in letzterer finden, die Erforschung einiger chemischen und physikalischen Eigenthümlichkeiten und einige chemische Beiträge für die Frage über Zweck und Verwendung des Inulins im Pflanzenkörper. Dragendorff nennt seine Schrift bescheiden: Materialien zu einer Monographie des Inulins, obwohl er ohne Zweifel berechtigt wäre, dieselbe eine Monographie zu

taufen, denn sie enthält Alles, was man bis zur Stunde des Abschlusses der Arbeit über das Inulin wusste und erhellt alle Beziehungen dieses interessanten Körpers. Bekanntlich ist das Inulin eine der Familie der Synanthereen angehörige, zuerst von Valentin Rose 1804 in *Inula Helenium* aufgefunden Substanz, die, abgesehen von ihren chemischen Eigenthümlichkeiten, auch ein allgemeineres Interesse darbietet, sie z. B. das Nahrungsmaterial in der sog. Topinambur, in den Knollen von *Helianthus tuberosus*, bildet, die auch zur Brantweinbrennerei dient. Es ist dasselbe bisher nachgewiesen worden in *Inula Helenium* L., *Taraxacum officinale* Wigg., *Cichorium Intybus* L., *Anacyclus officinarum* Hayne, *Helianthus tuberosus*, *Dahlia variabilis*, *Achillea Ptarmica* L., *Lappa tomentosa* Lam., *Lappa minor* Lam., *Lappa major* Gaertn., *Carlina acaulis* L., *Scorzonera hispanica* L., *Doronicum Pardalianches* L., *Tussilago Farfara*, *Atractylis gummifera* L.; neu nachgewiesen ist es von Dragendorff in *Helianthus strumosus* L., *Achillea stricta* Schleich., *Arnica montana*, *Lactuca Scaricla* L., *Onopordon illyricum* L., *Calendula officinalis* L., *Hieracium scabrum* Aix, *Apargia hispida* Willd. und *Cephalaria procera* F. u. L. In vielen anderen Synanthereen fand es Dragendorff nicht, so z. B. nicht in *Helianthus annuus* L., wo es Braconnot gefunden haben soll, H. Maximilianus u. a. m., überhaupt nur in den unterirdischen Theilen von zweijährigen oder perennirenden Pflanzen aus der Familie der Synanthereen, mit Ausnahme von *Anacyclus officinarum* Hayne, von welcher Pflanze Dragendorff es wahrscheinlich hält, dass sie in ihrem (unbekannten) Vaterlande zweijährig sei. Alle übrigen Pflanzenfamilien enthalten nach

Dragendorff, der die gegentheiligen Angaben speciell widerlegt und bei eignen Untersuchungen an *Campanula Rapunculus* L., *Lobelia fulgens* L. u. a. noch nicht auf Inulin geprüften Wurzeln ebenfalls kein Inulin fand, die in Rede stehende Substanz nicht, vielleicht mit Ausnahme der als *Acetabularia mediterranea* Lamour. bezeichneten Alge. Dass es im Parenchym der Rinde, Markstrahlen und wo es bisweilen vorkommt, der Gefässbündel stets im gelösten Zustande sich findet, scheint ausser allem Zweifel zu sein.

Bezüglich der Darstellung des nach Dragendorff schwer von dem Synanthereenschleim zu reinigenden Inulins erfahren wir, dass das beste Material zur Darstellung weissen Inulins der im Herbste bereitete Saft der Dahlien ist, während es, wenn es auf völlig weisses Inulin nicht ankommt, die käufliche getrocknete *Cichorium*- und *Taraxacum*wurzel ist, welche letzteren durch halb- bis einstündige Digestion mit Wasser von etwa 90° hinreichend extrahirt werden, ferner dass durch voraufgehende Behandlung mit kaltem Wasser zwar viele fremde Stoffe, aber auch etwas Inulin beseitigt wird, dass letzteres aus seinen Lösungen durch Abkühlung nicht vollständig und in Gemeinschaft mit Salzen und stickstoffhaltigen Stoffen abgeschieden wird, dass Alkohol und Methylalkohol aus denselben das Inulin zwar vollständig, aber auch den Synanthereenschleim, wo dieser, wie bei *Inula Helenum*, *Taraxacum* und *Cichorium* reichlich vorhanden ist, fällen, welcher letztere bei dem Georginensaft ziemlich vollständig durch fractionirte Präcipitation mit Alkohol, der ihn rascher präcipitirt, abscheidbar ist, sonst aber nach dem Verfahren von Wosskressensky durch Füllung mit Bleiessig beseitigt werden kann.



Bezüglich der Elementarzusammensetzung ist der Verfasser nach eignen Elementaranalysen wiederum zu der Formel des Stärkmehls gelangt und hat die divergirenden Angaben von Wosskressensky nicht bestätigen können. Das Vorhandensein bestimmter chemischer Verbindungen zwischen Inulin und Wasser hält er nicht erwiesen, und glaubt besonders nicht, dass die durch ihre grössere oder geringere Löslichkeit in Wasser sich als verschieden charakterisirenden Formen auf einen verschiedenen Wassergehalt zurückzuführen seien. In übersättigten Lösungen liegt nach Dragendorff das Inulin in colloidalen Form vor, ebenso in Pflanzensäften mit 2—12% Inulin; bei Diffusionsversuchen enthielt das Diffusat übersättigter Inulinlösungen nach 24 bis 72 Stunden höchstens so viel Inulin, wie dasselbe Wasserquantum zu normaler Lösung aufnehmen kann, welcher Uebergang bei concentrirteren Lösungen schon in den ersten 24 Stunden beendet ist, bei etwa 2 procentigen Lösungen nicht ganz so stark statthat. Weitere Modificationen des Inulins, als eine krystallinisch-schwerlösliche und eine amorph leichtlösliche, welche letztere durchweg in Pflanzen vorkommt und aus der krystallinischen durch Erwärmen mit Wasser bei Temperaturen über 50—55° hervorgeht, selbst aber durch Zumischen von Wasser, Alkohol, Glycerin, durch Contact mit Staub (an nicht filtrirter Luft) u. s. w. in die erstere zurückverwandelt wird, sind nach Dragendorff nicht nöthig anzunehmen, da mit den beiden Modificationen alle bisher für Inulin ermittelten Erscheinungen untergebracht werden können.

Zu interessanten Resultaten ist der Verfasser in Bezug auf die Umwandlung des Inulins in

Fruchtzucker gelangt, indem er zunächst das Levulin von Ville und Jonlie als eine (dem bei Umwandlung des Amylums zu Glykose entstehenden Dextrin analoge) Zwischenstufe zwischen dem Inulin und Zucker constatirte, dann aber noch einen neuen, von ihm Metinulin genannten Stoff bei kürzerem Erwärmen auffand, der die Fehling'sche Lösung etwas leichter reducirt, mit salpetersaurem Quecksilberoxydul eine geringe Trübung liefert und dieses, sowie Silber und Palladiumnitrat, auch Goldchlorid in 24 Stunden etwas reducirt. Dieser Stoff entspricht dem Amidulin oder Amylogen bei der Umwandlung des Amylums in Traubenzucker. Das Levulin findet sich auch in den inulinhaltigen Pflanzen selbst, wie dies für die Topinambur ja schon durch Ville und Jonlie nachgewiesen wurde, ist in letzteren aber das Mittelglied zwischen Inulin und einem rechtsdrehenden Zucker, der vom Rohrzucker ein abweichendes Verhalten zeigt und durch Erwärmen mit verdünnter Säure in Invertzucker verwandelt zu werden scheint. Diastase wandelt Inulin nicht zu gährungsfähigem Zucker noch auch mit Schnelligkeit zu Levulin um; Hefe wirkt allerdings auf Inulin, wenn nicht gleichzeitig andre Stoffe, die leichter in Alkohol und Kohlensäure zerlegt werden, vorhanden sind; auch Emulsin und Myrosin wirken in geringem Masse umsetzend. Es sind diese Versuche von praktischer Bedeutung bezüglich der Bereitung von Alkohol aus den Topinamburs, die sich als ein sehr geeignetes Material, aber nur dann darstellen, wenn vorher Behandlung mit verdünnten Säuren zur Ueberführung des Inulins in Zucker stattgefunden hat. Bezüglich dieser Verwendung des Inulins wird noch auf die Möglichkeit der Verwendung der Kletten-

wurzel zu gleichem Zwecke hingewiesen. Es ist dabei erwähnenswerth, dass schon sehr verdünnte Säuren das Inulin in Zucker umwandeln, leichter und rascher als dies beim Amylum der Fall ist. Die Verwendung der Topinambur als Viehfutter, da sich das Inulin im Organismus ganz wie Amylum verhält, wird von Dragendorff gewiss mit Recht empfohlen, ebenso richtig aber auch ihre Benutzung als Substitut der Kartoffeln wegen der Differenzen des Geschmacks von der Hand gewiesen, wie andererseits darauf aufmerksam gemacht, dass sie als Gemüse nach Art von Schwarzwurzeln, Spargel, Artischocken bereitet vortrefflich verwerthet werden können, zumal da sie leicht zu cultiviren sind, auf schlechtem Boden reichlichen Ertrag gewähren und ihr Gehalt an plastischen Nahrungsmitteln und Respirationsmitteln ein erheblicher ist.

Auf die sehr genauen Studien des Verfassers über die Wirkung der einzelnen Säuren auf Inulin können wir hier nicht im Detail eingehen; nur bezüglich der Einwirkung der Salpetersäure sei das Resultat, welches Dragendorff gewann, hervorgehoben, nämlich dass auch sehr verdünnte Salpetersäurelösung das Inulin in Zucker überführt, dass siedende Salpetersäure von 1,3 spec. Gew. Oxalsäure, verdünntere Säure wahrscheinlich Zuckersäure producirt, und dass ein Nitroproduct des Inulins nicht erhalten werden konnte. Dass Jod ohne alle Farbenreaction auf Inulin ist, und dasselbe nicht, wie man nach Gautier de Claubry angegeben findet, gelbgrün färbt, steht nunmehr fest. Bezüglich des Verhaltens von Metallsalzen ist der Verfasser zu dem Resultate gelangt, dass verschiedene Inulate existiren, von denen einzelne von ihm genauer untersucht wurden.

Zu quantitativer Bestimmung des Inulins in Pflanzentheilen, die man früher durch Abkühlen wässriger Solutionen, wobei aber 4—5 Proc. Inulin gelöst bleiben, zu erzielen versuchte, wird ein neues Verfahren empfohlen, das sich auf Präcipitation durch Alkohol und Ueberführen des gefüllten Inulins in Zucker mittelst verdünnter Schwefelsäure gründet.

Von besonderem Interesse ist noch das letzte Capitel, das als Beziehungen des Inulins zu andern Kohlehydraten und Bedeutung desselben für die Pflanzen überschrieben ist. Dass das Inulin als Vorrathsmaterial anzusehen ist, welches die Pflanze in ihrer Vegetationsperiode aufammelt und bei der Neubildung von Trieben verbraucht, hat man bisher daraus geschlossen, dass die fragliche Substanz nur in mehrjährigen Gewächsen nachgewiesen wurde und dass sie in diesen im Parenchym solcher Theile sich findet, welche im Winter nicht absterben, dass das Inulin in diesen während des Sommers sich ansammelt, im Herbste am reichlichsten findet, während des Winters sich ziemlich in gleicher Menge erhält, dagegen, sobald im Frühjahr die Entwicklung neuer Triebe beginnt, ganz oder theilweise schwindet. Obschon die quantitativen Bestimmungen des Inulins aus neuerer Zeit in keiner Weise gegen diese Anschauungen sprechen, glaubt Dragendorff doch in Bezug auf weitere Einblicke in die Entstehungs- und Verwendungsweise des Inulins noch einzelne Punkte hervorheben zu müssen. Zunächst dass das Inulin sich nicht in den Samen solcher Pflanzen findet, deren oberirdische Theile dasselbe beherbergen, in denen vielleicht hie und da Levulin vorkommt, — dann dass das Inulin (und ebenso Levulin) sich in den oberirdischen

grünen Pflanzentheilen weder während der Vegetationsperiode, noch, wenigstens das Inulin, falls solche den Winter überdauern, in dieser Jahreszeit in nachweisbarer Menge findet, während darin Amylum in derselben Weise entsteht und schwindet, wie bei inulinfreien Pflanzen. Weiter ist von Wichtigkeit, dass keimende Samen von *Cichorium Intybus*, wenn sich die Cotyledonen entfalten, kein Inulin enthalten, dass nach der Keimung, sobald die Plumula sich gestreckt und neue Blätter entwickelt hat, auch schon die Ablagerung von Inulin in den unterirdischen Theilen der Pflanze beginnt, wobei jedoch der Procentgehalt der diesen letzteren zuzuweisenden Trockensubstanz an Inulin später grösser ist als am Anfange, gegen den Herbst hin. stetig zunehmend. In den verzweigten Wurzeln mehrjähriger Gewächse findet sich ferner das Inulin in den jüngeren fleischigen Theilen mehr als in älteren holzigen; in cultivirten reichlicher als in wildwachsenden Pflanzen. In *Dahlia*, *Inula*, *Bardana* und *Cichorium* scheint Inulin zur Herbstzeit das einzige, als Vorrathsmaterial dienende Kohlehydrat zu sein, während in *Taraxacum* noch eine andre zuckergebende Substanz, in den *Topinambur* Amylum und vielleicht auch Zucker sich findet. Die Metamorphose zu Levulin erfolgt im Frühjahr schon vor dem Hervorbrechen neuer Triebe aus den unterirdischen Theilen inulinhaltiger Gewächse; aber das Maximum der Inulinmetamorphose zeigt sich später, und während zuvor noch die Summe des Inulins, Levulins und eventuell des Zuckers der Menge des im Herbste ermittelten Inulins gleichkommt, ergiebt sich später eine Abnahme. Besonders überraschend ist die Thatsache, dass die inulinhaltigen Compositen weit mehr Inulin

produciren, als sie für ihre Frühlingsneubildungen verbrauchen, — und auch mehr zu Levulin und Zucker im Frühjahr umzusetzen scheinen, als hierzu nöthig ist. Wahrscheinlich findet eine langsame Rückverwandlung des nicht verbrauchten Inulins und Zuckers zu Inulin statt. Auch im ersten Vegetationsjahre scheinen die Compositen mehr Inulin zu produciren, als sie für das nächste Jahr gebrauchen. Möglich ist, dass ein Theil des Inulins sich zur Frühjahrszeit in Synanthereenschleim umsetzt, vielleicht auch zu Gerbstoff und ätherischen Oelen. Nicht unmöglich scheint auch eine Beziehung zu den gerade in der Familie der Synanthereen verbreiteten Glykosiden.

Schliesslich stellt Dragendorff die Hypothese auf, dass neben der chemischen Aufgabe dem Inulin vielleicht auch eine physikalische zufalle, nämlich, insoweit bei Umsetzung des amorphen gelösten Inulins oder Levulins des Zellsaftes in das feste Stärkmehlkörnchen Wärme frei werden muss, als Wärmequelle, die ohne Materialverbrauch producirt, eine Hypothese, die vielleicht noch dadurch gestützt wird, dass nach Raspail die Topinambur unter den Tropen kein Inulin, sondern Amylum aufspeichert.

Man sieht aus dieser kurzen Inhaltsangabe, bei welcher Vieles übergangen werden musste, wie Dragendorff's Schrift nicht nur dem Chemiker, sondern auch dem Oekonomen und dem Botaniker, besonders dem Pflanzenphysiologen, von grossem Interesse sein muss. Alle können dankenswerthe Aufklärungen und neue Resultate gründlicher Forschungen darin finden. Für den Arzt und Apotheker macht sie der Umstand, dass es sich um eine in vielen officinellen Pflanzen vorkommende Substanz han-

delt der Beachtung und des Studiums würdig. Im Interesse der Phytochemie aber möchten wir wünschen, dass für manchen andern Pflanzenstoff in ähnlicher Weise wie von Dragendorff für das Inulin Materialien zu einer Monographie zusammengetragen würden.

Theod. Husemann.

---

Sagnet om Holger Danske, dets Udbredelse og Forhold til Mythologien ved L. Pio. Kjöbenhavn. Forlagt af G. E. C. Gad. 1869. 100 Seiten Octav.

Dass der dänische Nationalheld Holger, der bei seiner einstigen Wiederkehr aus dem Berge sein Volk von den Feinden befreien soll, nicht in Dänemark seine ursprüngliche Heimat hat, ist bereits von mehreren Gelehrten behauptet worden, so von Barrois und Svend Grundtvig, denen sich nun auch der Verf. der vorliegenden Abhandlung anschliesst. Von Grundtvig jedoch weicht er darin ab, dass er in den wenigen dänischen Volksliedern (es sind deren nur vier), worin von Holger die Rede ist und die Grundtvig für von Süden her eingewandert ansieht, den Namen Holger für einen später an die Stelle irgend eines andern getreteneu hält, da nämlich erst durch Pedersens dänische Bearbeitung des französischen Prosaromans *Ogier le Danois* der Held desselben in Dänemark dermassen allgemein bekannt geworden sei, dass er eben nicht nur in einzelne Volkslieder eindrang, sondern auch in zahlreichen Sagen noch jetzt im Volksmunde lebt. Dass er indess dort nicht von Anfang an

heimisch gewesen, gehe daraus hervor, dass die nämlichen Sagen nicht nur in Dänemark, sondern auch weithin in andern Ländern und Welttheilen in gleicher oder doch ähnlicher Gestalt sich wiederfinden, wie dies der Verf. ausführlich nachweist, in welcher Zusammenstellung eben der Haupttheil seiner Arbeit besteht. Indem er nun aber zugleich die ganz richtige Ansicht ausspricht, dass die nämlichen Eindrücke bei den verschiedenen Volksstämmen die nämliche Ideenentwicklung bewirken können, ohne dass diese die Folge einer directen Berührung sein müsse, so sucht er demgemäss die all' jenen Sagen zu Grunde liegende Vorstellung und findet als erste und ursprüngliche Veranlassung zu derselben den bekannten Sonnenmythus, wonach der alljährlich rückkehrende Sonnenheld in jedem Frühjahr die erfrorene Erde aus der Umarmung des Winterriesen befreit, aus welchem Mythus dann in doppelter Richtung sowohl die Idee von einem Messias, der die Welt von der Sünde erlöst, dem Geist die ihm gebührende Herrschaft wiedergibt und die Materie gleich einem Drachen unter die Füsse tritt, so wie andererseits von einem nationalen Helden, der das hinschwindende Selbstgefühl und die Kraft seines innern oder äussern Feinden unterliegenden Volkes neu belebt und es von diesen befreit, bei den verschiedenartigsten Völkern hervorgegangen ist, soweit sich nämlich bei ihnen das Bedürfniss einer solchen Vorstellung durch ihre Zustände geltend machte, so dass eine oder die andere Gestalt derselben zum Vorschein kam. Der Verf. hat nun ohne Zweifel in der Hauptsache richtig gesehen, wie ja auch bereits von Andern einige der in Rede stehenden Sagen oder Mythen als Sonnenmythen erkannt worden sind.



Was jedoch die Quellen betrifft, aus denen er geschöpft, so hat er oft die Angabe derselben vernachlässigt und andererseits sie nicht hinreichend geprüft; so z. B. verweist er S. 68 für die Sage, wonach Roland in dem wüthenden Heer als Fahnenträger erscheint, auf Simrock's Mythol., was aber nicht genügt, vielmehr findet sich bei Grimm Myth. 894 die eigentliche Quelle dieser Sage angegeben. Auf der nämlichen Seite erwähnt der Verf den Ogier oder Holger als Fürsten, der einst die Niederlande beherrschen soll, und beruft sich dabei auf Nork Mythol. der Volkssagen S. 219, wo derselbe allerdings »der im Ardennerwald umgehende und einmal wiederkommende Regent der Niederlande« genannt wird; aber auch diese Notiz stammt aus Grimms Myth. 913, wo aber Ogier keineswegs als »Fürst oder Regent der Niederlande« auftritt. Dass diese Stelle bei Grimm dem Verf. entgangen ist, scheint um so auffallender, als er doch die daselbst gleich in den folgenden Zeilen erwähnte Sage von Swatopluk auf der vorhergehenden Seite (63) eben nach Grimm mittheilt. Von den Citaten aus zweiter Hand will ich nur eins hervorheben, nämlich das aus Pulci's Morgante (S. 22), welches aus Dunlop's History of Fiction (und danach bei Grässe Sagenkreise S. 341) stammt und in meiner deutschen Ausgabe des erstern übersetzt mitgetheilt ist, weshalb es der Verf. nach Grässe (mit dessen Druckfehlern) anführt, so dass natürlich die ausgefallene und von mir ergänzte Zeile wieder fehlt. Was nun aber diese Stelle selbst belangt, so hat sie der Verf. viel zu wenig beachtet, und es wäre von Wichtigkeit zu ermitteln, woher Pulci diese den Ogier betreffende Sage entnommen. Die Quelle für die fünf letzten

Gesänge seines Morgante war aber vorzugsweise die Spagn a des Sostegno di Zanobi, der wieder aus den *Reali di Francia* schöpfte, obwohl Pulci auch noch andere Vorgänger benutzte. Welcher Art dieselben aber auch gewesen sein mögen, jedesfalls enthielten sie also eine Form der Ogiersage, welche der noch heute lebenden dänischen näher kam als die des Prosaromans von Ogier, indem dieser Held nach letzterm auf die Insel Avallon zur Fee Morgana, nach ersterer hingegen in eine dunkle Höhle, worin er noch fortlebt, versetzt wurde. Uebrigens ist ohne Zweifel jene französische Version, die auch erst in den spätern Ausgaben des Romans vorkommen soll, ganz willkürlich ersonnen und beruht auf keinem ächt sagenhaften Grunde, da es im Lauf der Zeit in Frankreich gebräuchlich geworden zu sein scheint, alle berühmten Helden nach Avallon zu Arthur hinzubringen (vgl. Gervas. S. 151 erste Anm.). Noch sind die Worte Pulci's »Dicono alcun, *ma non la storia mia*« genauer ins Auge zu fassen. Was ist nämlich unter der *storia* zu verstehen? Die Vorlage, der er hauptsächlich folgte, so dass er also in diesem speciellen Falle eine andere Autorität benutzte? oder bedeuten die Worte: »Meine Quelle berichtet das so; ich selbst aber möchte es nicht als wahr nacherzählen«? Endlich mochte Pulci damit sagen wollen, dass seine Quelle oder Quellen den betreffenden Umstand nicht enthielten, er ihn aber anderswoher erfahren, und dann müsste zunächst an irgend einen in Italien studirenden Dänen gedacht werden, der die in Rede stehende Sage dem Pulci mitgetheilt, in welchem Falle diese Form derselben schon vor Pedersen in Dänemark heimisch gewesen sein muss. — Anderes übergehend will ich bloss noch kürzlich

folgende Sage mittheilen (Pio S. 42). Es trug sich einst in alten Zeiten zu, dass ein Schmid im Kongehärad bei seiner Nachhausekunft aus dem Walde von seiner Frau zu essen verlangte, ein bei ihm einliegender Kriegsknecht aber erst von ihr gebadet sein wollte. Dies geschah auch, jedoch wurde er nach dem Bade von dem Hausherrn alsbald mit seiner Axt erschlagen, worauf letzterer alle Nachbarn zu gleicher That antrieb und diese sich so von dem Druck der schwedischen und dänischen Obern befreiten. Man denkt hierbei sogleich an Konrad Baumgartens That und die Befreiung der Schweiz. — Hiermit verlasse ich die vorliegende Arbeit, die trotz mancherlei Mängel gleichwohl von vielem Fleiss und Sachkenntniss Zeugnis ablegt; dass die Hauptergebnisse richtig scheinen, ist bereits bemerkt, und drängt sich hierbei wiederum der Gedanke auf, den ich schon bei früherer Gelegenheit (Vorrede zu Dunlop S. XIII) ausgesprochen, »wie beschränkt nämlich und in wie enge Grenzen eingeschlossen im Ganzen der menschliche Geist ist;« derselbe Naturmythus, auf den bisher so viele Vorstellungen zurückgeführt worden, liegt auch dem hier besprochenen weit ausgedehnten Sagenkreise zu Grunde! — Von bedeutenderen Druckfehlern sind folgende zu berichtigen: S. 7 Anm. Z. 8. l. Warton st. Warburton — S. 22 Anm. 3 Z. 2 l. vivo u. st. der eckigen Klammern (die aus Grasse stammen) sind runde zu setzen — ebend. Z. 5 l. che *chi* il — S. 45 Anm. 2 Z. 2 l. rhym. — S. 51 Anm. 3 und 6 l. Harrys — S. 61 Anm. 3 Z. 2 l. Inland — S. 66 Anm. 1 Z. 1 l. 1849 — ebend. Anm. 3 l. Expulsion (s. Gervas. S. 95 Anm.) — S. 73 Anm. Z. 5 l. credulus — S.

86 Anm. 1 l. v. 172 — S. 96 Z. 12 l. hidsende  
st. hidsende.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

---

Rudolf von Langen. Leben und gesammelte Gedichte des ersten münsterischen Humanisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Deutschland von Adalbert Parmet. Münster 1869. 256 SS. in 8.

Man kann im deutschen Humanismus drei Richtungen unterscheiden, die örtlich und zeitlich von einander getrennt sind. Der ältere Humanismus steht wie der Zeit, so auch dem Geiste nach dem Mittelalter am nächsten, er zieht seine besten Kräfte aus Italien, bemüht sich aber bereits für Deutschland etwas Eigenthümliches zu gestalten; seine nahe Beziehung zum Mittelalter zeigt er noch durch die theologische Richtung seiner Vertreter. Dem folgt die Zeit reinen wissenschaftlichen Erkennens und Strebens: Deutschland sagt sich von Italien los, verlässt in mancher Beziehung den dort eingeschlagenen Weg, erreicht vielfach die hier vollbrachten Leistungen, und übertrifft sie manchmal. Die dritte Periode ist die der bewussten, ausgesprochenen Opposition gegen das Alte, gegen die Scholastik, religiös gegen die Geistlichkeit, gegen Rom, politisch gegen Frankreich, Italien, die Türkei. Die Vertreter der ersten Richtung stammen aus dem Norden, die der zweiten aus dem Süden Deutschlands; der Hauptsitz der dritten ist in Mitteldeutschland, in Erfurt.

Ein Hauptvertreter der ersten Richtung ist

Rudolf von Langen; seiner geistigen Bedeutung, seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nach nicht der erste. Er hat sich in Prosa und Versen versucht, seine Leistungen in beidem zeigen keine grosse Kunst, wenn auch rühmliches Streben. Seine Kenntnisse sind im Verhältnisse zu denen mancher seiner Zeitgenossen auf ein enges Gebiet beschränkt. Die griechische Sprache war ihm fremd. Denn dass er in einem seiner Gedichte Titel griechischer Schriften citirt, beweist nichts: er mag die Uebersetzungen gekannt haben; daraus, dass er 1504 bei Caesarius nicht mehr Vorlesungen über griechische Sprache gehört, kann man ebenso gut schliessen, dass er in seinem Alter Neues zu lernen scheute, als dass er griechisch gekannt habe, wie der Verf. meint. Langens Verdienste liegen weit weniger in seinen selbständigen wissenschaftlichen Leistungen, als in seinem unermüdlichen geistigen Streben, in seiner Förderung der Gelehrten, in seiner Anfeuerung der Lernenden und Sorge für deren Fortbildung. So bleibt der Mann immerhin eine höchst achtungswerthe Erscheinung: es wäre unnöthig gewesen, wie dies der Verf. vorliegenden Werkes nach der Unsitte vieler Biographen gethan, die Bedeutung des Geschilderten über Gebühr zu erheben.

Langens Leben ist nicht selten geschrieben worden. Von grossem Werth, namentlich durch die hier zum ersten Male veröffentlichten Urkunden und Briefe, ist Erhards, des für seine Zeit trefflichen Beschreibers der ganzen Humanistenperiode, Abhandlung: Erinnerung an Rudolf von Langen und seine Zeitgenossen. Der Verf. des vorliegenden Werkes erkennt dankbar die Förderung an, die er dieser Arbeit verdankt.

Als Quellen haben vor Allem Langens Briefe

und Schriften gedient, zum Theil auch die beiden ältesten Biographien, die kurzen Nachrichten, die Johannes Tritheim, die ausführlichen Mittheilungen, die der ebenso fleissige als unkritische Sammler für westphälische Geschichte, Hermann Hamelmann, gibt. Eine Kritik dieser Quellen ist gewiss geboten; erst nachdem sie geschehn, kann das Leben geschildert werden, aber sie darf kein Theil der Biographie selbst sein. Der Verf. hat es vorgezogen, gerade den Theil, der in der Lebensbeschreibung eines friedfertig dahinlebenden Gelehrten der wichtigste und abgerundetste sein muss, die Durchnahme von Langens Werken, so einzurichten, dass er die Quellen heranzieht, ihre Mittheilungen über die Schriften kritisch prüft und an diese Prüfung eine Besprechung derselben knüpft. Das scheint mir sehr unglücklich. Selbst eine wohlgegliederte Schilderung der Schriften würde nie im Stande sein, ein durchaus erquickendes Bild hervorzuzaubern, bei der hier angenommenen Art verliert die Beschreibung jeden Reiz.

Die Biographie Langens zerfällt in 7 Theile. Nach der literarischen Orientirung (Quellen und Bearbeitungen) wird das Leben in 4 Abschnitten behandelt: Jugend bis zur ersten Reise nach Italien 1436—1466; erste Reise nach Italien 1466—1470; Rückkehr aus Italien bis 1498; letzte Lebensjahre, Reform der münsterischen Schulen bis 1519; dem folgt die Schilderung der schriftstellerischen Thätigkeit Langens; die Charakteristik Langens als Mensch, Priester und Gelehrter bildet den Schluss. Zwei gut gearbeitete Excuse über die Familie Langen und den Domdechanten Hermann von Langen stehen vor der zweiten Abtheilung, den gesammelten Ge-

dichten, die ganz nach dem ersten Druck, mit den darin enthaltenen typographischen Bemerkungen, Einleitungsbriefen und Widmungsgedichten, wiedergegeben sind. Ein paar Seiten Bemerkungen zu denselben folgen dem Abdruck. Gegen die Sammlung lässt sich nichts sagen; sonderlichen Werth freilich darf sie nicht beanspruchen. Gab man aber einmal die Schriften heraus, so lässt sich nicht einsehn, warum den Gedichten nicht auch die Hierosolyma und die wenigen erhaltenen Briefe Langens beigelegt sind, die für den Historiker weit mehr Bedeutung gehabt haben würden; besser wäre es auch gewesen, wenn neben der kurzen Fortsetzung der Münsterer Chronik, die S. 129 f. mitgetheilt wird, auch die Schilderung von der Belagerung der Stadt Neuss einen Platz in dem Buche gefunden hätte.

Auf die Wichtigkeit der Briefe der Humanisten als Geschichtsquellen kann man nicht oft und nachdrücklich genug hinweisen; auch die historischen Schriften Langens verdienen Beachtung. Die Fortsetzung der Chronik eines ungenannten Augenzeugen von der Wahl Bischofs Heinrich von Mörs bis auf das Ende der grossen Münsterschen Fehde, in der Langen kurz die Geschichte des Bischofs Heinrich von Schwarzburg erzählt, zeichnet sich durch einfache Sachlichkeit und reinere Sprache rühmlich vor den Vorgängern aus. Parmet hat den Text ganz so abdrucken lassen, wie ihn Ficker giebt (Geschichtsquellen des Bisthums Münster I S. 241—243); in den Noten stellt er die Abweichungen aus Wittius, *Historia Westphaliae*, »aus denen sich der äusserst fehlerhafte Text der Handschrift zum Theil wiederherstellen lassen soll,« zusammen, die Ficker nicht mehr benutzten

konnte (vgl. Einleitung a. a. O. p. XXXV), manchmal ohne sie durch den Druck von den Conjekturen F.'s zu unterscheiden.

Von dem grossen Werke Langens, einer Geschichte des Ursprungs und der Zerstörung des Tempels in Jerusalem, wird von dem Verf. zwar oft gesprochen, aber was er S. 105—110 giebt, ist eine längere Abhandlung, die im Grunde auf die Zurückweisung Hamelmanns wegen eines Irrthums und auf die Entscheidung der Frage hinausläuft, ob in der 1456 erschienenen Ausgabe von Langens Gedichten sämtliche bis dahin vollendeten poetischen Erzeugnisse enthalten sind oder nicht; über die Ausgabe werden S. 111 A. 1 einige typographische Details gegeben; der Inhalt und Werth der Schrift, der doch etwas wesentlicher sein sollte, als diese äusseren Angaben, wird nur einmal im Text S. 110 f., und zwar mit den Worten des Titels angegeben.

Ebensowenig wird etwas über Werth und Inhalt des Gedichts über die Belagerung der Stadt Neuss gesagt, nicht einmal bemerkt, dass es S. 175—180 abgedruckt ist, sondern da, wo dafür der Ort gewesen wäre, S. 113 f., eine Untersuchung darüber angestellt, ob das Gedicht einmal im Separatdruck erschienen und dann in die Ausgabe sämtlicher Gedichte aufgenommen worden ist. An ungehörigem Orte (S. 54 A. 1) wird eine kurze Charakteristik des Gedichts gegeben, der man aber nicht beistimmen kann: das Gedicht ist nicht viel mehr als eine Lobhudelei des Bischofs Herrmann und ein Preis seiner Thätigkeit, — ein anschauliches Bild von der Lage der Stadt, der Stellung beider Heere, des Angriffs und der Abwehr erhalten wir nicht. (Auch der Vergleich mit einem andern Gedicht



über denselben Gegenstand vgl. Potthast Bibl. hist. med. aevi S. 570 hätte nahe gelegen).

Langen war, das sehen wir aus der Lektüre dieses Werks und der andern Gedichte, kein grosser Dichter, kein hervorragender Schriftsteller. Der Biograph hätte sich nicht scheuen dürfen, auf die Schwächen aufmerksam zu machen, wenn er Historiker sein wollte, nicht Schönfärber.

Das Leben Rudolfs von Langen ist nicht reich an merkwürdigen Ereignissen. In den Abschnitten des Buches, die diese schildern, darf man sich wohl mit dem Verf. durchaus einverstanden erklären. Er erzählt das Einfache ruhig und schlicht, untersucht streitige Punkte aufs Sorgsamste und Genaueste, giebt in sehr ausführlichen Anmerkungen Belege zu dem im Texte Behaupteten.

Langen war 1438 zu Everswinkel bei Münster geboren, empfing bei seinem Oheim, dem Domdechanten Herrmann von Langen, den ersten Unterricht, wird in Deventer weiter gebildet — von welchen Lehrern und wie lange wissen wir nicht —, schliesst dort Freundschaft mit Alexander Hegius, Agrikola u. A., geht nach kurzem Aufenthalt in Münster, wo ihm der Oheim ein Canonikat am Dom verschafft, nach Erfurt 1457, und wird 1458 Bakkalaureus, 1460 Magister der Philosophie. 1466 geht er mit seinem Freunde Moritz von Spiegelberg nach Italien, nachdem er sich vorher einige Zeit am Hofe des Herzog Johann von Cleve aufgehalten, besucht viele der dortigen Universitäten, hört die berühmtesten Lehrer, aber sein Studiengebiet bleibt ein eng begrenztes. Neben dem ernsten Studium besteht Langens Beschäftigung in dem Abschreiben von Classikern; von der Lebensweise der

italienischen Humanisten hält er sich fern. Nach seiner Rückkehr lebt er hochgeachtet in Münster, in regem Verkehr mit seinen Freunden und wissenschaftlicher Arbeit, die durch den Kriegszug Karls von Burgund gegen Neuss unterbrochen wird (1474, 75), während dessen L. im Lager des münsterschen Bischofs Heinrich von Schwarzburg verweilt. Er unterrichtet seinen jungen Verwandten Hermann vom Busche, und nimmt am kirchlichen Leben der Vaterstadt theil. Von seinem Bischofe mit dem Auftrage beehrt, in Sachen des Domkapitels mit dem Papst zu unterhandeln, geht er zum zweiten Male nach Italien. Dann verlässt er Münster nicht mehr; die letzten zwanzig Jahre seines Lebens sind dem einen Plane gewidmet, das Schulwesen von Münster zu verbessern. Der darüber handelnde Abschnitt S. 67—101, der neben der Beschreibung von Langens Thätigkeit dem gesammten Schulwesen Münsters vor und nach Langen eine genaue Schilderung angedeihen lässt, ist vortrefflich gearbeitet; aus dem Zusammenhange aber lassen sich wenige Notizen schwer hervorheben.

Für Letzteres scheint mir eine Bemerkung gerechtfertigt. In den inneren Entwicklungsgang eines längst Verstorbenen lässt sich nur mit grosser Mühe eindringen. Langen hat seit 1498 die Schulen reformirt; muss er deswegen von Anfang an den Plan dazu gehabt haben? Der Verf. meint das, legt Langen stets diese Reformpläne bei, glaubt aber, L. sei 1480 an deren Ausführung gehindert worden. Dann habe er sich überzeugt, nur durch ein Zusammenstehn Vieler könnten diese Absichten erreicht werden, habe aus diesem Grunde (!) einen brieflichen Verkehr mit den Freunden begonnen und sei c. 1498 zu der Umgestaltung des Münsterer

Schulwesens geschritten. Das klingt sehr unwahrscheinlich. Der junge Mann von 30 Jahren soll Pläne fassen und drei Jahrzehnte warten, bis er Hand an deren Verwirklichung legt! Wozu aber die Annahme? Warum soll nicht Langen durch die Beispiele, die er in seiner Umgebung sah, durch das glänzende Vorbild Italiens, warum nicht selbst durch den Zuspruch des jungen Busch als reifer Mann zu Plänen angeregt worden sein, denen er als Greis seine Kräfte widmete?

Nur wenig Einzelne weiss ich hervorzuheben, was eine Berichtigung verdient. S. 65 A. 1. Eine Rede, die Reuchlin vor Papst Sixtus IV. 1482 gehalten haben soll, ist nicht bekannt; auch davon, dass Trithemius von Reuchlin in Heidelberg oder Trier unterrichtet worden (S. 1 A. 1), weiss man nichts. Dass Rudolf Agrikola, in dessen Leben vielleicht noch mehr als bei Langen die sicheren Jahreszahlen fehlen, 1476—1481 in Italien war (S. 39 A. 2), ist mehr als ungewiss, und eine Berufung auf Raumers Geschichte der Pädagogik genügt nicht. Zu S. 26 hätte wohl Wattenbachs Petrus Luderus zur Ergänzung und Berichtigung noch benutzt werden können. Aus der Stelle S. 35 A. 1 muss man auf einen ziemlich langen Aufenthalt Langens am Clevischen Hof schliessen. Der Nachweis, dass Alex. Hegius nicht Lehrer Langens gewesen S. 23 f., brauchte nicht mit dieser Ausführlichkeit und Schärfe geführt zu werden, da nur ein neuerer Bearbeiter, Delprat, diese Behauptung ausgesprochen; nöthiger war die Zurückweisung des Thomas a Kempis, den Hamelmann zum Lehrer gemacht (S. 18 f.).

Im Ganzen ist das Buch die Frucht fleissiger Studien, aber gar oft wird die aufgewendete

Mühe sichtbar, die mühselige Forschung, die nur die Unterlage sein soll für die Darstellung, wird manchmal statt dieser geboten.

Berlin.

Ludwig Geiger.

---

Anleitung zur lateinischen Palaeographie von W. Wattenbach, Professor in Heidelberg. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1869. IV u. 22 nebst 44 autographirten S. in 4<sup>o</sup>.

Ein Wort, das vielfach bei Ankündigung neuer Schriften und zwar sehr oft mit Unrecht gebraucht wird, dass dieselben nämlich ein dringendes Bedürfniss befriedigten, findet auf das vorliegende Heft vollste Anwendung. An einem Hülfsmittel der Art gebrach es uns durchaus: um so erwünschter ist es, dass der Verf., der wie wenig andere dazu befähigt war, es unternommen hat, dies herauszugeben. Derselbe liess zuerst im Jahre 1866 auf den Wunsch seiner Zuhörer »Beiträge zur lateinischen Palaeographie« autographiren. Sie behandelten auf 41 Quartseiten 'die Veränderungen der lateinischen Buchstaben vom I—XV. Jahrhundert' ferner die Abkürzungen, Worttrennung und Interpunktion, Zahlen und Ziffern. Diese 'Beiträge' kamen nicht in den Buchhandel, waren aber durch das germanische Museum, welchem der Verf. eine Anzahl Exemplare zur Verfügung gestellt hatte, zu erlangen, und fanden auf diesem Wege schnelle Abnahme. Der Verf. wurde hierdurch veranlasst, seine 'Beiträge' neu zu bearbeiten und zur vorliegenden 'Anleitung' zu erweitern. Die letztere enthält nämlich als ersten Theil eine gedrängte Uebersicht über 'die Hauptgattungen

lateinischer Schrift.' Sie soll durch eine Darstellung des gesammten Schreibwesens des Mittelalters, welche der Verf. in nicht zu langer Zeit hinzuzufügen hofft, ergänzt werden. Beide Haupttheile, aus denen seine Schrift besteht, sind äusserst werthvoll: der gedruckte durch die Fülle literarischer Nachweisungen und die klare und knappe Angabe der zum Wissen nöthigsten Dinge, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass gelegentlich auch mancherlei Neues, auf den selbständigen Studien des Verf.'s Beruhendes geboten wird. Noch mehr drängt sich diese Wahrnehmung auf, wenn man den autographirten Theil durchgeht. Nur wer in der Lage war, einen an Umfang so gewaltigen Stoff zur Verfügung zu haben, wie der Verf.s, der eine lange Reihe von Jahren Mitarbeiter bei der Herausgabe der *Monumenta Germaniae* war und dann sieben Jahre einem sehr ansehnlichen Archive vorstand, konnte eine so reichhaltige Zusammenstellung liefern und vielfach auf Grund eigener Wahrnehmungen Auffallendes und minder Bekanntes anführen. Aus seiner Arbeit werden daher nicht bloss die Anfänger, für die sie berechnet ist, lernen. Wenn der Verf. aber in der Vorrede bemerkt, dass, da alle Nachbildungen aus freier Hand gezeichnet seien, auf vollständig genaue Uebereinstimmung mit den Originalen kein Anspruch gemacht werden könne, so kann man andererseits im Grossen und Ganzen die treue Wiedergabe selbst schwieriger Cursivverbindungen nur bewunderungswürdig finden.

Im Folgenden sollen einzelne Punkte hervorgehoben und, da von einem so nützlichen Buche wie das vorliegende leicht vorauszusehen ist, dass es neu aufgelegt werden wird, ein Paar kleine Zusätze gegeben werden.

Der gedruckte Theil beginnt, wie billig, mit der Capitalschrift: der Verf. nennt u. A. hier gelegentlich die von K. W. Müller in Bern veröffentlichten Proben aus Virgilhandschriften verschiedener Jahrhunderte: etwas ähnliches bieten für Horaz C. Kirchner's *Quaestiones horatianae* (Lips. 1834. 4<sup>o</sup>), diesen kann man die sehr guten Nachbildungen anreihen, welche in dem Vorlesungsverzeichniss der Universität Zürich für das Winterhalbjahr 18<sup>85</sup>/<sub>86</sub> aus züricher und einsiedler Handschriften gegeben werden. Von der pariser Handschrift des Prudentius sagt das amtliche Verzeichniss: 'is codex sexto saeculo videtur exaratus' dagegen setzen sie Mabillon und die Verfasser des *Nouveau traité* in das 4. Jahrhundert und de Wailly (*Éléments de paléographie* II, 245. 283) schliesst sich ihnen an, obwohl er gesteht, dass diese Einreihung sich anfechten lasse: der Verf. der hier angezeigten Schrift meint, dass der Codex wol nicht älter als das 6. Jahrhundert, schickt freilich auch voraus, dass eine genaue Altersbestimmung solcher Hds. sehr schwer oder geradezu unmöglich sei. Bei der folgenden Erörterung der 'Uncialschrift' vermisst man eine Notiz über den Ursprung des Wortes: ferner bei der darauf folgenden Erwähnung der Wandschriften von Pompeji die Angabe des Buches von Garrucci, (*Graffiti di Pompei*. Paris 1856) in welchem man sie abgebildet findet. — Die tironischen Noten berührt der Verf. nur kurz und verweist hauptsächlich auf Sickel, in dessen *Acta Karol.* allerdings die neuere Literatur über diesen Gegenstand erschöpfend verzeichnet ist. Unter den Proben altrömischer Cursiv sind, wie zu erwarten war, ausser den Wachstafeln, die der Verf. auch in seiner lehrreichen Abhandlung über die

siebenbürger Sachsen berührt, auch die Bruchstücke zweier aus der kaiserlichen Kanzlei zu Anfang des 5. Jahrhunderts hervorgegangenen Verfügungen und die dazu gehörigen Erläuterungsschriften erwähnt (S. 6), aber die Abhandlung von N. de Wailly (in den *Mémoires de l'institut roy. de France* (1842) t. XV part. I, p. 399 ss.), welcher vollständige Abbildungen beigegeben sind, nicht genannt. Auf derselben Seite ist, wol durch einen Schreibfehler, der Titel der angeführten Schrift von Massmann unrichtig angegeben, da er 'die gothischen Urkunden' (nicht: Unterschriften) lautet. Am Schluss dieses Abschnittes wird vor der unechten Probe cursiver Schrift, dem fabelhaften sardinischen Lobgedicht auf den König Ihaletus gewarnt: es ist dies eine der unter dem Namen der Handschriften von Arboréa zusammengefassten grossartigen Fälschungen neuester Zeit (vgl. Pietro Martini, *Pergamene, codici e fogli cartacei di Arboréa*. Cagliari 1863. 4<sup>o</sup>), welche kürzlich in ihrer Gesamtheit als solche nachgewiesen wurden (*Monatsberichte der berliner Akademie*, Jan. 1870). Im folgenden Abschnitt werden die sogenannten Nationalschriften treffend characterisirt und mit Recht hervorgehoben, dass 'auch die gewöhnliche Minuskel noch Nachwirkungen dieser Schreibarten enthält'. Der Verf. erwähnt, indem er dann von der langobardischen Schrift spricht, auch die sogenannte 'littera beneventana': über den Ursprung des Namens, der doch wol von den in Benevent herrschenden Fürsten langobardischen Ursprungs herrührt, erfahren wir Nichts: auch sehe ich nicht, weshalb die Urkundenproben verwandter Art, welche de Blasio (*Series principum, qui Langobardorum aetate Salerni imperarunt*. Neap. 1785) gibt, übergangen sind.

Sehr bemerkenswerth ist die Mittheilung, mit welcher die Erörterung über die Schrift in den päpstlichen Bullen schliesst, 'dass die gewöhnlich für eigenhändig gehaltenen Unterschriften der Päbste und Cardinäle nur von ihren Schreibern herrühren; sie selbst machten oder vollendeten nur das davor stehende Zeichen. Wer in einem grösseren Archive dieselbe Unterschrift durch eine Reihe von Bullen verfolgt, wird sich von der Wahrheit dieser Behauptung bald überzeugen.'

Unter den Mustern fränkischer Urkundenschrift des achten Jahrhunderts, welche S. 10 angeführt werden, verdienen die Nachbildungen der karolingischen Diplome aus dem fuldaer Archive, welche C. Herquet 1867 herausgegeben hat (vgl. meinen Bericht in diesen Blättern 1868, S. 686), Erwähnung. — Abschnitt VI ist überschrieben: Halbuncialschrift. Es erscheint nicht gerade zweckmässig, dass der Verf. diesen früher üblichen, nicht glücklich gewählten Namen wieder in Gebrauch nimmt; er bemerkt selbst, dass manche Handschriften dieser Uebergangszeit 'nicht mehr Uncial und noch nicht Minuskel sind': sollte es sich daher nicht empfehlen, die Bezeichnung 'gemischte Schrift', welche de Wailly (*Éléments* I, 398: 'écriture mixte') anwendet, von ihm zu entlehnen? Bei Erörterung der Aratea wäre der Deutlichkeit wegen wol gut zu 'Archaeologia' 'London 1836' hinzuzusetzen oder den Titel vollständig zu geben und kurz vorher statt 'Ottley VI, 9' — worunter man doch Bd. VI, S. 9 verstehn könnte — Taf. VI. nr. 9 zu sagen. — Sehr lichtvoll werden im 7. Abschnitt die verschiedenen Gattungen irischer Schrift in Kürze dargestellt und auch die so eigenthümlichen Kunstleistungen, welche die grüne Insel, vom sechsten



Jahrhundert an 'das Hauptland der Kalligraphie', hervorgebracht, besprochen: wie denn ja der Verfasser schon vor längerer Zeit den Schottenmönchen seine besondere Theilnahme zugewandt hat, (vgl. seinen in der schlesischen Gesellschaft zu Breslau gehaltenen Vortrag, der später in Quast und Otte's Zeitschrift gedruckt erschien. Ueber die Ausschmückungen irischer Handschriften theilt er eine Stelle aus Girald von Wales mit, welche diese merkwürdigen Verzierungen in treffender Weise schildert. Hierbei ist einer eigenthümlichen, vom Verf. nicht erwähnten, Meinung Ferd. Keller's zu gedenken (in d. Mittheil. d. antiqu. Gesellschaft in Zürich. 1853. VII, 79). Dieser Gelehrte bemühte sich nachzuweisen, dass die gedachten Verzierungen auf ägyptischen Mustern beruhten, welche durch Vermittlung ägyptischer Mönche nach Irland gekommen seien: eine Ansicht, welcher, wie mir scheint, Prof. Unger in seiner kürzlich veröffentlichten Abhandlung: *La miniature irlandaise* (*Revue celtique* . . . par H. Gaidoz. Paris 1870 I, 9—26) mit Recht entgegentritt: es genüge hier auf diese Schrift, in welcher über den anziehenden Gegenstand eingehend gehandelt wird, zu verweisen. Unmittelbar auf dieselbe folgt die französische Uebersetzung eines Aufsatzes von Wattenbach (aus dem Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1869) über ein Evangeliar mit irischen Miniaturen aus der Bibliothek des Fürsten Oettingen-Wallerstein. An die irische reiht sich die angelsächsische Schrift an: hier wird u. A. erwähnt, dass königliche Urkunden im Uncial geschrieben seien: es hätte dabei das Werk von Casley (*A catalogue of the manuscr. of the king's library*. London 1734. 4<sup>o</sup>) wegen der angehängten

Schriftmuster genannt werden können. Der üblichen Meinung, dass König Wilhelm I. die angelsächsische Schrift verboten habe, tritt der Verf. entgegen, da Urkunden und Münzen desselben Königs widersprechen. Von der karolingischen Minuskel heisst es (S. 16): 'Sie ist zu eigenthümlich, als dass wir sie nicht auf einen bestimmten Ausgangspunkt zurückführen müssten und dieser kann kein anderer sein, als Alkuins' berühmte Schule im Martinskloster zu Tours.' Der Beurtheiler der Wattenbach'schen Schrift in Sybel's Histor. Zeitschrift (er unterzeichnet — vermuthlich Pabst, wenn auch nicht unfehlbar) findet diese Annahme unbegründet; denn sonst müsste die karolingische Schrift ja ganz so wie die angelsächsische sein; indess eine solche Folgerung ist durchaus nicht nothwendig, nur ein bedeutender Einfluss der angelsächsischen Schreibweise auf die fränkische muss erwiesen sein: anders hat es auch der Verf. offenbar nicht gemeint, wie seine Worte auf der vorhergehenden Seite deutlich zeigen. Dass aber die beiden Schriftarten, um die es sich handelt, nah mit einander verwandt sind, lehrt der Augenschein (vgl. auch Sickel, Acta I, 302). Zu den Werken, welche S. 18 über Verzierung der Handschriften durch Bilder und kunstvolle Anfangsbuchstaben handeln, kann man hinzufügen: Humphreys, The illuminated books of the middle ages. London 1844. 4<sup>o</sup>, Denis, Hist. de l'ornementation des mscr. Paris 1857 und einen Aufsatz im 'Ausland' (1864 S. 557): Gesch. der Miniaturmalerei in Hss. — Unter der Bezeichnung 'das Zeitalter der ausgebildeten Minuskel' wird im 10. Abschnitt die ganze weitere Entwicklung der Schrift zusammengefasst, loh würde auch hier die Eintheilung von de Wailly

vorziehn, der eine gothische Periode absondert und dann wieder gothische Minuskel, gothische Cursiv und gothische gemischte Schrift unterscheidet. Hervorheben will ich aus dem, was der Verf. hier beibringt, nur Eins. 'Ein sehr wichtiges Gesetz aber ist das,' bemerkt er S. 19, 'dass im Allgemeinen der Westen vor dem durchschnittlichen Standpunkt um ein halbes Jahrhundert voran ist, der Osten um ebensoviel zurückbleibt' eine Behauptung, deren Richtigkeit man leicht durch eigene Wahrnehmungen bestätigt finden kann. Uebrigens liesse sich vielleicht hinzufügen, dass Italien wieder Deutschland in der Entwicklung voraus ist. Zur gothischen Periode ist eine kleine Schrift von Frdr. Scharff (Die deutsche Schrift im Mittelalter, ihre Entwicklung, ihr Verfall, mit besonderer Rücksicht auf Frankfurt und seine Umgegend. Frankfurt a. M., 1866. 4<sup>o</sup>) zu nennen, welcher Schriftproben des 14.—16. Jahrhundert aus dem frankfurter Archiv beigegeben sind. Es findet sich manche gute Bemerkung darin, doch scheint es verfehlt, die 'deutsche Schrift' bloß gesondert zu betrachten, als wäre sie eine ureigene Schöpfung und nicht eine Entwicklungsstufe der lateinischen. — In Bezug auf den autographischen Theil des Wattenbach'schen Buches ist nicht wohl thunlich auf Einzelheiten einzugehn. Es sei nur noch bemerkt, dass der Abschnitt über die Abkürzungen sehr zweckmässig ist. F. X. Kraus führt (Theol. Literaturbl. Bonn 1870 nr. 4) eine Anzahl Abkürzungen an, die nicht hätten fehlen sollen, indessen wird hierbei immer der subjective Gesichtspunkt walten, da Vollständigkeit weder erstrebt war, noch erstrebt werden konnte. Dagegen habe ich unter den literarischen Nachweisungen die Schrift von Joh.

M. Hulákowský (Abbreviaturae vocabularium. Pragae. Impressum in lithographia M. A. Vitek 1852. 4<sup>o</sup>) vermisst: sie hat einen eigenthümlichen Werth dadurch, dass sie auch Abkürzungen in slawischer Sprache enthält. Zu dem letzten Abschnitt, welcher von den 'Zifern' handelt, möchte ich die Abhandlung von Woepke: Mém. sur la propagation des chiffres indiens (Journal asiatique 1863. Sixième serie I, 27. 234. 442) hinzufügen und — worauf mich Herr Prof. Brugsch aufmerksam gemacht hat — auf die überraschende Verwandtschaft hinweisen, welche zwischen unsern Zahlen und den hieratischen und demotischen Formen der ägyptischen Zahlzeichen obwaltet.

Der Verf., welcher seinen mitunter trocknen Gegenstand durch gute Laune zu würzen versteht, schliesst seine so verdienstliche Arbeit mit einem palaeographischen Scherz, indem er einen am Ende mittelalterlicher Handschriften nicht seltenen Vers: *'Explicit expliciat ludere scriptor ea'* beifügt. Ob darin, wie behauptet wird, auch noch eine feine Anspielung auf die seitdem zunächst veröffentlichte Schrift des Verf.'s über Peter Luder enthalten sei, kann dahin gestellt bleiben.

Adolf Cohn.

---

L'abbé Martin, Tradition Karkaphienne ou la Massore chez les Syriens. Paris. Imprimerie Impériale. 1870. (Extrait No. 13 de l'année 1869 du Journal Asiatique. — 135 und 19 S. in Oct. und 7 Tafeln in Quart.)

Diese Schrift des besten französischen Kenners der syrischen Sprache nimmt die nur halb

durchgeführten Untersuchungen Wiseman's über die s. g. karkaphischen Handschriften wieder auf und beweist zuerst klar und deutlich, was sich freilich eigentlich schon aus Wisemann's Proben ergab, dass jene weder eine eigne syrische Bibelübersetzung noch eine besondere Recension der Peschîtâ enthalten, sondern einfach masorethische Aufzeichnungen zur Bewahrung richtigen Schreibens und Lesens der heiligen Texte. Sie gleichen in vielen Stücken der jüdischen Masora, aber im Grunde noch mehr den abendländischen Correctorien. Die Handschriften geben nämlich keine zusammenhängende Texte, sondern nur einzelne Wörter und Sätze in sorgfältiger Schrift und Vocalisierung, um den Leser an allen irgend unsichern Stellen zu leiten. Dazu werden am Rande gelegentlich Varianten gegeben, hie und da selbst Bemerkungen lexicalischer und grammatischer Art. Zuweilen finden wir auch Angaben über die für den liturgischen Vortrag wichtigen (für uns jedoch ziemlich gleichgültigen) Accente. Diese Arbeiten umfassen die ganze Peschîtâ (nach dem Canon der Verfasser), die Harkelsche Uebersetzung und einige vielgebrauchte Werke von Kirchenvätern. Ausserdem enthalten die Handschriften durchgängig noch ein paar mehr grammatische Abhandlungen wie den von Martin und von Phillips herausgegebenen Brief des Jacob von Edessa über die Orthographie; diese Anhänge bilden aber keinen integrierenden Bestandtheil der Werke. Die einzelnen Handschriften weichen stark von einander ab; die eine giebt die Stellen, deren richtige Lesung festgestellt werden soll, vollständiger als die andre, und viele Stellen, welche in einigen stehn, fehlen in andern. Noch stärker scheint die Verschiedenheit in den

Randbemerkungen zu sein, welche übrigens theilweise von späteren Händen herrühren. Es handelt sich hier eben nicht um ein einheitliches Werk, sondern um die Arbeit einer Schule; jeder Abschreiber handelt selbständig und kann gewissermassen als Verfasser einer eignen Recension angesehen werden.

Herr Martin weist nach, dass der Name dieser »Ueberlieferung« vom jacobitischen Kloster Qarqafthâ herkommt. Durch seine reiche Belesenheit ist er in den Stand gesetzt, einige Notizen über dies Kloster zu geben; leider aber lässt sich bis jetzt über das Wichtigste, seinen Ort, Nichts weiter bestimmen als dass es in Mesopotamien lag. Auch in arabischen Schriftstellern habe ich über dies »Schädelkloster« Nichts gefunden; das »Schädelkloster« (dair-aldschamâdshim) bei Kûfa ist ein ganz anderes. Auf einem wunderlichen Versehen beruht übrigens die wiederholte Annahme des Verf.'s, dies Kloster liege im Hauran, welches er zu Mesopotamien rechnet! Schon daraus, dass das Kloster jacobitisch, ergiebt sich, dass diese ganze »Ueberlieferung« den Jacobiten angehört. Dazu stimmt, wie schon Wisemann sah, das ganze Aeussere der Handschriften, namentlich der Gebrauch der griechischen Vocale, welcher den Nestorianern fremd geblieben ist, sowie die Benutzung der Harkelschen Uebersetzung. Doch bemerkt Martin, dass diese Handschriften in gewissen Dingen der nestorianischen Weise näher treten, z. B. in der Eintheilung der Bibelabschnitte. Er hätte noch ein weit Wichtigeres hervorheben können, nämlich die Aehnlichkeit des Karkaphischen Canons mit dem nestorianischen; beide lassen von den canonischen Schriften die Chronik und Esra, von

den Apocryphen die Maccabäer weg (vgl. den Canon Ebedjesu's bei Mai, Nova coll. X, 273 und das Verzeichniss der Bücher in den nestorianischen Bibelhandschriften bei Adler, Vers. syr. 34 sq., wo übrigens aus Versehen »liber regum filiorum Israelis« durch die Chronik erklärt wird.)

Der Verf. sucht nun die Geschichte der Karkaphischen Schule soweit möglich festzustellen. Leider ist das Material dazu sehr dürftig. Die vorhandenen Handschriften sind alle bald vor oder nach dem Jahre 1000 unsrer Aera geschrieben; damals wird die Blüthezeit dieser Schule gewesen sein. Dass solche Bestrebungen aber schon früher begonnen haben, zeigen Martin's Angaben über eine Londoner nestorianische Handschrift ganz ähnlicher Art, welche schon 898 in Harrân geschrieben ist. Der Verf. sucht die Karkaphische Tradition auf Jacob von Edessa zurückzuführen. Doch kann dies nur in dem sehr bedingten Sinn angenommen werden, dass dieser berühmte Lehrer der monophysitischen Kirche zu derartigen grammatisch-masorethischen Studien den ersten Anstoss gab. Sehr gut fasst Martin den Zusammenhang dieser Schule mit den literarischen Verhältnissen ihrer Zeit auf. Allerdings scheint er mir die Karkaphier etwas zu hoch zu stellen. Männer der strengen Wissenschaft waren diese fleissigen Mönche nicht. Sie hatten ein praktisches Ziel im Auge und hätten von der Weise, wie sie ihre Buchstaben und Lesezeichen setzten, schwerlich eine eingehende grammatische Rechenschaft ablegen können; dagegen folgten sie treu einer guten Tradition des Vortrags der heiligen Bücher. Darf man sie daher weder den ältern arabischen Grammatikern noch auch dem Bar-

hebraeus irgend an die Seite stellen, so hat ihre Arbeit doch für uns einen sehr hohen Werth, indem sie uns eben eine solche gute Tradition erhalten hat.

Schon in den wenigen Auszügen, welche uns der Verf. mittheilt, finden wir manches lexikalisch und grammatisch Wichtige. Die Karkaphier geben durchweg die spätere Aussprache der westlichen Syrer wieder; *â* ist hier schon *ô*, das alte *ô* ist durchweg zu *û*, *ê* in offner Silbe sehr oft (jedoch noch nicht in allen Fällen, wo es unsre Grammatiken haben) zu *î* geworden. Wir können die Aussprache der Vocale sehr genau controlieren, weil dieselben durch griechische Buchstaben (nach vollständig itacistischer Aussprache) dargestellt werden. Das System der Vocalbezeichnung ist das schon aus Wiseman's Facsimile bekannte, welches auch die mit *u* zusammengesetzten Diphthongen *au* (AY), *eu* (EY), *iu* (HY)\*) durch griechische Diphthongen ausdrückt, obgleich da die blosse Bezeichnung des ersten Vocalelements vollkommen genügt hätte. Allerdings scheint die Pariser Handschrift schon ziemlich häufig in solchen Fällen die uns bekannte kürzere Weise anzuwenden. Ueberhaupt ist die Pariser Handschrift wohl nicht so sorgfältig geschrieben wie die Vaticanische. So möchte ich mich nicht darauf verlassen, dass die nach den Proben Martin's in jener ziemlich häufige Ersetzung des Vocalzeichens OY durch blosses Y richtig ist. Ich vermuthe vielmehr, dass für *û* ursprünglich immer OY, dagegen für griechisches *υ* und das ihm damals gleichlautende *ο* bloss Y geschrieben werden sollte. Der sorgfältigen Schreibung

\*) Dagegen liess sich syrisches *ai* nicht durch AI darstellen, weil dies damals im Griechischen *ε* lautete.



griechischer Wörter wird auch bei den Karkaphiern eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die griechische Vocalisation wird oft durch die syrische Consonantenschrift und durch griechische Vocale zugleich ausgedrückt. Und doch ist auch hier das Resultat pedantischer Sorgfalt nur zu oft starke Entstellung. Die syrischen Gelehrten, welche ihre Sprache mit griechischen Wörtern vollpfropften und sie gewaltsam in die Regeln der griechischen hineinzwängten, waren eben nicht im Stande, den abschreibenden Mönchen die nöthige Kenntniss des Griechischen einzuflößen.

Auch sonst finden sich in der Pariser Handschrift zuweilen Fehler, wie das gerade bei einem derartigen aus abgerissenen Wörtern und Sätzen bestehenden Texte unvermeidlich ist. Das auffallendste Versehen ist die geradezu falsche Angabe über die Aussprache des Perfects und Imperfects von 𐤀𐤌𐤃 in der Randbemerkung auf S. 9 der Auszüge, Zeile 5; hier ist an eine abweichende Dialectform nicht zu denken. Vielleicht ist die Bemerkung von späterer Hand.

Sehr dankenswerth sind die Auszüge aus den Karkaphischen Handschriften. Besonders wichtig ist das ziemlich ausführliche Verzeichniss der am Rand notierten Varianten aus der Pariser Handschrift. In diesem Verzeichniss hätte, beiläufig bemerkt, die Angabe der Stellen zuweilen correcter sein können, wie sich auch eine ziemliche Anzahl von nicht bezeichneten Stellen leicht hätte auffinden lassen (so ist z. B. die nicht angegebne Stelle aus dem Richterbuche auf S. 5 Iud. 8, 18). Unverständlich ist die Randbemerkung S. 7 Zeile 6 ff., wenn man nicht erfährt, auf welche beiden Wortformen sie sich bezieht; mit der vorhergehenden Reihe (zum

Titel des Hohen Liedes gehörig) hängt sie nicht zusammen.

Die Facsimile's aus der Pariser Handschrift (4 Blätter) geben einen deutlichen Begriff von der Beschaffenheit derselben. Jedoch möchte ich vermuthen, dass die Schrift im Original nicht so stark in einander geflossen ist, wie sie auf den Abbildern zuweilen erscheint.

Neben dem eigentlichen Thema, welches vielleicht ohne Schaden für die Deutlichkeit, etwas kürzer behandelt werden konnte, giebt uns der Verf. noch gelegentlich mancherlei Belehrung. Ich mache z. B. auf die interessante Stelle des Barhebraeus über die Dialecte aufmerksam (S. 8), aus welcher der mir auffallende Umstand erhellt, dass noch Mardin zum Bereich des Westsyrischen gehörte. Die mitgetheilten syrischen Texte, darunter einige sehr wichtige, sind alle sorgfältig vocalisirt. Ich bemerke hier, dass auf S. 103, Anm. Zeile 1 *Nûr addîn bar Zangi* (mit Zain), sowie dass S. 128 in der Anmerkung für das mit einem Fragezeichen versehene Wort כחן *p'chas* »retinnit« zu lesen ist.

Bei dieser Gelegenheit mache ich auf den etwas früher erschienenen Aufsatz desselben Verfassers *Jacques d'Édesse et les voyelles syriennes* (Extrait du Journ. As. 1869 nr. 7) aufmerksam. In diesem weist er zunächst nach, dass Jacob von Edessa nicht die uns geläufige Vocalbezeichnung durch beigeschriebene griechische Buchstaben erfunden hat. Dies bedurfte im Grunde seit der Veröffentlichung seines Briefes über die Orthographie keines Beweises mehr. Ich glaube sogar, dass sich Jacob's Aussprache noch von der späteren, auf jene Weise ausgedrückten, unterschied. Ich kann mir nämlich kaum denken, dass er den Vocal, den er auch im Inlaut nur durch ein Aleph aus-

drückte, wie *ô* gesprochen hätte, sondern nehme an, dass dieser damals noch *â* lautete. Martin giebt in diesem Aufsatz nämlich weitere Mittheilungen über eine sehr eigenthümliche Vocalbezeichnung, welche Jacob von Edessa erfunden hatte, welche aber zu sehr vom Herkömmlichen abwich, um irgend Verbreitung zu finden. Leider genügen die Proben, auf der nicht gut gerathenen Lithographie (S. 12) wie am Schluss seiner Ausgabe von Jacob's Brief wenigstens für mich nicht, um die Gestalt und den Ursprung der Vocalbuchstaben sicher zu erkennen, welche jener ohne Weiteres als Buchstaben in die Consonantenschrift hineinstellte. Es wäre sehr zu wünschen, dass uns Martin noch nähere Mittheilungen über die Gestalt und den Gebrauch dieser Zeichen machte; denn dadurch würden wir vielleicht in den Stand gesetzt, Schlüsse auf die Aussprache des Syrischen um 600 gerade in dem Hauptort Edessa zu machen. An diesen Aufsatz über Jacob hat der Verf. noch sehr merkwürdige Mittheilungen aus Elias von Nisibis und Barhebraeus über die dreifache Aussprache des *Pe* und deren Bezeichnung angeschlossen. Man erkennt hieraus u. A., dass bei den Nestorianern schon vor vielen Jahrhunderten die aspirirte Aussprache des *Pe*, welche ihre jetzigen Volksdialecte gar nicht mehr kennen, stark zu schwinden begann.

Der Verf. verspricht uns nicht nur weitere Mittheilungen aus den Karkaphischen Handschriften, sondern was noch viel wichtiger, auch eine Ausgabe der grossen Grammatik des trefflichen Barhebraeus. Wir sehen diesem Werke, dessen syrischer Text schon ganz gedruckt ist, mit grosser Spannung entgegen. Ref. gehört wenigstens nicht zu denen, welche die Hülfe der syrischen Grammatiker verschmähen,

(vgl. S. 1); er war einfach nicht in der Lage, die handschriftlichen Werke dieser Art bei seinen Arbeiten benutzen zu können, und ist vielmehr der Ansicht, dass eine wissenschaftliche Darstellung der syrischen Schriftsprache zur Zeit für jeden unthunlich ist, der nicht wenigstens die grammatischen Werke des Barhebraeus und die einheimischen Wörterbücher benutzen kann. Th. Nöldeke.

---

Lexicon rhetoricum cantabrigiense. Recensuit et annotationibus instruxit E. O. Houtsma. Lugduni-Batavorum, S. C. van Doesburgh. 1870. 78 SS. 8.

Es sind die Bemerkungen eines griechischen Grammatikers, welche sich am Rande einer HS. des Harpokration in Cambridge aufgezeichnet finden. P. P. Dobree veröffentlichte sie als Anhang zu Porsons Photius (Cambridge 1822; wieder abgedruckt Leipzig 1823), eine zweite von jenem vorbereitete Ausgabe besorgte I. Scolefield Cambridge 1834; eine dritte veranstaltete E. Meier (Halle 1844), eine vierte A. Nauck im Anhang seines Lexicon vindobonense (Petersb. 1867) p. 329 ff. Dennoch hat Herr H. ganz Recht, dass noch viel für die zum Theil wenigstens sehr wichtigen Bemerkungen zu thun blieb, und Manches ist ihm auch in der Erläuterung und Herstellung der sehr flüchtig geschriebenen und verderbten HS. gelungen. Doch vermisst man, was bei allen diesen Bemerkungen der Grammatiker die wichtigste Aufgabe ist, eine Nachweisung der Stelle, zu welcher die Bemerkung zuerst gehörte. Sie ist natürlich nicht immer, aber doch sehr oft möglich, und erst so erkennen wir, dass es sich meist nur um eine einzelne Stelle und die Auffassung handelt, zu welcher diese veranlasste; der Schein vielfacher

Ueberlieferung und Bezeugung schwindet. So gehörte gleich die Bemerkung über ἀγωγὴς, wie die Vergleichung von Bekkers Anecd. 22, 20. 333, 17. 340, 26. Photius p. 6, 17. Hesych. s. v. Suid. s. v. Zonaras s. v. Poll. 10, 55. zeigt, zu einer Stelle des Sophokles, wodurch ὁ ἐπάγονται für ἐνάγονται der HS. wahrscheinlich wird. Die ersten Worte aber ἀγωγὴς ὁ ἐνάγων τὴν δίκην hier und bei Suid. und Zon. sind kaum etwas anderes als Irrthum für εἰσαγωγὴς (Bekk. anecd. 246, 14. Poll. 8, 93). Auch die zweite Bemerkung ἀγραφίου δίκην kommt in anderes Licht, sobald man alles darüber bei den Grammatikern Vorfindliche auf eine Bemerkung zu Demosth. 58 §. 51 zurückführt, auf den Harpokr. ausdrücklich hinweist. Hier nur noch ein Wort über die hübsche Entdeckung des Hrn. H. in der Vorrede p. 4. Wenn die Bemerkung über Πενέσται nach Millers Mélanges de litt. grecque p. 385 ἐκ τῶν Κλαυδίου Κασίλωνος παρὰ τοῖς Ἀιτικοῖς ῥήτορι ζητούμενων stammt, προταναίαις aber am Schluss derselben das Lemma zu der Bemerkung πρόσδος τις u. s. w. ist, so konnte dieser Irrthum nur entstehn, wenn beide Bemerkungen sich unmittelbar folgten, und es gehört also auch der Artikel Προταναίαις dem Claudius Casilon. Aber ob daraus folge, dass die cambridger Bemerkungen nicht von Claudius Casilon herrühren, dem sie Miller zuschrieb, zweifle ich sehr. Viel eher konnten die Artikel πινάκιον und προβολή am Rande des Claudius bemerkt und dann an unpassender Stelle eingeschoben, als erst die zwei Artikel Πενέσται und Προταναίαις aus Claudius entlehnt, dann προταναίαις falsch zum ersten gezogen, dann πιν. und προβ. anderswoher genommen und eingesetzt werden. Gewonnen wird freilich mit dem Namen Claudius Casilon nicht viel. H. S.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 34.

24. August 1870.

Ueber die mittelalterliche Feldgemeinschaft und die Einhegungen des 16. Jahrhunderts in England von Erwin Nasse. Bonn bei Adolph Marcus. 1869. 71 Quartseiten.

Diese gründliche Abhandlung liefert einen wichtigen Beitrag zu der Geschichte des englischen Agrarwesens, welche bis jetzt in England selber ungeachtet der Reichhaltigkeit des dafür vorhandenen urkundlichen Materials weniger bearbeitet worden ist, als andere Partien der Culturgeschichte dieses Landes und Volkes.

Die Untersuchung des Verfassers bezieht sich in erster Linie auf das mittlere und östliche England. Ueber die nördlichsten und südlichsten Theile des Landes hat er nur sparsam fließende Quellen benutzen können; Wales und die Küstengrafschaften des westlichen Englands sind von ihm, obwohl die Agrargeschichte dieser Gegenden viele interessante Eigenthümlichkeiten bietet, ausser Betracht gelassen, weil die ganze dortige Entwicklung aus dem, ihm vor-

liegenden Material auch nicht mit annähernder Sicherheit zu erkennen war. —

Auf dem Continent ist die Ansicht sehr verbreitet und auch noch neuerdings durch sonst gut unterrichtete Fachschriftsteller genährt worden, dass die jetzige Hofwirthschaft auf separirtem und arrondirtem Grundbesitz in England eine primitive Agrarverfassung sei. \*) Um diesen Irrthum zu widerlegen, wirft der Verf. zunächst einen Blick auf die Reste, welche von der alten Feldmarkverfassung in manchen Gegenden Englands noch bis auf die neuere Zeit, ja bis jetzt sich erhalten haben. Literarische

\*) So Wilhelm Maurer, über angelsächsische Markverfassung in der Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft Bd. XVI, p. 203:

»Schon eine flüchtige Ansicht der verschiedenen Grafschaften des heutigen Englands zeigt die Hofwirthschaft als das durchweg Ueberwiegende und das englische village ist von dem deutschen Dorfe durchaus verschieden, indem die geschlossen zusammenliegenden, in Gassen angelegten Wohnungen dem Tagelöhner, Krämer, Wirthe dienen, die eigentlichen Landwirthe, obwohl zum Verbande des village gehörig, auf grösseren und kleineren Höfen der Pachtwohnungen zerstreut leben. Diese Zustände von heute erlauben einen sicheren Rückschluss auf die alte Zeit, auf vorwiegende Ansiedelung mit Höfen.«

Allein dieses jetzige village ist eben nicht das untergegangene markgenossenschaftliche Dorf der Vorzeit und die alten Feldmarken der Dörfer sind in die Felder der Hofwirthschaften aufgelöst worden.

Wer jetzt die Marschen des nordwestlichen Deutschland bereist und hier vielerwärts in den Dörfern nur Krämer, Handwerker, Tagelöhner u. s. w. im Wohnverbande, die Landwirthe draussen zerstreut auf Einzelhöfen findet, täuscht sich gleichfalls, wenn er die letztere Art der Ansiedelung für die ursprüngliche hält. Es hat hier seit Jahrhunderten Ausbau aus den Dörfern auf den durch Tausch, Kauf u. s. w. zusammengebrachten Ländern stattgefunden und findet noch fortwährend statt.

Quellen hierfür sind für Die, welchen nicht der Augenschein gestattet ist, die Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts vom Board of Agriculture unter Sinclair's Leitung herausgegebenen Beschreibungen der einzelnen Grafschaften Englands, welche in weiteren Kreisen durch die auszüglichen Bearbeitungen Marshall's bekannt sind; sodann der Bericht der 1844 eingesetzten Parlaments-Commission zur Begutachtung eines beabsichtigten Gemeinheitstheilungsgesetzes. Nasse citirt auch ein Werk von George Wingrove Cooke, on inclosures and rights of commons, 4. Ausg. London 1864, jedoch mit dem Bemerkem, dass dieses fast ausschliesslich aus dem eben erwähnten Report geschöpft sei.

Nach den Grafschaftsbeschreibungen werden noch in fast allen Theilen des Landes, besonders in den mittleren und östlichen Grafschaften Dorffeldmarken in der alten Verfassung vorgefunden: die Aecker in offener Gemenglage, so dass der Besitz des einzelnen aus lauter schmalen, über alle Gewanne zerstreuten Stücken — hochaufgepflügten Ackerbeeten — besteht, genutzt nach der Dreifelderwirthschaft (hie und da Zweifelderwirthschaft) unter Flurzwang mit gemeinsamer Brach- und Stoppelweide; die Wiesen gleichfalls zwar im privativen Besitz, aber in der Vornahme der Heuernte von der gemeinschaftlichen Regelung abhängig und nach der Heuernte zur gemeinschaftlichen Weide benutzt; dazu die Gemeinweiden. Also dieselbe Feldgemeinschaft, wie noch jetzt, wenn die Separationen noch nicht ausgeführt sind, in Deutschland etc. —

Nasse führt beispielsweise an, dass zu der Zeit der Abfassung der Grafschaftsbeschreibungen in Northamptonshire von 316 Kirchspielen



noch 89 in dieser Verfassung waren, in Oxfordshire über 100; in Berkshire, Wiltshire, Huntingdonshire die Hälfte des Gesamtareals und darüber.

Auch noch 1844 berichten sie von der gedachten Commission vernommenen sachkundigen Männer übereinstimmend, dass in vielen Gegenden des Landes die Ackerstücke derselben Dorfschaft noch theilgehegt im Gemenge liegen, die Dreifelderwirthschaft unter Flurzwang betrieben wird und die Brach- und Stoppelweide gemeinschaftlich ist.

Eine sehr interessante Reminiscenz an die volle Feldgemeinschaft der ältesten Zeiten ist, dass nach den von derselben Commission gemachten Aussagen auf manchen Feldmarken die Wiesen noch nicht in das Sondereigenthum übergegangen sind, sondern die zur Heuwerbung bestimmte Fläche jedesmal unter die einzelnen Miteigenthümer nach Massgabe ihrer Berechtigung an wechselnden Stellen von Neuem vertheilt wird; entweder durch das Loos (lot meadow) oder nach einer ein für allemal bestimmten Reihenfolge (rotation meadow). Bei der Verloosung bedient man sich noch jetzt an einem Orte in Oxfordshire der Hausmarken. »Jede Hufe hat ihre besondere Marke, die Marken werden in einen Hut geworfen und so um die einzelnen Stücke der Wiese vor der Heuernte jedesmal das Loos gezogen.« (Nasse p. 10 nach Williams, in der Archaeologia 1849, vol. XXXII).

Historisch noch wichtiger ist die, allerdings ganz isolirt dastehende Angabe eines Mr. Blamire vor jener Commission, dass hin und wieder selbst das Ackerland noch nicht zu Sondereigenthum geworden ist, sondern auf die Ro-

tationszeit der Fruchtfolge zur Sondernutzung immer von Neuem verloost wird.

Hierin finden wir also unsere Gehöferschaften im Reg. bez. Trier wieder. Leider aber fehlt jede Auskunft darüber, wo dies noch stattfindet, wie lang die Rotations- und Verloosungsperiode ist, welches Verfahren dabei inne gehalten wird u. s. w. Nasse hat sich vergebens bemüht, darüber etwas Näheres anderweitig in Erfahrung zu bringen, auch bei keinem englischen älteren oder neueren Schriftsteller eine Andeutung dieses agrarischen Gemeintheigenthums der Urzeit entdeckt; er meint aber, dass aus dem Archive der Inclosure commission in Betreff der unter Leitung derselben separirten Feldmarken Aufklärung hierüber sich noch gewinnen lassen werde.

Der Verf. geht nun in seinen eigenen Forschungen bis in die angelsächsische Periode zurück und sucht über das Agrarwesen jener Zeit so viel Licht zu verbreiten, als es die in diesem Punkte für diese Zeit dürftigen Quellen — die angelsächsischen Gesetze und Urkunden — möglich machen. Die Bearbeiter der angelsächsischen Geschichte und Verfassung, wie Philipps, Palgrave, Leo haben um die, uns hier interessirenden Fragen sich wenig bekümmert und die Bemerkungen derselben über Markgenossenschaft und Landansiedelung sind von keinem Werthe. (Urtheil. von K. Maurer, dem Nasse beistimmt). Auch Kemble hat es hierin nicht weiter gebracht. (Kritik von K. Maurer und R. Schmid); er geht von der Annahme grosser Markgenossenschaften als der Grundverfassung des angelsächsischen Gemeinwesens aus, ohne sie constatiren zu können und ohne in die Feldmarkverfassung der einzelnen Dörfer einzu-

dringen. Was nun Nasse über letztere aus den angelsächsischen Quellen zu ermitteln im Stande war, giebt zwar kein vollständiges Bild des Agrarwesens jener Zeit, lässt aber doch erkennen, dass damals die agrarische Urzeit schon überwunden war und die Feldgemeinschaft diejenige Modifikation erfahren hatte, unter welcher sie sich in England dem Obigen zufolge bis zu den Inclosures und wo diese noch nicht ausgeführt, bis zur Stunde erhalten hat.

Also schon bei den Angelsachsen: nicht mehr ein agrarisches Gesamteigenthum der Bauerschaft an der ganzen Feldmark und eine wilde, die ganze baufähige Fläche im Wechsel von Saat und Weide durchziehende Feldgraswirthschaft mit periodischer Verloosung der pro tempore Aecker unter die Markgenossen, sondern der Gegensatz von definitivem Ackerlande und permanenten Weidelande ausgeführt. \*)

An den Aeckern das Sondereigenthum constituiert; letzteres auch schon, wenn gleich nicht überall an den Wiesen; beide in Gemenglage und unter Flurzwang, mit gemeinsamer Brach- und Stoppelweide auf den Feldern und Wiesenweide nach beschaffter Heuernte (auch wohl im Frühling bis zur Schonungszeit des Grases); die volle alte Genossenschaft erhalten an den Ge-

\*) Was vorhin von einer einzelnen Gegend oder Feldmark über das noch jetzt stattfindende Gesamteigenthum an den Aeckern mit einem Wechsel in der Nutzung der Stücke unter den Miteigenthümern nach einer Aussage vor dem Parlaments-Comite mitgetheilt worden, muss schon in der angelsächsischen Zeit als eine Ruine aus der Vorzeit da gestanden haben, wie dies ganz eben so schon im frühesten Mittelalter mit den Gehörschaften des Hundsrückens gegenüber den anderen Gegenden des südlichen Deutschlands und weiter hin der Fall war.

meinweiden und Gemeinwaldungen, hie und da auch noch an Gemeinwiesen.

Diese Grundzüge charakterisiren u. A. auch das mittelalterliche Agrarwesen der schleswigschen und jütschen Heimath der Angelsachsen, über welches das jütsche Low (1241) uns genauere Kunde gewährt, als über das Agrarwesen der englischen Angelsachsen direkt zu erlangen ist. Es wird deshalb unbedenklich sein, die Lücken der angelsächsischen Quellen durch das Studium des jütschen Low (— auch der seeländischen und schonenschen Gesetze in Hinblick auf die spätere Niederlassung der Dänen in England —) zur Vervollständigung des Bildes auszufüllen und wir hätten gewünscht, dass der Verfasser, hiezu besonders ausgerüstet, diese vergleichende Forschung vorgenommen und die Ergebnisse derselben in die vorliegende Abhandlung verwebt hätte. —

Der Verfasser beginnt (wie Waitz in seiner Darstellung der altdeutschen Hufe, Göttingen 1854) mit der Wohn- und Wirthschaftsstätte der Hufe im Dorfe und deren Einzäunung: Weordig, Wurd, Vurdig: unsere alte sächsische Wurth. (Im inneren Deutschland: Hovestatt, Hofbering, Hofraithe; dänisch Toft, schwedisch: Tomt). Diese Hofstelle mit Zubehör musste, wie bei allen germanischen Völkern mit Dorfansiedelung, dauernd umzäunt sein. Ceorles weordig sceal beon wintres and sumeres betyned. (Angels. Ges. in der vetus versio: rustici curcillum debet esse clausum aestate simul et hieme). Aus dieser Umzäunung erklärt sich, dass das Wort tun, (Zaun), woraus town geworden, auf die umschlossene Hofstelle selber schon bei den Angelsachsen übertragen wurde, also gleichbedeutend mit weordig. Noch jetzt wird

auf dem Lande in England der Hofraum oft mit town bezeichnet. Nasse fügt noch die Bemerkung hinzu: »Wahrscheinlich wurden aber, wie dies auch in Deutschland zu geschehen pflegte, nicht bloss einzelne Höfe, sondern auch mehrere zusammenliegende mit einem Zaun umschlossen und hieraus erklärt sich, dass nicht nur der einzelne Hof, sondern auch die ganze Dorfschaft tun genannt wird.« Er hätte dies bestimmter ausdrücken können. Denn überall war das ganze Dorf umzäunt und mit Thoren (Hecken) an den Ein- und Ausgängen versehen. Es musste dies schon deshalb geschehen, weil der innere Dorfraum Sammelplatz für das Vieh (mit Tränkstätte) war und dasselbe, Abends von der Weide heimgetrieben, in den Sommernächten hier gemeinsam kampirte. Nach der Dorfanlage bei manchen Völkerschaften bildete sich übrigens der schützende Dorfzaun von selber durch die aneinander sich anschliessende Zäune aller einzelnen Gehöfte, die nach hinten zu gar keinen Weg aus dem Dorfe hatten.

Die Haltbarkeit der privaten Zäune hatte also eine grosse Bedeutung für die ganze Dorfschaft; daher die stringenten Vorschriften und scharfen Strafbestimmungen. Vgl. z. B. Jütsches Law III, 57. —

»Ausser der Wohnstätte und dem zu gehörigen Hofe finden wir aber freilich auch schon bei den Angelsachsen kleinere Parzellen dauernd eingefriedigt zur Weide des Viehs, welches ausnahmsweise in der Nähe der menschlichen Wohnungen bleiben und nicht auf die gemeine Weide getrieben werden soll. Wir sehen vor allem in den Urkunden häufig erwähnt: eingehegtes Grasland, gerstun, Graskoppel; syntri maede, eine aus der Feldgemeinschaft ausgesonderte

Wiese; es kommt ferner in den Grenzbeschreibungen der Landcessionen vor: stod fald, ein eingepferchtes Stück für Pferde, oxena gehaeg, oxena wic Ochsenkoppel, sceap hammas Koppel für Schafe, flax hammas ein eingehegtes Stück zum Flachsbaue. (Nasse p. 13).

Diese Fassung macht den Eindruck, dass Nasse die Wurth oder den Toft sich vorstellt als beschränkt auf den zu den Gebäuden und zu der wirthschaftlichen Bewegung auf dem Hofe nöthigen Raum, allenfalls noch mit etwas Gartenland, und dass er die in der Nähe der Gehöfte befindliche, für die verschiedenen ange deuteten Nutzungsweisen bestimmten eingezäunten Grundstücke zwar als einen Bestandtheil der Hufe ausserhalb der Wurth, nicht aber als integrierenden Bestandtheil der Wurth selber ansieht.

Hierbei ist jedoch das ganz Ursprüngliche von späterem Zuwachs zu unterscheiden. Gleich bei der genossenschaftlichen Ansiedelung und Gründung der Dörfer erhielten die Hofstätten, wie wir hier statt Wurthen, Tofte etc. sagen wollen) einen solchen Umfang — den gleichen für jede Hufe — dass sie ausser den Gebäuden und dem Wirthschaftshofe alle Culturen aufnehmen konnten, welche die Feldgemeinschaft auf den Aeckern nicht gestattete, also für Gemüse, Obst, Flachs u. s. w.\*), ebenso auch dasjenige Vieh, für welches die gemeine Weide nicht passte und besondere Aufsicht und Pflege erforderlich war,

\*) Waitz führt a. a. O. p. 17 urkundlich an, dass selbst Weinberge innerhalb der Hofstätte lagen. In nordschleswigschen Heidegegenden werden die Tofte auch mit als Kornfelder benutzt; in manchen Gegenden wird dort Gerste und Hafer nur auf den stark gedüngten Toften gebaut, während die Felder Roggen und Buchweizen tragen.

wie verschiedenes Kleinvieh, Jungvieh, Füllen (Tummelplätze für dieselben) oder auch wenn man anderes Vieh vorübergehend in der Nähe und zur Hand haben wollte, etwa Arbeitspferde, die man Mittags während der Ausspannungszeit am Hofe grasen liess u. s. w. Daher kann es nicht auffallen, dass nach Kemble's Ermittlungen (Waitz a. a. O. p. 19) bei der durchschnittlichen Grösse der angelsächsischen Höfe von 33 acres hievon allein 3 acres — fast 5 preussische Morgen — auf die Hofstätte fielen.

So wie die Hofstätte als Ganzes nach aussen zu eingefriedigt war, so waren die einzelnen, verschiedenen Zwecke dienenden Abtheilungen derselben wiederum so weit erforderlich durch Einfriedigungen von einander gesondert, so dass die Hofstätte aus mehreren »Koppeln« oder »Höfen«, oder (nach den angelsächsischen Urkunden bei Nasse) »Gehegen«, »Hammas«, bestehen konnte. Im jütschen Low ist die Rede vom Baumgarten, Aepfelgarten, Kohlhofe, Hjalmgarth (wahrscheinlich Hopfengarten). Kohlhof wird noch jetzt in vielen norddeutschen Gegenden der Gemüsegarten genannt, da Kohl das Hauptgemüse war. Hierher gehörten auch die Wischhöfe (Graskoppeln) in holsteinischen Aemtern, welche im innern Deutschland mit der Anpflanzung von Obstbäumen combinirt zu sein pflegen. (Grasgarten). Ferner die ostpreussischen Rossgärten. —

Wenn nun mit zunehmender Bevölkerung und Theilung der Hufen die Räumlichkeiten der Hofstätten für die Sondernutzungen nicht mehr ausreichten, so wurde durch Beschluss der Bauerschaft das nächstgelegene Ackerland oder es wurden besonders fruchtbare Striche aus anderen Ackergewannen zu Gartenland er-

hoben und dann von dem Flurzwange und der Feldweide eximirt, indem Jeder seinen Antheil daran einzufriedigen berechtigt wurde. Diese Feldgärten umgeben oft wie ein Kranz das Dorf, von den Hofstätten desselben nur durch einen Feldweg geschieden, zuweilen auch unmittelbar an die Grundstücke derselben hinten sich anschliessend, in welchem Fall namentlich bei späteren Aenderungen in der Eintheilung und Einfriedigung der einzelnen Stücke die Verschiedenheit des Ursprunges nicht immer mehr zu erkennen sein wird. Diese ist aber agrarhistorisch eine ganz wesentliche, indem die Grundstücke der Hofstätte gleich mit der dauernden Ansiedelung privatives Eigenthum zur ausschliesslichen Nutzung wurden, die Feldgärten aber erst der Feldgemeinschaft entzogen werden mussten. \*)

Bei den Gehöferschaften des Hundsrücks waren sie gleich den Aeckern Gegenstand periodischer Verloosung und nicht dauerhaft eingeeht, sondern von jedem zeitigen Nutzniesser nur durch Reiserwerk geschützt.

Mit todten Zäunen hat man sich auch sonst vielfach beim Feldgartenland begnügt, und wo mit allgemeiner Stallfütterung die Weidewirthschaft und damit die Gefährdung durch weiden- des Vieh aufgehört hat, sind auch diese oft ver-

\*) In ehemals wendischen Gegenden, speciell im Lüneburgischen Wendland wurden die ursprünglichen Grundstücke der Hofstätte Klanzei, die sich hinten anschliessenden gleichfalls privaten Prising genannt. Vgl. Jakobi Slawenthum und Teutschthum Hannover 1856 p. 40 ff. Prising scheint mir das Feldgartenland zu sein, Jakobi sieht es dagegen, wenn ich ihn recht verstehe, gleichfalls als integrirenden Theil der Hofreithe an.



schwunden. Vor Dörfern im Göttingischen liegt das Feldgartenland ungeachtet noch beibehaltener Weidewirtschaft offen, wie das Ackerland, muss aber von den Hirten gemieden werden, wenn es wirklich Gartenfrüchte trägt; werden aber Stücke davon zum Getreidebau benutzt und der Hirte kann sie vom Wege aus erreichen, so sind sie der Stoppelweide Preis gegeben.

In Holstein wurden bei der Aufhebung der Feldgemeinschaft die Hauskoppeln oder Hofkoppeln und die später aus den nächsten Ackern mit Hülfe kleiner Austauschungen (nicht bloss für den Anbau besonderer Früchte) gebildeten Koppeln zusammengefasst mit dem Ausdrücke »alte Koppeln« und diese wurden bei der allgemeinen Auftheilung und Einkoppelung der Feldmarken nicht mit in die Arondirungsmasse hineingezogen, weshalb dort gerade in der Nähe der Dörfer die kleinen und unregelmässigen Koppeln vorherrschen. — Weiter einwärts in Deutschland ist die Bezeichnung: »Krautländereien« für das Feldgartenland überhaupt sehr gebräuchlich, ähnlich wie Kohlhof für den alten Gemüsegarten der Hofstätte in Norddeutschland.

Der in mittelalterlichen Urkunden vom Niederrhein wie von Baiern u. s. w. für Feldgartenland vorkommende Ausdruck Peunten (Beunden, Bünde, Beinten etc., speciell Krautpeunten, Hanfpeunten) scheint sich im Volke in Süddeutschland länger als in Norddeutschland erhalten zu haben, da er dort auch übertragen ist auf die im Brachfelde zur Besömmernng provisorisch umzäunten und damit von der Brachweide eximirten Ackerstücke, was einer späteren Zeit angehört. \*) —

\*) Nach Landau, die Territorien p. 14 bedeutet

Aber auch die Graskoppel der Hofstätte erhielt eine Beilage und zwar durch Ausscheidung von Grundstücken aus der entweder noch im Gesamteigenthum befindlichen oder wenigstens dem Flurzwange und der gemeinsamen Vor- und Nachweide unterworfenen Wiesen. Hierher gehört *syntri maede* bei Nasse, während die daneben von ihm erwähnte Graskoppel — *gerstun* — der Hofstätte ursprünglich angehören wird. Die urkundlichen Heubeunden bei Landau p. 15 sind ohne Zweifel auch nicht primitiv, sondern mit dem Feldgartenland in eine Linie zu stellen. —

Das Erich-Seeländische Gesetz unterscheidet gleich dem Jütschen Low alte und neue Tofte, behandelt aber auch den Fall, dass statt der Auswerfung neuer Tofte die sämtlichen alten Tofte der Hufen gleichmässig vergrößert werden. Dann wurde also die aus dem nächsten Ackerlande für diesen Zweck ausgesonderte Fläche den alten Toften förmlich incorporirt\*) und es vermischte sich damit ganz der Unterschied des Ursprungs.

Zu einer solchen durchgängigen Vergrößerung der Tofte war indessen Stimmeneinheit in der Nachbarversammlung erforderlich. Dieselbe war auch nur auszuführen, wenn hinten an die Zäune der alten Tofte unmittelbar — ohne

Beunden auch das zur Hofreithe gehörige umschlossene Hofland. Dies ist an sich nicht unwahrscheinlich, da Beunden Bindung, wie das Wort Koppel die Zusammenfügung andeutet. Er führt indessen nur für die später ausserhalb der Hofreithe umzäunten Grundstücke urkundliche Belege an.

\*) Anders bei der Klanzei und dem Prising wendischer Dörfer trotz der zusammenhängenden Lage, wie eben die Beibehaltung dieser verschiedenen Benennung beweist.

Wegetrennung — das Ackerland sich anschloss und die ganze wirthschaftliche Bewegung vom Dorfe nach der Feldmark vorne hinaus über die Dorfstrasse ging, wie dies nach der ursprünglichen Dorfanlage noch jetzt z. B. in brandenburgischen Dörfern, auf der Insel Fehmarn, im Altenburgischen etc. ersichtlich ist.

Eine hauptsächliche Veranlassung zur Vergrößerung der alten Tofte und Anlegung neuer Tofte durch Exemption von der Feldgemeinschaft — was Beides immer eine allgemeine Angelegenheit der Bauerschaft war, also nicht etwa dem einzelnen Hufner selbständig auf seinen Ackerstücken ausgeführt werden konnte, — war die immer weiter gehende Theilung der Hufen gewesen sein. Waitz führt p. 20 eine Reihe von Urkunden über die Theilung der Hofstätten an, was wohl in den meisten Fällen mit einer Theilung der Hufen selber correspondirte. Dort wohnten oft 4, und mehr Familien nach Zahl der Wohnungen in getrennten Wirthschaften auf dem alten Tofte nebeneinander,\*) bis es, da die Räumlichkeiten für Wohnen und das Garten- und Grasland der Tofte nicht mehr genügen konnten, zu dem Dorfbeschlusse der Anlegung neuer Tofte kam. So entstanden also nicht blosse Feldgärten ohne Hufentheilungen, denen vorhin die Rede war, sondern auch Baustellen mit Zubehör für Halbhufner, Viehhufner u. s. w.: die soorne Tofte des jütschen Low, d. h. geschworene, durch einen feierlichen Akt zur Vermeidung von künftigen Streitigkeiten für Tofte erklärte ehemalige Aecker\*\*).

\*) Zeugnisse bei A. Berntsen und Velshow über dänische Gegenden.

\*\*) Ungeachtet der Theilung der Hufen sei es zusammenwohnen auf der Hofstätte oder mit Gründung neuer Hofstätten blieb aber die Hufe nach aussen zu-

Da alle Hufen von den neuen Toften gleich viel erhielten, aber nicht für jede Hufe das Bedürfniss vorhanden war, Familienglieder als Halbhufner, Viertelhofner u. s. w. auf den neuen Toften anzusiedeln, so war dadurch die Möglichkeit gegeben, bei zunehmender Bevölkerung auch Anbauern, Käthnern, Brinksitzern, Budnern u. s. w. Baustellen einzuräumen. —

Die angelsächsischen Urkunden weisen schon, wie bereits bemerkt, den vollzogenen Gegensatz von permanentem Ackerlande und von gemeiner Weide auf den Dorffeldmarken nach. Spuren der wilden Feldgraswirthschaft der Urzeit haben sich indessen, wie in manchen Gegenden Deutschlands, so auch in England in der noch erkennbaren Form von ehemaligen Ackerbeeten auf den jetzigen Gemeinweiden erhalten und aus zwei angelsächsischen Urkunden schließt Nasse, dass hie und da die Feldgraswirthschaft sich auf den entfernteren, schlechteren Ackerbeeten erhalten hatte oder dass ein Theil der Gemeinheiten noch ab und zu auf kurze Zeit aufgebrochen ward. —

Was die Benutzung des eigentlichen Ackerlandes betrifft, so führt er Urkunden an, die allenfalls auf Dreitheilung der Ackermarken angewendet werden können, aber sichere Beweise für die Dreifelderwirthschaft in jener Zeit hat er nicht gefunden. Ist die Dreifelderwirthschaft wirklich schon damals das herrschende System in England gewesen (abgesehen von den walisischen Grafschaften und Wales, deren jetzige Feldwirthschaft unmittelbar aus der wilden Feldgraswirthschaft der Urzeit heraus sich entwickelt haben mag), so möchte ich lieber vermuthen, dass die Angelsachsen sie schon vorzugsweise in Bezug auf die Leistungen an die Dörfer und an den Staat, ein Ganzes,

inzen Dorf-  
lage noth-  
gelegenheit  
Quellen des  
ie Vorschrif-  
- und Dorf-  
cvisorischen  
estimmungen  
rbeliebungen  
ichtung tref-  
n englischen  
gnisse liefert.  
es nicht zu  
der ganzen  
wenig als in  
n immer sich  
l Holzmaterial  
ach dem Re-  
on 1844, in  
en Jahren die  
m 12. August  
deberechtigung  
lie Fluren ge-  
ssen und die  
dann beim Be-  
Neue von den

en, wie der Ost-  
er fällt die Ver-  
e mit lebendigem  
venn nicht früher,  
ler in den Anfang  
it dieser Commu-  
chläge bis in die  
t der allgemeinen  
ichen Landstellen  
den Beispiele der  
wurde.

funden, als mit Waitz annehmen, dass Dieselben sie aus ihrer Heimath mitgebracht haben. \*) Denn gerade in den Gegenden des nordwestlichen Deutschlands und des westlichen Jütlands, aus welchen die Angelsachsen sammt Niedersachsen, Friesen und Jüten (die alten Jüten germanischer Abstammung) nach England übersiedelten, ist weder in früherer noch in späterer Zeit die Dreifelderwirthschaft zu finden, sondern entweder Feldgraswirthschaft oder, wenn Ackerland und Weideland gesondert ist, sogenannte Einfeldwirthschaft, die neuerdings in einigen Gegenden nach der Richtung der Fruchtwechselwirthschaft, in den meisten zu einer gehobenen Feldgraswirthschaft (Koppelwirthschaft) umgestaltet worden \*\*). Die Marschen des nordwestlichen Deutschlands waren in der angelsächsischen Zeit noch kein Ackerland, haben übrigens auch später ebensowenig als die angrenzenden oder noch weiter einwärts liegenden Geestgegenden die Dreifelderwirthschaft aufgenommen. —

Bekanntlich wurden in früheren Zeiten die Ackerländereien der Dorffeldmarken durch provisorische todte Zäune von der Saatzeit bis zur Ernte geschützt, nicht die Antheile der Einzel-

\*) Deutsche Verfassungsgeschichte Bd. I in der zweiten Auflage p. 115. Auch Nasse hält es für wahrscheinlich, dass die Dreifelderwirthschaft durch die Angelsachsen importirt worden. p. 65.

\*\*) Ueber die alte Einfeldwirthschaft im Münsterlande, im Osnabrückischen, auf der Geest von Oldenburg und Ostfriesland, im Lüneburgischen etc. vgl. meine Abhandlung zur Geschichte der Feldsysteme in der Zeitschrift für Staatsw. XXII, 402 ff. Die frühere Existenz dieser Einfeldwirthschaft in Schleswig-Holstein und weiter auf der cimbrischen Halbinsel werde ich in dem unter der Presse befindlichen Bd. XXVI der genannten Zeitschrift nachweisen.

nen für sich, sondern immer die ganzen Dorfschläge, da dies bei der Gemenglage nothwendiger Weise eine gemeinsame Angelegenheit war. Deutsche und skandinavische Quellen des Mittelalters enthalten viele gesetzliche Vorschriften wie über die permanenten Hof- und Dorfszäune so auch über diese provisorischen Ackerzäune, welche lokal durch Bestimmungen in den Dorfswillkühren oder Nachbarbeliebungen vervollständigt wurden. Diese Einrichtung treffen wir nun auch schon bei den englischen Angelsachsen, wofür Nasse die Zeugnisse liefert. Auffallend bleibt immer, dass man es nicht zu definitiver wehrhafter Einhegung der ganzen Dorfschläge brachte, in England so wenig als in Deutschland,\*) da dieses Zaunwesen immer sich erneuernde Reparaturarbeit und viel Holzmaterial erforderte. Nasse erzählt sogar nach dem Report on Commons Inclosure von 1844, in Nottingham habe noch vor wenigen Jahren die Sitte bestanden, dass jedesmal am 12. August beim Beginn der allgemeinen Weideberechtigung die städtische Bevölkerung auf die Fluren gezogen sei, die Hecken niedergerissen und die Fallthüren zerstört habe, welche dann beim Beginn der Saatzeit wieder aufs Neue von den

\*) Mit Ausnahme weniger Gegenden, wie der Ostseite von Schleswig und Holstein. Hier fällt die Verdrängung der todten Zäune durch Wälle mit lebendigem Heckenwerk auf den Dorffeldmarken, wenn nicht früher, so nachweisbar in das Ende des 17. oder in den Anfang des 18. Jahrhunderts und es wurde mit dieser Communion-Verkoppelung der ganzen Dorfschläge bis in die Zeit hinein fortgefahren, als schon mit der allgemeinen privativen Verkoppelung der bäuerlichen Landstellen nach dem seit Jahrhunderten vorliegenden Beispiele der grossen Gutshöfe der Anfang gemacht wurde.

Landwirthen herzustellen gewesen! Man begreift wohl, dass die Zäune während der Weidezeit auf den Stoppeläckern, auf den Brachfeldern und besonders bei mehrjährigen Dreesche in Verfall geriethen, nicht aber den Grund dieser absichtlichen jedesmaligen Zerstörung, welche doch zur ungehinderten Ausübung der allgemeinen Weideberechtigung nicht erforderlich war. —

Es verdiente noch eine nähere Untersuchung, wann und wie das alte Zaunwesen auf den deutschen Feldmarken untergegangen ist. Für wie nothwendig dasselbe in früheren Zeiten gehalten wurde, zeigen die Strafbestimmungen in den Gesetzen und Dorfbeliebungen. Aus demselben Grunde hätte man aber auch die Beibehaltung desselben bis zu den Separationen (Feldzusammenlegungen und Gemeinheitstheilungen) erwarten sollen. Das Zaunwesen ist aber weit früher verschwunden und wir finden überall, auch wo es noch nicht zu dieser Reform des Agrarwesens gekommen ist, offene Dorffelder trotz der alten Weidewirthschaft und der Gemenglage der Aecker. \*) —

Ueber das an sich unzweifelhafte Vorhandensein von Gemeinwiesen (daneben auch schon Sonderwiesen), Gemeinweiden und Gemeinwaldungen auf den alten Feldmarken bringt Nasse gleichfalls Zeugnisse aus der angelsächsischen Zeit bei.

\*) Man darf deshalb vermuthen, dass der Zweck dieser Umzäunung nicht gewesen ist, den Saatzfeldern gegen das weidende Vieh Schutz zu gewähren, wofür die Gemeindegirten sorgen mussten, sondern gegen das Wild und dass dieser Schutz mit der Abnahme des Wildstandes nicht mehr erforderlich war. Landesherrliche Verordnungen eifern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gegen die unnützen Zäune wegen des starken Holzconsums. —

Ueber die Weidegemeinschaft mehrerer Dörfer hat Nasse aus der angelsächsischen Zeit nur in einer einzigen Urkunde, deren Aechtheit sogar zweifelhaft sein soll, eine Angabe gefunden. Es kommt hierauf wenig an, da das Verhältniss selber gewiss ebenso häufig bei den Angelsachsen in England stattgefunden haben wird, als in ihrer Heimath und bei den germanischen und skandinavischen Völkern überhaupt.

Wenn Nasse wegen des Quellenmangels jener älteren Zeit nicht mit Sicherheit zu behaupten wagt, »dass auch grössere, mehrere Dorfschaften umfassende Markgenossenschaften in England existirten« (p. 21), so harmonirt damit nicht, dass er p. 46 aus Urkunden der folgenden Periode die Existenz von Weide- und mehr noch von Waldgemeinschaften mehrerer Dörfer oder Güter nachweist, wozu er bemerkt, dass wir vielleicht in diesen Verbänden die letzten Reste grösserer Markgenossenschaften zu suchen hätten. Eine Wiesengemeinschaft zweier Dörfer ist auch p. 37 erwähnt.

Die einfachste, wenn auch nicht einzigste Erklärung dieser Erscheinung ist, dass die Dörfer der Urzeit — die Urdörfer — sehr grosse Gemarkungen hatten, auf welchen später neue, meist kleinere Dörfer ohne Ablegung und Ausscheidung vollständiger Feldmarken entstanden. Diese Neudörfer (Töchterdörfer) konnten Kolonieartige, vom Urdorfe (Mutterdorfe) zugelassene Ansiedelungen sein\*) oder Abzweigungen aus dem Urdorfe, indem es mit zunehmender Bevölkerung Bedürfniss ward, mehr Land unter den Pflug zu nehmen, die Feldbe-

\*) Nur diesen Fall scheint Thudichum vor Augen gehabt zu haben: Gau- und Markverfassung in Deutschland, Giessen 1860 p. 156.



stellung und Aberntung der entferntesten Ländereien vom Urdorfe aber zu schwierig wurde, und nun ein Theil der Grundbesitzer sich entschloss, gruppenweise hinauszuziehen und draussen auf der Feldmark sich anzubauen. \*)

Im ersten Falle wird das Neudorf von vorne herein eine abgesonderte, zusammenhängende Fläche aus der Gemeinheit angewiesen erhalten haben, um sie durch Aufbruch, resp. Ausrodung zur Ackerfeldmark einzurichten, im zweiten Falle wird in der Regel ein Austausch von Ackerstücken in der Weise zu Stande gekommen sein, dass die Hinausziehenden die vom Mutterdorf entferntesten Ackergewanne ganz übernahmen, dagegen auf ihre Stücke in den, dem Mutterdorfe am nächsten gelegenen Ackergewannen verzichteten. Daneben aber blieben nicht selten manche Ackergewanne wegen ihrer besonderen Lage oder Beschaffenheit in der alten Verfassung, Stück um Stück zu Besitzungen des alten wie des neuen Dorfes gehörend. \*\*)

\*) Hierauf beziehen sich die Bestimmungen des jütischen Low I, 47. 51. Vgl. N. Staatsbürg. Mag. VI, 24 ff. Aus derselben geht das inferieure Verhältniss der Töchterdörfer und der einzeln Ausbauenden zum Mutterdorfe, »dem Adelbye«, »dem rechten grossen Dorfe« hervor. Das jütsche Low behandelt selbst den Fall, dass alle Grundbesitzer des Mutterdorfes hinausziehen und der Dorfplatz mit der Dorfstrasse etc. zur Vertheilung kommt. Auf diese Weise ist die Feldmark des Dorfes Adelbye bei Flensburg (der Name zeigt, dass es ein Dorf gewesen) ganz in die Feldmarken seiner Töchterdörfer aufgelöst worden. — Verschieden von dieser Art der Gründung von Neudörfern ist die Anlegung zahlreicher Dörfer im Schleswigschen auf landesherrlichem Grund und Boden im Mittelalter.

\*\*) Oluffen über dänische Feldmarken; vgl. N. St. Mag. VI, 25. Anm. Ein Beispiel hierfür aus Süddeutschland führt G. L. v. Maurer in seiner Geschichte der

In beiden Fällen aber erhielt das Neudorf sehr oft keine eigene Gemeinheit für sich, sondern wurde resp. aufgenommen in die Weidengemeinschaft etc. des Urdorfes oder verblieb in derselben. \*)

Sehr verbreitet bis auf die neueste Zeit ist die Weidegenossenschaft mehrerer Dörfer auch im Hannoverschen gewesen. — Die für die einzelnen Provinzen des vorm. K. Hannover erlassenen Gemeinheitstheilungsgesetze sind daher zuvörderst auf sogenannte General-Theilungen gerichtet, so dass jedes Dorf auch Rittergut, Domanialgut u. s. w. seinen ganzen Antheil aus der Gesamtmasse ausgeschieden erhält; hierauf kann der Beschluss über die Specialtheilung unter die einzelnen Interessenten gefasst werden.

Sollte in England die Weide- und Waldgemeinschaft mehrerer Dörfer und Güter nirgends bis zu den Inclosures sich erhalten haben, so muss man annehmen, dass schon früher und ohne Einwirkung der Gesetzgebung solche zusammengehörige Dörfer und Güter sich wegen Theilung ihrer Gemeinheiten auseinandergesetzt und dann specielle Weide- und Waldgemeinschaften constituirt haben. —

---

Dorfverfassung p. 23 an — Ganz überwiegend wurde die alte Gemenglage trotz des Ausbaues von Töchterdörfern beibehalten im nördlichen Schleswig, wo diese »schädliche melange« der Ländereien ganzer Dorfschaften, ja ganzer Kirchspiele (Amtl. Bericht aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Staatsb. Mag. VI, 189) bis zu den späteren allgemeinen Einkoppelungen und Landauftheilungen bestand.

\*) Als Beweis der frühen Dorfabzweigungen führt Maurer a. a. O. p. 22 eine Bestimmung des Salischen Gesetzes über die gemeinschaftliche Stierhaltung mehrerer Dörfer an.

Mit dem Eintritte in die normannische Periode gewinnt Nasse einen ungleich festeren Boden der Untersuchung durch die Grundbücher des 11. und 12. Jahrhunderts.

Die im Domesdaybook vorliegende grossartige Aufnahme alles Grundbesitzes gewährte ihm für seine Zwecke weniger, als die anderen, sich anschliessenden Publikationen des Record office, vorzugsweise die im 4. Bande des Domesday als *Additamenta* publicirten Grundbücher und unter diesen wieder insbesondere das Boldonbook, eine agrarische Aufnahme der Pfalzgrafschaft Durham von 1183; sodann die *Rotuli Hundredorum temp. Henr. III et Eduardi I* und darunter insbesondere die im 2. Bande dieser Publikation mitgetheilten *Hundred Rolls* der Grafschaften Bedford, Buckingham, Cambridge, Huntingdon und Oxford. Von den übrigen Veröffentlichungen der genannten Behörde ist ihm namentlich noch die *Placitorum Abbreviatio* von Werth gewesen, welche auszugsweise Berichte über (agrarische) Rechtshändel unter Richard I., Johann, Heinrich III., Eduard I. und II. enthält. Sodann einige kleinere, von der Camden Society veröffentlichten Grundbücher über die Besitzungen geistlicher Corporationen, von welchen der gelehrte William Hale zwei bearbeitet hat. Die Einleitungen und zahlreichen Anmerkungen desselben erklärt Nasse für das Beste von neueren Schriften über die mittelalterlichen Agrarverhältnisse Englands. Unter den juristischen Schriftstellern haben ihm insbesondere Bracton und Fleta, ersterer durch seine gründliche Darstellung des Landrechtes, letzterer durch seine Schilderung der inneren Verwaltung eines Frohnhofes viele Belehrung gewährt. (p. 22—24). Mit Hülfe dieser und ande-

rer Quellen entwirft er nun das Bild der agrarischen Entwicklung in den ersten Jahrhunderten nach der normännischen Eroberung, von welchem wir hier nur die Grundzüge andeuten können. Die grosse Masse der Bauern ist in Leibeigenschaft gerathen und des Eigenthumsrechtes an dem Grund und Boden verlustig gegangen. Es sind das die villani, streng dienstpflichtig den Gutshöfen (Frohnhöfen, maneria, manors,) die, schon in der angelsächsischen Zeit entstanden, jetzt mehr und mehr über ganz England sich ausbreiten, übrigens eine sehr verschiedene Grösse haben. Also statt der freien Hufenwirthschaft früherer Zeit der Gegensatz von herrschendem Hoffelde und unterthänigem Bauernfelde. — Das Hoffeld wird nur wenig durch eigene Spannkraft bewirthschaftet und das dienstpflichtige Bauernfeld überwiegt dem Areal nach ansehnlich gegen dasselbe. Da 6—8 und mehr Stück Zugvieh (meist Ochsen, schlecht gefüttert), vorm Pfluge erforderlich sind, so spannen die kleineren Stellen zusammen, so wohl für die Hofdienste als zu gegenseitiger Aushülfe. Die bäuerlichen Besitzungen scheinen damals häufig schon sehr getheilt gewesen zu sein, nicht bloss in Halbhufen, selbst in Achtelhufen. Zum Oefteren kommt es vor, dass nicht das ganze Hoffeld von dem Herrn oder für denselben bewirthschaftet wird, sondern ein Theil an kleine Pächter ausgethan ist. (»Isti tenent de dominico« in den Grundbüchern) und in einzelnen Fällen nehmen die villani selber das ganze manerium, die terra dominicata, gemeinschaftlich in Pacht, wodurch für die Pachtzeit ihre Dienstpflicht in genossenschaftliche Arbeit für eigne Rechnung sich verhandelt.

Neben den villanis findet man — im Domes-

day noch in geringer Menge, zahlreich aber in den späteren Grundbüchern die *libere tenentes* und *socmanni* auf denselben Gütern und Feldmarken; sie leisten mässige Dienste und zahlen einen Geldzins oder entrichten bloss letzteren allein oder eine sonstige, oft nur nominelle Abgabe. Vielleicht bezieht sich dieses Verhältniss auf Grundstücke von früh aufgelösten beliebig zersplitterten Hufen, da hier der Besitz späterhin wenigstens von einem Minimum aufwärts sehr verschieden und nicht mehr wie bei den *villanis* auf eine ursprüngliche Hufenverfassung zurückzuführen ist; nur selten werden *pleni* und *dimidii socmanni* (gleich den *plenis* und *dimidiis villanis*) erwähnt, und in den späteren Grundbüchern gar nicht mehr. Eine dritte Klasse der Gutsangehörigen machen die *cotarii*, *cotsetlae* oder *bordarii* — Käthner oder Häusler — aus, die ausser ihrer Hausstelle (*messagium*, *cotagium*, *toft*), einem Hofraum (*curtillum*) und einer Hofkoppel von wenigen Ruthen bis zu mehreren *acres* (*croft*) nicht selten noch einige *acres* Land auf der offenen Feldflur haben; sie waren leibeigen wie die *villani* und hatten nur Handdienste zu leisten, ausser der Erntezeit höchstens 1 Tag in der Woche für das Herrenhaus oder bei der Schafschur u. s. w. Die kleinen *libere tenentes* scheinen nicht mehr Land gehabt zu haben, als die Käthner; aber der Ursprung und das Rechtsverhältniss des Besitzes war verschieden.

Manerien können entstanden sein auf bisher unkultivirtem Boden, der schon in der angelsächsischen Zeit durch Landconcessionen Eigenthum geistlicher und weltlicher Grössen wurde. Dann war von vorne herein die Grundherrlichkeit vorhanden, der Gutshof wurde als ein *arron-*

dirter Einzelhof gegründet, das dabei angelegte Dorf enthielt nur die dienstpflichtigen Hintersassen. Offenbar sind sie jedoch in den allermeisten Fällen auf den alten Dorffeldmarken selber entstanden und ist nach der normännischen Eroberung das Hoffeld durch Einziehung von Hufen vergrößert worden, während die übrig gebliebenen Hufner unter der strengen Durchführung des Lehnssystems in den Hofverband eingefügt und dienstpflichtig gemacht wurden.\*) Beweis dafür ist, dass die Hofländereien zerstreuet auf der Feldmark im Gemenge mit den Bauernländereien liegen und mit ihnen derselben Bewirthschaftsweise durch den Flurzwang unterworfen sind; ferner dass zuweilen auf derselben Feldmark sogar mehrere, verschiedenen Grundbesitzern gehörigen Manerien vorkommen und deren Hofländereien untereinander so wie mit den beiderseitigen Bauernländereien sammt und sonders in der alten Gemenglage sich befinden. (Ganz wie auf so vielen deutschen Feldmarken bis zu den Separationen oder Verkoppelungen). Schon in dieser Zeit tritt indessen das Bestreben der Besitzer von Manerien hervor, aus der agrarischen Gemeinschaft auszuschneiden, was nur durch Austausch und Zusammenlegung von Ländereien möglich war. Es wird dies aber während dieser Periode überhaupt nicht häufig zu Stande gekommen sein, und wenn, so meistens nur in Bezug auf einzelne Feldabtheilungen, die da-

\*) Wohl nicht immer alle, denn es scheinen sich doch freeholders nicht bloss auf ganzen Feldmarken, sondern auch auf denselben Feldmarken neben den Gutshöfen und den villanis erhalten zu haben.

'durch von der gemeinsamen Brach- und Stoppelweide eximirt wurden.\*)

Tiefer schnitt die Gutsherrlichkeit in die alte Feldmarkverfassung schon jetzt durch die Umgestaltung der Eigenthums- und Nutzungsrechte an der gemeinen Weide ein. »Die Besitzer der Frohnhöfe erscheinen auch als Besitzer des in gemeiner Nutzung gebliebenen und nicht aufgetheilten Landes, die Rechte aller anderen Grundeigenthümer an dem gemeinen Lande nur als Nutzungsberechtigungen am fremden Eigenthum.« Es entstanden hieraus verwickelte Verhältnisse, welche Rechtsentscheidungen und gesetzliche Bestimmungen zur Folge hatten. Die Grundherren erhoben nun häufig eine besondere Abgabe von den Weideberechtigten, besonders von den unfreien Grundholden. Sie prätendirten auch das Recht und erlangten später dafür gesetzliche Sanction, entbehrliche Theile der gemeinen Weide in Sondernutzung zu nehmen.

Wenn vielerwärts in England eigentliche

\*) Einige urkundliche Belege für gänzliche oder theilweise Ausscheidung begleitet Nasse mit dem Zusatz: »Auch der Ausdruck im Reg. Wig. 87a. Triginta acrae quolibet anno seminandae bezieht sich offenbar auf Ackerland, das nicht dem Flurzwang und somit der Brachweide unterworfen war.« Allerdings fiel hier die Brachweide eo ipso weg, aber die Ausscheidung dieser Aecker ist damit nicht stringent bewiesen, weil die Stoppelweide möglicherweise noch eine gemeinschaftliche war. Auf der cimbrischen Halbinsel, in der Lüneburger Heide, auf der oldenburgischen, ostfriesischen Geest, im Osnabrückischen am Nordrande der Süntelkette u. s. w. besäeten die Dorfschaften das eigentliche permanente, dem Dorfe zunächst gelegene Ackerland Jahr aus Jahr ein in Gemenglage, unter Flurzwang und mit gemeinsamer Stoppelweide.

Gemeinweiden im Gesamteigenthum noch in neuerer Zeit gefunden werden, so soll es nach Nasse zweifelhaft sein, ob sie sich von Alters als solche erhalten haben oder ob das Eigenthumsrecht des Grundherrn später einmal wieder beseitigt worden.

In dieser Periode hat sich auch schon das jus faldae des Gutsherrn festgesetzt: das Pferchrecht mit der Verpflichtung der Untergehörigen, ihre Schafe mit der gutherrlichen Heerde einpferchen zu lassen, so dass der ganze Hürden-schlag den gutherrlichen Feldern zu Gute kam. —

Gemenglage, Flurzwang und Dreifelderwirthschaft treten in zahlreichen Urkunden dieser Periode vor Augen; das Brachfeld wird schon öfters gepflügt, als früher; ein Theil desselben scheint mitunter auch schon besömmert zu werden. Die Wiesen sind meist in Sondernutzung für die Heuernte übergegangen (*prata separabilia*), für die Weidezeit aber der gemeinsamen Nutzung unterworfen geblieben. Daneben kommen aber *prata communia* vor; solche haben sich, wie oben angegeben, als *lot meadow* (Looswiesen) oder *rotation meadow* (nach einer bestimmten Reihenfolge benutzte Wiesen) bis zur Gegenwart erhalten. Die Verloosung der Antheile zur jedesmaligen Heuwerbung ist natürlich das ältere Verfahren, das andere erst aus dem Abschaffen der Verloosung hervorgegangen.

Deutsche Gegenden bieten genug Analogien dar. Ueber die noch jetzt stattfindende jährliche Verloosung der Wiesenantheile zur jedesmaligen Heuernte unter die Interessenten einer (aus vier Dörfern bestehenden) Wiesen-Genossenschaft im nordwestlichen Schleswig habe ich das Nähere berichtet in meinen statistischen For-



schungen über das Herzogthum Schleswig 1832 p. 29 ff.

Noch primitiver werden die Gemeinwiesen in den Fürstenthümern Göttingen und Grubenhagen behandelt. Die gleichberechtigten Interessenten besorgen mit gleichen Arbeitskräften das Mähen, Zusammenharken u. s. w. gemeinschaftlich und formiren gleiche Haufen Heu, die dann verloostwerden. So u. A. im Dorfe Geismar bei Göttingen. \*)

In einem anderen Dorfe, Echte unweit Northeim, hat die jährliche Verloosung schon seit längerer Zeit aufgehört, die Gemeinwiesen waren bis zur Verkoppelung von 1852 in bestimmte Portionen getheilt und wurden nach einer ein für allemal festgestellten Reihenfolge abwechselnd von den einzelnen Berechtigten benutzt. Allemal nach 23 Jahren war dieser Turnus beendet, so dass dann Jeder wieder das Stück erhielt, welches er vor 23 Jahren zur Nutzung gehabt hatte. (Seelig, die Verkoppelungsgesetzgebung in Hannover nebst Beschreibung der in der Feldmark von Echte ausgeführten Verkoppelung, Hannover 1852 p. 59.) —

»Mitunter waren in den Jahren, in denen das angrenzende Ackerland brach lag, die Wiesen das ganze Jahr der gemeinen Weide unterworfen (folgen urkundliche Belege.) Auch diese Sitte, welche sich aus dem Wunsche die Wiesen durch beständige Heuwerbung nicht zu sehr zu erschöpfen, hinlänglich erklärt, hat sich ausnahmsweise bis in spätere Zeit erhalten auf dem von Williams in der »Archaeologia beschriebenen Manor.« (Nasse p. 36. 37).

Es sind dies die bei uns sogenannten Brach-

\*) Ebenso vielfach noch in der Wetterau. Thudichum a. a. O. p. 259.

wiesen oder Brachänger, die im Gebiete der Dreifelderwirthschaft unter gewissen Terrainverhältnissen in England ebenso allgemein vorgekommen sein und, so lange Gemenglage und Flurzwang währte, sich erhalten haben werden, als im innern Deutschland, wo man sie auf nicht verkoppelten Feldmarken noch findet. Nasse's Erklärung ist jedoch nicht zutreffend; der von ihm angegebene Grund würde dafür sprechen, dass auch die übrigen Wiesen so behandelt werden müssten, aber schwerlich dient es zur Schonung der Wiesen, wenn sie statt der Vorweide, Heugewinnung und Nachweide das ganze Jahr hindurch beweidet werden. Diese Brachwiesen liegen innerhalb eines der drei Felder, in Ackergewanne eingeklemmt; es sind Landstreifen, die wegen Bödenässe, muldenförmiger Lage u. s. w. nicht mit unter den Pflug genommen waren. Trugen nun die angrenzenden Aecker, zum p. t. Winterfelde oder Sommerfelde gehörig, Saaten, so war durch die Umzäunung des respektiven ganzen Dorffeldes auch die Heuernte hier geschützt. Dies wäre aber nicht der Fall gewesen in dem dritten Jahre, wo die angrenzenden Aecker der allgemeinen Brachweide geöffnet sind und so musste sich letztere auch auf diese Wiesenstreifen mit erstrecken. —

---

In England ist die mittelalterliche Naturalwirthschaft durch die Geldwirthschaft früher zurückgedrängt worden, als in den grossen Binnenländern des europäischen Continentes, was wesentlich aus der dort früher erlangten Leichtigkeit, Sicherheit und Ungehemmtheit des Verkehrs sich erklärt.

Schon im 13. Jahrhundert beginnt die all-

mähligte Verwandlung der Fröhndienste in Geldzinsen und im 16. Jahrhundert war dieselbe fast allgemein vollzogen. Damit hängt das frühe Aufkommen eines freien ländlichen Tagelöhnerstandes zusammen, der hauptsächlich aus den alten cotariis (Käthnern) der Manerien hervorgegangen sein wird. Die Verpachtung der grossen Gutshöfe schon im 12. und 13. Jahrhunderte vorkommend, gewinnt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine grössere Verbreitung, anfangs mit herrschaftl. Inventar, welches nach den Pachtcontracten gegen Aufzählung und Abschätzung anzunehmen und resp. zurückzuliefern war. Im 15. Jahrh. stellen die Hofpächter schon häufig selber das Inventar. — Mit dem Wegfalle der Frohnen besserte sich auch der Zustand der Bauern in Bezug auf ihre persönliche Freiheit und ihr Recht an dem von ihnen bebaueten Grund und Boden. —

Die allgemeine Bewegung zur Aufhebung der Leibeigenschaft zeigt sich sowohl in zahlreichen Urkunden über Freilassungen, als in dem Schutze entlaufener Leibeigenen durch die Gerichte und Städte, worüber das Parlament im 14. Jahrhundert wiederholt klagt. Unmerklich und ohne Dazwischenkunft der Gesetzgebung verwandelt sich der Charakter der tenure by villenage in die tenure by copy of the court roll; die villani werden copy holders oder erreichen ein ähnliches Besitzverhältniss; der Bauer kann, wenn er seine Verpflichtungen gegen den Grundherrn erfüllt, von diesem nicht aus seinem Besitze vertrieben werden und der Grundherr ist überhaupt in seiner Eigenwilligkeit beschränkt durch die Observanz seines Gutes.

Desungeachtet tritt nun im 16. Jahrhundert — oder schon im 15. — ein Wendepunkt ein,

eine agrarische Revolution, welche schliesslich, wie bekannt, den Untergang des Bauernstandes in dem grössten Theile von England herbeiführte.

Die Grundherren ziehen nicht bloss immer mehr ihre alten Gutshöfe durch Zusammenbringung der Ackerländereien und Ausscheidung von Weideländereien aus der Feldgemeinschaft, sondern sie verfahren auch ebenso mit den untergehörigen Bauernstellen, die sie zu grösseren Pachthöfen vereinigen, nachdem sie die bisherigen Inhaber depossedirt; auch freeholders, die sich nicht halten können, werden zu diesem Zwecke ausgekauft. Wo dies vollständig gelingt, wird die alte Feldmarkverfassung durch die Einhegung der Höfe ganz und gar aufgelöst.

Mit der offenen Gemenglage, dem Flurzwang und den Gemeinheiten verschwindet aber auch die Dreifelderwirthschaft und macht einer gehobenen Feldgraswirthschaft Platz, (nicht etwa einer blossen Weidewirthschaft, wie es oft irrthümlich aufgefasst worden), die, ohnehin durch Klima und Boden begünstigt, einen erheblich höheren Reinertrag auf den arrondirten, vergrösserten Höfen liefert.

Die Dreeschweide wird hauptsächlich durch ausgedehnte Schafzucht genutzt, zu welcher die hohen Exportpreise der Wolle (später der Wollenfabrikate) ermuntern. Viele Pflüge kommen ausser Gebrauch, sicherlich hat jedoch darauf die Getreideproduction nicht dem entsprechend abgenommen, da reichlichere Erndten auf den durch die Dreesch geschonten Feldern gewonnen wurden, vielmehr hat späterhin die immer noch weiter verringerte Kornfläche bei der starken, auch auf den hinzutretenden Rübenbau mit sich stützenden Viehzucht und damit stärkeren Düngung viel grössere Erträge geliefert, als frü-

her die ausgedehntere Kornfläche. Auch mussten durch den fortgesetzten Aufbruch von Gemeinheiten wieder mehr Pflüge in Gang kommen, — Aber was half dies damals und später dem untergehenden Bauernstande? — Das Schicksal desselben erweckte die allgemeinere Theilnahme, welche unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. in vergeblichen Versuchen der Gesetzgebung, der ganzen wirthschaftlichen Strömung entgegen zu wirken, ihren Ausdruck fand.

Nach dem Tode Heinrich VIII. ward eine ausserordentliche Untersuchungs-Commission niedergesetzt, die ganz resultatlos verlief, obwohl ein eifriges Mitglied derselben den Zustand rücksichtslos in einer Denkschrift dargelegt hatte: "Ueberall sehe man verfallene Wohnungen und ausgetriebene Landwirthe; wo früher 12000 Menschen wohnten, seien jetzt kaum 4000; Schafe und Rindvieh, bestimmt von Menschen aufgegessen zu werden, hätten die Menschen aufgefressen, die Vertheidigung des Landes gerathe durch die Entvölkerung in Gefahr u. s. w." (N. p. 59)

Vergebens eiferten auch die angesehensten Prediger im 16. Jahrh. gegen die agrarische Umwälzung. So unter den von Nasse p. 58 citirten besonders Bernard Gilpin: "Arme Leute aus ihren Besitzungen zu treiben, das halten sie (die Gentlemen) für kein Verbrechen, sondern sagen, das Land gehöre ihnen und werfen sie aus ihrem Obdach, wie Ungeziefer. Tausende in England betteln jetzt von Thür zu Thür, die früher ehrbare Hauswirthe waren".

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erreichte die Unzufriedenheit ihren Höhepunkt in dem furchtbaren Bauernaufstande von 1549, dem noch bis in das 17. Jahrhundert ähnliche Bewegungen folgten. —

Nahe liegt die Frage, wie die Beseitigung so vieler kleiner Grundbesitzer gerade dann gelingen konnte, nachdem auch die rechtlich am ungünstigsten gestellte Klasse derselben einen gerichtlichen Schutz ihres Besitzrechtes erlangt hatte.

Die Antwort liegt schon in dem kläglichen Ausgang, welchen die eben erwähnte, vom Landvolk mit Jubel begrüßte ausserordentliche Untersuchung über die widerrechtlichen Einhegungen und Bauernlegungen nahm.

“So gross war die Macht des Landadels in den Grafschaften, so schwach die schützende und helfende Hand der Centralregierung, dass an manchen Orten die aufgeforderten Zeugen gar nicht wagten zu erscheinen, an anderen diejenigen, welche wahrheitsgemässe Aussagen gemacht hatten, aufs mannigfachste durch die Grundherren benachtheiligt wurden. Dabei hatte der Adel unter den Commissaren entschiedene Freunde. Hiernach ist leicht zu ermessen, dass der Schutz der Reichsgerichte und der reisenden Richter den armen kleinen Bauern auch nicht viel helfen konnte. Ihr Recht beruhete auf Gewohnheiten des Hofes, die nachzuweisen waren durch die im Besitze des Grundherrn befindliche Hofrolle. — Ein solches Recht vor rechtsgelehrten Gerichten und geübten Advokaten geltend zu machen, werden die kleineren copyholders nicht im Stande gewesen sein. Latymer beschuldigt deshalb die Richter geradezu der Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit und behauptet, heutzutage sei eben Geld auch in den Gerichten allmächtig“. (p. 59 und p. 69). Nasse zieht zur weiteren Erklärung die damalige Säkularisation der Klostergüter heran, welche, der Mehrzahl der Bevölkerung unrecht erscheinend,

die Achtung vor der ganzen hergebrachten Ordnung der Besitzverhältnisse erschüttern musste. So behaupteten denn auch die neuen Besitzer der Kirchengüter allgemein, dass durch die Säkularisation alle alten Besitzrechte der Copyholders erloschen seien; sie nöthigten dieselben, entweder ihre Stellen zu verlassen oder Zeitpachtcontracte anzunehmen. —

Der Verf. hatte sich für diese Abhandlung nicht die Aufgabe gestellt, die agrarische Umwälzung über das 16. Jahrhundert hinaus zu verfolgen; er deutet nur noch an, dass dieselbe bis auf unsere Tage fort dauere. Denn die copyholders, die noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts etwa den dritten Theil des Landes inne hatten, sind seitdem entschieden noch mehr zusammengeschmolzen und die freeholders, die meist länger sich erhalten haben, sind doch im 18. und in diesem Jahrhundert jedenfalls auch stark von der Bewegung erfasst worden. "Die grossen, im Handel und den Gewerben erworbenen Vermögen strebten nach Anlage in Grund und Boden und begnügten sich beim Ankaufe der Grundstücke mit den niedrigsten Zinsen und die übrigen kleinen Grundeigenthümer verkauften den ererbten Grundbesitz und verworthern zum Theil als Industrielle und Pächter ihr Kapital vortheilhafter, zum Theil setzten sie jenseits des Meeres unter günstigeren Bedingungen die Landwirthschaft auf eigenem Grund und Boden fort".

Unter den vielen Umständen, welche in England das Verschwinden des mittelalterlichen Bauernstandes zur Folge hatten, erklärt Nasse die Lösung der alten Feldgemeinschaft für die erste und wichtigste. Allein diese Lösung ist ja selber nur die nothwendige Folge davon ge-

wesen, dass früher der Adel und später das Grosscapital die Macht hatten, den Bauernstand gewaltsam zu unterdrücken, resp. legal auszukaufen, womit die Feldmarken der Dörfer von selber zu privativen geschlossenen grösseren Höfen umgestaltet wurden.

Gegen diese beiden Mächte, sowie sie sich in England geltend machen konnten, würde der Bauernstand auch nicht, wie Nasse meint, zu halten gewesen sein, entweder durch eine "Umgestaltung der genossenschaftlichen Landwirthschaft, um die Betriebsart der grösseren Landwirthe aufnehmen zu können und den Bauern in der Gemeinsamkeit einen Halt gegenüber der ökonomischen und socialen Macht der grossen Grundherren zu gewähren (— ein von vornherein unrealisirbarer Vorschlag —), oder durch eine "durchgreifende Consolidation und neue Flureintheilung mit Herstellung isolirter Wirthschaften" statt der mangelhaften, dem kleinen Grundeigenthum ungünstigen Gemeinheitstheilungsgesetzgebung Englands seit 1709. Wir brauchen nur auf die östlichen Provinzen der preussischen Monarchie zu verweisen: Zur Zeit der Gutsherrlichkeit und Leibeigenschaft zahlreiche Niederlegung von Hufen trotz aller Verbote, denen selbst Friedrich II. nur geringen Respekt verschaffen konnte. Und in diesem Jahrhundert, nachdem der Bauernstand persönliche Freiheit, das Eigenthum seines Grundbesitzes, Entfesselung desselben von allen Reallasten erlangt hat und die Consolidation und Gemeinheitstheilung mit dem grössten landwirthschaftlichen Effect in den meisten Bezirken nahezu allgemein durchgeführt worden, des ungeachtet: Fortsetzung der Niederlegungen in gesetzlicher Weise durch Zusammenkaufen von Höfen, da die eingeräumte



Bodenfreiheit jede beliebige Vergrösserung, wie Verkleinerung der Besitzungen gestattet. Neben der Macht des Capitals wirkt dahin die grössere Intelligenz der Bewirthschafter grösserer Landgüter und der höhere Reinertrag der letzteren bei der extensiven Richtung des Betriebs.

G. Hanssen.

Altfranzösische Romanzen und Pastourellen, herausgegeben von Karl Bartsch. Leipzig. F. C. W. Vogel. 1870. XVI und 400 Seiten Octav.

Es ist eine wohlbekannte Sache, dass die ältere Volkslyrik fast aller Nationen in verhältnissmässig nur sehr wenigen und geringen Trümmern auf uns gekommen und gerade dadurch ein in vielfacher Beziehung sehr wichtiges Moment der allgemeinen Cultur- und Literaturgeschichte verloren gegangen ist. Abgesehen von den Völkern der alten Welt, genügt es auf die der spätern Zeit hinzuweisen, um den in Rede stehenden Verlust zur Genüge kenntlich und die Schwere desselben fühlbar zu machen. Ein nur sehr junges Datum trägt alles, was wir von der eigentlichen Volksliederdichtung auch bloss der letztgenannten Gattung wissen, und es dient eben oft lediglich dazu, den Umfang des Verlorenen anzudeuten, so dass man gar manches Erzeugniss der spätern Kunstdichtung vom »Klee« und »vrou nahtegale«, sei es in deutscher oder walisischer oder provenzalischer oder was sonst für einer Zunge, für einige jener alten Winelieder wenigstens, wie auch Klosterfrauen sie sangen, gern opfern möchte! Doch auch im spätern Mittelalter fliesst die Quelle der euro-

päischn Volkslyrik noch immer sehr schwach für uns; es sind fast immer nur Reste oder bloss Nachklänge, die wir zur Zeit besitzen, und zwar in nicht grosser Menge. Unter so bewandten Umständen erscheint daher als eine sehr werthvolle, sehr hoch anzuschlagende Gabe die, welche uns hier von Bartsch in der vorliegenden Sammlung geboten wird; sie enthält einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniss des in Rede stehenden Literaturgebiets, zu der des ältern romanischen Volksliedes nämlich. Dass hierbei nahe verwandte Dichtungsarten, wie Romanzen und Pastourellen, die sich nicht immer genau sondern lassen, in eine Sammlung vereinigt sind, bedarf keiner Rechtfertigung; es ist, wie Bartsch bemerkt, mit gutem Bedacht geschehen. »Beide ruhen auf volksthümlicher Grundlage und haben volksthümliche Elemente in sich aufgenommen. Bei dem bedauerlichen Verluste, der die romanische Volkslyrik des Mittelalters betroffen hat, sind sie daher von hohem Werthe; sie bilden die hervorragendsten und bedeutendsten Gattungen der nordfranzösischen Lyrik, neben denen die übrigen farblos erscheinen und von der reichern südlichen überstrahlt werden.« Wie wahr das hier Gesagte ist, wird man leicht erkennen, und andererseits darauf vorbereitet sein, aus so kundiger Hand eine in jeder Beziehung sorgfältig behandelte Arbeit hervorgehen zu sehen. Was Bartsch für die ältere deutsche und provenzalische Literatur bisher vortreffliches geleistet, ist bekannt und seiner so höchst schätzbaren altfranzösischen Chrestomathie gesellt sich nun auf gleichem Gebiete die vorliegende Sammlung bei. Dieselbe ist lediglich Handschriften entnommen und zwar in dem Umfange, dass »etwaige neue

Quellen wohl kaum wesentliche Nachträge ergeben werden.« Das Ganze ist in drei Bücher getheilt, und enthält das erste die Romanzen, zuvörderst volksmässige, dann andere, sowohl anonyme, wie die von genannten Verfassern; das zweite umfasst die namenlosen Pastourellen, wo wir in der »belle Aelis« einer alten Bekannten, der »schoon Aeltje« der vlämischen Volkslieder, begegnen; das dritte Buch enthält die Pastourellen von namhaften Dichtern. Der Anhang giebt dann noch eine Auswahl von den Pastourellen 'Froissart's, um die weitere Entwicklung dieser beliebten Gattung anschaulich zu machen, welche demnächst auf das religiöse Gebiet übertragen wurde, und theilt B. das betreffende Stück des Gautier de Coinci in der Einleitung nach mehreren Handschriften mit. Was nun den innern Werth der hier vorliegenden Dichtungen anlangt, so äussert sich B. in der Einleitung auf folgende Weise: »Es liegt in den Romanzen und Pastourellen ein Schatz echter Poesie; die etwas derbe Sinnlichkeit der letzteren ist weit entfernt von der schmutzigen Rohheit, in welche die deutschen Nachahmer Neidhart's verfielen. Der frische und naive Geist, der in ihnen sprudelt, hebt sie weit über die Erzeugnisse der eigentlichen höfischen Kunstlyrik der Franzosen, die es nur selten zu wahren und innigem Ausdruck des Gefühls gebracht hat.« Es wird jeder dem hier ausgesprochenen Urtheile beistimmen und das Gebotene mit grösstem Danke empfangen; gerathen bleibt es freilich immer, wie bei all' derartigen lyrischen Producten, des Guten nie zu viel auf einmal zu geniessen; denn was den sachlichen Inhalt betrifft, so ist die Abwechslung hier nicht eben gross, namentlich nicht bei den Pastourel-

len; und bei den Romanzen ist das eigentlich epische Element auch nur schwach vertreten; auf älterer sagenhafter, freilich auch schon oft benutzter Grundlage scheint in dieser Abtheilung die no. 57 zu beruhen; auch in no. 58, 111 heisst es »si com l'histoire truis.« Dass wir ausser der Frau Nachtigall auch oft der »Frau Hasel« begegnen, versteht sich von selbst; die erotische Bedeutung der letztern ist bekannt (s. z. B. Wuttke Der deutsche Volksaberglaube im Index s. vv. Haselnüsse, Haselnussstrauch; in Betreff Frankreichs s. Du Méril Etudes sur quelques points d'Archéologie etc. Paris 1862 p. 52 ff.); andererseits ist der Klee hier nirgends anzutreffen, wohl aber wiederum die Schlägereien, mit denen ebenso wie in den Neidhart'schen Liedern die Tanzfreuden oft schliessen. Diese Parallele erinnert daran, dass Bartsch eine literarhistorische Abhandlung über die Entwicklung der Romanzen und Pastourelle im nördlichen und südlichen Frankreich und der letztern Verhältniss zur deutschen Poesie des Mittelalters, die er hier beizugeben durch verschiedene Erwägungen gehindert war, in einer besondern Schrift zu veröffentlichen gedenkt, so dass hier auf diese Punkte einzugehen um so eher unterlassen werden kann, da niemand dieselben besser zu erörtern vermöchte als eben Bartsch. Abgesehen von der sachlichen Seite ist die vorliegende Sammlung aber auch in sprachlicher Beziehung von nicht geringem Werth, indem namentlich der altfranzösische Sprachschatz eine nicht unerhebliche Bereicherung daraus ziehen kann. Hierbei fällt mir ein, dass auch in den vorliegenden Dichtungen der Ausdruck »euz vers« (d. i. yeux vairs) vorkommt, dessen Bedeutung keineswegs feststeht. Gewöhnlich er-

klärt man es für »schillernd« (*vair* = *varius*), worunter denn also eine zwischen grau und blau spielende Farbe zu verstehen sein würde; lat. *caesius*, *ravus*, gr. *γλαυκός*, *χαροπός*). Das eigentliche und bestimmte Blau des Auges, worauf Arthur Dinaut es bezieht, ist darin nicht enthalten, wie Reiffenberg richtig bemerkt; s. dessen Ausgabe der *Chronique des Mouskés* 2, 875 s. v. *vair*. Oder soll mit diesem Ausdruck vielleicht die von einander verschiedene Farbe der beiden Pupillen (gr. *ἑτερόγλαυκος*) bezeichnet werden? Dergleichen Augen sind jedoch wol nur selten, während die »yeux vairs« sehr häufig vorkommen. Oder aber meint *ver* ursprünglich »grün«, und ist *vair* nur eine spätere Umdeutung des Wortes? Grüne Augen mögen einst für schön gegolten haben; oder vielleicht auch verstand man unter *ver* (*viridis*) eine andere Farbe als eben grün. Im Spanischen versteht man unter *ojos verdes* graue Augen. — Ausserdem will ich nur noch das einzige Wort *ine* hervorheben (I, 57, 158: »Li cuens . . . a fait le jor vuidier maint cheval et maint ine«), welches dem alt-nord. *ið(r)* entspricht und davon herkommt. Noch füge ich Folgendes hinzu. I, 5, 6 heisst es: »L'anfes Gerard revient de la cuitainne«; ist hiermit »de l' Aquitaine« oder »de la quintaine« gemeint? — I, 13, 15 st. si l. s' i. — II, 21, 13 st. inel l. isnel. — II, 94, 9 voicet, besser ohne t; denn »voice« = *voise se* (qu'il s'en aille). — Anderes übergehe ich und bemerke nur noch, dass die Varianten in grösster Vollständigkeit mitgetheilt sind, was allerdings »bei der vielfach schwankenden Ueberlieferung keiner Rechtfertigung bedarf«, sowie dass ein sorgfältiges Liederverzeichniss beigegeben ist. Die innere Ausstattung ist also der Art, wie man sie bei B'.s Arbeiten gewohnt ist, und ich schliesse daher mit dem Wunsch das neue Verdienst, welches er sich hier wieder erworben, im vollsten Umfang anerkannt und ihn dadurch zu baldiger Ausführung seines oben angeführten Versprechens veranlasst zu sehen.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 35.

31. August 1870.

---

Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von Hermann Hettner. Drittes Buch, das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung, die Sturm- und Drangperiode. Braunschweig bei Vieweg. 1869. II. und 416 S. in 8.

Seit mehr als funfzig Jahren haben zahlreiche Gelehrte die Geschichte der sogenannten schönen Literatur Deutschlands, namentlich auch der des vorigen Jahrhunderts, zu erzählen versucht. Wenn nun nach den vielen, zum Theil sehr schätzbaren Vorarbeiten ein Meister erschienen ist, die Darstellung von neuem zu unternehmen: so könnte man meinen, als habe er nur die Hand auszustrecken gebraucht, um die längst gezeitigte Frucht zu pflücken, die er dem Publicum darbieten wollte. Aber wo eine solche Meinung auftauchen sollte, wird sie der aufmerksamen Betrachtung des hettnerschen Werkes, von welchem Referent jetzt nur die erste Abtheilung des dritten Buches

eingehender zu besprechen beabsichtigt, auf das vollständigste weichen müssen, da sie eben so in ganz vorzüglichem Masse von der gründlichen Arbeit wie von dem Talente des Verf. vollgültiges Zeugniß ablegt.

Um in Lösung seiner grossen Aufgabe sich selbst zu genügen, sah er sich zu einem weitem Ausholen beim Entwurfe seines Werkes genöthigt. Die Literatur des 18. Jahrhunderts wurzelt bei uns erstens in den heimathlichen, erheblichen Cultur- und Literaturerscheinungen des 16. und 17. Jahrhunderts; — zweitens in den Einflüssen der französischen Literatur schon seit Ludwig's des 14. Zeit; — drittens in den Einwirkungen der englischen Literatur, sei es, dass diese durch französische Vermittlung oder unmittelbar zu uns gelangt war. Das wiedergeborene Kind, die deutsche Literatur, wachte aus dem Schlummer nach dem westfälischen Frieden anfangs etwas ungeberdig auf, trat aber nach und nach auf die eigenen Füße und schritt der Epoche von 1740 entgegen.

Demgemäss hat der Verf. seinem Werke über unsre Literatur des 18. Jahrh. die Geschichte der englischen Lit. aus den Jahren von 1660 bis 1770, desgleichen die der französ. Lit. im 18. Jahrhundert, vorausgeschickt (1856 und 1860 herausgegeben). Das Wiedererwachen der schönen Lit. Deutschlands hat er (Gesch. d. d. Lit. des 18. Jahrh. erster Band) durch einen Rückblick auf die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts eingeleitet; dann in zwei Abschnitten, dem ersten von 1648 bis 1720, dem zweiten von 1720 bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Gr. 1740, ebenso gründlich wie umsichtig erzählt. In einem zweiten Bande (erschienen 1864) ist das Zeitalter des grossen Kö-

nigs behandelt; die Namen Klopstock, Wieland, Lessing, Kant glänzen darin natürlich vor allen andern. Es ist die Lehrzeit für die folgende Periode, in welcher dann »Sturm und Drang« die Jugend der klassischen Literatur Deutschlands kennzeichnet (drittes Buch des ganzen Werkes, erste Abtheilung).

Der Verfasser hatte sein Werk im ersten Bande mit Worten Lessings begonnen, der in einer seiner unvergleichlichen theologischen Streitschriften sagt: »Luther, Du hast uns vom Joch der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens?« Mit diesem Worte ist die Signatur der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts gegeben und es eignet sich der dadurch ausgedrückte Gedanke auch noch vollkommen für die abgesonderte Periode des Sturmes und Dranges insofern, als alle die Stürmer und Dränger derselben bei der alleinigen Aufklärung stehen zu bleiben ungenügend fanden und zur freien Entwicklung des natürlichen Gefühls der Individualität fortzuschreiten, den Buchstaben hinter sich zu lassen, das Recht zu haben glaubten. Während die Lehr- oder Aufklärungsperiode bloss negativ gewirkt zu haben schien, wollte man nun den Geist der Deutschen aus den tyrannisirenden Banden zur Natur zurückretten. Es regte sich dies Streben mässiger und unbewusster schon in Kant, in Klopstock und Wieland, am meisten in Lessing; aber zum bewussten Ringen gegen die Fessel des engen Bestehenden erwuchs es in ganzer Kraft seit Herder und Goethe auftraten. Das jedoch wird man bei genauer Prüfung für einen irrthümlichen Ausdruck halten müssen, dass man sagt, die »Aufklärung« habe diesen neuen wesenhaften



Inhalt hervorgebracht und dadurch »über sich selbst hinausgestrebt.« Sie fegte im Grunde nur den Schutt der alten Trümmer hinweg, und es war eine neue, urkräftige Regung des deutschen Geistes, etwas Anderes an der gereinigten und geebneten Stelle aufzubauen. Die Wirkungen der Aufklärung als solcher sind nicht zu unterschätzen; aber bleibt sie allein, so ist ihre Wirkung im Grunde nur negativ; Schillers Wort: »einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt« — kann auf dieses, was mehr als Aufklärung war, mitbezogen werden. Denn Aufklärung schafft nichts, sondern befreit bloss von falschem Verständniss.

Die Summe dieses Mehr, für die von Herder und Goethe die ersten Schätze schöpferisch gehoben wurden, ist die Harmonie des gesamten Menschenthums, das Ideal des Lebens, das ebenso wenig zur rohen Sinnlichkeit vergrößert, als zu gespensterhaften Schatten verflüchtigt werden darf. Der Verfasser hebt dies mit Nachdruck hervor; er erkennt auch an, dass J. J. Rousseau's »Natur-Evangelium« eine der Hauptwurzeln jener Cultur- und Literatur-Umwandlung gewesen sei. Wenn jedoch gesagt ist, dasselbe sei die eigentliche Wurzel der deutschen »Sturm- und Drangperiode,« so müssen wir darin eine Ueberschätzung Rousseau's finden, wenngleich auch Lessing und Kant die tiefe Erregungskraft der Rousseau'schen Lehre von der (»aus der verrotteten Gegenwart und Wirklichkeit« nöthigen) Rückkehr zur Natur nicht gering geschätzt haben. Montesquieu, Voltaire, Diderot hatten theils früher, theils gleichzeitig auf die Emancipation des Geistes hingewirkt, und Goethe hat ganz Recht, dass er den

Genfer Bürger weder allein, noch hauptsächlich, sondern die ganze gleichzeitige französische Literatur als auf seine damalige Bildungsperiode einwirkend bezeichnet. Es war eine Frucht jener Zeit überhaupt, welche der Verfasser die »Flegeljahre« der deutschen Bildung und um so ungeberdigere nennt, als die Enge und Stille, ja die »Erstorbenheit aller öffentlichen Dinge jedes Gleichgewicht bedeutender Wirklichkeit« gegen Privat-Cultur und Literatur fehlen liess. Die Erscheinung des Sturmes und Dranges war daher dem deutschen Geiste nicht unnatürlich. So »träumte man den holden Traum, auch das wirkliche Leben poetisch leben zu dürfen«; allein man verstand unter dieser Poesie des Lebens nur die Eingebungen und Gelüste ungebundener Gemüthswillkür;« aus der Philisterhaftigkeit verfiel man in die Phantastik. Aber Herder und Goethe gehörten, obwohl sie die Führer der Sturm- und Drangperiode waren, nicht zu denen, welche Besinnung und Tact verloren. Herder wurde nun, wie der Verfasser präcisirt, »durch wissenschaftliche Erforschung der naturwüchsigen, menschlichen Bildungsanfänge und deren allmählichen Entwicklung der Begründer einer neuen Sprach-, Religions- und Geschichts-Wissenschaft, auf deren Bahnen wir noch heute fortwandeln.« In Goethe aber gährte die neue Zeitrichtung am tiefsten und er wurde »nur darum ein so grosser und gewaltiger Dichter, weil er ein so grosser und gewaltiger Mensch war.« Voll und ungetrübt die ganze Menschennatur zu entfalten und zu bethätigen, dies Ideal knospete vom Anfang in ihm. Beide Führer grollten mit dem Philisterthum, wie mit den Fesseln des Wahren und Schönen, aber noch nicht mit dem Staate und der bürgerlichen Ge-

sellschaft; Schiller jedoch, zehn Jahre später, trat mit gerechtem, aber revolutionärem Zorne gegen die widerwärtigen Wirklichkeiten auf.

Dass unter den Nachahmern und Nachschreibern der Ruf der Genialität in Anspruch genommen wurde und als Erlaubniss für alles Absonderliche und Verschrobene gelten sollte, ist bekannt; unter dem Vorgeben unbezwinglicher Originalität, wollten die Genie-Prätendenten lauter Titanen sein. Daher äusserten besonnene Köpfe, wie Kant, Lessing und viele andere, z. B. unser Lichtenberg, einen entschiedenen Widerwillen gegen »die brüllenden Löwen«; denn wahrlich, »nicht alle, die den Thyrsus schwingen, sind des Gottes voll.«

Der Verfasser schliesst sich billigend denen an, welche die Sturm- und Drang-Periode unserer Literatur das deutsche Gegenbild der französischen Revolution genannt haben. Wir möchten diesem Vergleiche nicht ohne beträchtliche Einschränkung beitreten. Es ist allerdings nicht zu verkennen, wie jener Sturm und diese Umwälzung darin sich ähnlich sind, dass beide gegen Vorurtheile, Missbräuche und engherzige Formen kämpften. Die französische Revolution jedoch zielte im Grunde, wie sie von materiellem Ungemach ausging, auch nur auf Abschaffung oder Besiegung des widerwärtigen Materiellen und verstand eben in diesem Sinn äussere Freiheit und Gleichheit. Das Ziel der deutschen Literatur-Heroen des 18. Jahrhunderts dagegen war ein durchaus anderes; es war geistige Freiheit in harmonischer Verschmelzung von Wahrheit und Schönheit, gemäss der menschlichen Natur. Selbst in den Zeiten seines »wilden Sturmes« ist dies auch für Schiller als der edle Grundzug seines Geistes anzuerkennen.

Dass solchergestalt begeisterte Männer »die Zügelung der entfesselten dunkeln Gemüthsmächte zu freier Selbstbeherrschung« vollendeten, war Folge ihrer sittlichen Grösse; und wie sie sich selbst erzogen, so haben sie zur Erziehung ihres Volkes beigetragen. Der Verfasser macht dabei treffend die feine Bemerkung, dass, wenngleich vielleicht die eigene Persönlichkeit dieser Dichter hinter ihrem höchsten Ziele zurückgeblieben sein sollte, von ihnen doch »der Begriff des reinen und freien Menschenthums wieder erobert« wurde.

Es war verhängnissvoll, dass die innere Bildung der Deutschen keiner äussern Gestaltung des deutschen Volkslebens sich anschliessen konnte; worüber der Verfasser auch ein Urtheil der Stael anführt (*de l'Allemagne* 3, ch. 11), — ein kurzsichtiges Urtheil, welches doch nur darin Grund hatte, dass die geistreiche Frau, die Idee der vollen und schönen Menschlichkeit im deutschen Sinn aufzufassen, nie fähig gewesen.

Nach der überaus reichhaltigen Einleitung geht der Verf. im ersten Capitel zu Herder über, den er umfänglich, wie derselbe es verdient, und zugleich mit wahrer Unparteilichkeit beurtheilt. — Das hochstrebende und schöne Talent dieses kühnen Führers der hier behandelten Literatur-Periode, auf welchen Hamann und vielleicht noch mehr Rousseau stark eingewirkt, ist leider durch Eigenschaften nicht unerheblich geschmälert und verdüstert, für die man in seinen Jugend-Schicksalen, in einer angeborenen grüblerischen Reizbarkeit, in körperlichen Leiden, in dem drückenden Bewusstsein einer verfehlten Wahl des Lebensweges, wohl Entschuldigung suchen mag, welche aber nicht

vergessen werden dürfen, wenn man ihn gründlich beurtheilen soll. Der Verf. ist dabei sehr schonend zu Werke gegangen. Den hartnäckigen Eigensinn des in frühestem Alter meistens autodidaktisch sich bildenden Mannes, seinen nicht zu sättigenden, anmassungsvollen Ehrgeiz, seinen Groll und Neid gegen die gleichzeitigen höchsten Meister unserer Literatur, seine zum Theil ungerechte und von Missverständnissen zeugende heftige Metakritik gegen Kant und Bekämpfung Fichte's, so wie manche Züge, durch die er sich selbst und Andern das Leben verbitterte, haben dennoch der Schilderung dessen, was Herder geleistet hat, in dem vorliegenden Buche keinen Abbruch gethan. Von den ersten »Fragmenten« und den »Wäldern« an bis gegen das Ende seines Lebens zum »Cid« (bei welchem das Entnehmen des grössten Theils aus der französischen Prosa-Bearbeitung in der bibliothèque universelle des romans das Verdienst des deutschen Dichters keineswegs verringert) hat er einen sehr reichen Schatz von unvergesslichen Leistungen uns geschenkt, deren oft nur fragmentarischer Inhalt immer selbst dann dankbar anerkannt werden muss, wenn man die Form für unvollendet zu halten sich berechtigt sieht und von den ausgesprochenen Ueberzeugungen des Schriftstellers öfters sich abwendet. Seine Arbeiten für das rechte Erkennen der Volksdichtung als Urpoesie, seine Ideen zur Geschichte der Menschheit und sein Cid verdienen eine auch vom Verf. besonders beifällig betonte Würdigung.

Was hier über Herder's einzelne Werke geurtheilt ist, wird für jeden, der mit diesem Theile unserer Literatur bekannt ist, sehr zusagend, und für die beträchtliche Zahl derer, die

von Herder kaum noch etwas wissen, höchlich belehrend sein. Indem wir daher diesen ebenso feinen wie gründlichen Abschnitt des Buchs für die richtige Auffassung der betreffenden Periode den Lesern dringend empfehlen, dürfen wir wohl bemerken, dass uns nicht ersichtlich ist, weshalb der Verf. dem Beweise des Spinozismus Herder's einen so umfänglichen Raum gegönnt hat. Dass Herder, nachdem er Spinoza's Pantheismus studiert, diesen sich eigens zurecht gemacht, ihn zu bekennen nicht gescheut, ja ihn mit seinem besondersartigen Christenthume, das er für das wahre Christenthum Christi ausgab, amalgamirt hatte, ist unverkennbar, und dürfte durch einen einzigen Beleg aus seinen sehr in's Einzelne gehenden Aeusserungen hinlänglich bewiesen werden. Die Menge der vom Verf. gegebenen Beweisstellen zeigen allerdings, dass Herder die Lehre Spinoza's nicht in ihrer ganzen Reinheit und auch nicht auf die beruhigende Weise sich gemodelt hatte, wie der Dichter des Faust sie im beseligenden Gottvertrauen fasste und hegte.

Gleich in dem Capitel über Herder zeigt der Verf. dieses Werks seine pragmatische Kunst. Wir ersehen durch sie, wie dieser vorkämpfende Stürmer und Dränger das wurde und, seinen eigenthümlichen Eigenschaften, Geschicken, Zwecken nach, das werden musste, was er geworden ist; nicht minder dessen Verhältnisse zu seinen Zeit- und Lebensgenossen. Dass der Verf. in dessen Darstellung keinen Zug hat fehlen lassen, frei von aller einseitigen Kritik und Schultheorie geblieben ist, wird um so wärmere Anerkennung finden, als dieses Verdienst gerade Herder gegenüber schwer sein musste.

Zweites Capitel. Gerstenberg. Zu be-

dauern ist, dass dieser Schriftsteller nach dem Erscheinen seines, freilich in's Gebiet des Grässlichen hinüberschweifenden Ugolino, dem es nicht am wahren Genialen fehlte, sein Talent unausgebildet gelassen hat.

Drittes Capitel. Goethe bis zur italienischen Reise. Nothwendiger Weise hat der Verf. diesem Namen die ausführlichste Darstellung im vorliegenden Buche gewidmet; wir fassen uns über die einzelnen Werke G.'s kurz und berühren nur die wichtigsten Punkte dieses Abschnitts. — G.'s jugendlichen Aufenthalt in Leipzig, Strasburg, Wetzlar erzählt der Verf., zweckmässig in die gesammte Bildungsgeschichte des grossen Meisters eingehend. Aus dem Zeitabschnitt 1772 bis 1775. (Aufenthalt in Frankfurt), lenkt dann die Kritik und Schilderung auf die damals geschriebenen oder doch begonnenen Werke G.'s ein.

Götz von Berlichingen; erste und auch zweite Bearbeitung. Sehr treffende Bemerkung des Verf.'s; die »verderbliche Irrlehre, welche sich die gesammte junge Dichterschule aus dem verlockenden Vorbilde der englischen Historien Shakespeare's gezogen, dass, wie Einheit des Orts und der Zeit, so auch die Einheit der Handlung nur eine ganz willkürliche .... Beschränkung des Genius sei, wäre sicher nicht so allgemein .... zur Geltung gekommen, hätte ihr nicht Goethe mit seinem Götz wirksamen Nachdruck gegeben.« Ein noch heute sein klägliches Wesen treibender dilettantischer Wahn der Poetaster! — Doch ungeachtet jenes Irrthums zündete G.'s Dichtung, als sein Götz erschien, durch ihre Herrlichkeit gewaltig in den Gemüthern.

Clavigo. Dieses Trauerspiel wird von den meisten Beurtheilern zu wenig gewürdigt, ob-

wohl die Theater es noch gern geben und das Publicum es nicht ungern zu sehen scheint. Des Dichters eigene Aeusserung über seinen Clavigo möchte völlig zutreffend befunden werden müssen; nämlich: dass er der (in den Trauerspielen so oft gewöhnlichen) Bösewichter müde, welche die Katastrophe herbeiführen, weil sie aus Rache, Hass oder Kleinlichkeit sich einer edeln Natur entgegenstellen und sie zu Grunde richten, in Carlos den reinen Weltverstand — d. i. die speculirende, gemeine Klugheit — gegen Leidenschaft, Neigung und äussere Bedrängniss wirken zu lassen, versuchen wollte, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Es ist, unsers Erachtens, auch eine übertriebene Strenge der Theorie, welcher die Praxis aller Dichter häufig widerspricht, dass aus der Schuld der tragische Ausgang mit unbedingter Nothwendigkeit entspringen müsse. Auch das »eigenste Lebensgeheimniss der shakespearischen Tragik«, wie der Verf. sich gelegentlich, über das aus dem Verschulden erwachsende Tragische sehr treffend ausdrückt, steht doch mit einem solchen lässlichen Grundsatz nicht im Widerspruch, wie jeder finden muss, der Shakespeare's eigentliche Tragödien prüft.

Werther. Entsprungen aus der Tiefe des Gemüths, wird dieser Roman durch alle Zeiten ein Muster in seiner Gattung bleiben. Die Befürchtungen der wohlmeinenden Aengstlichen, die Abgeschmacktheiten beschränkter Pedanten sind schon lange verstummt; bloss die Bewundrung für den schaffenden Dichter lebt noch. Werther's Leiden sollen die Leidenschaft darstellen und diese Darstellung dringt mit unwiderstehlicher Gewalt in das Mark der sinnbegabten Leser. Es ist nicht erforderlich, ein Wort weiter über



den Werth dieses Werkes zu wiederholen; der Vf. hat darüber so meisterhaft gründlich wie schön gesprochen. — Nur eine Bemerkung sei uns erlaubt. Der Vf. meint, Napoleon habe in dem Gespräche mit Göthe zu Erfurt (2. October 1808, s. nachgelassene Werke Bd. 19, S. 278) gerügt, dass der Dichter des Werther durch die Hinweisung auf Unbill und Jämmerlichkeit der (ehemals zu Wetzlar und sonst herrschenden) gesellschaftlichen Zustände und Anschauungen die Einheit des Grundmotivs des Romanes zerschnitten; worauf G. diesen Vorwurf »unbegreiflicherweise zugestanden,« der Groll Werthers gegen die Welt gewinne vielmehr durch jene Hinweisung an Berechtigung und Allgemeinheit. — Man kann unsers Erachtens dieser Ansicht deswegen nicht beistimmen, weil Napoleon, nach allem, was vorliegt, einen solchen Vorwurf dem Dichter gar nicht gemacht; vielmehr muss er etwas ganz anderes in dem Romane missbilligt haben. Man beachte, was an der citirten Stelle G. erzählt: »Er (Napoleon) wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studiert haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: warum habt Ihr das gethan? es ist nicht naturgemäss, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte.« Was G. hierauf heiter erwidert, ist, dass er den Vorwurf richtig finde und gestehe, es sei an dieser Stelle »etwas Unrichtiges nachzuweisen«, nämlich ein Kunstgriff des Dichters, dessen Wirkungen er auf einem einfachen »natürlichen Wege nicht habe erreichen können. Diese Angaben können nur auf »eine gewisse Stelle« des Romans gehen, nicht auf die mehr als zwanzig

Seiten des zweiten Buchs desselben, wo die gesellschaftlichen Zustände, in denen sich Werther bei dem Gesandten befunden, umständlich geschildert werden. Es kann auch nicht gesagt werden, dass diese Schilderung etwas »nicht Naturgemässes« für die lebensmüde Stimmung Werthers gehabt habe, und G. konnte darin nichts »Unrichtiges« zugestehen. Der Kaiser muss, wie wir glauben, auf eine ganz andre einzelne, scheinbare Naturwidrigkeit hingedeutet haben, die unser Dichter wohl heiter zugestehen durfte.

Die Singspiele Erwin und Elmire, Claudine von Villabella bezeichnet der Vf. als Nachahmungen französischer Operetten, zwar nur skizzierte Einfälle, aber nicht entblösst von zartem, lyrischen Hauche, — denen es wohl hauptsächlich am Zutritt eines geschickten Musik-Componisten gefehlt hat.

Gegen das Drama Stella, dessen Werther-Stimmung der Vf. nicht erkennt, scheint er starken Widerwillen zu hegen. In solchem Masse möchten wir es, selbst in seiner ersten Gestalt (wie auch Schiller daran keinen Anstoss genommen hat!) doch nicht verdammen. Es als eine Vertheidigung der Doppelehe, der ungezügelter sophistischen Selbstsucht des Herzens- und Sinnentaumels« anzusehen, es mit Bürger's Liebe zu Molly, gar mit Lenzens Lustspiel »die Freunde machen die Philosophie,« mit Schiller's Freigeisterei der Leidenschaft, mit dem grüblerisch verzerrten Woldemar F. H. Jacobi's, dann endlich gar mit den Liederlichkeiten der sogenannten Romantiker in Parallele zu setzen, scheint uns eine Unbilligkeit, so sehr wir auch die Heiligkeit der Monogamie für einen Grundzug des echten Europäismus ansehen und ehren.

Dass dies Drama durch Fernando's und Stella's Selbstmord nicht gewinnt, darin stimmen wir übrigens dem Vf. vollkommen bei.

Die satirischen Possen und Fastnachtsspiele, wesentlich »zum Jugendbilde« Göthe's gehörig, muthwillige Humoresken, scheinen auch dem Vf. an Gehalt und Gestalt unerheblich; doch »Götter, Helden und Wieland« wird seinen Platz in unsrer komischen Literatur behaupten. Das sicherlich für das Komische unverkennbare Talent G.'s, bemerkt der Vf. mit richtigem Blicke, würde gewiss noch wesentlich gefördert sein, wenn der Dichter in jener Periode seines Lebens die Aufmerksamkeit auf Holberg hätte wenden wollen. Aber Scherz oder gar Spass gehörte nicht eigentlich zu den natürlichen Elementen des göthe'schen Geistes.

Mahomed; der ewige Jude; Prometheus. Wenn in einem lebhaft empfindenden Gemüth auch ein tief eindringender Forschungs-ernst wohnt, dazu sich die Lust an fleissiger Arbeit von schaffender Phantasie befeuert findet: so ist nichts natürlicher, als dass aufsteigende Ideen sich zur dichterischen Gestaltung drängen; aber ebenso natürlich, dass im Fortschritt des mannigfach eingreifenden, oft störenden, äussern Lebens die begonnene Ausführung nicht zur Vollendung reift, sondern das Angefangene ein Bruchstück bleibt. So sehen wir die Anfänge und Fragmente des »Mahomed«, des »ewigen Juden« und des »Prometheus« an, die sämmtlich von der Fausttragödie nachher verschlungen sind. Was der Vf. über diese drei Bruchstücke beibringt, ist sehr beachtenswerth und wieder ein Beweis von der eindringenden Pragmatik, die wir in diesem Buch überall zu schätzen haben.

**F a u s t.** Es würde in der Sturm- und Drang-Periode eigentlich nur dasjenige von dem Inhalte der Faust-Tragödie zur Betrachtung kommen, was vor der Ausgabe von 1808 als Fragment im Druck erschienen war. Aber da die »Zueignung,« — von der man die frühe Entstehung urkundlich weiss, — desgl. das Vorspiel auf dem Theater, der Prolog im Himmel und selbst alle andern Zusätze des ersten Theiles, wenngleich erst später gedichtet, im Grunde aus dem Geiste der ersten Conception hervorgegangen erscheinen: so wird man nicht mit Unrecht den ganzen ersten Theil der Tragödie zu jener Periode ziehen dürfen. Er ist ohnehin doch immer fragmentarisch. Der Herr Vf. charakterisirt diesen Theil des Werkes meisterhaft so: »Das Gewaltige und durchaus Unvergleichliche der Fausttragödie ist, dass sie nicht diese oder jene vereinzelte tragische Verwicklung des Menschenlebens aufgreift, sondern den innersten bestimmenden Nerv aller Menschentragik, den unlösbaren Widerspruch der dämonischen Ikarus-natur, die nach der Sonne strebt und doch fest an die Erdschranken gebannt ist. Und diese unvergleichliche Tiefe und Weite der Grundidee kommt zu unvergleichlich vollendetem Ausdruck durch eine Macht und Tiefe der gestaltenden Phantasie und Sprachgewalt, deren Fülle und Zauber sich kein fühlendes Herz entziehen kann.« Diesem Urtheile des Vfs wird wohl gegenwärtig kein denkender Leser widersprechen. — Die Tragödie Faust ist biographisch für das Bild, das man sich von G's Wesen zu machen hat, culturhistorisch für die Darstellung jener Literatur-Periode, und endlich philosophisch im Allgemeinen, das wichtigste Werk unsers Dichters, aber nicht das schönste. Das Siegel voll-

kommener Schönheit tragen unter seinen umfänglichern Arbeiten nur drei: Werther, Iphigenie, Hermann und Dorothea, an sich. Sie sind von ungestörter Harmonie. Dadurch, dass man den Faust nicht zu den, im strengen Sinne des Wortes, schönsten Schöpfungen G's zählt, wird ihm jedoch keiner seiner Reize entzogen, welche ihn zu der tiefsten und fesselndsten unter den Dichtungen stempeln, die wir von unserm Meister besitzen. G. selbst nannte, wenngleich wohl nicht im schärfsten Ernst, diese Tragödie eine »barbarische Composition,« — deren Ganzes »immer ein Fragment bleiben« werde; ob deswegen, wie der Herr Vf. meint, weil die Lösung und der Abschluss dieser Dichtung unmöglich sei, weil niemals der Augenblick eintreten könne, in welchem das aufstrebende Unendlichkeits-Gefühl und die thatsächliche Endlichkeit in einander aufgehen, — möchten wir doch sehr bezweifeln. Den zweiten Theil des Faust haben wir hier nicht umständlicher zu besprechen, doch sei uns erlaubt, ihn nicht »als ein nur dürftiges Nothdach des hochragenden Bau's« zu betrachten, sondern als eine Prachtkuppel über dem herrlichen Dom, sollte ihr auch selbst G. im lässlichen Sinne das Beiwort »barbarisch« geben wollen. Im ersten Theile strebt Faust nach den Genüssen irdischen Lebens, immer unbefriedigt; im zweiten Theile greift er in's Reich der Unmöglichkeiten, Ungeheuerlichkeiten, will Zeit und Raum verlängnen, die Elemente überwinden und Udenkbares erfassen; wird durch die »Sorge« wieder zum alten, schwachen, blinden Manne, der aber durch sein vertrauendes, stets in ihm gebliebenes Bewusstsein des liebevollen Weltgeistes in die Seligkeit gerettet wird. Die Einzel-Acte des zweiten Theils haben,

jeder für sich, ihr eigenes, geheimnissvolles Leben und Erscheinen; machen jedoch im obigen Sinne das Ganze zusammenhängend aus. So erscheint im ersten Theile der zweite vorbereitet und gerechtfertigt. —

Es ist zu bedauern, dass G. nicht Zeit gefunden hat, das Trauerspiel *Egmont* noch einmal überzuarbeiten, das, ein »historisches Charakter-Gemälde,« — einen »sehr wesentlichen Zug im Jugendbilde G.'s,« wie der Vf. treffend ausspricht, uns in der hochherzigen und lebenswürdigen Heldengestalt *Egmont's* erblicken lässt. »Glücklich allein ist die Seele, die liebt!« Der Dichter schöpfte dies Drama ganz aus sich selbst; es hätte allerdings der letzten Scene entbehren können, sowohl der Freundschaft *Ferdinand's*, als besonders der Traum-Erscheinung *Clärchens*.

Die ersten zehn Jahre G.'s in Weimar (v. 1775 bis 1786) folgen in dem Buche. Sie sind ein besonders auszeichnungswerthes Stück in diesem vorzüglichen Werke. Den Dichtungen G.'s lassen zwar die Meisten Gerechtigkeit widerfahren, aber es verkennen immer noch Viele, wie sehr der unvergleichliche Dichter auch ein guter und ein grosser Mann war. Darum ist uns dieser Abschnitt in der vorliegenden Schrift so überaus lieb geworden; der Vf. zeigt darin, was G. in den bezeichneten zehn Jahren erstrebte, leistete, schaffte, und wie er stets dem Adel seines Charakters in allen Verhältnissen treu blieb, die trotz des wahrhaft freundschaftlichen Bundes mit seinem Herrn, dem Herzoge Karl August, ihm nicht geringe Schwierigkeiten darboten. Bei ihm trat G. in den Hofdienst als sehr beanspruchter Gesellschafter und Festordner, desgleichen in den

Staatsdienst als Rathgeber und Arbeiter. Den Staatsgeschäften, welche dem thätigen und treuen Manne nach vielen wichtigen Richtungen oblagen, sollte der nie »herzlos« geleistete Hofdienst nach G.'s ernstlichem Beschlusse keinen Abbruch thun; es gehörte deshalb der ganze erstaunenswerthe Fleiss des geschickten Arbeiters dazu, um alle Obliegenheiten glücklich und zeitig zu erledigen. Eben hierin suchte er eine Ehre und bemühte sich um vielerlei erhebliche Verbesserungen in der Regierung, die ihm oft den Widerwillen und Neid der Hindernissen und der Alltagsmenschen zuzogen. Hätte er nicht die Redlichkeit und jugendliche Heiterkeit eines reinen und kräftigen Menschen besessen, so würde es ihm unmöglich gewesen sein, solche Geschäftsführung mit den in seinem Gemüthe nie schlummernden Regungen der Muse zu verbinden. Der Vf. giebt uns davon eine überaus anschauliche und allenthalben mit Beweisen belegte Schilderung. G. war sich »der schweren Verantwortlichkeit voll bewusst« bei den Staatsgeschäften, in welche er sich schnell eingearbeitet hatte. Er hielt sich dabei verständig in den Schranken, welche der Kleinstaat ihm vorschrieb, ohne etwa grossstaatliche Politik treiben zu wollen.

In Begleitung dieser unausgesetzten Thätigkeit des Geschäftsmannes und fürstlichen Gesellschafters lässt uns das Buch die Bemühung G.'s um seine eigene intellectuelle, sittliche und religiös - philosophische Durchbildung sehen, sowohl für rein individuelle, für vielseitigst wissenschaftliche, als für praktische Zwecke. Der Mann thut sich an keinem seiner Tage genug. Was er (später in den Wanderjahren) einmal sagt, hat er lebenslang

von sich selbst abstrahirt: »erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.« Wir möchten bei dieser Gelegenheit wiederholt auf G.'s Gespräche mit Eckermann verweisen, welche zahllose Ergänzungen zu den Abrissen aus des Dichters Leben dieser Periode rückblickend nachholen. Aus dem Sturm und Drang seiner Jugend arbeitete sich, seit seiner Ankunft in Weimar, G. durch den Ernst seines Charakters und sein Streben nach gründlicher Erkenntniss, wie nach pflichtmässiger Durchbildung, zu einer sittlichen Zügelung und Läuterung empor, die wenig Menschen erreichen. »Er steht fest an dem Steuer« seines eigenen Herzens, seines eigenen Geistes und vertraut der göttlichen Macht. — Wielands frühes Zeugniß von dem Bewunderten und doch oft launisch Gescholtenen ist voll glaubwürdig: »er hat sich mit untadeliger Sophrosyne und aller geziemenden Weltklugheit benommen.« — Nun sehen wir uns auch um, was der Hochbegabte in denselben zehn Jahren als Dichter geleistet! Oben sind seine grossen Dichtungen schon berührt. Aber ausser ihnen entblühen in diesem Jahrzehend noch überaus köstliche Gaben seiner Muse. Wir erinnern, mit dem Herrn Verf., nur an wenige: Hans Sachs. Die Geschwister. Harzreise im Winter. (Iphigenie in Prosa). Jery und Bätely. (Tasso in Prosa). Meine Göttin: »Welcher Unsterblichen« ... — Mieding's Tod. Die Fischerin. Die Geheimnisse. Die Zueignung. Desgleichen eine grosse Anzahl kleinerer lyrischer Gedichte und Balladen. — Woneben dann auch der Plan zum Wilhelm Meister festgestellt und am Werke selbst stückweise gearbeitet ist.

Mit der Reise nach Italien riss sich G. von einem grossen Theile der Abhaltungen dessen,



was sein allereigenster Beruf war, glücklich los; er, der »aus der Hand der Wahrheit den aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewebten Schleier der Dichtung« empfing! — Wir sagen unseren aufrichtigen Dank dem Herrn Verf. für diesen Abschnitt seines Buchs, dessen Reichthum wir mit wahrer Freude genossen haben.

Viertes Capitel. Die Goethianer; insbesondere Lenz, Klinger und Wagner. — Es lag in der Strömung der Zeit, dass sich lebhaft, junge Geister von der Fessel des Buchstabens frei zu machen sehnten; und nachdem Götz und Werther an's Licht getreten, wuchsen Muth und Lust zu kühnen Dichtungen auch in denen, die man nicht für wahrhaft Berufene halten kann. Der Verf. hat dem armen Lenz, als goethe'schem Nachahmer so viel Rücksicht gegönnt, wie man ihm wohl selten noch widmen mag. Dem nach zahlreichen Thorheiten und Unfällen (einschliesslich Geistesverwirrung) sich nachher anscheinend wieder erholenden Unglücklichen schreibt Wieland das charakteristische Zeugniß: »aus seinem an mich gerichteten Zettelchen ist zu sehen, dass er zwar sich selbst wieder gefunden hat, aber freilich den Verstand, den er nie hatte, nicht wiederfinden konnte.« — Der zweite Goethianer, Klinger, ist allerdings dem Lenz vorzuziehen und seine »Zwillinge« nebst mehreren andern seiner Dramen (deren eines den Titel »Sturm und Drang« führt), desgl. seine zahlreichen Romane würden wohl noch nicht ganz vergessen sein, wenn es ihm gelungen wäre, sein ins Hässliche und Grässliche verfallendes Talent zu zügeln, das ihm den Beinamen des »tollgewordenen Shakespeare« eintrug. Dass er schliesslich als vornehmer Offizier in

russischen Diensten eine ehrenwerthe Stellung einnahm, ist bekannt. — Der dritte Goethianer, welchen der Verf. uns vorführt, Wagner ist in mehr als einem seiner Producte ein Vorläufer Schillers geworden, aber selbst eigentlich ganz unbedeutend geblieben.

Fünftes Capitel. Maler Müller. Der Verf. ist der Ansicht, dass dieser Angehörige der Sturm- und Drang-Periode »auf einen grossen und echten Dichter angelegt« gewesen sei. Referent kann zwar die Talente Müller's nicht verkennen; seine Idyllen, sowohl die biblischen, als die mythologischen und besonders die volkstümlich-deutschen, — dann mehrere seiner Lieder und Balladen, — vorzüglich aber das Drama Golo und Genoveva, — verdienen in gewissem Masse den damals erworbenen Beifall des Publicums; aber in allen diesen Productionen muss denn doch, leider, der Kritik ein Mangel an Gedankentiefe und Kunstverstand vielfach, vor allen Dingen auch das Sinken zum Niedrigen und Abgedroschenen, auffallen; und deswegen ist dieser sonst begabte Mit-Stürmer längst so gut, wie vergessen. Müllers Anfeindungen gegen Carstens, Goethe und Tieck können auch nicht verziehen werden.

Sechstes Capitel. W. Heinse. Von ihm sagt mit Recht der Verf.: »den tollen Traum, auch das Leben ganz nach den Eingebungen und Gelüsten der Phantasie und Leidenschaft leben zu dürfen, hat Keiner wogener und ausschweifender geträumt,« als Heinse. Darum mag er allerdings der Dichter der »entfesselten Sinnlichkeit« genannt werden. Er war der Vorläufer der Emancipation des Fleisches. Jedoch bedauern muss man, dass ein Talent, wie das seinige, — man braucht nur

an sein bestes Werk, Ardinghello, zu erinnern — in der »blühenden Schwärmerei der geilen Grazien« sich zur gemeinsten Sinnen-Vergötterung verlor. Sehr angemessen führt über diesen Dichter der Verf. das Urtheil Schillers an: bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Colorits bleibe Ardinghello immer nur Caricatur ohne Wahrheit und ästhetische Würde, und dies seltsame Werk sei ein Beispiel des beinahe poetischen Schwungs, den die blosse Begier zu nehmen fähig sei. Jedoch ist der Verf., der auch auf Heinse's sonstige schätzbare Richtungen Rücksicht nimmt, der wohl zu gütigen Ansicht, dass derselbe als reichbegabter und vielseitiger Geist das Schicksal unfertiger Naturen, vorzeitig vergessen zu werden, nicht verdient habe.

Siebentes Capitel. Die Gefühlsphilosophen und die pietistischen Schwärmer; jene sind Hamann und Fr. H. Jacobi, unter diesen führt der Verf. Lavater, Jung-Stilling, Claudius und die Fürstin Gallitzin (Galizyn) an. Die Parallele, welche das vorliegende Buch meisterhaft zwischen den beiden Gefühlsphilosophen zieht, ist folgende: »Jacobi wurzelt wie Hamann ganz und gar in der Hervorhebung und Vertheidigung der unverbrüchlichen Gefühlsrechte. Beide stehen daher eine Zeitlang in regster persönlicher Beziehung. Nichtsdestoweniger sind sie von Grund aus verschieden, in der Art ihrer Persönlichkeit, wie in den Zielen ihrer Bildung. Hamann sittlich verkommen, plebejisch bis zum Cynismus; Jacobi rein, feinfühlig, geistig vornehm. Hamann voll grüblerischen Tiefsinns, aber dunkel und formlos, alle tiefsten Fragen zwar berührend, aber mit seinem pietistischen Bibelglauben sie plump durch-

hauend; Jacobi ohne eigene Schöpfungskraft, aber klar und von hinreissender Beredsamkeit, in der Aufwerfung und Beantwortung der Grundfragen des menschlichen Daseins frei forschender Denker.« — Wir möchten kaum noch etwas über diese beiden contrastirenden und dennoch im Punkte der religiösen Gefühlsphilosophie zusammen treffenden, oft gar zu hoch gestellten Mitstürmer hinzusetzen, ausser einigen der gründlichen Anführungen des Verf. — Hamann, sagt er, »bewegt sich immer nur in dämmernen Empfindungen, in geistreichen und tief-sinnigen, aber durchaus unentwickelten, dunkeln Ahndungen. Er selbst schreibt einmal: »Wahrheiten, Grundsätzen, Systemen bin ich nicht gewachsen; Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle.« Und zu diesem Abgerissenen .... tritt das Fratzenhafte der Darstellungsform, welche sich dargestalt in die zufälligsten und willkürlichsten Wendungen, Anspielungen und Räthselsprüche verliert, dass sogar Hamann selbst seinen Stil einen verfluchten Wurststil nennt, und sich ausser Stand erklärt, seine früheren Schriften zu verstehn. Der Mangel an zwingender Logik versteckt sich hinter die Laune humoristischen Spiels und hinter den Anspruch pythischer Sehergabe. — Neben diese gerechteste Beurtheilung Hamann's sei noch hinzugefügt, was der Verf. über den sonst so lebenswürdigen Jacobi andeutet. Gerade wie es in dessen Woldemar sich findet: endloses, schön-seliges und gefühlschwelgerisches Hin- und Herreden, viel kränkliche Empfinderei, viel kokette Selbstvergötterung, so wie zwar edele, aber eitele Persönlichkeit. — Seine ehrenwerthe »angeborene Andacht« (natürliche Religiosität) liess er als unantastbare Voraussetzung gelten, und

bloss über diese wollte er »zu Verstande kommen,« wie seine eigene Confession lautet.

Von den pietistischen Schwärmern, welche der Verf. bespricht, ist Lavater unstreitig der an Wesen überspannteste und an Wirkung zu jener Zeit bedeutendste, Claudius (der sogenannte Wandsbecker Bote) der reinste und ehrlichste. Es dürfte genügen, zu bemerken, dass der Verf. diese Schwärmer kurz, aber gerecht charakterisirt.

Achtes Capitel. Der Göttinger Dichterbund. Boje, Bürger, Hölty, beide Brüder Stolberg, Voss; denen dann noch Leisewitz beigegeben ist. — Es gehörten aber noch besonders zu ihnen Hahn, J. M. Miller und K. F. Cramer. — Gotter und Boje hatten zwar vereint den ersten Göttinger Musen-Almanach herausgegeben; allein nach baldigem Abgange des erstern blieb Boje der Mittelpunkt, um den sich der Göttinger Dichterbund scharte. Dieser feine und geschmackvolle Gelehrte war zugleich ein edler und gefühlvoller Kenner des Schönen, »der massvoll Freisinnige« (nennt ihn der Verf.). Wir haben jetzt von K. Weinhold eine Biographie Boje's (1868), die einen sehr schätzbaren Zuwachs zur Kunde von dem Göttinger Dichterbunde, namentlich auch von dem bedeutendsten Theilnehmer desselben, dem unglücklichen Bürger, darbietet. Dieser für Lied und Sonett höchlich ausgezeichnete, zum Theil bahnbrechende Dichter war ebenfalls ein Meister in der Ballade, in welcher der Verf. vielleicht Bürger nicht genug anerkennt und sich wohl zu sehr an einigen Unfeinheiten stösst. Schiller's ungerechte Recension hatte immer nur die abstracteren Ideale, nicht Bürger's Naturstil im Auge. — Was die Göttinger Dichter für die

Entwicklung der deutschen Literatur in dieser Periode gewirkt, ist von der grössten Bedeutung; auf das nachdrücklichste hebt diese Schrift es hervor. Dem lieblichen sanften Hölty hat der Verf. Recht widerfahren lassen. Des im Grunde undichterischen J. H. Voss Verdienste sind vollständig anerkannt, doch kann er den steifleinwandenen Schulpedanten nicht verläugnen. Was Leisewitz noch geleistet haben würde, wenn seine »feindlichen Brüder« richtiger wären beurtheilt worden, die das damalige Preisgericht den Zwillingen Klinger's nachgesetzt hatte, ist freilich nicht zu errathen.

Neuntes Capitel. Schiller, bis zu seiner ersten Uebersiedelung nach Weimar (1787). Drei Abschnitte.

Erstens: Die Räuber; Fiesco; Kabale und Liebe; die Anthologie. Auf diesen Abschnitt lässt der Verf. einen zweiten folgen: Freigeisterei der Leidenschaft; Resignation; an die Freude. Endlich einen dritten: Don Carlos; der Geisterseher; der Menschenfeind. — Mit Beifall muss jeder, der in den Gang von Schillers äusserm und innerm Leben bis zum Jahre 1787 eindringt, diese höchst geschickte Periodisirung und die Erläuterung ihrer Gründe lesen. Gegen Schiller unverblendet und doch anerkennend gerecht in diesem Zeitabschnitte zu sein, ist weit schwerer, als die Ausübung dieser Pflicht gegen den andern Heroen der deutschen Literatur. Hier darf man an den unermesslichen Unterschied der Jugendgeschicke Beider erinnern. Goethe hatte offenbar von Haus aus Glück, Schiller Unglück. Jener, in wohlhabender Häuslichkeit, von einem ernsten und masshaltenden Vater, von einer liebevollen, muntern und doch besonnenen Mutter erzogen, sehr gut und mehr-

seitig unterrichtet, zu selbstthätigem Fleisse milde angeleitet und dabei in freier Phantasie und Schöpfung nicht gehemmt; dagegen Schiller von den Entbehrungen, welchen die Armuth unterliegt, in Kindheit und Jünglingsalter leidend, der Tyrannei willkürlicher Disciplin unterworfen, zu freudlosem und kümmerlichem Dasein niedergedrückt, ohne Hoffnungen, ohne Aussicht, mit Heftigkeit nach Freiheit schmachtend, wenig belehrt, in nicht zusagende Lebensbahn hineingedrängt; — wie verschieden musste der Entwicklungsgang dieser beiden Männer ausfallen, denen Begeisterung für Wahrheit und Schönheit angeboren war! — Goethe wurde naturgemäss conservativ, Schiller ebenso natürlich revolutionär. So legt uns denn, mit ausgesuchter pragmatischer Kunst, der Verf. die Entfaltung des schiller'schen Genius vor, wie die Periode des Sturms und Dranges sie zeigt. »Das erste Drama Schiller's, die Räuber, sagt Herr Hettner, wurzelt in dem Traumbilde Rousseau's von dem einstigen Vorhandensein eines Naturzustandes, der sich zu den unausbleiblichen Uebeln der Bildung verhalte, wie Gesundheit zu Krankheit. Das zweite Drama die Tragödie Fiesco, flüchtet in die Ideale republikanischer Begeisterung. Und das dritte Drama, Kabale und Liebe, wendet sich grollend an die nächste Gegenwart und Wirklichkeit selbst, eine zermalmende politische Satire« u. s. w. Der stürmende Dichter richtet sich hier gleich gegen die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, weshalb denn die Schreier nicht verfehlt haben, irrig als Gesamtkritik dieses Dichters zu behaupten, er sei der Dichter der Freiheit. Diese Leute scheinen zu vergessen, dass gerade unsern Schiller seine drei ersten Trauer-

spiele späterhin anekelten, wie der Verf. richtig bemerkt. Aber ebenso widerwärtig waren dem Dichter in seiner reifern Zeit — (man muss es aus seinen spätern Verwerfungen und Abänderungen schliessen) — viele seiner lyrischen Producte dieses Zeitabschnittes, wie das Gedicht »die schlimmen Monarchen,« das, nach des Verf. Urtheil, dem jeder Unbefangene beistimmen wird, an revolutionärem Trotz, desgleichen »an unbändiger Geschmacklosigkeit Alles überbietet, was jemals politische Tendenz-Dichtung zu sagen gewagt hat.« Eben so hässlich ist die wilde »Melancholie an Laura« und die »Kindesmörderin«; anderer Gedichte dieser Periode zu geschweigen. Ob der Verf., der Schillers empörten Abscheu gegen Despotie, Pfaffenthum und Inquisition gehörig betont, auch dessen religiöse Richtung zum Pantheismus richtig geschildert habe, wollen wir dahin gestellt sein lassen; uns scheint, als sei der Dichter zu einer festen, wissenschaftlichen Verarbeitung seines schwankenden Glaubens nicht gelangt.

Welche Verirrung zu einer geistreichen, schwärmerischen, aber doch wohl charakterlosen Frau unsern Schiller an den Rand eines, seinen höhern Werth zu vernichten drohenden, Abgrundes geführt hatte, — eine Gefahr, aus der ihn nur die treue Freundschaft Körner's, dem wir damit eigentlich den grossen Mann schuldig geworden sind, noch rechtzeitig errettete, wollen wir, so ergreifend schön der Verf. es dargestellt hat, hier übergehen; der Hymnus »an die Freude« ist dann der Siegesjubiläum des aus düsterer Unzufriedenheit sich gerettet fühlenden Neubelebten.

So gestaltete Schiller sein erst durch die dritte Bearbeitung fertig gewordenes Drama



Don Carlos in einer glücklicheren Stimmung, als in der, welche dem Entwurfe und ersten Theile des gegen Pfaffenthum und Inquisition gerichteten Romans »Geisterseher« und dem »Menschenfeind,« — Productionen, die er ganz aufgab, — mit dem Charakter der bittern und satirischen Schilderung der Wirklichkeit, zum Grunde lag. Mit vollem Rechte widmet der Verf. dem zwar noch zur Sturm- und Drang-Periode Schiller's gehörenden, aber gerade daraus ihn reinigenden, Don Carlos umfängliche und gründliche Betrachtungen, gegenüber den Verdammungs-Urtheilen, die man oft über dies Drama hört. Der Verf. sagt: Don Carlos verhält sich zu den Räubern, zu Fiesco, zu Kabale und Liebe, wie das Ziel zum Wege. Dort der Kampf gegen die bestehenden Zustände und Wirklichkeiten; hier der Kampf für die Verwirklichung bestimmter Zukunfts-Ideale. Dort wird die alte Welt zertrümmert; hier soll ein neues Gebäude des menschlichen Daseins gegründet und aufgeführt werden. — Dies Drama war nicht, wie es im ersten Entwurfe gewesen, eine Satire geblieben gegen Pfaffenthum und Inquisition; nicht mehr (bloss) die Familien-Tragödie eines Fürstenhauses, wie in der zweiten Bearbeitung, »sondern das begeisterte Evangelium eines kommenden neuen Völkerfrühlings.« Freilich jetzt wächst Marquis Posa als Hauptheld allen Personen des Trauerspiels und gerade auch dem Don Carlos über den Kopf. Aber »Posa ist die Poesie des politischen Idealismus; sein Herz schlägt der ganzen Menschheit.« — Ausser den Fehlern des Stückes in dem ausgleitenden und verworrenen Plane, in der Widerwärtigkeit der Liebe des Prinzen zur Stiefmutter, der niedrigen Rache der Eboli, und dgl., bedauert man mit

Fug und Recht, dass der Dichter das Drama nicht mit der schönen, erschütternden, vollkommen abschliessenden Scene geendigt hat (letzter Act, 4. Auftr.), in der Philipp den Sohn bei Posa's Leiche trifft und anredet, Don Carlos dann bei dem todten Freunde niedergesunken bleibt.

Zehntes Capitel. Theater und Roman. An die Geschichte des Drama's schliesst sich die des Theaters in dieser Periode an; an die der Literatur, der lyrischen und der epischen, die Geschichte des Romans. Beides hat der Verf. in diesem Schlusscapitel nur kurz behandelt; namentlich hätten wir den Abschnitt vom Roman gern ausführlicher aus seiner Feder gesehen.

1. Theater. Schröder und Fleck. Die Ritterstücke. Schröder's und Iffland's bürgerliche Familiengemälde.

Die lebendige Shakespear-Begeisterung dieser Periode habe (ist hier angeführt) in der deutschen Schauspielkunst sich am glänzendsten verwirklicht. In der deutschen Bühnengeschichte möchten vielleicht diese Jahre, wie der Verf. meint, das »goldne Zeitalter« gewesen sein, wenn man die bewunderungswürdigen, ja entzückenden Leistungen im theatralischen Spiel der berühmten Mimen, Schröder's, Brockmann's, Fleck's, Reinecke's u. A. m., dann auch Iffland's, in Betracht zieht: Nie habe ein darstellender Künstler, nie ein Theaterprincipal seine Aufgabe grösser und würdiger aufgefasst, als Schröder; seine Darstellungen im Hamlet (den er aber noch mit versöhnlich schliessendem Ende sich zurecht gemacht hatte), im König Lear, im Macbeth, seien von einer individuellen Wahrheit, Tiefe und Schönheit gewesen, wie

man sie vielleicht niemals wieder werde sehen können. Der Verf. hat in diesen Beurtheilungen besonders Schröder's Biographen F. L. W. Meyer und dann noch Tiek, als seine Gewährsmänner, angeführt. Auch das so oft von den Schauspielern vernachlässigte Zusammenspiel sei unter Schröder's Leitung so vortrefflich gewesen, wie es jetzt in Shakespear'schen Stücken nicht mehr gesehen werde.

Dass Schröder den britischen Dichter in mehreren Stücken sich zurecht geschnitten und theilweise geändert habe, lobt der Verf. mit einer, jene Periode im Auge behaltenden, feinen Bemerkung. Schröder habe bei seinem Bemühn zur Hebung der theatralischen Kunst theils pädagogisch, theils künstlerisch verfahren müssen und verdiene dabei billige Beurtheilung; künstlerisch, denn ihm habe ein Ziel tragischer und komischer Darstellung vorgeschwebt, dem er strebend treu geblieben; pädagogisch, denn er habe erst nach und nach zum Gefallen am edlern Schönen das unreife Publicum sich heran-erziehen müssen, welches bis dahin die französischen Bücher-Gewohnheiten fast allein kennen gelernt hatte. So bildete er an Shakespear sowohl sich selbst, als seine neue Schule.

Fehlte dem trefflichen Schröder etwas, so war es der Zauber des »idealen Hauch's« — wie der Verf. es nennt, — welchen dann Fleck besass, der, nach Tiek's Schilderung im Othello, Lear, Shylock, u. a. m. so kühn und feurig wie hinreissend war.

Doch diese und andre Meister der Bühnenkunst kamen zunächst dem Fortschritte der dramatischen Poesie selbst nicht in solchem Masse zu Gute, wie man wohl hätte hoffen dürfen. Die Nothwendigkeit stets neuer

Aufführungen, gegenüber dem schaulustigen Publicum, führt die Theater-Directionen immer wieder zur begierigen Annahme untergeordneter, oft fast ganz werthloser Stücke, gerade wie das Haschen nach dem Neuen in der Musik die grossen Schöpfungen der ältern Meister neben dem Machwerke der geringen Componisten jetzt an vielen Orten und bei den Leuten ohne feinere Ohren ins Vergessen zu bringen droht. So waren die Theatervorsteher genöthigt, auch unbedeutende oder geschmacklose Stücke aufzuführen; und da manche Ritter- oder Räuberschauspiele nicht ganz verwerflich schienen, ja mit Recht wenigstens als Mittelgut gefielen: so gerieth man in diese Gattung immer tiefer hinein und erniedrigte sich zum Geschmacklosen. Doch »unmittelbar neben und gegen die wilden, tumultuarischen Ritterschauspiele stellten sich die schlichten, naturwahren Bilder stiller bürgerlicher Häuslichkeit; volle zwei Menschenalter sind die Theaterdichtungen dieser Art von Schröder und Iffland das Entzücken der Zuschauer gewesen.« Die Meisterschaft, zu der sich damals die deutsche Schauspielkunst erhob, ist leider schnell wieder verschwunden. Die dramatische Poesie hatte dabei gar zu wenig gewonnen, vielmehr schien sie an jener äusserlichen Bequemlichkeit des Drama's immer mehr wieder zu verlieren. Der geheime Sinn der Ritter-, wie der Familien-Stücke aber wird gewiss mit Recht vom Verf. demokratisch, ja demagogisch genannt.

2. Romane. Hippel. Miller's Siegwart. Der Ritter- und Räuber-Roman. Der Familien-Roman. Lichtenberg. Merk.

Sterne hatte einen grossen Einfluss durch seinen »Tristram Shandy« und seine »sentimentale Reise« auf die deutschen Romanliebhaber

erlangt, wenn auch erster in ganz verschiedener Richtung von der letzteren. Nachahmer fand Sterne genug. Der Verf. findet, dass Hippel's Lebensläufe der bedeutendste unter den sternisirenden Romanen sei; er ist aber doch verdienster Massen in's Vergessen gerathen, denn sein Gemisch des Rührenden und der trocknen Betrachtung neben unzusammenhängenden Einfällen und Gedankenblitzen ist gewiss unerträglich, wenn man das Buch zum Zwecke der Unterhaltung in die Hand nehmen, es nicht etwa eigentlich studieren will. Leider ist Hippel auch noch als der Verführer des spätern Jean Paul anzusehen. — J. M. Miller's Siegwart, eine Klostersgeschichte, (eine Nachahmung Werther's) ist freilich von trübseliger Weinerlichkeit; doch scheint ihn der Verf. gar zu tief abzuwürdigen. — Jung-Stilling möchten wir kaum und (Moritz's) Anton Reiser nur wegen seiner Detail-Wahrheit erwähnen. — Die Räuber- und Ritterromane sind verdienster Weise, als ungesunde Nachkömmlinge von Goethe's Götz und Schiller's Geisterseher, kurz abgefertigt. Musäus modernisirende Volks-Märchen hat der Verf. mit Recht geschätzt; doch die Märchen der Gebrüder Grimm stehen nicht auf Musäus Schultern. — Lichtenberg, Merck, auch (nicht mit Billigkeit in der Beurtheilung) Lafontaine sind erwähnt. Es sollte aber dem deutschen Romane die neue Epoche mit Goethe's Wilhelm Meister beginnen, von welchem der Verf. im folgenden Band reden wird. — Er hat sich unstreitig durch die ausführliche Behandlung der Sturm- und Drang-Periode ein um so anerkennenswertheres Verdienst erworben, als man diese Mutter unserer voll klassischen Literatur gar zu leicht obenhin behandelt.

Kurze Erklärung der Apostelgeschichte. Von Dr. W. M. C. de Wette. Vierte Auflage bearbeitet und stark erweitert von Lic. th. Franz Overbeck a. o. Professor in Basel. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1870. — LXXI und 488 S. in 8.

Nach der Meinung des Lic. Fr. Overbeck als des Umarbeiters dieses Werkes ist unter allen NTlichen Büchern gerade die Apostelgeschichte von de Wette am wenigsten gut bearbeitet. Wir lassen dies Urtheil auf sich beruhen, da wir die ganze »Kurze Erklärung« der einzelnen NTlichen Bücher von de Wette fast gar nicht näher kennen. Was der Unterz. über de Wette'n als Bibelerklärer während er noch lebte auf einzelne unumgängliche Veranlassungen hin behauptete, das hat sich seitdem er nun über 20 Jahre schon verblichen ist, man kann wohl sagen schon jetzt vollständig bestätigt. Wir haben die Leistungen de Wette's nach dieser Seite hin nie zu hoch gestellt: allein es lässt sich nicht läugnen dass er wenigstens bei den Büchern des NTs die er aus leicht begreiflichen Ursachen doch immer um vieles besser als die ATlichen verstand, sich sorgfältiger und erfolgreicher bemühte in nicht zu starke und auffällige Irrthümer zu verfallen. So hatte er denn auch in der Vorrede zur dritten Auflage seiner »Kurzen Erklärung der Apostelgeschichte« welche jetzt bereits vor 24 Jahren erschien, sich mit einigen ziemlich deutlichen Worten gegen die »zerstörende Baur'sche Kritik« geäußert; ja er hatte sie als eine »masslose und sich durch ihre eigene Masslosigkeit aufhebende« bezeichnet. Der jetzige Umarbeiter dieses Werkes lässt nun jene de Wettische Aeusserung hier nach 24 Jahren aus jener Vorrede wieder abdrucken: wofür man ihm sehr dankbar sein muss, da

jene Worte wahrscheinlich sonst heute schon wie vergessen wären, während sie doch ihr gutes haben. Denn seit dem Jahre 1845 ist zwar die gesammte Baur'sche Auffassung des NTs und der ältesten Geschichte des Christenthums noch ganz anders bestritten und in ihrer vollkommenen Grundlosigkeit nachgewiesen als dieses de Wette bis zu seinem Tode ahnen konnte: allein es hat immer seinen guten Nutzen dass auch dasjenige Richtige welches sich in älteren Aeusserungen findet, auch wenn es so wie hier mehr auf einem allgemeinen gesunden Gefühle als auf genauer und ruhiger wissenschaftlicher Erkenntniss beruhet, den Späteren nicht verloren gehe.

Was soll man aber sagen wenn in dieser nach 24 Jahren jetzt erfolgenden neuen Auflage dieses selbe Werk unter der Hand eines jungen Gelehrten völlig gegen den Sinn seines Verfassers so umgearbeitet erscheint dass es gerade das beweisen will was de Wette in ihm als rein verwerflich erklärte? Der Verleger mag seine Gründe gehabt haben den Namen de Wette's bei ihm fortzuführen: man weiss aber dass die Wünsche der Verleger allmählig auch in Deutschland immer weniger dem entsprechen was die Wissenschaft theils zu fordern theils zu wünschen hat. Wohl ist es erträglich und sogar nützlich wenn ein jüngerer Gelehrter das Werk eines verstorbenen Verfassers nach den seit dem Tode desselben errungenen ächten Fortschritten der Wissenschaft bei einer neuen Umarbeitung vielfach verändert, ja es fast ganz in eine neue Gestalt umgiesst: allein das kann doch nur da dem älteren Werke zu einer neuen Zierde und Ehre gereichen, wo von dem einen zum andern in der Wissenschaft selbst ein wahrer Fortschritt ist und beide sich nicht wie zwei von vorne an völlig unvereinbare Dinge einander

gegenüber stehen. Wir wollen um dies zu veranschaulichen ein sehr nahe liegendes Beispiel wählen. Der de Wette'schen »Kurzen Erklärung« der NTlichen Bücher geht bekanntlich eine ebenso »Kurze Erklärung« der ATlichen zur Seite: in dieser war das B. Ijob früher in zwei Auflagen von zwei verschiedenen Gelehrten erläutert welche sich zwar über vieles noch schwer irrten, aber die Wissenschaft selbst nicht vollkommen verläugnen wollten. So konnte von ihr 1869 sehr wohl eine dritte von Dr. Dillmann erscheinen welche die Wissenschaft in höchst wesentlichen Dingen weiter führt, die wir deshalb auch an dieser Stelle gelegentlich empfehlen können, die aber doch nicht von völlig verschiedenen wissenschaftlichen Grundsätzen ausgeht und nicht Feuer und Wasser zu mischen unternimmt. De Wette's wissenschaftliche Verfahrensweisen waren unzureichend, noch mehr seine wissenschaftlichen Fähigkeiten und Verdienste: allein er verwarf doch die Wissenschaft selbst nicht. Die Strauss-Baur'sche Schule hat aber gar keine des Namens werthe Wissenschaft, sondern nur allerlei unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzungen im Sinne, weil sie keine Scheu vor der Wahrheit hat und von gewissen unserer Zeit schmeichelnden Annahmen und Bestrebungen aus nur eine neue Partei und Schule machen will. Hier ist von vorne an nur völlig unverträgliches: und was kann werden wenn der neue Verf. beides dennoch mischen will? Aber der Verf. behält inderthat nur die Voraussetzungen seiner Schule starr im Auge, und die Apostelgeschichte ist ihm nun einmal bevor er sie näher kennt ein ungeschichtliches Buch, eine Schrift in welcher kaum auch nur die schwächsten Blättchen wahrer Geschichte wenn man sie sucht wie unter einer Lavaasche noch etwas fortgrünen, während reine Erdichtung



absichtlich ihre erstickenden Aschenhaufen über alles einst voll grünende Erdreich geworfen hat. Wozu hier noch de Wette's Name aufgeheftet werde, begreift man nicht: und wiewohl der heutige Verf. sich nicht darum bekümmern will ob ihm de Wette's Schatte deshalb zürne oder nicht, so fühlt doch jeder gesündere Sinn hier das vollkommen Unvereinbare überall.

Wie wenig der Verf. (denn von de Wette, dessen Werk hier, wie der Verf. sagt, um zwei Drittel vermehrt wird, brauchen wir nun nicht weiter zu reden) reine Wissenschaft liebe, kann man sogar schon an der Art erkennen wie er durchgängig die Gegner der Baur'schen Schule bezeichnet. Diese sind so verschieden dass sie mit einem einzigen bestimmteren Namen zu bezeichnen völlig unmöglich ist. Es gehören dahin sehr viele welche zu scheu und (in gewissem Sinne kann man auch sagen) zu fromm sind um der Baurischen Schule zu folgen, die aber sich zu der Selbständigkeit und dem Muthe der heutigen Wissenschaft zu erheben aus mancherlei Ursachen keine Kraft und Fähigkeit in sich fühlen. Andere fürchten nicht die Mühe und Anstrengung hier wie sonst bei der Bibel überall eine Wissenschaft zu gründen welche wenigstens die rechten Wege einschlägt um zu den sichersten Einsichten zu gelangen und das Dunkel immer vollkommener zu zerstreuen welches die langen Jahrhunderte zwischen dem Alterthume und uns aufgehäuft haben. Es ist möglich dass diese Freunde einer strengeren Wissenschaft in ihrem Gegensatze gegen die Baur'sche Schule an manchen Stellen mit jenen weniger wissenschaftlichen aber doch wenigstens eine heilsame Scheu vor dem Heiligen und Untastbaren bewahrenden Männern unsrer Zeit zusammentreffen: doch ist das rein zufällig, nirgends absichtlich; wie dies jedermann sehr leicht

begreift der sich darum bemühet. Unser Verf. aber fasst alle diese wissenschaftlich höchst verschiedenen Gegner seiner eignen Schule unter dem éinen Namen der Apologeten zusammen und bildet sich ein er habe bei diesen allen nur unwissenschaftliche Leute vor sich. Apologeten sind an sich wahrlich noch keine so schlimme Leute dass man sie als seine Feinde sich gegenüber stellen sollte. Allein in dem Sprachgebrauche dieser Schule ist der gute Name nun einmal aufs tiefste missbraucht: und obgleich dieser Missbrauch gerade bei Theologen etwas höchst bedauerliches ist, so folgt dennoch der Verf. immer noch diesem Strauss-Baur'schen Missbrauche. Aehnlich geht es mit dem Namen der Harmonisten. Die Wissenschaft hat heute längst sich gewöhnt jede üble Vertheidigung einer guten Sache und jedes ängstliche Bestreben wirkliche Widersprüche in scheinbare Harmonie aufzulösen zu vermeiden: nach unserm Verf. aber ist es eine Tugend nichts zu vertheidigen und überall nur Widersprüche zu suchen.

Nun bestrebt sich die genauere Wissenschaft keineswegs die Apostelgeschichte des Lukas besser zu machen als sie ist; sie hat längst gelernt das bei keinem einzigen Biblischen Stücke zu thun, und hat gar kein Bedürfniss von dieser ihrer Sitte bei der Apostelgeschichte abzugehen. Sie nimmt also auch, durch eine Menge der verschiedensten aber hier zusammentreffenden Merkmale darauf geführt, an dass dieses Geschichtsbuch von Lukas nicht ganz vollendet sei: wovon sich mehrere Ursachen als möglich denken lassen. Weil aber dann eine Menge von Schwierigkeiten an welchen man sich in unsern Zeiten bei dem Buche gestossen hat wie mit éinem Schlage verschwinden, so will der Verf. dies nicht zugeben, verfällt aber dadurch nur selbst wieder in eine Menge neuer grund-

loser Behauptungen. So behauptet er S. 484 ff. die Apostelgeschichte schliesse nicht etwa deswegen so abgebrochen weil sie wirklich bevor sie zu einem klaren Ende kam plötzlich durch irgendeine Verhinderung ihres Verfassers abgebrochen sei, sondern weil dieser mit der traurigen Erzählung vom Untergange des grossen Apostels in der Neronischen Christenverfolgung nicht habe schliessen wollen. Als ob dieses Ende der Geschichte des Apostels später nicht das allerbekannteste, das thörichtste aber gewesen wäre, es auch nur vor heidnischen Lesern verschweigen und verhüllen zu wollen! Meint Lic. Oberbeck die Christen jener Zeiten hätten sich ihrer Blutzengen und nun dazu gar eines Paulus geschämt und mit der wahren Erzählung ihrer Leiden die Ohren der vornehmen Römer zu beleidigen gefürchtet? oder sie seien entweder so überklug oder so listig gewesen etwas verbergen zu wollen was jedermann wusste? Aber wenn ein Christ ein Geschichtswerk sicher nie zu dem Zwecke schrieb dass es kein Heide lesen sollte, so wird doch unser Verf. von der andern Seite nie beweisen können dass die Apostelgeschichte von Lukas bloss oder auch nur vorzüglich für die vornehmen Römer geschrieben sei. Aus ihrer Widmung an seinen Gönner und christlichen Freund Theophilos folgt dies doch sicher nicht. — Dass die Apostelgeschichte auch an der Stelle 12, 17 den Faden der Erzählung auffallend abbreche, muss der Verf. S. 185 f. zugeben: er erklärt aber auch dies nur ebenso willkürlich, weil Petrus von da an weiter keine Bedeutung mehr für sie habe! Der Mann welcher in diesem Buche eine ebenso grosse Bedeutung wie Paulus hat!

Aehnlich stellt der Verf. über die Quellen der Apostelgeschichte zwar sehr langgedehnte Betrachtungen an S. XXXVII—LIX: allein die

Ergebnisse welche er hier zu finden meint, hüllen alles nur in ein neues Dunkel. Da er nach dem Sinne seiner Schule annimmt (aber nicht beweist) dieses Geschichtsbuch sei nicht von Lukas sondern von irgendeinem dunkeln Manne erst gegen die Zeiten des Markion und des Justinus hin verfasst, so findet er sich in Verlegenheit wie das Wir zu erklären sei womit der Erzähler bekanntlich sich selbst mit einschliessend so oft von Paulus redet, nach der bessern Lesart schon von 11, 28 an. Trotz alles Sträubens muss er zugeben die Stücke mit diesem Wir (er nennt sie die Wirstücke) könnten doch nur von einer Niederzeichnung durch einen Zeit- und Reisegenossen des Apostels abstammen: allein nun muss er nachsinnen wie denn dies Wir von dem beinahe ein Jahrhundert spätern Verfasser, wenn er eine solche Quelle benutzte, so ganz nackt habe beibehalten werden können; und dies weiss er nur aus der »besondern Absicht« des hundert Jahre späteren dunkeln Mannes zu erklären sich selbst für den Begleiter des Apostels auszugeben. Statt aller dieser völlig grundloser Annahmen die er wesentlich doch nur seiner längst widerlegten Schule nachspricht, hätte er wohl besser die Frage sich aufgeworfen wie denn Lukas in seinem Evangelium verfare: denn dass dieses von demselben Erzähler sei welcher die Apostelgeschichte schrieb, giebt er zu. Nun ist sicher dass Lukas im Evangelium sich so nahe an seine vielerlei Quellen hält dass er selbst sein Verdienst nur in ihrer geschickten Zusammenstellung und Anordnung sucht. Bei der Apostelgeschichte können wir zwar die Quellen nicht ebenso urkundlich nachweisen: allein da beide Werke sich an Zweck und Haltung vollkommen gleichen, so haben wir nicht die mindeste Ursache zu bezweifeln ob er bei ihr ebenso verfahren sei.

Damit ist eine Menge ganz unnöthiger Fragen beseitigt.

Indessen sei man wegen solcher neuer Bücher wie dieses wiederum eins ist, nur nicht zu besorgt! Da die Schule des Verf. keine Wissenschaft liebt, so macht sie auch gar keine Fortschritte in ihr, sondern drehet sich um ihre grundlosen Annahmen nur immer wie im Kreise, um dadurch am gründlichsten sich selbst zu widerlegen. Die Grundannahme der Schule ist die Evangelien und die Apostelgeschichte wollten keine Geschichte sondern Erzählungen nach Zweck und Dichtung geben: aber was ist denn nun der Zweck der Dichtung einer jeden dieser Schriften? Da verwirft Lic. Ob. im wesentlichen alle die Zwecke welche Schneckenburger Schwegler Baur Zeller in der Apostelgeschichte gefunden haben wollen: nur die Dichtung bleibt ihm mit dem von ihm ausgeklügelten neuen Zwecke, der dunkle Mann habe durch sein Buch den Römern zeigen wollen sie könnten die Christen ganz gnädig behandeln weil sie ja früher auch mit einem Petrus und Paulus immer so ausgezeichnet gütig verfahren seien; nach diesem Zwecke seien die einzelnen Stücke erzählt, nämlich erdichtet. Das Buch habe also eine Apologie des Christenthums bei den Römischen Machthabern sein wollen, wie es ja auch erst gegen die Zeit der bekannten christlichen Apologeten unter den Antoninen geschrieben sei. Es ist inderthat weiter nichts übrig als dass der Verf. künftig zeige die Apostelgeschichte sei 1) wirklich erst 130—150 nach Chr. geschrieben, und sie sei 2) an Werth nur dem bekannten Klemensromane und ähnlichen Schriften gleichzusetzen. Sobald der Verf. dieses doppelte wirklich beweist, wäre es Zeit diese neueste Baurische Apostelgeschichte noch ernster zu betrachten.

H. E.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 36.

7. September 1870.

**Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums.** Herausgegeben von Dr. Z. Frankel, fortgesetzt unter Mitwirkung des jüdisch-theologischen Vereines von Dr. H. Graetz. Achtzehnter Jahrgang (Neue Folge, erster Jahrgang) 1869. Breslau, Verlag der Schletter'schen Buchhandlung. 578 S. in 8.

Wie in diesem Zeitalter der Zeitungen und Zeitschriften zu erwarten, ist die hier zu beurtheilende Zeitschrift nicht einmal die einzige gleichen Inhaltes und Zweckes in Deutschland: weil sie aber unter ihren Schwestern wol die beste seyn mag, halten wir es für der Mühe werth diesen Band welcher eine neue Folge beginnt, vorzüglich eines besondern Umstandes wegen hier näher zu berücksichtigen.

Der Inhalt dieser wie aller Zeitschriften ähnlichen Zweckes ist nämlich zwar höchst bunt. Sie fassen alles was man heute unter dem unpassenden Namen des Judenthums versteht zusammen, das Neueste wie das Mittelalterliche und das schon vor Christus so genannte, aber auch

alles das Alterthümliche und Uralte was man heute viel richtiger als zur Geschichte des Volkes Israel gehörend bezeichnet. Unter diesem so höchst bunten Inhalte hat jedoch nur ein einziger Gegenstand heute eine allgemeinere Bedeutung. Man kann als bekannt voraussetzen dass die gesammte neuere und neueste Wissenschaft welche sich um das Alte Testament und damit um das Wichtigste von allem drehet was nach der Sprache der obigen Zeitschrift zum »Judenthume« gehört, von Christen ausgegangen ist und fortwährend ausgeht. Das Christenthum unserer Tage hat damit endlich nachgeholt was seit vielen Jahrhunderten eine höhere Pflicht von ihm forderte; und es ist leicht erklärlich dass es nur die Evangelische Kirche seyn konnte in welcher diese Bestrebungen die drängendsten, die Arbeiten die unermüdlichsten und die Ergebnisse die glücklichsten waren. Diese Ergebnisse sind nun schon so bedeutend und so sicher, vor allem aber ihrem Inhalte nach für die Wahrheit und Herrlichkeit der Religion des Alten Testaments, ja man kann auch sagen für die Ehre des alten Volkes Israel so entscheidend, dass man sehr wohl begreift wie nun allmählig auch die heutigen Jüdischen Gelehrten an den wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Art immer häufiger theilzunehmen beginnen. Auch dieses ist am Ende ein gutes Ergebniss unserer Bemühungen, da es mächtig dazu beitragen kann althergebrachte Vorurtheile und zähe Irrthümer früher oder später völlig zu zerstreuen. Besser als die bisher in diesen Untersuchungen herrschende Entfremdung zwischen christlichen und jüdischen Gelehrten ist ihr gegenseitiges sich Begegnen und ihr, wie man doch zunächst annehmen muss, wohlgemeinter Wetteifer so schwierige Fragen

zur endlich allen Lebenden einleuchtenden vollkommenen Gewissheit zu erheben.

Allein die Erfahrung zeigt nun auch wie schwer es doch den meisten heutigen Jüdischen Gelehrten noch immer fällt sich mit wahrem Nutzen an dieser für sie so neuen Wissenschaft zu betheiligen. Es ist heute vorzüglich eine Gefahr welcher sie leicht entgegengehen und der sie unterliegen. Nachdem die unwiderstehliche Macht und der schimmernde Reiz unsrer heutigen wissenschaftlichen Freiheit sie berührt hat, lassen sie sich nur zu leicht verleiten in einer ganz verkehrten Art mit der von uns errungenen Freiheit zu wetteifern, und fallen damit entweder in die heute mit neuer Emsigkeit überall wiederausgebreiteten Netze der Strauss-Baur'schen Schule, oder in verwandte Uebertreibungen der guten Freiheit. Ein Fall der ersteren Art wurde in den Gel. Anz. 1865 s. 1330 ff. beurtheilt: eine Menge von Abhandlungen der zweiten Art finden sich in dem hier erscheinenden Bande dieser Zeitschrift von der Hand ihres Herausgebers. Dieser geht in ihnen überall von unsern neuen Erforschungen und Erkenntnissen aus, eignet sich auch unbemerkt sehr Vieles und Wichtiges von ihnen an, kommt aber weil es ihm doch zuletzt an der genügenden Fähigkeit das Schwierigere zu verstehen fehlt, zu einer Menge neuer Ansichten welche nur leider ausser diesem Reize einer Neuheit die doch auch selbst näher betrachtet meist nur Schein ist, nichts haben was sie empfehlen könnte. Betrachten wir sie jedoch etwas genauer, um dieses Urtheil zu begründen.

Die Abhandlung über »die Ebioniten des Alten Testaments« S. 1—20. 49—71 kann das eben Gesagte schon vollkommen beweisen. Die Ebioniten sind bekanntlich, will man den sichern



Spuren der Geschichte folgen, nichts als eine Judenchristliche Spaltung in der christlichen Kirche des zweiten Jahrhunderts nach Chr.; und woher dieser ihr Name entstand, ist jetzt hinreichend erläutert. Man hat nun schon vor einigen Jahren den Versuch gemacht zu beweisen es habe schon im Alten Testamente eine solche Spaltung gegeben: dieser Versuch geht nur von dem bei Jüdischen Gelehrten noch immer so leicht einreissenden Bestreben aus zu zeigen dass alles Christliche schon im Alten Testamente da sei. Aber Dr. Graetz will jetzt diesen Versuch weiter führen, und meint alle die Stellen des ATs wo von עֲנִיָּים (womit bloss mundartig עֲנִיָּים wechselt) und עֲנִיָּים d. i. von Demüthigen und Hülfbedürftigen die Rede ist, seien von Leviten und nebenbei von Propheten zu verstehen, da diese oft selbst Leviten waren; die Ebjoniten des 2ten Jahrh. nach Chr. wären dann bloss eine späte Fortsetzung oder ein Ableger von ihnen. Allein wer die Schriften des ATs näher kennt, weiss dass jene Demüthigen und Hülfbedürftigen nichts als das niedere und leicht so schwer gedrückte Volk überhaupt beschreiben, sofern in diesem doch immer so manche sind die lieber unrecht dulden als selbst thun. Sie stehen nur den Gewaltthätern und mächtigen Ungerechten im Reiche entgegen: wie aber in den beiden Reichen in welche das alte Volk seit Salomo's Tode zerfiel, die Zahl solcher Unterdrückter aber der wahren Religion leicht desto getreuer Glieder des Volkes sich immer mehren konnte, ist anderweitig hinreichend gezeigt. Dass unter jenen Bezeichnungen bloss Leviten zu verstehen seien, widerstreitet dem Sinne aller Stellen wo von jenen »Frommen« die Rede ist; obwohl sich von selbst versteht dass

in den späteren Jahrhunderten auch viele Leviten sich unter ihnen befanden. Vielmehr finden sich jene Bezeichnungen nur in der höheren Rede bei Dichtern und Propheten: während wenn sie eine Spaltung im Volke wie die Rekhabäer gebildet hätten, auch in der schlichten Erzählung von ihnen die Rede seyn würde.

Von der Abhandlung »der Auszug aus Babylonien« S. 241 ff. lässt sich nur sagen dass was darin wahr, nicht neu ist; was aber in ihm neu, nicht bewiesen ist. — Ganz neu dagegen ist allerdings die Ansicht welche der Vf. in der Abhandlung über »das Buch Kohelet, seine Entstehungszeit und seinen Charakter« S. 481—507 ausspricht. Wir können dabei übersehen dass der Vf. die ganz grundlosen Vermuthungen des jetzt verstorbenen S. D. Luzzatto billigt, nach welchen das B. Qohélet an einer Menge späterer Einschaltungen und Zusätzen litte: dieses Buch ist nicht ganz ohne Fehler auf uns gekommen; dass es aber an so grossen späteren Einschaltungen und Zusätzen leide, können bloss solche Erklärer meinen welche es nicht verstehen. Es genügt zu bemerken dass wer mit Luzzatto und Graetz die Sätze 11, 9b. 12, 1a. 12, 7b streichen will, damit das Leben der Hebräischen Dichterzeilen und die Seele der Dichtkunst selbst zerstört, wie jeder einsieht der von diesen Dingen etwas Genaueres versteht. Damit hängt freilich zusammen dass beide in diesem Biblischen Buche nur die ganz im gemeinsten Sinne so genannte »Epikuräische« Weltansicht gelehrt finden, sodass jene alten und neuen Zweifler Recht hätten welche es für des Kanon's heiliger Schriften unwürdig erklärten, und dass es besser zu vernichten als in ihm zu erhalten wäre. Alles das sind jedoch heute längst widerlegte Irr-

thümer. Was bei dieser Abhandlung aber wirklich neu ist und (wenn es wahr seyn sollte) sehr wichtig wäre, ist die Meinung des Vfs. das Buch sei erst unter dem bekannten Grosskönige Herodes und sogar erst kurze Zeit vor seinem Tode geschrieben. Allein der Vf. stützt diese seine Behauptung bloss auf einige Worte die er aus ihrem rechten Zusammenhange reisst und dann desto leichter missversteht. Die Hauptstelle von welcher er ausgeht, ist der kleine Satz 10, 16 a »wehe dir Land, dessen König ein Knabe ist!« ein Satz so klar und so einfach, so deutlich zu ähnlichen Aussprüchen wie Jes. 3, 12 stimmend, dass Niemand begreift wie er auf den Grosskönig Herodes anspielen könne. Allein weil unser Vf. diesen sucht, so meint es das Wort נַעַר Knabe bedeute hier Sklav, könne also auf Herodes hinweisen weil dieser (von seinen späteren Feinden) »der Sklav des Hasmonäischen Hauses« genannt werde. Nun aber bedeutet das Wort נַעַר ansich nie einen Sklaven, sondern einfach einen Knaben; nur in einem klaren Zusammenhange kann das Wort auch wol etwas ähnliches wie bei uns den Jungen d. i. den jungen Diener oder den Knappen bedeuten: wo es aber wie hier ganz allein die Aussage bildet, kann es eben nichts als nur einen einfachen Knaben bedeuten; wie Qohélet den Sklaven nenne, sieht man aus 10, 7. Zwar heisst es alsdann 10, 17 a im Gegensatze »Heil dir Land, dessen König ein Freier ist!«: allein daraus ersieht man nur dass sowohl dieses als jenes Wort dichterisch nicht im allernächsten Sinne zu verstehen ist; von dem Freien erwartet man dass er auch an Gesittung edel sei, der Knabe ist leicht auch an Gesittung untüchtig und unwürdig. Erlaubt

also das Wort diese ganze Anspielung auf Herodes nicht, so kommt hinzu dass dieser vielmehr fürstlichen Herkommens war und nur spottweise von der späteren Parteisucht als ein »Sklav des Hasmonäischen Hauses« bezeichnet werden konnte. — Nach der Erläuterung dieser Hauptstelle übergeben wir die noch viel weniger tauglichen Beweisstellen aus einzelnen Worten welche der Verf. aufsucht. Das B. Qôhélet ist sicher eins der spätesten des ATs: dass es aber so spät sei wie der Verf. meint, müsste auf ganz anderem Wege bewiesen werden. Aber auch was der Verf. hier über die, wie heute allgemein angenommen wird, Neuhebräische oder vielmehr zum Neuhebräischen übergehende Sprache des Buches sagt, zeugt nicht von guten Erkenntnissen. So kann z. B. ein Wort wie מְאֵד eigentlich Mühe und im schlimmen Sinne Qual, abgeschwächter auch bloss ein (mühevoll) Geschäft bedeuten: allein für diesen Begriff setzt Qôhélet vielmehr מְאֵד, und jenes behält bei ihm noch seine nähere Bedeutung.

Allein Dr. Graetz giebt S. 169 f. auch einen Aufsatz über Neutestamentliches. Er möchte von den Pharisäern gerne jeden Vorwurf wegräumen, will also nicht zugeben dass sie nach Matth. 23, 15 Proselyten zu machen Lust hatten, und meint jener dort erwähnte éine Proselyt sei kein anderer als der Consul Flavius Clemens welchen Domitian als der Hinneigung zu Jüdischen Sitten verdächtig hinrichten liess. Damit will er zugleich bewiesen haben das Matthäusevangelium könne erst so sehr spät geschrieben sein als dies bekanntlich eine neuere Kirchenschule wünscht. Da aber jene Worte bei Matthäus einen ganz allgemeinen Sinn ge-

ben, so ist leicht einzusehen wie haltlos diese ganze Vermuthung sei.

Wir bemerken jedoch schliesslich dass der vorliegende Band einige andere grössere oder kleinere Abhandlungen aus dem Gebiete jener fernen Zeiten enthält welche weit mehr von einem rein wissenschaftlichen Geiste getragen werden.

H. E.

---

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz. 2. Band. Zweite ungearbeitete Auflage. Kiel. Ernst Homann. 1870. VII und 738 Seiten in Octav.

Als vor mehr als zwanzig Jahren der zweite Band der Deutschen Verfassungsgeschichte erschien, war die Merovingische Periode bei uns nur in dem trefflichen Werke Löbels über Gregor von Tours und seine Zeit eingehender behandelt, das, bei aller Bedeutung, die es auch für einzelne Punkte der Verfassungsgeschichte hat, doch mehr die allgemein geschichtlichen und culturgeschichtlichen Verhältnisse der Zeit behandelte und in ein helleres Licht stellte. Ueberall sonst war, namentlich in den rechts-historischen Arbeiten, die Fränkische Zeit mehr als ein zusammengehöriges Ganzes aufgefasst, jedenfalls nicht genugsam die spätere Karolingische Periode mit ihren Institutionen von dem unterschieden, was den Anfängen des Fränkischen Reiches angehörte, noch weniger die allmähliche Umbildung beachtet, welche schon im Lauf der Merovingischen Zeit in vielen und wichtigen Verhältnissen eintrat und den Uebergang

zu der folgenden Entwicklung machte. Die Resultate welche eine neue möglichst vollständige und zugleich auf die Quellen der Zeit beschränkte Untersuchung lieferte, haben vielfache Anerkennung und durch spätere Arbeiten weitere Bestätigung und Ausführung erhalten, besonders in einer Beziehung aber auch entschiedenen Widerspruch hervorgerufen.

Indem Roth in seiner Geschichte des Beneficialwesens in wesentlichen Punkten sich meiner Auffassung anschloss, gelangte er insofern zu einer wesentlich abweichenden Ansicht über den Gang der ganzen Verfassungsentwicklung, als er die Merovingische und Karolingische Zeit noch in einen weit schrofferen Gegensatz zu einander stellte, als es dort geschehen war, eine der wichtigsten Institutionen dieser nicht als allmählich unter dem Einfluss verschiedener historischer Verhältnisse entstanden, sondern auf einmal durch bewusste Acte der Herrscher später begründet ansah. Ich habe früher an anderem Orte mich im allgemeinen darüber ausgesprochen, worauf, wie ich die Sache ansehe, diese Differenz beruht, auf einer verschiedenen Anschauung einmal von dem geschichtlichen Leben und Werden überhaupt, aber auch einer verschiedenen Art und Weise der Interpretation einzelner historischer Zeugnisse. Wie viel Belehrung und Förderung ich auch den gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen Roths verdanke, meine Auffassung im grossen und ganzen ist nicht verändert, und an vielen einzelnen Punkten habe ich ihm widersprechen, mehr als mir selber lieb ist in dieser neuen Bearbeitung dieser Polemik Raum geben müssen.

Auch sonst war dazu auf einem Gebiet, wo so viele schwierige Fragen sich darbieten viel-

fach Gelegenheit geboten. Aber viel und gern auch habe ich Nutzen gezogen aus den Arbeiten, welche Deutsche und Franzosen wetteifernd in neuerer Zeit dieser Periode zugewandt haben. Vor allem galt es die besseren Texte der Quellenschriften zu benutzen, die besonders für Rechtsdenkmäler und Urkunden seit der ersten Auflage erschienen sind, und ich habe nur zu bedauern, dass es mir auch diesmal nicht vergönnt war, die lange vorbereiteten Editionen der Merovingischen Historiker in den *Monumenta Germaniae historica* zu benutzen.

Alles zusammengekommen habe ich keinen Anlass gehabt eine so vollständig neue Bearbeitung vorzunehmen, wie sie beim ersten Band nothwendig war. Die Anordnung des Stoffs ist im ganzen dieselbe geblieben, nur dem ersten Abschnitt eingefügt was früher als Einleitung vorausgeschickt war, aus dem zweiten einzelnes weggeblieben, was jetzt im ersten Bande behandelt ist. Dagegen ist kein Theil, vielleicht keine Seite ohne wesentliche Veränderungen und Zusätze geblieben; während ich mich bestrebt habe den Ausdruck überall präziser und knapper zu machen, auch der Druck, wenigstens der Noten, sich etwas enger stellt als in der ersten Auflage, ist doch der Umfang des Bandes nicht unerheblich gewachsen.

Lieber hätte ich ihn gemindert: dann es ist viel, auf 700 Seiten über die Verfassung des Merovingischen Reiches zu handeln. Aber wo es galt, einen möglichst sicheren Grund für den Bau der Verfassung des Deutschen Königthums und Reichs zu legen, durfte auch das scheinbar Kleine nicht gering geachtet werden. Es war auch, so sehr jene Aufgabe im Auge gehalten ward, nicht möglich den Deutschen und Roma-

nischen Theil des Frankenreichs zu trennen: auf die Verhältnisse, die sich hier unter der Fränkischen Herrschaft und der in der Hauptsache Deutschen Verfassung gestalteten, musste überall im einzelnen eingegangen werden, und insofern ist allerdings hier nicht weniger die Grundlage für die Französische wie für die Deutsche Verfassungsgeschichte gegeben. Und das ist ja auch in der Karolingischen Zeit nicht anders.

Wohl aber wird es mich freuen, wenn es mir vergönnt sein wird, auch noch einen Theil der Deutschen Verfassungsgeschichte zu bearbeiten, der sich wesentlich auf Deutschem Boden halten kann.

G. Waitz,

---

Die Sprachen der türkischen Stämme Süd-Sibiriens und der dsungarischen Steppe von Dr. W. Radloff. I. Abtheilung. Proben der Volksliteratur. Uebersetzung. St. Petersburg 1870. Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. XXVII und 856 Seiten Gross-Octav. (Auch unter dem Titel: Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens. Gesammelt und übersetzt von Dr. W. Radloff. III. Theil. Kirgisische Mundarten).

Wie rüstig und unermüdet Dr. Radloff an der Vollendung dieses in mehrfacher Beziehung bedeutenden Werkes fortarbeitet, erhellt auf das unwiderleglichste daraus, dass wir in dem rubricirten sehr umfangreichen Bande bereits wieder eine Fortsetzung desselben vorliegen haben, wobei es ganz willkommen ist, abgesehen von



dem linguistischen Werthe, worüber Andere urtheilen werden, auch in Betreff des Inhalts das Interesse der Lesenden ebenso rege erhalten zu sehen, wie bei den frühern Theilen (s. oben Jahrg. 1868 S. 105 ff. 1653 ff.). Ehe wir nun Einiges von dem hervorheben, was in dieser Beziehung besonders hervortritt, wollen wir zuvörderst hinsichtlich des Gebiets, in welchem der Stoff zu diesem Bande gesammelt worden, die folgenden Worte Radloffs anführen: »Die weite Kirgisensteppe vom Altai bis zum Flusse Ural, von Omsk bis zu den nördlichen Grenzgebirgen des Serafschanthales, ist von den Gliedern eines Stammes, man möchte sagen Volkes, bewohnt, das sich selbst Kasak nennt, und das fälschlich von den Russen und allen Europäern Kirgisen oder gar Kirgis-Kaisaken genannt wird. Ueber den Ursprung der Kirgisen ist wenig bekannt. Ihre Geschlechtsnamen deuten darauf hin, dass auch die Kirgisen aus den verschiedensten Elementen bestehen, wie z. B. die Geschlechtsnamen Kyptschak, Argyn und Naiman (der unstreitig mongolischer Herkunft) beweisen, nur scheint die Verschmelzung hier schon vor sehr langer Zeit vor sich gegangen zu sein, da die Chinesen schon vor vielen Jahrhunderten der Ha-sa-ki Erwähnung thun. Jetzt bilden sie unbedingt ein festgeschlossenes Ganze, bei dem der Begriff der Volkseinheit sich nach allen Seiten hin deutlich ausspricht.« Ferner bemerkt R. in Bezug auf die Reinheit, in der sich die Sprache der Kirgisen von dem zersetzenden Einfluss des Islam bisher erhalten und ihren rein türkischen Charakter bewahrt hat, dass ihn eben diese Reinheit und Ursprünglichkeit des kirgisischen Idioms wie auch seine weite Verbreitung veranlasst habe, den Kirgisen einen ganzen Band

zu widmen und so zugleich auch ein Bild von dem geistigen Standpunkte des Volkes zu liefern, der in psychologischer Beziehung äusserst interessant sei. Was nun die mitgetheilten Geistesproducte der Kirgisen anlangt, so werden dieselben von ihnen in zwei Abtheilungen getheilt, in Volksworte und Büchergesänge. Die Volksworte (capa cöc) sind Gesänge und Erzählungen, die im Munde des Volks fortleben, und daher die Erzeugnisse des vom Islam am wenigsten berührten Elements des Kirgisenvolkes. Sie sind nur den der Schrift Unkundigen bekannt, da der Mulla d. h. der, welcher zu schreiben versteht, nur mit Verachtung auf sie herabblickt. Aufgezeichnet hat R. solche nirgends gefunden und auch nie gehört, dass Jemand solche aufgeschrieben habe. Die Büchergesänge führen diesen Namen deshalb, weil der Sänger sie meist nicht auswendig hersagt, sondern sie aus einem geschriebenen Buche abliest. Verfasser dieser Gesänge sind Mulla's und sie haben den Zweck die Lehren des Islam zu verbreiten und den Volksgeist allmählich zu verdrängen; sie wirken in der That wie ein langsam schleichendes Gift und üben einen stets wachsenden Einfluss aus. Von Volksworten sind in poetischer Form: Sprüche, Segensworte, Hochzeits- und Trauergesänge, Wettgesänge, Baksalieder (der Baksa ist ein Ueberbleibsel des frühern Schamanen), kleine Lieder und Heldengesänge; in Prosa werden vorgetragen Heldensagen, die sich im Inhalt eng an die Heldensagen der Minussinskischen Tataren anschliessen, und Märchen. Diese Volksliteratur ist sehr gross, so dass R. bei der Aufzeichnung mit Auswahl verfahren konnte und möglichst verschiedenartige Stoffe gesammelt hat. Indem ich nun zu diesen selbst übergehe, kann

ich jedoch nicht die Bemerkung unterdrücken, dass das oben berührte Interesse derselben häufig allerdings nur ein wissenschaftliches ist und sich in den von R. hervorgehobenen Gesichtspunkten so wie in den zu Tage tretenden Sitten und Gebräuchen, mythologischen Vorstellungen und sonstigen Volksanschauungen oder deren Analogien mit anderweit bekannten enthalten findet. So z. B. ersehen wir (S. 13), dass die Sitte den Frauen verbietet, vor den ältern Verwandten der Männer vorbeizugehen; denn sie müssen ihnen unter allen Umständen den Vortritt gestatten, gleichwie sie ihnen in den ersten Jahren das Gesicht nicht zeigen und auch den Namen der ältern Verwandten nicht aussprechen dürfen; sogar wenn der Name der ältern männlichen Verwandten gleichlautend mit irgend einem andern Gegenstande ist, so dürfen sie diesen nicht so benennen und suchen sich durch Umschreibungen zu helfen; wozu auch gehört, dass die junge Frau dem Schwiegervater nicht entgegen treten und ihn nicht anreden darf (S. 28). Wir erkennen hier die Spuren einer weitverbreiteten auch unter Völkern anderer Welttheile wiederkehrenden Sitte, die gewisse durch Verschwägerung verbundene Verwandte gegen einander zu beobachten haben, in welcher Beziehung ich hier nur kürzlich auf E. B. Tylor's Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit (*Researches into the Early History of Mankind*) Kap. X, Deutsche Uebers. Leipzig. 1867 S. 366 ff. verweisen will, wo von den Regeln gesprochen wird, »die sich auf Respect, Ansehen, Vorrang u. s. w. zwischen Schwiegerältern und deren Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern beziehen, und unter denen man in den verschiedensten Regionen der Welt Vorschriften findet,

die zwar im hohen Grade übereinstimmen, aber der gewöhnlichen Ordnung socialen Lebens, wie die civilisirte Welt es versteht, so fern liegen, dass es schwer ist auch nur zu errathen, welcher Zustand der Dinge ihr Entstehen veranlasst haben kann.\* Vgl. auch ebendas. S. 178 ff. — Die Vorstellung, wonach die Kirgisen jede Krankheit persönlich auffassen, wie z. B. das kalte Fieber ein »alter Geist« ist, der jedoch in Mädchengestalt erscheint (S. 64), findet sich auch sonst vielfach wieder; s. Grimm Myth. 1106 f. — Das S. 72 mitgetheilte Lügenlied gehört in eine Klasse von Dichtungen, die sich auch anderwärts wieder findet und die Uhland in seiner Abhandlung über die Volkslieder ausführlich besprochen (s. oben Jahrg. 1867 S. 185 f.). — In einer der Sagen von altkirgisischen Helden wird erzählt (S. 88), dass Schjngys (Dschingiskhan?) in einem Wettstreit mit seinen Brüdern über die Herrschaft allein im Stande war, seinen Bogen an einem Sonnenstral aufzuhängen. Eines derartigen Wunders geschieht mehrfach Erwähnung; s. z. B. J. W. Wolf's Niederländ. Sagen no. 336 »Kappen an Sonnenstrahlen aufgehängt;« ferner dessen Zeitschr. f. Deutsche Mythol. 3, 112 f. no. 16 die wendisch-lansitzer Sage von Dyterbjernat; auch von der heil. Kunigunde berichtet die Leg. aur. c. 209 (p. 908 ed. Grässe), dass sie ihren geworfenen Handschuh nach der Messe an einem Sonnenstral in der Luft hängen fand, wo hinzugefügt wird, dass es dem heiligen Goar mit seinem Gewande ähnlich ergangen sei. Man vergleiche hiermit das in dem altfranzösischen Gedichte *Fierabras* berichtete Wunder von dem in der Luft schwebenden Handschuh, der mit den Dornen von Christi Dornenkrone angefüllt

ist (v. 6107 ff. ed. Kroeber et Servais. Paris 1860). In Betreff des heil. Amable, des Schutzpatrons von Riom in der Auvergne, heisst es »que quand il alla à Rome à pied, le Soleil lui servit de valet, et lui porta en l'air ses gans et son manteau, en guise de parasol pendant la grande chaleur, et de parapluie pendant le mauvais le temps.« S. Bayle Dict. Crit. s. v. Amable. Man sieht, dass in Europa diese Wundersage vorzugsweise der Legendenwelt angehört. — Ueber die bei den Kirgisen und Kalmücken stattfindende, aber auch sonst weitverbreitete und alte Wahrsagungsweise aus Schulterblättern namentlich von Schafen (S. 115) s. Grimm Myth. 1067. 1233. Gervas von Tilb. 169 f. Auch bei den Afghanen scheint sie bekannt zu sein; denn bei einem von ihren Dichtern heisst es: »When, with the mind, I examined the *shoulder-bone of prediction*, I saw that etc.« S. Selections of the Poetry of Afghans etc. by Captain H. G. Raverty. London 1862. — In einer kirgisischen Heldensage ist von einem Blitzstein die Rede, durch dessen Schwenken und auf die Erde Werfen Regen hervorgerufen wird (S. 122). Diese Vorstellung gehört einem in mehrfacher Beziehung sehr ausgedehnten Kreise an; s. Gervas von Tilb. S. 148 und GGA. 1866 S. 1344 (Regensteine). — An verschiedenen Stellen (z. B. S. 154. 315 ff. u. s. w.) ist von einem siebenköpfigen, unter der Erde hausenden Ungeheuer die Rede, das *Dschalmaus* (d. h. Schnappmaul) heisst und nach dem Glauben der Kirgisen die Menschen leckend verschluckt. Hierbei will ich erwähnen, dass es nach siamitischem Volksglauben eine Art Menschen giebt (Männer und Frauen), welche *Schiloman* heissen, welche keine Pupille

haben und deren Seelen, während sie selbst schlafen, sich in wilde Hunde und Katzen verwandeln und den Unrath der Latrinen gierig verschlingen. Bei Tagesanbruch kehren sie in ihren Leib zurück und, wenn er noch in festem Schlafe ist, können sie nicht wieder hineinkommen. Wer an Dysenterie leidet und sich nicht rein hält, wird des Nachts von diesen Unholden beleckt und aufgefressen. S. Nouv. Journ. Asiat. XI, 44 f. — Ein Theil der Heldensage von Kosy Korpösch (S. 281 ff. Str. 147—198) entspricht dem auch in Europa vorkommenden Märchen vom Grindkopf (auch Kosy hat diese Bedeutung). Ueber letzteres s. Reinhold Köhler in Lemcke's Jahrb. f. roman. und engl. Litter. VII, 253 ff. zu dem ital. Märchen No. 3 und die sicilianischen Märchen ges. von Laura Gonzenbach no. 26 und 67 nebst der Anm. Der die Haare des kirgisischen Helden vergoldende Brunnen (Str. 148) erscheint nur noch in dem genannten (italienischen) Märchen No. 3 und in einem bretonischen s. Rev. Celtique Paris 1870. I, 113; die goldenen Haare selbst aber so wie die gewechselte Kleidung (hier aus Gold und Silber Str. 197—8) kehren in diesem Erzählungskreise fast stets wieder, welchem letztern übrigens auch die Sage von Robert dem Teufel angehört, wie ich oben Jahrg. 1869 S. 976 ff. nachgewiesen. Aehnliche Märchen von »Grindköpfen« finden sich in vorliegendem Bande auch noch S. 297 ff. »*Kan Schentäi*« bes. S. 307 ff., und S. 321 ff. »*Erkäm Aidar*« bes. S. 330 ff. — In dem eben erwähnten Heldenmärchen von Kan Schentäi wird (S. 316 f.) erzählt, dass ein weissbärtiger Mann, Namens Kydyr, einen Dschalmaus mit seinem eisernen Stabe erschlägt und so die Gattin Kan

Schentäi's befreit. Mit diesem Kydyr, der auch hier sonst noch vorkommt (z. B. S. 353. 842 u. s. w.), ist sicherlich gemeint der unter den Muhammedanern vielgenannte Khidr oder Khedher Elias, welcher nicht nur dem Propheten Elias, sondern auch dem Ritter St. Georg entspricht, wie wir ihn denn eben auch in der vorliegenden kirgisischen Erzählung durch Tödtung eines siebenköpfigen Ungeheuers (Drachen) ein Weib aus dessen Gewalt befreien sehen. S. Herbelot s. v. Khedher 3, 119<sup>a</sup> der deutschen Uebers. und Bayle Dict. Orit. s. v. Chederles (d. i. Khederlas, Kheder Elias). — In dem nämlichen Märchen finden wir bald darauf (S. 317 ff.) Kan Schentäi, wie er die auf einer Espe nistenden jungen Vögel in Abwesenheit ihrer Mutter von einer sie überfallenden Schlange befreit, indem er diese tödtet, und dafür von der heimkehrenden Alten zum Danke auf die Oberwelt emporgetragen wird, wobei er, als der mitgenommene Fleischvorrath verzehrt ist, den Vogel sogar mit dem eigenen Fleische füttert, das er sich aus den Schenkeln schneidet. Ueber diese namentlich in orientalischen Märchen häufig vorkommenden Züge s. meine Anzeige von M. Frere's Old Deccan Days etc. in den Heidelb. Jahrb. 1869 p. 487 zu No. 1 »Punchkin.« — Das Heldenmärchen *Erkäm Aldar* (S. 321 ff.) erzählt, wie eine böse Schwester auf den Rath ihres Liebhabers sich krank stellend den Bruder nach Heilmitteln aussendet und hierbei seinen Tod erwartet. Er kommt jedoch jedesmal wohlbehalten zurück und wird sogar, nachdem sie ihn ermordet, durch drei Zauberschwestern wieder lebendig gemacht, worauf er die treulose Schwester nebst ihrem Buhlen erschlägt. S. Laura Gonzenbach Sicilian: Märchen No. 26 nebst der

Anm. und No. 80, Wenzig Westslav. Märchenschatz S. 144 ff., das rumänisch-siebenbürgische Märchen im Ausland Jahrg. 1856 No. 51 S. 2120 ff., so wie das cyprische Märchen No. VIII »Der Mohr und die Fee«, von mir in Uebersetzung mitgetheilt in Lemcke's Jahrb. f. roman. und engl. Literatur Bd. XI. — Das Märchen ferner *Eski galdi* (S. 332 ff.) gehört in den Kreis von Grimm K. M. No. 61 »Das Bürle«, vgl. Laura Gonzenbach a. a. O. No. 70. 71 nebst der Anm. und des gegenwärtigen Werkes Bd. II S. 302 ff. No. 12. Der letzte Theil des in Rede stehenden Märchens (S. 340 ff.) berührt sich in einigen Zügen mit dem bekannten Sagen- und Märchenkreise vom Schatzhaus des Rhampsinit, worüber s. A. Schiefner in den *Mélanges Asiat. tirés du Bulletin de l'Acad. Imper. de St. Petersb.* VI, 161 ff.; füge hinzu das cyprische Märchen no. VI »Der Meisterdieb«, von mir übersetzt bei Lemcke a. a. O. — In Betreff des Märchens »Wie der Gute und der Böse Gefährten waren« (S. 343 ff.), welchem Grimm K. M. no. 107 »Die beiden Wanderer« entspricht, s. Oesterley zu Pauli Schimpf und Ernst (Stuttg. Lit. Ver.) S. 529 f. zu Cap. 489 (wo zu lesen Habicht 11 S. 138 st. 193 und Molbeck st. Wolbach). Noch ist zu bemerken, dass in dem Kirgis. Märchen (S. 344 f.) von zwei wunderbaren Espen die Rede ist, welche augenlosen Menschen Augen geben, wobei ich auf den Schluss des von mir in Pfeiffers German. XV, 162 ff. mitgetheilten lappländischen Thiermärchens »Der Fuchs und der Bär« verweise, wonach (s. S. 167) der durch Verbrennen blind gewordene Fuchs der Espe ihre Augen abborgt, sie ihr jedoch nicht wiedergiebt. »Daher kommt es denn auch, dass die Espe wegen des eingegangenen Tausches gleichsam ver-



brannte Augen hat.« — Wenn in dem Märchen »Die List des Fuchses« (S. 371) letzterer dem Tiger, der ihn in seinem Rachen hält, dadurch entkommt, dass er ihn veranlasst »Mangyt« zu sagen, so erinnert dies alsbald an verschiedene andere Thiermärchen ähnlichen Inhalts, wo aber zuweilen der Fuchs selbst der überlistete ist; s. Heinrich Kurtz zu Burkhard Waldis 4, 87. 88; vgl. das hottentottische Märchen, das ich besprochen in Lazarus und Steinthals Zeitschr. 5, 58 no. 12. — In dem letzten Theil des Märchens *Dudar Kys* wird erzählt (S. 381 ff. und kürzer gefasst auch in dem Büchergesang *Aksak Temir* S. 733 ff.), wie eine alte Frau den dem Helden die Entbindung seiner Gattin meldenden Brief dem schlafenden Boten austauscht und so jene dem Feuertode nahe bringt, dem sie jedoch entflieht, worauf sie später mit ihrem Gemal wieder vereinigt wird. Diese Erzählung gehört dem sehr ausgedehnten Sagenkreise von der geduldigen Helena u. s. w. an, auf den ich hier nur kurz hinweisen kann; s. z. B. GGA. 1867. S. 1795. 1868. S. 1654 f. — Die Rahmenerzählung des Märchens »von den drei Söhnen«, wo der Dieb durch eine Erzählung des Richters und die von ihm daran geknüpfte Frage entdeckt wird (S. 389 ff.), findet sich ganz entsprechend in 1001 Nacht, Nacht 14 und 15 (Breslau 1836. I, 129—136). In Betreff der Art und Weise, wie sich der Herr eines entlaufenen Kameels mit seinen Ansprüchen abgewiesen sieht (S. 390 f.), s. Dunlop-Liebrecht S. 401b, Benfey im Or. und Occid. 3, 264 ff. Hinsichtlich der sinnreichen Wahrnehmungen der drei Brüder (»der Fürst ist ein Sklave, — das Fleisch ist Hundefleisch, — das Brot ist über Menschenbeinen gewachsen«) vgl. Dunlop-Liebrecht

S. 212 zu Cento Nov. Ant. nov. 2. — Das Märchen »der angelnde Jüngling« (S. 395 ff.) entspricht dem Kalmükischen im Ssidi-Kür no. 13 (Jülgs Uebers. S. 60 ff.); s. dazu meine Bem. in den Heid. Jahrb. 1868 S. 308 f. zu no. 44; vgl. auch gegenwärt. Werk Bd. I, S. 320 ff. und dazu Schiefner in der Vorrede S. XII. — Wir kommen nun zu den »Bücher-Gesängen« und bemerken hier, dass die Erzählung von Hämra und dessen zwei bösen Brüdern (S. 518 ff.), welche für ihren Vater die wunderbare Nachtigall aufsuchen, dem Grimm'schen Märchen no. 57 »Der goldene Vogel« entspricht, welches übrigens mit no. 97 »Das Wasser des Lebens« sehr genau verwandt ist. Der Schluss der kirgisischen Erzählung fehlt übrigens von da an, wo die treulosen Brüder, nachdem sie dem Hämra die Augen ausgestochen, die ihm geraubte Nachtigall dem Vater überbringen. In Betreff verwandter Erzählungen verweise ich auf Laura Gonzenbach Sicilian. Märchen no. 64 nebst der Anm. Anderes übergehend füge ich nur als besonders wichtig hinzu, dass die Grundlage dieses Märchenkreises sich wiederfindet in *La Doctrine de l'Amour ou Taj-Ulmuluk et Bakawali*. Roman de philosophie religieuse par Nihal Chand de Dehli. Traduit de l'Hindoustani par M. Garcin de Tassy. Paris 1858. Eine Rose vertritt hier den Vogel oder das Lebenswasser und heilt den blinden König, den Vater Taj-Ulmuluks und seiner vier Brüder, die jenen, nachdem er sie aus der Gefangenschaft der Prinzessin Lakkha losgebeten, der Rose berauben und sie dem Vater bringen. Taj-Ulmuluk führt jedoch später mit Lakkha als Gemalin zu seinem Vater zurück. (Im Vorbeigehen will ich bemerken, dass p. 36 mit den Worten »la coquette Ruh-afza, qui con-

naisait les trente-six poses plastiques« auf das berühmte Gedicht *Bhük-bal* des Erotikers Ali Hassan aus Decan angespielt wird). — Die Erzählung »*Saky-Dschaman*« (S. 742 ff.) gründet sich darauf, dass ein Derwisch, Namens Adam, des Nachts aus dem frischen Grabe der Sultans-tochter jenes Namens eine Stimme vernimmt und so dasselbe öffnend sie noch lebend findet, worauf er sich nach ihrem Wunsche heimlich mit ihr vermählt, so dass erst nach Jahren das Vorgefallene dem Sultan kund wird, der gern Verzeihung gewährt und den Schwiegersohn zum Vezir erhebt. Diese Wiederauferstehung einer Scheintodten und deren Vermählung erinnert an den Sagenkreis von den »Todten zu Lustnau,« den ich in Pfeiffers German. 13, 161 ff. behandelt habe; s. bes. S. 170. — Dies wären etwa diejenigen Stellen in dem vorliegenden Bande, welche mir Gelegenheit zu Bemerkungen darzubieten schienen, obwol ich nicht zweifle, dass sich deren noch mancherlei andere darin finden, die andern Lesern auffallen werden. Abgesehen von dem literarischen Gesichtspunkte sind übrigens wie bereits bemerkt die hier gebotenen Dichtungen zur Beurtheilung der geistigen und sonstigen Zustände und Verhältnisse der Kirgisen von grossem Werthe; so namentlich ist die Richtigkeit dessen, was Radloff über den unter ihnen immer weiter um sich greifenden Islam anführt, und dass dazu besonders die »Büchergesänge« beitragen, sehr leicht zu erkennen, wenn man letztere liest, und man begreift, welche noch viel grössere Wirkung sie bei mündlichem Vortrage auf ein kirgisches Publicum haben müssen. Radloff hat indess von den Sagen über muhamedanische Glaubenshelden nur den Gesang von Hussain mitgetheilt, weil, wie er sagt,

sie im Ganzen nur wenig Interesse bieten; sie seien nach Geschichtsbüchern gearbeitet und ohne poetischen Werth. Dem Gesang von Hussain fehlt es jedoch nicht an einem gewissen Schwunge, jedesfalls nicht an glühendem Religionsfeuer und innigem Mitgefühl für das tragische Ende jenes muhamedanischen Märtyrers und seiner Leidensgefährten; die Schilderung ihres qualvollen und langsamen Verdurstungstodes bietet manche pathetische Stelle. Es ist nämlich in dieser Dichtung jener berühmte Kampf bei Kerbela besungen, in welchem der dritte Imam, Hussain, auf die genannte Weise umkam, ein Ereigniss, das noch jetzt unter den Schiliten alljährlich als Trauerfest gefeiert wird; in Indien heisst es Moharram (nach dem Namen des Monats, in den es fällt) oder Taazia. Es ist dies eine muhamedanische Fortsetzung des frühern Tammuzfestes; s. meinen Aufsatz »Tammuz-Adonis« in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Ges. XVII, 397 ff. Hiermit verlasse ich den vorliegenden Theil dieses improbus labor, durch dessen Ausführung Radloff sich ein nicht gewöhnliches Verdienst erwirbt und zu dessen Vollendung wir ihm die dazu so nothwendigen physischen Kräfte wünschen; denn an festem Willen und unerschütterlicher Ausdauer fehlt es ihm nicht trotz anstrengender Strapazen, böser Fieber und räuberischer Horden.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Gasparo Contarini und das Regensburger Concordienwerk des Jahres 1541. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Theodor Brieger. Gotha F. A. Perthes. 1870. IX. 77.

Vorliegende Schrift erschien fast gleichzeitig mit der des Grafen Sclopis über den Kardinal Morone (die ich Stück 25 dieser Blätter anzeigte), mit der sie manche Berührungspunkte hat. Der Verfasser hat sie seinem Lehrer, Herrn Professor Dr. Hermann Reuter in Breslau, gewidmet, wodurch einerseits sogleich der religiöse Standpunkt derselben festgestellt, andererseits die Gewissheit gegeben ist, dass wir es hier mit einer wenn auch kleinen doch wohl durchdachten und kritisch genauen Arbeit zu thun haben. Nicht als ob ich überall den Ausführungen des Herrn Verfassers beipflichte; aber er hat ein vielfach zerstreutes Material mit vielem Fleisse gesammelt und mit Geschick verarbeitet. Doch muss ich hier gleich bemerken, dass der Leser durch eine grosse Anzahl von Fremdwörtern eben nicht gerade angeheimelt wird.

Der Verfasser beginnt seine Untersuchung mit der Frage, wie es Karl V. möglich war, die Versöhnung der in Deutschland streitenden Parteien zu bewirken, und bemerkt richtig, dass der Weg der Gewalt der gefährlichere gewesen sei. Das schreibt auch Morone: *Questa via de l'arme parlando puramente, mi par inutile e pericolosa, perchè quanto alla utilità si è visto per il tempo passato che tutta la Christianità unita alla debellazione dè Bohemi anticamente non potè estirpar l'heresia nata in quel piccolo angolo. Benchè si possa dire, che l'imperatore Sigismondo fuor di tempo lasciò quella impresa, per attendere ad altre cose* (Sclopis p. 7).

So äusserte sich Morone gegen den Kardinal Farnese aus Hagenau 1540 Juli 7. 20 Tage später schreibt Morone an den Kardinal Contarini\*): . . . . ho voluto inviar questa mia a Trento per darli avviso del recesso e della conclusione fatta hoggi di questa Dieta, qual come questo Serenissimo Re mi ha detto, è della sostanza seguente:

1) Nach 3 Monaten soll eine Unterredung in Worms stattfinden, solo a conferire.

2) Katholiken und Lutheraner senden dazu 11 gelehrte und friedliebende Deutsche ab.

3) Einige katholische Fürsten sollten dieselben wählen, die 5 Kurfürsten könnten davon für sich 5 schicken.

4) Ausserdem noch der Papst und der Kaiser so viele sie wollten.

5) Doch solle bei dieser Gelegenheit nichts endgültig entschieden werden.

6) Vielmehr solle die ganze Sache der Genehmigung durch den Kaiser unterliegen.

7) Alle Stände ersuchten den Kaiser um Einberufung eines Reichstages.

8) Inzwischen gilt in Deutschland der Augsburger Religionsfriede von 1530 und der denselben modifizierende Nürnberger.

Ich fragte Seine Majestät, ob ihr gutschien, dass der Papst diesen ersten Wormser Tag beschieke; dieselbe antwortete mir, dass es ja geschehen möge, wenn der Kaiser nichts dawider habe. Je mehr Gelehrte kämen, desto besser sei es; nur müssten es gelehrte und fromme Männer sein, ohne die Titel eines Legaten oder eines Nunzius.

\*) Nicht bei Brieger. Nach Sclopis p. 87. 88, aus der Ambrosiana.

A tergo: Al R<sup>mo</sup> Mons<sup>r</sup> mio S<sup>r</sup> Osse<sup>r</sup>mo Il  
 .... Car<sup>l</sup> Contareno legato, etc. In Trento o  
 dove sia. \*)

Die vorliegende Schrift hat nun das zweifache Verdienst, dass sie das Leben des Gaspar Contarini im Allgemeinen und dass sie seine Wirksamkeit in Regensburg im Jahre 1541 besonders schildert. Granvella, die Seele der damaligen kaiserlichen Staatskunst, wollte in Regensburg eine Einigung herbeiführen. Er forderte Paul III. wiederholt auf, den Kardinal Contarini dahin zu senden als Lateralgesandten. \*\*) Der Kaiser hatte die katholischen wie die protestantischen Stände vermocht, ihm selbst die Ernennung der Sprecher anheimzugeben. Wenn man Eck ausnimmt, konnten die Gewählten sämtlich als wahre Friedensmänner gelten, und deshalb nennt Brieger dieses Regensburger Religionsgespräch das bedeutendste und hoffnungsreichste, welches das 16. Jahrh. gesehen hat. Ausser Eck wurden ernannt: auf katholischer Seite der Kölner Domherr Johann Gropper und Julius von Pflug; auf protest. Seite Melancthon, der Hessische Pfarrer Johannes Pistorius und Martin Bucer. Granvella legte einen Vereinigungsentwurf vor, das sog. Regensburger Buch, das ursprünglich von protestantischer Seite entworfen und von Joachim II. v. Brandenburg gebilligt, von Luther nicht verworfen war, ja im Allgemeinen die Zustimmung der katholischen Sprecher, selbst die des päpstlichen Legaten gefunden hatte. Am 27. April 1541 nahm das Gespräch seinen Anfang; in wenigen Tagen hatte man

\*) Dagegen finde ich das was Brieger s. 45 über Morone mittheilt, nicht in der genannten Schrift des Grafen Sclopis.

\*\*) So ist wohl zu lesen statt Laterangesandten bei Brieger s. 5.

sich über die 5 ersten Lehrartikel, und was besonders wichtig und merkwürdig war, in dem von der Rechtfertigung, geeinigt, in welchem doch die verschiedenen Bekenntnisse so weit auseinander gehen (1541 Mai 5). Allein beim Weitergehen zeigte sich denn doch, dass man gänzlich auseinanderging, das Buch ward dem Kaiser mit einer Reihe Gegenbemerkungen der protestantischen Gottesgelehrten eingeschickt. Nun blieb wenigstens noch eine Hoffnung, dass man die bereits angenommenen Artikel festhalte. Da war es von grösster Wichtigkeit, dass gerade Contarini als päpstlicher Legat jener Vereinigungsformel über die Rechtfertigung, welche unter seinem Einflusse zu Stande gekommen war, mit ganzer Seele beistimmte (Brieger s. 8). In Contarinis Verhalten zu dem Regensburger Concordienwerke gründet und gipfelt die welthistorische Bedeutung des Augenblicks (s. 9). Dieser Augenblick, fährt Brieger ebenso schön wie richtig fort, er gehört freilich zu denjenigen, welche, weil die in ihnen verborgenen Keime sich nicht zu entwickeln vermochten, vielmehr von einem gleich darauf folgenden Entgegengesetzten gewaltsam erstickt wurden, sich dem nur auf die Erfolge gerichteten Blicke leicht entziehen, die aber trotz dieser Unscheinbarkeit für den Forscher, der einzudringen sucht in das innere Werden der Dinge, eine ungemeine Wichtigkeit gewinnen, sofern er in ihnen den Ansatz sieht zu einer völlig anders gearteten Entwicklung, als zu welcher es in der Folgezeit wirklich gekommen ist. Mag es gleich dem vorzugsweise der empirischen Wirklichkeit zugewandten Auge nutzlos erscheinen und unfruchtbar, sich in einen solchen Moment zu versenken: die Geschichtsschreibung würde ihr



eigenstes Wesen, ihren wissenschaftlichen Charakter verleugnen, wollte auch sie, am Erfolge haften bleibend, derartigen augenblicklichen Situationen ihre Aufmerksamkeit versagen. Denn nicht nur, dass es ihre Aufgabe ist, nachzuweisen, wie es trotz jener momentanen Constellation zu einer entgegengesetzten Entwicklung hat kommen können, so geziemt ihr auch, Halt zu machen an solchen Knotenpunkten der Entwicklung und zu überdenken, wie alles sich gestaltet haben würde, wenn was keimartig bereits vorhanden war zu weiterer Ausbildung gelangt wäre. Von hochachtbarer Seite ist mir zwar entgegnet worden: Die Geschichte habe es nur mit Factis und den in diesen ausgeprägten Gedanken zu thun. Ich fühle mich durch diesen unzweifelhaft richtigen Satz nicht getroffen: denn auch in einer Situation wie diejenige, deren Darstellung uns obliegt, liegen Facta vor, die freilich von späteren annullirt sind; auch hier sind in den Factis Gedanken ausgeprägt, die freilich die Geschichte selbst späterhin zurückgenommen hat; doch wird durch letzteres, meines Erachtens, der Historiker keineswegs der Verpflichtung enthoben, auch jene Facta und die in ihnen wurzelnden Ideen in seine Betrachtung zu ziehen. Ueberdies zeigt sich gerade in einem solchen Falle, dass es in der Geschichte keine leere Negation giebt. In irgend einer Weise wirken auch Facta, welche schon nach kürzester Frist von entgegengesetzten überholt werden, auf die Gestaltung dieser letzteren ein, wie sich uns auch in unserer eng begrenzten Geschichte ergeben wird. Soweit Brieger, der, wie mir scheint, hier vollkommen Recht hat. Ich meine, dass in der Geschichte kein Factum wirklich annullirt werden, kein einmal

ausgesprochener Gedanke spurlos zurückgenommen werden kann, factum infectum, cogitatum incogitatum fieri nequit. Wenn Facta oder Gedanken später von andern Factis und andern Gedanken verdrängt werden, so ist das eine Sache für sich, und es geschieht in der Geschichte unaufhörlich, weil die Geschichte ein unaufhörlicher Kampf verschiedenster Elemente miteinander ist. In der Geschichte bleibt das Ueberwundene darum aber doch bestehen, ja sie hat recht eigentlich die Aufgabe, uns dasselbe zu erhalten, da es nicht mehr auf unsere Tage gekommen ist.

Der Verfasser theilt nun seinen Stoff in folgende Abschnitte:

1) Die religiösen Parteien Deutschlands und ihre Stellung zu dem Concordienwerke s. 12—21.

2) Contarinis früheres Leben und seine Stellung zu den kirchlichen Parteien Italiens s. 22—46.

3) Contarinis Antheil an dem Concordienwerke. Hoffnungen und ihr Scheitern s. 47—62.

4) Ein neues Unionsproject und sein Schicksal. Eine Krisis des Katholicismus, s. 63—67.

Ich hätte erwartet, dass der Verf. im ersten Abschnitte nicht immerfort von den Sprechern, sondern mehr von den Parteien gesprochen hätte, welche sie hinter sich hatten. Mit Eck war nichts anzufangen, Pflug und seine Gesinnungsgenossen nahmen überhaupt einen Standpunkt ein, der sich auf die Dauer nicht behaupten liess: sie mussten entweder vorwärts oder zurück (S. 20), Gropper war durchaus kein Charakter (S. 19). Es kam daher alles auf Contarini an, der aber leider nicht einer der Sprecher war, und dessen Auftreten in Regensburg man von dem Vorwurfe der Inconsequenz nicht freisprechen kann (S. 21), was viel schlimmer war.

Deshalb, weil es auf kath. Seite so schwach und traurig in Regensburg aussah, möchte ich überhaupt dem dortigen Religionsgespräch eine so grosse Bedeutung nicht beilegen. Dieselbe hätte es nur dann haben können, wenn man sich geeinigt hätte, ohne dass die Katholiken ihre Pflicht verabsäumt hätten.

Der zweite Abschnitt ist, wie der Vf. selbst andeutet, eigentlich eine vorfrühe Frucht, indem Contarinis Briefe leider nur zum kleinsten Theile veröffentlicht sind (S. 22 Anm.). Unter solchen Umständen einen Abriss seines Lebens zu schreiben wird immer sehr misslich sein; doch behält darum dieser Abschnitt seinen Werth, insofern er den zerstreuten Stoff über Contarini gesammelt enthält. Er ist ausserdem im höchsten Grade anziehend. Gasparo Contarini, 1483 Okt. 16. zu Venedig geboren, ward 1535 Mai 21. als *puro laico* von Paul III. zum Kardinal erhoben, ohne dass er selbst das geringste ahnte. Nur das Wohl der Kirche konnte ihn zur Annahme dieser Würde bewegen. Aber er blieb ebenso einfach wie früher und gab sich nicht der übertriebenen Prachtliebe hin, die wir bei manchem der andern Kardinäle finden, wie Casa \*) uns berichtet. Aus dem folgenden Jahrh. liefert uns ein merkwürdiges Beispiel dafür Claretta, ein eifriger Katholik, in seiner *storia della reggenza* (S. meine Anzeige in diesen Blättern 1868 Stück 19). Hier ist es der Kardinal Maurizio von Savoyen, welcher durch seinen Aufwand sich immer in Geldverlegenheit befand; *infatti nell' eterna città egli menava vita allegra, col darsi anche al bel tempo, e proteggere altresì letterati ed artisti. Ne' conti del Solaro*

\*) Sclopis Morone 12 hält sein Werk ebenfalls für eine Paraphrase; dagegen Laemmer *analecta Romana* Schaffh. 1861. S. 9. Anm. 22. S. Brieger S. 22 Anm.

suo tesoriere trovo annotati fiorini 623 pagati al barone di Chivrone per la spesa di Domenica Sauli savoiarda, trattenuta in casa sua alle spese di esso principe. Più fiorini 1716 pagati al Signor Giacomo Mastallone per la spesa che ha fatto in casa sua alla signora Isabella Colcastra, musica, pur trattenuta da lui. Il principe cardinale era molto sollecito di costei, perchè divenuta ammalata si sottoscrivevâ per le spese dell'infermità. Più fiorini 417, grossi sei, pagati ad Andrione Colli, speciario, per i medicamenti dati alla signora Isabella Colcastra musica (Archivi camerale a Torino, conti del Solaro). So schrieb denn Maurizio 1626 Aug. 11 an seinen Vater: Io mi trovo senza un soldo ed in una profonda mendicità, assediato da ogni banda da creditori e che è peggio non havendo con che pagare il presente mese per il vivere di mia casa, quale esclama continuamente ritrovandomi in tanta necessità e perplessità. Niemand wollte ihm in Rom mehr borgen (Claretta 41).

Der Mann, den die Besten Italiens den Einzigen zu nennen pflegten, die Leuchte Italiens, konnte natürlich an solchem Treiben keine Freude haben, er, der *esprit pénétrant*, *calme et réservé*, *rompu aux affaires* (Sclopis Morone 11), war immer mit den ernstesten Dingen beschäftigt. Noch im selben Jahre seiner Berufung schlug Contarini dem Papste vor, eine Reformcommission einzuberufen. Der Papst berief Sadolet, Giberto, Caraffa, Fregoso, Pole., Cortese, Badia, zu denen später noch Aleander gekommen zu sein scheint. Keiner von ihnen war Kardinal; der einzige Kardinal war zugleich der Vorsitzende, Gasparo Contarini. Von ihnen ward das *consilium de emendanda ecclesia* ausgearbeitet. In diesem wird offen der Krebschaden dargelegt,

der an der Kirche fresse, derartig fresse, dass man an der Heilung fast verzweifeln könne. Rom trage die Schuld. Besonders die Rathgeber des Papstes, gewählt, dass sie dem Papste den Beweis führen sollten, dass das, was in seinem Belieben stände, ihm auch zustände; von solchen Schmeichlern sei die Lehre ausgeklügelt, der Papst sei ein Herr aller Güter, deswegen dürfe er sie auch verkaufen, ohne sich der Simonie schuldig zu machen. Von dem Haupte also sei das Verderben ausgegangen, dort müsse auch die Heilung beginnen (Brieger S. 31). Vgl. dazu, was ich S. 973, 974 dieser Blätter angeführt habe. Besonders wird die Häufung der kirchlichen Würden scharf getadelt. Aber sogar das Tridentinum half dem nicht ab. So wurde der oben genannte Prinz Maurizio 1607 von Paul V. zum Kardinal ernannt, 1604 zum Abt von S. Giusto di Susa, 1611 von S. Michele della Chiusa, 1618 von S. Stefano d' Ivrea, Casanova und S. Benigno di Fruttuaria. Er hatte ferner die Abbondanza im Chiabrese; das Benefiz von S. Jean de Soissons, Domherrnstellen in Lüttich, Köln, Halberstadt und Magdeburg. 1634 erhielt er noch die Abtei Caramagna. 1620 Dez. 17. erhielt er die Vikarie von Barcellona unter dem Titel einer Grafschaft zur Appanage mit 40000 Scudi jährlicher Einkünfte (Claretta a. a. O. 21). Ich erinnere ferner an Franz Wilhelm von Wartenberg (+ 1661), Bischof von Osnabrück, Minden, Verden und Regensburg. Wenn es nun nach dem Tridentinum noch so ging, wie muss es vor demselben ausgesehen haben? Und nicht selten finden wir, wie überhaupt im Leben, so auch hier, dass die, welche am meisten zu thun hätten, am wenigsten thun, wie jener Maurizio. Das consilium de emendanda ecclesia führte eine so offene Sprache, dass es,

wie Brieger mittheilt, von Paul IV. auf den Index gesetzt ward. »Andererseits fiel aber auch Luther in starken, überderben Ausdrücken über dasselbe her. Er schenkte eben der römischen Curie und ihren Prälaten, den »schändlichen, verzweifelten Buben« keinen Funken von Glutheben mehr« (Brieger 32). 1538 schrieb dann Contarini 2 denkwürdige Briefe d. h. Memoranda an den Papst. Im 1. führte er aus, der Papst dürfe aus der Schlüsselgewalt keinen irdischen Gewinn ziehen; im 2., dessen Sprache viel schärfer, tadelt er den Missbrauch, geistliche Bussen in Geld umzuwandeln (compositiones). Ueberhaupt wird hierin aber, was noch wichtiger ist, die Lehre der servilen Rechtsgelehrten Roms bekämpft, welche aufstellten: Des Papstes Wille sei die einzige Norm seines Handelns, die Quelle jeglichen positiven Rechtes (B. 35). Dagegen stellt er selbst den Grundsatz auf: Jede Herrschaft soll eine Herrschaft der Vernunft sein; wer letzterer folgt, ist der Freieste. Thut der Papst dies, so ist seine Herrschaft die segensreichste, missbraucht er seine Gewalt, so ist sie die verderblichste. Jene Lehre aber, ruft er aus, ist in dem Maasse falsch und wider die gesunde Vernunft, ist so sehr das Widerspiel der Lehre des Christenthums, verderbt so sehr das Regiment der ganzen Christenheit, dass nichts Schädlicheres erfunden werden kann! Ja, er findet in jenem Satze Idololatrie: von keiner Creatur könne man prädiciren, dass ihr Wille die Richtschnur ihrer Handlungen sei; das gelte allein von Gott. Er fordert den Papst auf zu überlegen, ob die Lutheraner von dieser Lehre ohne Grund Anlass genommen hätten, Bücher von der babyl. Gefangenschaft zu verfassen (B. 36---38). Novb. 1538 hatte Contarini bereits alle Hoffnung aufgegeben, dass Paul

III. auf seine Worte achten würde; da, als er eines Morgens mit dem Papste auf dem Wege nach Ostia war, theilt ihm dieser mit, er habe vor Tagesanbruch seine Schrift gelesen. Darauf berieht er sich mit ihm über die Reform der Compositionen. Mit solcher Gesinnung stand Contarini in Italien aber nicht allein; Brieger charakterisirt uns nun kurz das protestantische Italien mit seinen beiden Parteien, einer demokratischen, welche sich dem deutschen Protestantismus näherte (Giovanni Mollio in Bologna), und einer aristokratischen, die sich nicht von der Kirche trennen, sondern innerhalb derselben umgestalten wollte (Marco Antonio Flaminio, Vittoria Colonna, Fregoso, Pole, Sadolet. Morone wird nicht erwähnt). Zu ihr gehörte Contarini selbst, er war ihr Haupt. Als solcher verfasste er die *Confutatio Articulorum seu Quaestionum Lutheri*. (B. bemerkt, es sei ihm nicht gelungen, sich dieselbe zu verschaffen. Das ist recht bedauerlich; ich sollte denken, sie müsse in Rom oder Venedig durch deutsche Buchhändler aufzutreiben sein.) Doch neigte sich Contarini der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein zu. (Vgl. zu B. noch Bayle, *oeuvres compl.* 3, 749 (1). — Am 10. Januar 1541 ward Contarini zum Legaten nach Regensburg designirt. Fast jeder andere von den Cardinälen, sagt B. (48), würde als Legat in Regensburg, wie die beiden Nuntien Morone und Campeggi zu Worms gethan, mit Eck sympathisirt haben als der vorzüglichsten Stütze des Papstthums in Deutschland. Dies wäre gleichbedeutend gewesen mit einem Abbruche der Verhandlungen noch vor ihrer Eröffnung. Contarini liess den Ingolstädter Eiferer völlig links liegen und zog dagegen Pflug und Gropper an sich heran, die Vertreter der gemässigten Par-

tei Deutschlands. Die Untersuchung nun, welchen Antheil Contarini am Zustandekommen der Concordienformel gehabt, ist durch den Umstand erschwert, dass er selbst nicht zu den Sprechern gehörte und daher von den Quellen sehr wenig beachtet wird; doch muss man sagen, dass B. mit vielem Scharfsinn das herausstellt, was er hinter den Coullissen gewirkt hat. B. kommt zu dem Ergebniss, dass sein Einfluss hier weitgehendster Art gewesen. Wenn Morone, bemerkt B. sehr gut, der apost. Nuntius, erwartete und wünschte, dass Cont. dem Gespräche als Beisitzer oder als Präses beiwohne\*), so scheint er einen Passus seiner eigenen Instruction für Hagenau vergessen zu haben, in welchem er ermahnt wird, sich der Disputationen über Glaubenssätze zu enthalten. Den Grund hierfür gibt Pallavicin Aless. VII. p. 132 (S. diese Blätter S. 970 Anm.). Contarini verfuhr wie Morone, der in seinem Hause von den Religionsgesprächen vollständige Kenntniss sich verschaffte, und von seiner Wohnung aus leitete er ungesehen die Katholischen. Es wäre dabei aber wünschenswerth zu wissen, was auf Rechnung des Thomas Badia, maestro del sacro palazzo, fällt. Contarini verfasste im Mai 1541 eine eingehende Abhandlung über die Rechtfertigung. B. hebt mit Recht hervor, dass in der Thatsache, dass hier die Protestanten Deutschlands und Italiens in Contarini sich die Hand reichen, die Bedeutung des Augenblickes liegt. In diesen wenigen Tagen entschied sich das Ge-

\*) *se patiranno la presenza, anzi presidentia*. B. hat das Wortspiel von Beisitzendem und Vorsitzendem fallen lassen durch Anwendung des Fremdwortes Praeses. Hier bemerke ich, dass das von mir bei Sclopis p. 15 für einen Druckfehler gehaltene *questue* richtig ist; es bezeichnet, wie mir Sclopis mittheilt, *raccolte d'elemosine*. Dagegen ist Brieger S. 42 Anm. 3 wohl *Carnesecchi* zu lesen; vgl. Brieger S. 44 Anm. 6. S. 73. Anm. 4.



schick von Nationen und auf Jahrhunderte, sagt B. 57, wobei er sich zu der Aeusserung hinreissen lässt, dass von der Annahme oder der Verwerfung der concordia das Seelenheil von Millionen, von Generationen abgehängt habe. So schlimm ist es nun freilich nicht, denn das Seelenheil des Menschen hängt von ihm selbst ab, auch nach protestantischer Lehre, nämlich vom Glauben, nicht aber von einem Aktenstücke. Wohl aber hätte B. sagen können, dass das irdische Glück von Millionen und Generationen an diesen Blättern hing; hätte man an ihnen festgehalten, so wären vielleicht der 30-jährige Krieg und der Westfäl. Friede uns erspart geblieben. Und so ist es ein eigenthümlicher Zufall, dass beim Beginne und beim Ende einer schrecklichen Zeit der Name Contarini als vermittelnd steht; Gasparo bei der Regensburger Konkordie, Alvise im Friedenssaale zu Münster, nur mit dem Unterschiede, dass der letztere den Frieden durchsetzte, woran der erstere scheiterte. Das erzählt der Vf. im 4. Abschnitt, über den wir uns der Kürze halber nur eine Bemerkung erlauben. Das Geschäft eines Vermittlers zwischen zwei sich schroff gegenüberstehenden Parteien ist das undankbarste von der Welt. Wir wissen aber nicht, welche Nachrichten Contarini aus Rom hatte. Möglicherweise waren es solche, die ihm ein weiteres Vorgehen zu Gunsten der Protestanten ganz überflüssig, vielleicht recht gefährlich erscheinen liessen. Denken wir daran, wie es Morone und andern erging. Deshalb kann ich auch nicht so unbedingt über Contarini den Stab brechen. Zudem — wer weiss, ob Contarini nicht in diesen entscheidenden Wochen die Ansicht gewann, dass eine Einigung, eine durchgreifende und dauerhafte Einigung, nicht möglich sei? Vf. wirft Contarini Halbheit

vor; das ist ein Loos, das Contarini mit jedem Vermittler theilt; aber wie, ist nicht das ganze Konkordienwerk eine Halbheit, die ebenso sehr auf den einen, wie auf den andern Theil fällt? — Der Vf. hat angedeutet, einige seiner Behauptungen besonders beweisen zu wollen, überhaupt, dass gegenwärtige Schrift nur ein Theil einer grösseren Untersuchung sei; möge er sein Vorhaben ja ausführen. Kann man ihm auch nicht in allen Ausführungen beistimmen — besonders sind meine Grundanschauungen andre —, so wird man ihm das Zeugniß doch geben müssen, dass er nicht oberflächlich die Dinge untersucht, sondern dass er sie mit feiner, sachkundiger Hand auseinanderlegt, mit vielem Scharfsinn und Geschick behandelt und uns in wirklich schöner und anziehender Darstellung vorführt. Deshalb verdient das kleine Werk grosse Beachtung.

Münster.

Dr. Florenz Tourtual

Niederdeutsche Dichtung im Mittelalter. Als zwölftes Buch der deutschen Dichtung im Mittelalter von K. Goedeke bearbeitet von Hermann Oesterley. Dresden, L. Ehlermann, 1870. IV und 80 S. in gr. Octav.

Goedeke's im Jahre 1854 erschienene umfassende Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters war ursprünglich auf zwölf Bücher angelegt, deren letztes die niederdeutsche Dichtung behandeln sollte. Die Bearbeitung desselben war aber im Drange wichtigerer Arbeiten bis jetzt unterblieben. Da nun einerseits in neuester Zeit eine regere Beschäftigung mit den Denkmälern der niederdeutschen Literatur und Sprache sich kundgab, andererseits aber eine neue Ausgabe von Goedeke's Mittelalter erforderlich wurde, so übernahm Ref. die

Bearbeitung der niederdeutschen Dichtung, welche nun in doppelter Gestalt vorliegt, einmal als letzter Theil des auch um ein genaues Generalregister bereicherten Grundwerkes von Goedeke, und ferner als selbstständiges Buch.

Dieser Sachverhalt machte es zu einem Gebote der Nothwendigkeit, dass die vorliegende Darstellung der niederdeutschen poetischen Literatur des Mittelalters sich nicht allein in jeder Beziehung auf das engste anschloss an Goedekes Werk, sondern auch überall auf dasselbe zurückverwies, wo die erforderlichen literärgeschichtlichen Erläuterungen von Goedeke bereits gegeben waren, dessen Darlegungen so umfassend und erschöpfend waren, dass sie fast überall auch das Niederdeutsche in sich schlossen, nur hin und wieder auf nähere Ausführung im letzten Buche verweisend und nur das Einzelne der gesonderten Darstellung vorbehaltend.

Die Bedeutung der Arbeit liegt also vorzugsweise darin, dass sie zuerst versucht hat, die bis jetzt fast ausnahmslos in den verschiedensten Zeitschriften, Berichten, Einzeldrucken und älteren, wenig bekannten oder zugänglichen Werken weit verstreuten und versteckten Denkmäler der niederdeutschen Literatur zu sammeln und systematisch zusammenzustellen. Die kleineren Stücke sind meistens vollständig abgedruckt, von den umfangreicheren Werken sind besonders charakteristische Theile als Proben ausgehoben, alles unter genauer Angabe der Quellen und etwaigen späteren Drucke. Die Zusammenstellung beschränkt sich indessen auf das eigentlich Niederdeutsche, sie schliesst namentlich das in Niederrheinischer Mundart niedergeschriebene, oder vielmehr im Grunde nur umgeschriebene, absichtlich aus, weil diese Fassungen durchgehends in einem so abhängigen

Verhältniss zu den mittelhochdeutschen Dichtwerken stehen, dass sie nicht wohl anders als im Zusammenhange mit ihnen abgehandelt werden können und auch von Goedeke der Hauptsache nach in diesem Zusammenhange bereits abgehandelt worden sind. Sie beschränkt sich dagegen keineswegs auf das rein Niederdeutsche, das heisst auf diejenigen Dichtungen, welche sich von fremden Einflüssen, sei es von niederländischen oder von hochdeutschen, sprachlich oder sachlich frei erhalten haben. Denn eine solche Beschränkung würde jede Darstellung der niederdeutschen Literatur zur Unmöglichkeit machen, weil dieselbe einfach keinen Gegenstand haben würde. Sprachlich ist weder die altniederdeutsche oder altsächsische, noch die mittelniederdeutsche Literatur des Mittelalters zu vollständiger Reinheit ausgebildet gewesen, sondern sie hat sich zu allen Zeiten mehr oder weniger an benachbarte Sprachformen angelehnt, und sachlich liegt nahezu dasselbe Verhältniss vor: es sind nur äusserst wenige niederdeutsche Dichtungen vorhanden, denen nicht niederländische oder hochdeutsche, resp. niederrheinische Vorbilder zu Grunde liegen.

Trotzdem bleibt die niederdeutsche Literatur des Mittelalters beschränkt und zum Theil sogar dürftig; nicht zwar, weil der niederdeutsche Volksstamm der Dichtung weniger geneigt gewesen wäre, als andere deutsche Stämme, sondern weil so viele seiner Schöpfungen untergegangen sind. Ist doch von der altsächsischen Literatur nur ein einziges Dichtwerk erhalten, ein Werk freilich, das über die gesamte übrige Dichtung hoch hinausragt, und ist doch selbst dieses einzige, unvergängliche Denkmal altgermanischer Poesie vielleicht nur ein Theil

eines grösseren Ganzen. Ist es doch urkundlich belegt, dass der Stolz der deutschen Dichtung, der deutsche Heldengesang, in ganz Niederdeutschland hell und voll erklingen habe und ist uns doch von all diesem Liederreichthum nichts erhalten. Auch in späterer Zeit wird noch vieles untergegangen sein, und manches ist uns nur dadurch gerettet, dass man schon frühzeitig anfang, grössere und kleinere Sammlungen von niederdeutschen Gedichten zusammenzustellen.

Die Einleitung beschreibt, nach Darlegung der allgemeinen Verhältnisse, die bis jetzt bekannten handschriftlichen Sammlungen dieser Art, von denen verhältnissmässig erst Weniges in genügender Weise durch den Druck bekannt gemacht ist, hauptsächlich freilich, weil vieles nur bruchstückweise überliefert oder erhalten wurde. Die 1480 im Kloster Borglund geschriebene Sammlung der Stockholmer Bibliothek ist fast noch gänzlich unbekannt und auch von der 1481 geschriebenen Wiener Sammlung ist bis jetzt nur ein einziges Stück veröffentlicht, während andere Handschriften vollständig abgedruckt sind, aber schon im vorigen Jahrhundert und daher in wenig zuverlässiger Weise. Hier liegt noch ein weites Feld unbenutzt, ja fast unbearbeitet.

Der Text gliedert sich in zehn Abschnitte, von denen der erste, die angelsächsischen Denkmäler enthaltende, nicht nur das Poetische, sondern auch die erhaltenen Bruchstücke in Prosa umfasst, während im Uebrigen ausschliesslich Dichtwerke Aufnahme und Besprechung gefunden haben.

Hermann Oesterley.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 37.

14. September 1870.

(Haug's prize essay) Pand nâmah i Âdarbâd Mârâspand or (the book of counsels by Âdarbâd Mârâspand.) Being a prize essay in the name of M. Haug Ph. D. comprising the original Pehlevi text, its transliteration in Roman as well as Gujarathie characters, a complete translation in Gujarathie and a glossary in Gujarathie and English of all words occurring [so] in the text. By Herhad Sheriarjee Dadabhoy, teacher of the zend language and holder of the Sir Jamsetjee Jeejeebhoy fellowship [so] in the Sir J. J. Zartoshti Muddressa. Published. [so] by the Zartoshti dinni khol karnâri mandli, (Society for making researches into the Zoroastrian Religion). [.] Bombay: Daftur Ashkara Press. 1869.

Die Arbeiten europäischer Persisten haben sich auch unter den in Indien lebenden Resten der Zoroastrianer Geltung verschafft, zunächst wohl weniger, weil jene Kaufleute Bombays wissenschaftlichen Sinn hatten, als weil sie sich die Bekehrungsversuche brittischer Missionare auf jede Weise vom Halse halten wollten und in

der europäischen Wissenschaft eine geeignete Waffe zu ihrem Kampfe zu finden glaubten. Ganz klar liegen diese Anfänge der Entwicklung in John Wilsons 1843 zu Bombay erschienenem Buche the Parsi religion vor. Irre ich nicht, so war die Triebfeder jener Kämpfe der Parsen gegen das Christenthum der Instinkt, dass eine Nationalität, welche nur durch ihre Religion zusammengehalten wird, in ihrer Religion auch ihre Existenz vertheidigt. Chinesen etwa können Christen werden, ohne aufhören zu müssen Chinesen zu sein: die Parsen, ohne staatliches Leben, nicht in räumlich abgegrenzten Wohnsitzen wohnend, hören auf Parsen zu sein, wenn sie das Evangelium annehmen: sie sind dann nur noch in Indien wohnende Unterthanen der Krone England, deren Ursprung in hundert Jahren vergessen ist. Welchen Einfluss dann später Herr Martin Haug auf die Parsen in Bombay gehabt hat, berichtet Herr Martin Haug selbst ZDMG XIX 305. Aber auch jetzt noch liegt es in den Verhältnissen, dass die Parsen vorzugsweise diejenigen Stücke ihrer Litteratur hervorholen, welche der sie überfluthenden christlichen Kultur, gegen welche sie sich wehren wollen, am verwandtesten sind oder scheinen. Auch das Spruchbuch des Adburbadh ist in vieler Beziehung modern europäischen Anschauungen genehm, und gewiss eben deshalb herausgegeben worden. Der Wissenschaft wäre mit dem Minoikhirad und Ardai-Viraf-Buch unzweifelhaft mehr gedient gewesen. Und nicht ihr allein. Menschen und Nationen haben ein Recht zu existieren nicht, weil sie sind wie andre, sondern gerade, weil sie anders sind als andre. Ein Perser oder Deutscher ist nicht weniger, sondern mehr als Mensch: und das persische

und deutsche Individuum hat zu dem x seiner Nationalität noch das y seiner Persönlichkeit hinzu. So bitte ich dringend, die Parsen in Bombay wollen uns auch in ihrem richtig verstandenen eignen Interesse auch das jetzigen Anschauungen Fremdartige in ihrer Litteratur nicht vorenthalten: gerade das ist das Werthvollste. Wie dem aber auch sei, auch der diesmal vorgelegte Text muss mit gebührendem Danke aufgenommen werden. Was der Band enthält, sagt der Titel. Da ich Gujerathee nicht verstehe, muss ich mich mit den Bemerkungen, welche ich, seit Jahren ein leidenschaftlicher Freund der Perser und des Zoroaster, zu dem Buche des Adhurbâdh machen will, lediglich an den Pehlewitext, dessen lateinische Umschreibung und das Wörterbuch halten, kann aber nicht umhin Herrn Edalji für die Uebersetzung der Gujeratheeübertragung des Spruchbuches zu danken, welche Max Müller in Trübners Record des laufenden Jahres 720 ff. veröffentlicht hat. Im Begriffe diese Anzeige in die Druckerei zu geben, sehe ich aus eben diesem Record 775, dass die Arbeit des Herrn Edalji mit einer Einleitung von M. Müller auch in einem Sonderabdrucke erschienen ist.

Die Sprache, in welcher das dem Adhurbâdh zugeschriebene Spruchbuch verfasst ist, nennt Herr Jamaspjee auf dem Titel seiner Ausgabe Pehlewi. Er thut Unrecht, wie ich gleich nachweisen werde.

Was in landläufigen Büchern an gelehrtem Materiale über das Wort pahlawî beigebracht wird (und dürftig genug ist es), stammt aus einem Aufsätze Stephan Quatremères, welcher im Junihefte des Journal des Savans von 1840 abgedruckt steht. Die für die Zeit, in welcher



sie geschrieben ist, glänzende Auseinandersetzung von Thomas Hyde *historia religionis veterum Persarum* 35 ist unverdienter Weise unbeachtet geblieben. Die vielfach so reichen Parsen in Bombay sind es ihrer Nation schuldig das Hydesche Werk mit den nöthigen Anmerkungen und vor allem mit Registern neu auflegen zu lassen: Hydes Liebe für Zoroaster bewirkte, dass sein Buch »was so ill received by the public, that the Doctor boiled his tea-kettle with the greatest part of the impression« nach Pinkerton *voyages and travels* IX 196 bei Wilson *Parsi religion* 190. Man kann jetzt, wenn man sich Mühe gibt, besser unterrichtet sein als Hyde und Quatremère.

In den indischen Büchern heisst, wie Boehtlingk und Roth IV 615 594 nachweisen, ein Perser Pahlava Pahnava Pallava. Ich weiss nicht, ob sich schon jetzt feststellen lässt, aus welcher Zeit die Schriftstücke oder die Theile von Schriftstücken stammen, in welchen diese Bezeichnungen zu finden sind. Da *pārasika* = پارسی in Indien allerdings auch vorkommt, aber nach dem Petersburger Wörterbuche IV 672 nur in jüngeren Werken anzutreffen zu sein scheint (wo dann die Endung *ika* nicht mit der in *سکزی* = *سکزی* bei Moses von Khoren gleichaltrig wäre), muss wohl Pahlava einer Zeit angehören, in welcher nicht Persis die herrschende Landschaft in Eran war, also nicht in der sasanidischen, sondern in der arsakidischen Periode üblich gewesen sein: *pārasika* könnte sasanidisch oder aber auch aus dem späteren Mittelalter (nach den Seldschuken und vor den Mongolen) stammen. Wäre (was ich nicht feststellen kann) Pahnava nicht eine auf indischem

Boden entstandene Verderbniß, sondern eine wirklich bei dem bezeichneten Volke übliche Form, so hätten wir in Pahlava Pahnava denselben Wechsel der liquidae, wie in der Pehlewi genannten Sprache selbst. Die indische Philologie wird über kurz oder lang im Stande sein, über Pahlava genauere Auskunft zu geben.

In den jüngeren persischen Dichtern ist pahlawī die romantische Sprache. Es genügt ein einziges Bait des Hafis 517 anzuführen: (Rückerts handschriftliche Uebersetzung in meinem Besitze): »Jüngst in der Sprache Pehlewi vom Ast im Rosenbeet las Nachtigall Kollegium und sprach das Herzgebet«. Aus solchen Ausdrücken ernsthafte Schlüsse auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes pahlawī zu machen würde nicht gescheuter sein, als einem Deutschen, welcher von den gothischen Kirchen in Göttingen redete, den Glauben zuzumuthen, diese Kirchen seien von Gothen gebaut, und es stehe nur noch nicht fest, ob von Ost- oder von Westgothen.

Für jeden Philologen sollte klar sein, dass پهلوی, welches in *𐭯𐭥𐭥𐭥𐭥* sein genaues Gegenstück hat, eine Ableitung eines Hauptwortes *پهلو* = *𐭯𐭥𐭥𐭥* ist. So stammt von *بازار* ein *بازاری* = *𐭯𐭥𐭥𐭥𐭥* meine Beiträge zur baktrischen Lexikographie 73, 12: so von *روز* ein *روزی* Wés und Râmīn 275, 18 = *𐭥𐭥𐭥𐭥* Elischê 53, 15 71, 16 143, 24 Leben der heiligen Väter I 11, 12 [= annona bei Rosweyd 19<sup>b</sup> Mitte], vgl. meine Abhandlungen 81, 19: so von *تاج* ein *تازی* = *𐭥𐭥𐭥𐭥* mitratus, Abhandlungen 84 [das dort vergeblich gesuchte *تغفور* steht bei Ibn Batûta II 893]. Ausdrücklich bemerkt muss werden,

dass das doppelte armenische *w* beweist, dass *պահլավ* nicht ein von der Urzeit her Armeniern und Persern gemeinsames, sondern ein in der Arsakidenzeit entlehntes Wort ist: Beiträge 5, 21.

Aus dem Gesagten folgt, dass, wenn wir wissen wollen, was pahlawî ist, wir zu erkunden haben, was pahlaw bedeutet. Darüber hat Quatremère a. a. O. 343 ff. aus den drei persischen Wörterbüchern Burhân i qâti, Farhang i Dschihângîrî und Farhang i Schuûrî Auskunft gegeben: es erhellt, dass er das zuletzt genannte sehr nachlässig gelesen hat, da er nicht einmal bemerkte, dass es des 1229 gestorbenen Jakut Muag'gam albuldân als Quelle seiner wichtigsten Nachricht anführt. Es kann zu jenen drei Wörterbüchern noch das von Lakhnau hinzugefügt werden, und gewiss noch viele andre geben dieselbe Erklärung von pahlaw wie jene drei.

Pahlaw soll bedeuten: Stadt, so dass *پهلوی* = *شهری* städtisch ist: den Distrikt um Içpâhân: einen tapfern und beherzten Mann: un homme d'un rang élevé [so Quatremère, schwerlich richtig: *صاحب حال* kann auch ein Mystiker sein]: eine Provinz, von welcher die Sprache Pahlawi den Namen hat. Den Rest der Artikel kann ich übergehn. Dass *پهلو* Stadt bedeutet, sagt der grösste Kenner des Persischen in unserm Jahrhundert, Fr. Rückert, ZDMG VIII 315. *پهلو* Held, Vornehmer bleibt zu belegen: die geographisch-politische Bedeutung des Wortes scheint sich zur Erklärung des Adjektivs *پهلوی* am meisten zu empfehlen. Man wird eine Sprache, Schrift, Sage eher nach der Gegend nennen, in welcher sie zu Hause ist, als sie als städtische, heldenhafte oder vornehme bezeichnen. Sollte

شەری etwa ein Gegensatz zu dem دری genannten andern persischen Dialekte in dem Sinne sein, dass Stadt und Hof einander gegenüberständen? wir werden unten sehn, dass das nicht angeht.

Also pahlaw ist ein Landstrich. Jenes persisch-türkische Wörterbuch belegt, wie gesagt, diese Nachricht aus Jakut. Die Stelle steht in Wüstenfelds Ausgabe III 925, 7 ff. Im Wesentlichen dasselbe findet sich in den Marâçid alittilâ, welche schon Quatremère in der Handschrift benutzt hat, und die jetzt in Juynbolls Drucke II 369 nachgesehn werden können. Zunächst ist festzustellen, dass entweder Jakut selbst einen Fehler gemacht hat oder aber die Handschriften des Jakutschen Werkes, sowohl die, aus welchen der Göttinger Druck geflossen, als auch die, welche jener Türke (oder sein indisch-persisches Original Farhang i Dschihângîrî) benutzt hat, verderbt waren. Quatremère hat, ohne Schärfe freilich, schon darauf aufmerksam gemacht, dass der vom Farhang (ich sage also von Jakut) angeführte passage d'Hamza Ispahani plutôt du kitab altanbîh de Masoudi ist. Es durfte nicht heissen Hamza im Buche tanbîh, sondern Hamza [ich weiss nicht wo, nicht in der Ausgabe von Gottwaldt] und Masudi im Buche tanbîh sagen, so dass wir zwei Zeugen statt Eines haben, und zwar Zeugen aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts: über den kitâb altanbîh vgl. I' iv der Pariser Ausgabe der Murûğ aldhahab. Jene Gewährsmänner berichten: »Vor Alters redete man in Persien fünf verschiedene Sprachen, Fahlawi, Duri, Fâراسي, Chuzi und Suryâni. Was das Fahlawi angeht, so sprachen es die Könige bei ihren Gastmählern. Es ist ein Dialekt, der

seinen Namen von Fahla hat; Fahla aber [das Stichwort des Artikels lautet Fahlaw, also persisch Pahlaw] ist ein Eigennamen, welcher den fünf Distrikten von Icbâhân, Rai, Hamadhân, Mâh Nahâwand und Adharbaigan zukommt. Es sagt Schirawaih [= *Σιρῶης*, Abhandlungen 228, 30] der Sohn des Schahrdâr »Es gibt sieben Landschaften der Fahlawis: Hamadhân, Mâsabadhân, Qum, Mâh von Bacra, Gaimara, Mâh von Kufa und Qarmisân: hingegen Rai, Icbâhân, Qumis, Tabaristân, Chorasan, Sadschistân, Karmân, Makrân, Qazwîn, Dailam, Tâlaqân gehören nicht zu den Landschaften der Fahlawis.« Den Rest des Jakutschen Artikels lasse ich für jetzt bei Seite und bemerke nur, dass aus dem Umstande, dass unter den erasischen Sprachen auch die syrische aufgezählt wird, folgt, dass die Notiz aus einer Zeit stammt, in welcher noch aramäisch redende Landstriche dem Scepter des Grosskönigs unterworfen waren: wenn Schirawaih ausdrücklich bemerkt, dass eine Anzahl Provinzen nicht zum Gebiete der Fahlawis gehört, so erklärt sich dies doch wohl nur daraus, dass er zu einer Zeit schrieb, in welcher ausser den sieben buldân der Pahlawi (welche den Kern des Reiches gebildet zu haben scheinen) auch die elf von ihm als nicht-pahlawisch bezeichneten bilâd einem und demselben Herrscher gehorchten: ich muss andern überlassen, diese Zeit ausfindig zu machen. Genau ebenso wie Hamza [und Masudi] bei Jakut bestimmt der kitâb alfihrîst bei Quatremère a. a. O. 415 den Umfang von Fahla. Stimmen nun auch die beiden oder die drei Nachrichten, welche Jakut mittheilt, nicht genau mit einander überein, so stimmt dafür die eine derselben genau mit dem Fihrist, ebenfalls einem Werke des zehnten

Jahrhunderts, oder dem noch älteren Ibn Muqaffâ, aus welchem jenes schöpfte. Mag für jetzt eine befriedigende Kenntniss von den Grenzen des Pehlewigebiets nicht zu erreichen sein, soviel steht schon jetzt fest, dass Hamadân und Mâh Nahâwand (Balâdhuri 306, 13) ihm angehörten, wonach man auf der Karte die Lage der Provinz Pahlaw wenigstens ungefähr nachsehen kann. Uebrigens vertritt Mâh, wie schon Hyde 415 erkannt zu haben scheint, das griechische *Μαδία* = *Madia*: vgl. *μαδία* = *zrâdha* (Abhandlungen 44, 9), *μαδία* (*μαδία* *δωδουα* ebenda 187, 11) = *çpâdha*, *μαδία* neben *μαδία* Beiträge 69, 36. Mâh von Baçra und von Kûfa (Nahâwand und Dînawar) sind die von baçrischen und kufischen Truppen eroberten Theile von Medien:

Eine ganz ausserordentliche Bestätigung bekommt meine Ansicht durch eine Stelle in Masudis Murûg aldhahab II 133: »die meisten [der *ملوك الطوائف*] liessen sich von den Arsakiden leiten. Dies waren die Könige des Gebirgskandes, das heisst der Provinzen Dînawar, Nahâwand, Hamadân, Mâsabadân und Adharbaigân«.

Schon Quatremère hat, allerdings unter verhängnissvollen Irrthümern, an das *μαδία* bei Moses von Khorên erinnert, worüber ich schon in den Abhandlungen 43 gesprochen habe. Zwei einschlagende Stellen des Agathangelus übergehe ich, da Abhandlungen 179 bewiesen ist, dass sein Werk in der uns vorliegenden Gestalt jünger als 1084 ist. Für Herrn Langlois Collection des historiens de l'Arménie I 100 ist das allerdings nicht geschrieben gewesen: übersehen doch auch Deutsche geflissentlich mein ganzes Buch. Ich verbinde was jener Moses berichtet,

mit einer bei Isidor von Charax erhaltenen Nachricht. Dieser schon von Plinius benutzte Schriftsteller theilt nämlich in seinen *συναρμὸι παρθίων* 4—7 Medien offenbar in vier Theile. Er geht von dem Grenzgebirge Zagros aus, und nennt *Μηδία* (das wäre also Mâh Dînawar), *Καυβαδηνή*, *Μηδία ἡ ἄνω*, *Ῥαϊανή*: die letztere Landschaft reicht bis an die kaspischen Thore. Ganz sicher ist *Ῥαϊανή* die Gegend von Rai, also etwa um das heutige Teheran gelegen. In Obermedien liegt zuerst *Κορυβαίη* = Kankiwar Kinkiwar (Jakut IV 120, 6 312, 14) mit einem Artemistempel, dessen Trümmer noch jetzt vorhanden sind, noch jetzt nach Keppel II 84 der dritten Ausgabe Grenzort eines Distrikts: dann *Βάρανα* = Hamadhân, und ist diese Landschaft somit ebenfalls bestimmt. *Καυβαδηνή* ist wohl Kampada, eine dahyu Mediens, in der Inschrift von Bagistana II 6 (angrenzend Mesabatene = ماسبدان oder ماه سبدان sub monte Cambalido, qui est Caucasi ramus Plinius VI 134, wo Cambado zu schreiben scheint): durch Behistun ist diese Landschaft auf den Karten zu finden. Sollte sich nun diese aus der arsakidischen Zeit stammende Viertheilung Mediens nicht aus dem von Moses von Khorên II 68 Berichteten erklären? Artaschês, heisst es dort, theilte das Stammland der Arsakiden Pahlav in karenisches, surenisches und Feldmarschalls-Pahlav (Abhandlungen 192, 27): es versteht sich von selbst, dass er für die regierende Linie einen andern Theil von Pahlav zurückbehalten hat: die Sache wird sich damals nicht anders gemacht haben, als zur Zeit des Dareus nach Platos Gesetzen III 695<sup>c</sup>; als die sieben Perser (Herodot III 70, Inschrift von Bagistana IV 18), das heisst Dareus und seine sechs Genossen, theilt wur-

den. Meine Ansicht wird dadurch empfohlen, dass die von Isidor an erster Stelle genannte *Μηδία* (also Mâh Dînawar) als Hauptort eine Stadt *Κάρυα* hat, deren Name durch *Καρίην* des Ptolemaeus VI 2 (der allerdings vielleicht den Isidor benutzt hat) als unverstümmelt erhalten und mit Stadt und Fluss Kurand, baktrischem Kvirinta, nicht zusammenhängend erwiesen ist: da haben wir eben den Karên, von welchem Kareni Pahlav den Namen hat. Die regierende Linie der Arsakiden hat ihren Nachgeborenen übrigens wohl nicht ethnographisch und geographisch in sich abgeschlossene Landschaften übermacht, weil sie sonst jene vermocht hätte auf Unabhängigkeit zu sinnen. Bazigraban die Zollstätte (Abhandlungen 195, 11) kann kaum wo anders gelegen haben als bei der Brücke, welche nach Dupré voyages II 252 Ker Porter II 145 das Gebiet von Hamadhân endet: das arsakidische Obermedien umfasst aber Hamadhân mit. Aus dieser vorauszusetzenden Künstlichkeit der Abgrenzung würde sich erklären, warum diese Eintheilung keine Spuren hinterlassen hat. Freilich kommt es wohl anderwärts vor, dass der Egoismus des hohen Adels die echte Eintheilung einer Nation nach Stämmen in Vergessenheit bringt, und die Bergschlösser und Landstädte, in welchen jener haust, revolutionärer Weise Namen verdrängen, die allein berechtigt sind genannt zu werden. Es kann also auch hier ein dauernder Einfluss jener arsakidischen Domanien sich noch einmal nachweisen lassen.

Es werden sich nun vielleicht auch zwei Stellen des Plinius verstehn lassen, VI 44 113 *Adiabenis conectuntur Carduchi* (= südöstlich vom Gebiete der beiden Zâb [Beiträge 61, 34] folgt Kurdistan) *quondam dicti, nunc Cardueni*



(das heisst armenischem Einflusse, Mehrheit auf  $\text{p}$ , folgte pehlewipersischer, Mehrheit auf  $\text{ان}$ ), praefluente Tigri, his Pratitae  $\text{παρ' ὁδὸν}$  appellati, qui tenent Caspiae portas: und Parthyaea habet ab oceanu Pratitas Medos. Wie das Pratitae  $\text{παρ' ὁδὸν}$  herzustellen ist, weiss ich nicht, vermuthe aber, dass in diesen in den Handschriften (siehe Sillig) sehr abweichenden Worten irgend ein Vertreter von Pahlaw stecke. Ich sage: ich vermuthe das.

Ich darf nicht verschweigen, dass bei Hyde 418 420 sich die Nachricht findet, Pehla oder Pehlawa sei ein Name der Stadt Neschâpur ( $\text{نیشابور}$  bei Elische) in Chorasân. Die Nachricht, welche wahrscheinlich aus dem mir im Augenblicke nicht zugänglichen Farhang i Dschihângirî entnommen ist, kann nur im Zusammenhange mit einigen andern Thatsachen erörtert werden.

Hyde hat 420 auf die Dialektnamen بهاری und اورامندی sowie auf den noch dunkleren اورام oder اورامن aufmerksam gemacht. Näheres gibt er nicht. Die Haft Qulzum I 162 sagen بهار نوعی از خوانندگی است که آن را پهلوی و رامنندی خوانند. Ebenso Burhan 115, der Ausgabe von Roebuck, nur خوانندگی و گویندگی هم هست. Und türkisch Farhang i Schuuri I 161, der nur راوندی für اورامندی bietet. Also bâhâr ist eine Art zu lesen [und zu sprechen: Burhan], welche man pahlawî und râmandî [râwandi der Türke] nennt. So viel ist klar, dass die Notiz aus einer ganz anderen Quelle fliesst, als die ist, aus welcher Jakut geschöpft hat. Schade aber, dass mit Râmandî Râwandî nicht allzuviel anzufangen ist. Das zwar ist sicher, dass diese Worte auf baktrisches

raêvant zurückgehn, allein dies Particip ist an vielen Stellen der Erde von Ortschaften ausgesagt.  $\text{רַבָּנָא} = \text{'Papa} \text{ besprach ich Abhandlungen 255, 9. Râwand ist nach Jakut II 741 ein Berg bei Qâschân und Içbâhân, also wohl zwischen beiden gelegen: es wird das Hoehgebirge nördlich von Kôhrôdh sein, welches Ker Porter I 400 beschrieben hat: ein jetzt verlassenes Gabr-âbâdh zeigt dort alten Feuersdienst an; auch Balâdhurî 325, 1 kennt ein zu Içbâhân gehöriges Râwand. Aber auch bei Neschapur giebt es ein Rîwand (Jakut II 891, 15), wohl das Revan des Lazarus von Pharb 166, 30 175, 27 der Ausgabe von 1793, was als Magier-Ortschaft nahe bei Nivschapur bezeichnet wird, so dass der Dialekt Râmândî Râwandî sowohl nach Südmedien als nach Westchorasan gehören kann. Für letzteres spricht der Name Bâhâr, wenn anders derselbe mit Bahâr (und Hyde fand ja in seinen Quellen  $\text{بهار}$  geschrieben), einer Stadt in Marw (Jakut I 767, 8) oder einem ataschkada in Turkistan (Burhan), zusammengehört; auch  $\text{اوراس}$  scheint eben dahin zu weisen, da Haft Qulzum I 107 wie Burhan  $\text{اوراس}$  nach  $\text{جوشقان}$  setzen und dies bei Asfarâin gelegen war: Jakut II 152, 13 hat zwar  $\text{جوشقان}$ , doch arabisiert dies, Abhandlungen 25, 20. Freilich sicher ist ein Ort, der Dschausaqân oder La Tour heisst, so wenig zu bestimmen als einer, der den Namen Râwand oder Lauterberg führt.$

Hier würde ich nun erwähnen können, dass Moses von Khoren II 68 (65 Whiston) Balkh mit Pahlav in Verbindung bringt, dass auch die dem Moses untergeschobene Geographie Bahî (auch Bar Ali 76<sup>a</sup> schreibt  $\text{בהל}$ ) als Regierungssitz Arsakes des Grossen nennt, also scheinbar

das Pahlawi nach dem Nordosten Erans verlegt, wenn nicht schon Quatremère 345 durch Citate aus Michael dem Patriarchen und Bar Ebraya wahrscheinlich gemacht hätte, dass hier eine Verwechslung vorliegt. Bahl scheint mitunter geradezu Icpahan zu sein. Uebrigens habe ich mich schon öfters über den geringen Werth des Moses geäussert: der Mann ist in seinem albernen Rassendünkel, welchem er ein aus Blättern der Genesis geflochtenes, aber wenig deckendes Schürzchen umgehängt hat, vollständig versimpelt und unfähig politische Verhältnisse zu verstehn: dass Bahl mit Pahlav nichts zu thun haben kann, da b und p im armenischen ganz verschiedene Buchstaben sind, hat bereits Quatremère bemerkt.

Es steht zweierlei fest. Erstens: in der arsakidischen Zeit hiess Medien (ganz oder zum grössten Theile) Pahlaw. Danach wäre Pahlawi die Sprache Mediens in der arsakidischen Zeit. Zerfiel Eranschahr (Jakut IV 857, 19 20 vom Gaihun bis nach Qâdisîja reichend) nach Abhandlungen 60 in vier grosse Provinzen, so lässt sich annehmen, dass auch vier Hauptdialekte gesprochen worden sind. Die خوزية bei Jakut III 925, 9 gehört nach Susiana, die فارسية nach Persis: dann bleibt für die فهلوية nur das Medien der von mir angeführten armenischen Geographie, und für die درية nur Chorasän. Jakut schreibt die درية einmal den مدن المداین zu, was mir nicht sehr deutlich ist, dann aber sagt er الغالب عليها من بين لغات اهل المشرق: man kann nicht deutlicher sein. Sie vom Farhang i Dschihangiri bei Hyde 419 متروکده bezeichneten Dialekte هروی (von Harât),  
zwai

دراولی (sogdisch), زاولی (so ist für das دراولی Hydes zu lesen) gehören Landschaften an, welche, wenn auch von eranischer Bevölkerung bewohnt, ausserhalb des eranischen Staatsverbandes standen.

Zweitens: Bahârî, Râwandî, Orâman scheinen alle nach Chorasân zu gehören. Sie heissen nicht bloss Dialekte = گویندگی, sondern auch خوانندگی, das heisst sie wurden anders gelesen, was soviel ist als mit andrer Schrift geschrieben, als die übrigen eranischen Zungen. Werden sie Pehlewi genannt, so bedeutet das (wir sind hier an einer ganz andern Quelle, als die dem Jakut geflossen) meines Erachtens nur vorgeschichtlich-persisch: es ist so gut möglich dass sie in die Sasaniden- als dass sie in die Arsakiden- oder Achaemenidenperiode gehören. Die Schrift könnte sehr wohl in die Diadochentage zurückgehn, in denen in Baktrien griechische Könige sassén, die griechische und indoskythische Münzen schlugen. Um zuzugestehn, dass ich Pehlewi so deuten dürfe wie ich gethan, muss man nur einige Belesenheit in neupersischen Schriftstellern haben. پهلوی steht nach dem Sprachgebrauche, wie ich schon oben bemerkt, unserm gothisch in Ausdrücken wie gothische Architektur völlig gleich: soll پهلوی etwas anderes bedeuten als ganz allgemein romantisches altpersisch ohne jede Rücksicht auf die Höhe des Alters, so muss der Zusammenhang der Rede das klar ergeben. خوزی und پارسی im Gegensatz zu پهلوی muss von einer bestimmten Gegend genannt sein, wie gothisch, wenn es neben sächsisch und fränkisch erwähnt wird: پهلوی allein heisst nur altpersisch. Wenn die Linguistik nicht philologisch getrieben

wird, hat sie gar kein Recht zu existieren und ist ohne jeden Werth.

Es fragt sich nun, ob wir uns von dem wirklichen Pehlewî, das heisst, von der unter Arsakiden und Sasaniden gesprochenen Sprache Mediens noch eine Vorstellung machen können. Ich glaube die Frage bejahend beantworten zu dürfen. Wiederholt schon habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass im Armenischen verschiedene Schichten eranischer Sprache übereinander liegen. Alle die zahlreichen Wörter, welche das Armenische mit dem Neupersischen identisch hat (mit dem Unterschiede höchstens dass ein Guna fehlt oder ein vokalischer Auslaut konsonantisch geschlossen ist), diese alle sind im Armenischen Lehnwörter aus der arsakidischen Zeit und müssen daher dem Stammlande der Arsakiden, Pahlaw, angehören, also pahlawî sein. Es können nicht sasanidische Wörter sein, da die armenische Bibelübersetzung, welche aus der Mitte des fünften Jahrhunderts stammt, sie bereits im gewöhnlichen Gebrauche hat. Zu Lukulls Zeit (Beiträge 65, 18) mögen sie noch nicht den althaikanischen gleich gegolten haben: anzunehmen dass 430 das haikani- sche von den den armenischen Arsakiden feindlichen Sasaniden seit 250 so tief beeinflusst sein sollte, dass jedes zehnte Wort sasanidisch wäre, dies anzunehmen sehe ich keine Veranlassung. Dass dies nicht eine Auffassung, sondern That- sache ist, erhellt daraus, dass nicht wenige Wör- ter, welcher die Syrer und Araber schon vor Muhammed aus dem Persischen entlehnten, eben die Gestalt zeigen, welche das Armenische bie- tet: vgl. سنبك و اسفاسه سنجه Speer, بنك و اسفاسه بنجه Huf, جوبلا و صوبلا Wurzel, vgl. جوبلا و صوبلا

ص البندك او المقيم في البلد والمستوطن له حصصا  
 قاعه المنارة bei Bar Ali 77<sup>b</sup> (fehlt bei  
 Castle): gehört zu *maḷ* Moses von Khoren 147,  
 24 = *Wês* und *Râmîn* 69, 13 313, 8  
*Atunpat* 31, 6 39, 33 41, 6. Und häufiger mit  
 دورق *qorax* دورق *Borax*, دورق *qorax* دورق  
 Eimer, زيبق *Quecksilber* u. s. w.

Dies ist um so gewisser, als die arabische  
 Sprache auch noch aus dem Eranischen aufge-  
 nommene Wörter genug hat, welche statt jener  
 ق ein ج zeigen, also einer andern Gegend  
 angehören als jene, wobei zweifelhaft bleibt, ob  
 ج nur eine Verhärtung von ق ist oder eine  
 weichere Form jener ق: vgl. Sibawaihi in  
 Sacys Anthologie grammaticale ١٩, 3 und Sacy  
 dazu 406, so wie Gauhari zu Anfang von ج nach  
 dem Bulaker Drucke: قال ابو عمرو بن العلاء بعض  
 العرب يبدل الجيم من الياء المشددة وقلت لرجل  
 من حنظلة لمن انت فقال فقيم فقلت من ايهم فقال  
 مرج يريد فقيمي ومرى وانشد لهميان بن قحافة  
 انسعدى

يطير عنها الوبر الصهاجا

قال يريد الصهابي من الصهبة وقل خلف الاسمر انشدني  
 رجل من اهل البادية

خالي عويف واني عالج

المطعمان اللحم بالعشج

وبالغداة كسر البيرنج



geschrieben), ein Namen, der wohl hu und das kurdische bula enthält: vgl. die بلوک = classes Hyde 428?

Wir haben ferner in Moses von Khorên und andern armenischen Schriftstellern der ältesten Zeit ebenso wie in arabischen Historikern und Geographen nicht zu unterschätzende ausdrückliche Aussagen über die älteste persische Sprache, welche jeder, der die Geschichte Erans vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert so weit kennt, als sie überhaupt jetzt gekannt werden kann, nur in Medien unterbringen wird. Dass das Alles noch nicht gesammelt ist, gereicht der eranischen Philologie unserer Tage mit Nichten zur Empfehlung.

Nun kommt aber die grosse Frage: ist das Gemengsel, in welchem Atunpats Spruchbuch, die sogenannte Huzwareschübersetzung des Vendidad und so manches andre Schriftstück abgefasst ist, wirklich Pehlewi? Allerdings sind Münzen, Inschriften, Bücher vorhanden, welche man sich gewöhnt hat der Pehlewisprache zuzuweisen, aber das ist rein willkürlich ohne jeden Grund geschehn. Natürlich die Münzen und Inschriften sagen nirgends selbst aus, dass sie in Pehlewisprache reden: die Bücher, welche wir dieser Sprache zuweisen, sagen es aber ebensowenig von sich selbst aus, dass sie in ihr verfasst sind. Das älteste mir bekannte Zeugnis dafür, dass die im Dialekte x geschriebene Uebersetzung des Vendidad und Izeschne in Pehlewi verfasst ist, stammt aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, und nicht aus Persien selbst, sondern aus Indien: es ist in dem die Jahreszahl 1833 tragenden Avant-propos zu Burnoufs commentaire sur le Yaçna xv abgedruckt: »Dies igisniğâdapustaka, sagt Neriosengh,



ist von mir pahlavîgādât in das Sanskrit übersetzt. Es ist für mich völlig gewiss, dass die Form pahlavî allein genügt ein neupersisches Eigenschaftswort **پهلوی** zu erkennen, dessen visargiertes h in Indien wie meines Wissens in allen ähnlichen Fällen in den neuindischen Dialekten zu ha geworden ist: vgl. marathisches **पहल** neben zahr. Ist **पहलवा** aber **پهلوی**, so muss man es auch in dem Sinne nehmen, welchen dies Wort hatte, als es in dieser Form umlief, also in dem, welchen es am Ende des funfzehnten Jahrhunderts für ausnahmslos jeden persisch redenden Menschen besass. Und da bedeutet es altpersisch, unmodernes Persisch, ohne zu beanspruchen als Zeugenaussage über den wirklichen Ursprung und das Wesen der Sprache zu dienen, aus welcher Neriosengh übertrug. Wäre Neriosenghs pahlavîgāda aus dem Titel der von ihm benutzten, möglicher Weise alten Handschrift geflossen, so würde es die Endung î mit k oder ka schliessen. Die Sprache x, in der Izeschne und Vendidad jenem Gelehrten vorlagen, schliesst, meines Wissens ohne Ausnahme, neupersische Eigenschaftswörter auf **ی** mit k: vgl. im indischen pârasîka = **پارسی** und bahlîka = **بلخی**. Es hörte jede Philologie auf, wenn das nicht sicher wäre. Ich erkläre das pahlavîgādât um so zuversichtlicher so, als Neriosenghs Wissen nach Anquetils Avant-propos nichts weniger als alter Ueberlieferung entfloßen war. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts war in Guzerat nichts von altpersischen Handschriften und nichts von altpersischem Wissen zu treffen, beides wurde erst aus Kerman beschickt. Wäre aber Hafis den Gesandten begegnet und hätte ihre Bücher gesehen, so würde er dieselben freilich Pehle-

wibücher genannt haben, aber wohl gemerkt, sowohl die Uebertragungen in der Sprache x als deren baktrische Urschriften. Aus dem Ausdrucke pahalavigâdât lassen sich mithin die Schlüsse nicht ziehen, welche man aus ihm gezogen hat. Der Name Pehlewi kommt also in prägnantem, konkretem Sinne der Sprache nicht zu, in welcher unter andern auch Atunpats Büchlein geschrieben ist.

Dass dies so ist, wie ich sage, erhellet unwiderleglich auch aus dem Umstande, dass die Sprache, welche Atunpat schreibt, in nicht geringem Masse mit semitischen Elementen gemischt ist. Ist Pehlewi ohne alle Frage in alter Zeit die Sprache Mediens, so müsste, wenn das, was man jetzt gewohnt ist Pehlewi zu nennen, Pehlewi ist, nachgewiesen werden, dass in Medien irgendwann eine semitische Ansiedlung gewesen ist, die nachhaltigen Einfluss auf die medische Sprache gehabt hat. Nun wissen wir allerdings aus Reg. IV 17, 6 18, 11 (Paral. I 5, 26) sicher, dass Israeliten auch nach עֲרֵי מֶרִי ins Elend geführt worden sind: allein sollten diese das semitische Element in der Sprache Atunpats geliefert haben, so müsste dies semitische Element — diese Eine Erwägung macht alle übrigen unnöthig — den Charakter tragen, den etwa die Sprache des Propheten Osee zeigt. Das ist nicht der Fall. Ich komme nachher noch auf die Beschaffenheit der semitischen Bestandtheile in der Sprache Atunpats zurück, und bemerke nur noch, dass das spätere Vorhandensein von Juden im Gebiete des alten Mediens nichts beweist, denn wo gäbe es auf Erden jetzt keine Juden? und dass die Behauptung dieser Juden von den zehn Stämmen abzustammen noch weniger beweist. Genealogien sind der Theil der Geschichte, über

den am meisten gelogen wird. Die Schriftsteller, welche über die Juden in Medien und die angebliche Zugehörigkeit von deren Ahnen zu den zehn Stämmen berichten, sind mindestens durch 1300, meist durch 2000 Jahre von der Vernichtung des Reiches Israel getrennt. Bei dem עַם סְגוּלָה ist Abstammungsdünkel besonders häufig: die Philologie wird gut thun, ehe ihr nicht die vollständigen Geburtsregister von 700 vor Christo bis jetzt vorgelegen haben, hier gar nichts zu glauben.

Durch das Gesagte erledigt sich die Meinung Quatremères a. a. O. 344, dass Pahlav désignait la province, que les Grecs ont nommée la Parthie. Quatremère scheint zu glauben (sagt es aber nicht ausdrücklich, was Herr Oppert irgendwo thut), dass 𐭪𐭫𐭮 geradezu für das Parthava der ältesten Inschriften steht. Les Arméniens, sagt Quatremère, emploient, il est vrai, le nom Parthév; mais il est visible que c'est aux écrivains grecs qu'ils ont emprunté cette dénomination. Für mich ist das gar nicht visible. Ueber Παρθος siehe Beiträge 57; 𐭪𐭫𐭮𐭪 stimmt genau zu dem Parthava der Steine, sein 𐭪 ist aus keiner der beiden griechischen Formen zu erklären. Παρθυατος ist aus dem aramäischen Plurale ܡܪܬܝܬܐ entstanden, wie ähnlich Χαλδατος Μαγουσας Abhandlungen 159, 7. Ich muss erwähnen, dass Zenobius von Glak († 324), dessen Geschichte von Tarauna allerdings aus dem Syrischen übersetzt zu sein scheint, 20, 20 von 𐭪𐭫𐭮𐭪𐭫𐭮𐭪𐭫𐭮 und 21, 9 𐭪𐭫𐭮𐭪𐭫𐭮 (hier ganz besonders auffällig) schreibt, was neben dem sonst gebrauchten 𐭪𐭫𐭮𐭪 doch mehr als sonderbar ist, den Mechitharisten aber nichts

zu bemerken gegeben hat. Auch Herr Haug erklärt (über den Charakter der Pehlewisprache [1869] 15 Pahlavî für altes Parthavî.

Das Vorliegende war buchstäblich so, wie ich es jetzt habe abdrucken lassen, geschrieben, als ich aus Gotha durch die Güte des Herrn W. Pertsch die lange vergeblich gesuchte Abhandlung des Herrn Joseph Müller über den Ursprung des Namens Pehlvi erhielt: = Gelehrte Anzeigen herausgegeben von Mitgliedern der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften 1842, Nummer 174 175: der betreffende Halbband ist auf hiesiger Bibliothek abhanden gekommen. Ich ersehe mit Freude, dass Herr Müller schon vor 28 Jahren Pehlewi auf Pehlew = Medien zurückgeführt und geleugnet hat, dass die im gewöhnlichen Sprachgebrauche Europas Pehlewi genannte Sprache wirklich Pehlewi ist. Nur aus der Abgelegenheit des Ortes, an dem Herr Müller seine Ansicht ausgesprochen hat, kann ich mir erklären, dass sie nicht schon längst allgemein angenommen ist: so deutlich jener Aufsatz (was ja ganz natürlich ist) den Stempel des Jahres 1842 trägt, so genügend ist der Nachweis, dass »Fehle« = Medien die Heimath des wirklichen Pehlewi ist, wenn auch dieser Nachweis, mit unvergleichlich ärmerem Materiale geführt ist als ich dafür verwenden konnte.

Wie heisst denn nun aber die Sprache, in welcher Atunpat geschrieben hat, wenn sie nicht Pehlewi heissen darf? Man wird antworten Huzwaresch. Da die Grundlage des Glaubens an das Pehlewithum des von Atunpat geschriebenen Dialektes, wie ich selbst erst jetzt gesehen habe, so wankend ist, wird man jetzt auch das »Huzwaresch« mit Bedenken ansehen. Ich habe, da der Ausdruck gäng und gäbe war, schon 1852

ihn zu verstehn gesucht und auf huzaothra zurückgeführt. Ebenso dachte schon 1839 Herr Joseph Müller im Journal Asiatique III 7, 338. Ich habe 1868 in huzwaresch  $\zeta\eta\theta\rho = \zeta\eta\omega\rho = \text{هزبر}$  gesucht, und kann jetzt hinzufügen, dass die baktrischem huzâvare ganz genau entsprechende arabische Form huzâbir von Freytag IV 389 verzeichnet wird: Beiträge zur baktrischen Lexikographie 34, 16 76, 30 ZDMG XXII 329. Die Identificierung von  $\zeta\eta\theta\rho$  mit  $\text{هزبر}$  huzâvare bleibt richtig, aber nicht gewusst habe ich, dass Huzwaresch oder  $\text{زوارش}$  nichts ist als ein Alphabet, keine Sprache. Dies steht schon 1842 in den Münchener gelehrten Anzeigen S. 366 klar zu lesen, wenn auch Herr Joseph Müller dasselbst diese Aussage des Ibn Mukaffa für einen Irrthum erklärt. Völlig unwissenschaftlich ist es, aus dem Satzpartikelchen, welches derselbe Herr im Journal Asiatique III 7, 389 mitgetheilt hat, so weitgehende Schlüsse zu ziehen als man daraus gezogen hat. Das was aus dem Anquetilschen Manuskripte VII 106 dort ausgezogen wird, und zwar ausgezogen wird, ohne dass wir auch nur den Namen und Inhalt des Buches erfahren, dem es entnommen ist, sind die Worte »nicht in der Sprache des Manthra und nicht im Uzwâresch und nicht in der Sprache der Grossen des Gesetzes und nicht in den Büchern der Leute von Fars«. Das ist Alles! und daraus wird gefolgert, während wir nicht einmal erfahren was nicht sein soll oder nicht ist, dass die série complète des langues ariennes das Zend, das Pehlewi, das Parsi, das Neupersische sei. Wenn die übrigen unbestritten geltenden Grundsätze der eranischen Philologie ebenso solide fundamentiert sind wie dieser, dann ist es wirklich

an der Zeit den ganzen Bau von vorne wieder anzufangen. Viel beweisender ist der ebenda abgedruckte Satz »Pehlewi, welches man Uzwaresch nennt«. Ich kann mich nur an folgende Thatsachen halten. Erstens theilt Herr Joseph Müller aus der sechsten Anquetilschen Handschrift 24 a. a. O. der Münchener gelehrten Anzeigen 365 366 den Satz mit ba khata awçtâ yâ khata çevât avâit navêst kè uzvârs bêt = »mit Awestaschrift, oder mit Sawadschrift muss man schreiben, welche Uzvârs ist«. Allerdings ist خط hier der technische Ausdruck, wie man aus den Annalen des Eutychius 53 und der aus ihnen geflossenen Stelle einer arabischen Katene in meinen Materialien zur Geschichte und Kritik des Pentateuch I 92 ff. sehn kann. Im höchsten Grade auffällig ist aber a) das arabische Wort خط in einem mit Zendbuchstaben geschriebenen »Parsi«-texte: b) die Form khata dieses Wortes, da es kein خطة gibt: c) das Fehlen der Isâfet: d) die Form awçtâ = اوستا ohne schliessenden Guttural (Hyde § 25, meine Abhandlungen 7): e) das e im Worte Çevât = سواد, was in alter Zeit nothwendig hätte a sein müssen. Gelernt wird aber aus der Notiz, dass das Huzwaresch die Schrift von Sawâd ist, das heisst von einer Provinz, welche mitunter auf die Umgegend von Baçra und Kufa beschränkt, meistens aber als bis nicht weit von Takrit am Tigris reichend angesehen wird, und die, als die Sasaniden sie sich unterworfen, in nach den persischen Königen benannte Regierungsbezirke abgetheilt war: Jakut III 227, 12 ff.: ist in diesen شاه = شام = šata Abhandlungen 68? (das 69 nicht erkannte Hacw.

bei Castle bedeutet Hacwirdi, den persischen Lehrer des Olearius: über ihn *Journal Asiatique* VI 10, 184). Zweitens: »in den eigentlichen Pehlewitexten« hat Herr Haug (a. a. O. 18) »das Wort Huzvaresch nur einmal finden können, in dem [noch nicht nach Göttingen gedruckten] Pahlavî-Pâzand Glossary (pag. 17); aber in der Form huzvârashna, also in der eines Abstraktum«. Die Stelle scheint identisch mit Anquetil Zend-Avesta II 523 zu sein, ist mir aber im Originale wie in Herrn Haugs Uebersetzung völlig unverständlich. Es wäre peinlich erst auseinanderzusetzen, dass der Satz »was nipishtan anlangt, so ist yaktibuntan nicht bei Huzwaresch (zu gebrauchen)« nicht eine Aeusserung ist, die man wissenschaftlich verwerthen kann. Drittens: Quatremère hat im *Journal Asiatique* II 15, 256 eine Stelle des kitâb alfihrist in französischer Uebersetzung veröffentlicht, welche Herr Ganneau, aus ZDMG XXIV 236 unvorthellhaft genug bekannt, in jenem Journal VI 7, 430 im Urtexte herausgegeben hat, in welcher زوارش ein persisches هجاء heisst. Klar ist mir das Schriftstück nicht, auch der Text wohl nicht durchaus heil: das Ganze läuft auf den bekannten Scherz hinaus, dass die Engländer Boz schreiben und Dickens lesen. Herr Haug versichert S. 17, dass noch jetzt »die Priester, wenn sie Pehlewi lesen, mit den semitischen Wörtern gerade so verfahren, wie es Ibn-Moqaffa beschreibt«. »Wenn jemand gosht, das heisst auf arabisch »Fleisch« [,] schreiben will, so schreibt er bisra und liest es gosht.« Ich führe das an, weil es beweist, dass die sogenannte traditionelle Aussprache des »Pehlewi« wenigstens für dessen semitischen Theil ein Unding ist: wenn die Parsen für ein »Pehlewi«-wort, das aus dem Semitischen stammt, ohne

Weiteres das eranische lesen, werden sie schwerlich die Aussprache des semitischen in petto sich gemerkt haben. Ob Herr Haug diese sehr einfache Konsequenz seiner Worte zugeben wird? Vom Assyrischen hat Herr Oppert bekanntlich etwas ähnliches glaublich zu machen gesucht. Ich will — verwahre mich aber dagegen dies für mehr als einen Fingerzeig angesehen wissen zu wollen — noch darauf aufmerksam machen, dass im Arabischen nach Ačmaî bei Gauhari tazwura = ط is.

Ich bin wenig erbaut davon, hier wieder einmal, wie so oft, mit dem Bekenntnisse vollständigen Nichtwissens hervorrücken und bedauern zu müssen, dass mir nach dem Dargelegten eine Grammatik der Huzwaresch-sprache mit einer solchen der Fraktursprache oder Taliksprache vorläufig auf einer Stufe zu stehen scheint.

Aber diese, mir unlängst erst aufgestiegenen Bedenken sind nur die Zugabe zu einem andern, welches bei mir schon sehr alt ist und wunderbarer Weise, oder vielmehr bei dem Zustande der eranischen Philologie nicht wunderbarer Weise, noch Niemandem gekommen ist. Ist die Sprache x, in welcher Atunpat schrieb, eine Mischung aus Eranischem und Semitischem, so ist zu erwarten, dass jede der beiden gemischten Massen in sich, wenigstens im Grossen und Ganzen, gleichartig sein wird. Ich stelle ja nicht in Abrede, dass zum Beispiele in der deutschen Schriftsprache einzelne niederdeutsche Elemente sich befinden, dass, wie ich selbst nachgewiesen habe (Anmerkung zur griechischen Uebersetzung der Proverbien 62 73 85), im Hebräischen einzelne aramäische Vokabeln und Bildungen unerkannt umlaufen. Aber völlig undenkbar ist es



mir, dass eine eranisch redende Bevölkerung, wenn sie Semitisches aufnahm, dies so zu sagen in freier Wahl aus allen Theilen von Castles Heptaglotton sich ausgesucht haben soll. Da wird uns zugemüthet syrische status emphaticos neben der fünften arabischen Konjugation und Wörtern ohne status emphaticus und vorläufig wenigstens rein hebräischen Vokabeln wie **איש** und **נשא** zu brauchen, neben jenem **איש** aber ein **אנשורא** in den Kauf zu nehmen. Ich beschränke mich auf Beispiele aus Atunpat, welche ich nach Seite und Zeile der corrected pronunciation anführe. Ich gehe nach dem lateinischen Alphabete. Abu Vater 35, 7 9 11 23 mit dem arabischen Nominativzeichen = **أبو**. Abutar Eltern 41, 30 aus jenem singularen Nominative **أبو** (also arabisch) und dem schreiend niedersemitischen Zahlworte **חֲרִיךְ** zwei, dem seine Dualendung abhanden gekommen und dafür ein gänzlich dunkles i vorgesetzt ist: auf indogermanischem Gebiete also etwa **ṣiṣizw**! Adin 27, 9 (= owing to that, hence, etc. It has several other meanings), adin-ash 31, 6 = **אֲדִין** also chaldäisch (nur die beiden Male bei Atunpat). Akhar 27, 7 99, 4 = **אַחַר**. Anshutâ 29, 22 31, 7 29.33, 28 35 35, 20 41, 27 = **אַנְשֻׁתָּא**: und eine Mehrheit anshutâân 29, 20 31, 8/9 37, 13. Ar = **אֶר**, specifisch hebräisch! 27, 12 15 16 18 19 22 28 29, 1 3 5—8 10—13 17—23 28 30 32—34 31, 1 8 10 14 21 27 29 33, 3 7 10 14 26 28 30 34 35, 2 4 18 19 24 27—29 33 37, 9 20 32 39, 1 3 5 6. Âtimann 29, 19 = **אֲתִמַּנְי** er wünschte. Babâ 29, 14 15 **בָּבָא** vgl. **בָּב**. Banman Sohn kann **בִּנְיָן** wie **בֶּן** sein, da die liquidæ wechseln: 27, 11 12 31, 31 37, 12

41, 30. Bantman Tochter **بنت** oder ein anzu-  
nehmendes **בנה** = **بنی** 35, 14. Benafsbman selbst  
29, 29 31, 4 37, <sup>25</sup>/<sub>26</sub> 39, 6 **בנא** mit vollständig  
dunkeltem Vorsatzbuchstaben. Bnâ (sign of the  
Dative [von dare], sign of the ablative [von au-  
ferre], it is often used superfluously, except,  
without = **בנא ברא**: 29, 1 17 31, 13 20, 21 33,  
32 37, 14 15 20 33 39, 2 10 14 41, 2 10 29.  
Bnâ-emat 41, 4 not that alone, yea, even,  
nay. Besides it has several meanings =  
jenem dunklen **בנא ברא** und **بنا**. Boyêanntan  
31, 4 23 35, 17 **بنا**. Çariyâ 35, 26 37,  
26 39, 17 badness, a curse = **شر بریا**. Çat-  
shantak 37, 2 hundredjährig: **سنة سنة** mit  
eranischem Affixe! (Lies çantak von **çaredha**  
**çaredha** in **çaredha** **çaredha** **çaredha** Bei-  
träge 5: das buchstäblich **ç** zu lesende Zeichen,  
welches Herr Jamaspjee und seine europäischen  
Lehrer çat sprechen, ist aus **ç** = 100 und  
einem Abkürzungsstriche entstanden). Dâmtann-  
tan 29, 2 31, 26 39, 4 to reach, to arrive =  
**دانتان**; gemeint ist wohl **دانتان**: vgl. aber doch  
**الدان** = â - madan (die andern Zeiten von **دانتان**  
+ **دانتان**) **دانتان** und **دانتان** der Meder kommt  
bei Moses von Khorên H 46. Danman 27, 6  
35, 6 41, <sup>19</sup>/<sub>20</sub> = **דנא**? vgl. aber Abhandlun-  
gen 152, 24. Dâtanntan 31, 19 41, 2 6 14 17 23  
28 = **دانتان**. Dehavanntan sein, werden =  
**دانتان**: sehr oft in den Formen dehavannâê deha-  
vannît und zweimal (27, 7 9) dehavannt. De-  
kôyêmanntan 27, 16 29, 14 31, 18 41, 5 19 33

to stand up, to be firm, it is also used as an auxiliary verb: **ܣܠܡ ܩܝܬ**. Demannantan reden = **ܣܠܡ** 27, 29 29, 30 32 31, 21 33 33, 5 34 35, 28 37, 12. Demitanntan sterben = **ܣܠܡ** 37, 18 39, 2. Dençinntan nehmen, empfangen = **ܢܨܐ** 29, 12 33, 10 35, 12. Êm Mutter = **ܐܡܐ** 35, 7 9 11 23. Emat = **ܐܡܬܐ** mit Weglassung des auch in **ܡܬܝ** vorhandenen Jods 31, 2 11 33, 34 35, 10 21 37, 4 31 39, 7 22 41, 9 (31, 25 33, 30) = when, that (conjunction), relative pronoun. Gabnâ = **ܕܢܐ** sehr oft. Gadman 39, <sup>8</sup>/<sub>4</sub> = **ܕܢܐ** oder **ܕܢܐ** Abhandlungen 16, 24 (die **ܒܝܪܝܚܐ** ebenda 1 vgl. mit ZDMG XIII 640 Mitte, die **ܐܪܝܐ** ebenda 28 ZDMG VII 484 ff.), Dorn an verschiedenen Stellen. Ish = **ܐܝܫ**!! das für ins steht, wie die Mehrheit **ܐܢܫܝܐ** zeigt, und **ܐܢܝܐ** neben sich hat, das oben anshutâ [so!] geliefert hat! 27, 19 21 29, 5 33, 13 35, 10 13 18 25. Plural îshân 33, 26 39, 5: ish ê ci irgendwer 29, 32 35, 10 (im Wörterbuche steht ish ê ei îsh). Ît **ܐܝܬܐ** er ist: neben dem schreienden Hebraismus **ܐܝܬܐ** ist der ebenso schreiende Syriasmus **ܐܝܬܐ** = **ܐܝܬܐ** sicher sehr befremdend, natürlich nur für Leute, welche syrisch und hebräisch aus Texten kennen. 31, 33 34 39, 32 33. Kadbâ Lüge 29, 19 32 31, 1 = **ܕܐܕܒܐ** bei Buxtorf, was nicht allzu sicher scheint, da im Syrischen und Chaldäischen die erste Form des Zeitworts nicht vorhanden ist und mindestens die Syrer nur die Steigerungsbildung kadâbû

brauchen: hebräisch bekanntlich כָּרַב. Karbâ  
Hund = כלב. Ketaranntan bleiben 37, 15 41,  
11 = כא in Sätzen wie khart bnâ ketarannit  
Weisheit wird bleiben (nicht vergehn), kârpût  
(کالبد) apêbar (بی‌بار) ketarannît der Leichnam  
bleibt nutzlos (nach dem Tode) in ganz neuer  
Weise gebraucht, wie die Syrer ihr allein übli-  
ches Pael nicht verwenden. Khadîtanntan (die  
altübliche Lesung aṣṭōntan) sehn 41, 8 33: zwei-  
felnd durch خط erklärt, von europäischen Ge-  
lehrten durch חזא = חזא, das im Niedersemiti-  
schen schon den Sibilanten hat. Khaparanntan  
graben 37, 25 = חפר. Khvitanntan erfahren  
37, 31 34 41, 7 = חבט er zeigte an. Kônâ =  
ک, auch hübsch plene geschrieben, wozu in der  
Urschrift keine Veranlassung ist, und mit dem  
⌘ des status emphaticus versehen, der bei dem  
Worte einfach lächerlich ist: 33, 13 35, 13 37,  
25 39, 17 32 33 41, 1 32. Und nun gar kônâ-  
mann 27, 22 = کمان mit demselben ⌘, ebenso  
kônâ-miman 27, 18/19 28 = whatever, kônâcand  
37, 4/5 = چند. Mandâ Wort 29, 20 31 31,  
8 12 33 34 33, 5 34 35, 27 von ندا (richtiger  
wohl מנדא Chaldaismus = מנדא im mandäischen  
Sinne). Mandum 27, 14 26 33, 13 37, 13 =  
«[so] mandum מנדא», also מנדא.  
Min = מן sehr oft. Nafshman 33, 29 35, 7  
14 27 37, 18 19 20 39, 5 8 נפש. Nehajanntan,  
und zwar nehajann 37, 3 6: nehajannâê 27, 15  
20 25 29, 5 22 25 31, 10 10/11 25 27 29 30 33,  
2 4 11 12 30 35, 33 39, 3: nehajannâî 37, 9:  
nehajannît 37, 23 24 39, 14 41, 31: to do, to

make', to move = **אָז**, **אָז** **אָז**. Netaranntan 31, 34 33, 1 35, 7 take care of, protect, guard, remain firm, be settled, stay at: **נִצָּח**. Nejaranntan 33, 33 37, 14 39, 1 41, 10 12 17 21 41, <sup>11</sup>/<sub>12</sub> **נִצָּח**. Niçâman Weib 33, 26 = **נִסְוָן**. Rabâ gross 39, 19 und rabâtum der grösste 37, 17 = **רָבָא**. Rak du = **רָבָא**. Rebabmeman 37, 7 41, 14 **רָבָא**, me bleibt unerklärt. Regrman 37, 12 41, 16 Fuss **רָבָא**. Remitanntan 31, 18 35, 16 to throw, to fling = **רָמָא**. Retamman 39, 24 = **רָמָא** mit völlig unerklärtem **ב** und aramäischem **ר** gegen **ש** von **שָׂא**. Revatman 27, 22 29, 6 — 10 23 28 29 35, 22 25 with, together = **רָבָא**: die Nominalendung man entschiede, falls die Erklärung richtig ist, für **רָבָא** und **רָבָא** mit: die Kürze der zweiten Sylbe steht auf derselben Höhe mit der im chaldäischen **רָבָא** Abhandlungen 34, 2 N. Râriyâ Nacht = **רָבָא** 35, 31. Rôashman Kopf 41, 7 = dem pleine geschriebenen hebräischen **רָשָׁא** gegen **רָשָׁא** **רָשָׁא** **רָשָׁא**. Shapîr 31, 34 33, 1 9 37, 6 14 31 34 39, 13 25 = **שָׁפִיר** schön. Shêm 27, 10 37, 19 = **שָׁמ** ohne **א** des Status emphaticus. Tamman = **טָמָא** 39, 25. Tbäranntan 33, 32 zerbrechen: **טָמָא** gegen **טָמָא**. Yadman 37, 20 32 41, 15 Hand = **יָדָא**. Yehabanntan geben = **יָהָבָא** 29, 18 31, 16 <sup>21</sup>/<sub>22</sub> 32 33, 11 35, 15 <sup>18</sup>/<sub>19</sub>. Yetîbanntan sitzen 33, 35 36 35, 1 — 3 6 29 41, 25 = **יָתָבָא**. Zak = **זָכָא** (hört!) he

the it, who, what 27, 7 14—16 25 31, 34 33, 1 35, 2 23 39, 5 6 8 41, 5 13—16 30. Wer hebräisch, syrisch und arabisch einigermaßen aus Texten kennt und nicht ganz alles philologischen Sinnes baar ist, dem muss bei Durchlesen dieser Liste gewiss werden, dass entweder nicht wenige der Identifikationen von »Huzwaresch«-worten mit semitischen falsch sind oder das »Huzwaresch« die wunderlichste Mischung ist, die in der Sprachgeschichte je vorgekommen. Es lässt sich eine Mengung von Aramäischem und Arabischem allenfalls begreifen, aber wie kam noch Hebräisch hinzu, und in Worten wie **לבו מל איש**? Und dazu dann noch Sachen wie **ra** mit vorhergehender **Isafe** als Pronomen possessivum der ersten Person, was ein noch gar viel fremdartigeres Element in der Sprache anzudeuten scheint. Und im letzteren Falle fragt sich weiter, wie dieser Kehrriht von drei wesentlich verschiedenen Dialekten zusammen gefügt worden? Wo waren die Menschen, die diese semitische Sprache redeten? Wie konnte dieser **מסמס** je eine Bedeutung erlangen, gross genug, um die Sasaniden, die Wiederhersteller altpersischen Glaubens, zu veranlassen ihr gutes Persisch mit diesem Gemengsel zu verunreinigen? Ich bleibe die Antwort auf diese Fragen schuldig, aber es schien mir an der Zeit dieselben einmal öffentlich zu stellen.

Ich komme noch einmal aus Gründen, die ich aus Höflichkeit nicht angebe, auf die Aussage zurück, das **uzvars** sei der **ط** von Sawad. Daraus lernen wir, dass wir es mit einer semitischen Schrift zu thun haben, semitischen natürlich nicht am letzten (ägyptischen) Ende, aber doch einer Schrift, die zunächst von einem semitischen Stamme gebraucht wurde. Diese

Schrift von Sawad ist sonst die Mutter unserer hebräischen Quadratschrift, des Alphabets, welches die Sasaniden auf ihren Steindenkmälern und Münzen brauchten, des mandäischen und durch dies des mongolischen und mandschurischen: ich bin überzeugt, dass aus dem »uzvars« sich die Zendschrift entwickelt hat: das Estrangelo ist, wie aus dem in meinen Materialien zur Kritik und Geschichte des Pentateuchs I v abgedruckten Zeugnisse erhellt, nicht eine gewordene, sondern eine künstlich gemachte Schrift, eine Fraktur. Damit steht nun erstens fest, dass auch das Huzwaresch ursprünglich  $\aleph$  von  $\aleph \aleph \aleph$  unterschieden hat. Ich meine dieser Unterschied sei auf den Steinen auch noch zu sehn. Da unsre Huzwareschhandschriften nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinausgehn, ist ein Schluss daraus, dass wir in ihnen, die alle von mehr oder weniger unwissenden Schreibern geschrieben sind, die Schriftstücke einer todten Sprache kopierten, dass wir in ihnen den Unterschied der so ähnlichen Zeichen für  $\aleph \aleph \aleph$  nicht mehr wahrnehmen, nicht zu folgern, dass derselbe 1000 Jahr vor der Zeit, in welcher die Kopenhagener Bundeheeschhandschrift hergestellt wurde, ebenfalls nicht existiert habe. Mithin darf aus dem Umstande, dass die Nabatäer den  $\text{أبدال الهاء وانقلاب العين فزة}$  (Nuwairi bei Reiske zu Abulfedas Annalen II Anm. 234 und daraus bei Quatremère Journal Asiatique II 15, 218) gehabt hätten, nicht geschlossen werden, dass die dem »Huzwaresch« eingemischten aramäischen Bestandtheile nabatäisch seien. Uebrigens ist jene Gleichgültigkeit der Nabatäer gegen die Gutturale nicht bloß nabatäisch, die Galiläer machten es nach einer sehr bekannten Geschichte im Talmud noch schlimmer als die Nabatäer nach Nuwairi. Denn

jene Worte Nuwairis sind schon von Quatremère ungenau übersetzt, und von einem Kopisten Quatremères, der هَمْز, schreibt (dann doch هَمْزٌ!) vollends verderbt worden: um hâ = n handelt es sich gar nicht, und هَمْز ist Akkusativ = hamzatan! Wenn ich die Zendschrift oben aus dem Huzwaresch entstanden nannte, fürchte ich nicht etwas auffälliges zu behaupten, wohl aber meine ich eine Thatsache hervorzuheben, die für die Auffassung des Zendalphabets werthvoll ist. Ich habe in den Beiträgen 63 schon bemerkt, dass die Annahme semitischer Schreiber der Zendbücher die auffallenden h in kehrp u. s. w. erklärt: der Satz, dass das Zendalphabet ursprünglich semitisch, also baktrisches a = א ist u. s. w., wird auch für die Grammatik des Zend wichtig sein. Ich kann mich nämlich nicht davon überzeugen, dass jemals irgendwo in Eran ê und o den Vorton a gehabt (die Klassiker haben dorthier nie ein *an aai ao aω* erhalten), sondern sehe schon seit geraumer Zeit das a von daêva und kaofa als Lesemutter an = א, welche vor ו und ו anzeigen sollte, dass ein Guna vorhanden sei, und die stehn blieb, als für ו und ו die Zeichen von ê o eingeführt oder jenen die Geltung von ê o beigelegt wurde. Im Mandäischen vokalisierte man ja ganz regelmässig durch Lesemütter, und unser Zendalphabet muss in seiner jetzigen Gestalt vielleicht nach einigen Einbussen, wie ich solche beim Huzwaresch angenommen habe, ungefähr in die Periode gehören, wo die Semiten sich dem Drange Vokale zu bezeichnen nicht mehr entziehen konnten, also in die Periode, in welcher die verschiedenen hebräischen und syrischen Punktationen entstanden.

Nach Erledigung dieser Vorfragen komme ich



zu dem Buche des Atunpat selbst. Es heisst in der Ueberschrift andarg i farhang i anuschak-rubân Atunpât i Mançpandân. Da ist andarg i farhang nichts als der Vertreter des neupersischen *پندنامه*, aber ich muss Herrn Jamaspjee in der Deutung der einzelnen Worte widersprechen. Neupersisches *اندرز* ist = *ζωήγραφία*, ersteres erhalten in dem Eigennamen *اندرز* (Tabari II 188, 4 Balâdhurî 251, 3), letzteres ein sehr gebräuchliches Wort, am gebräuchlichsten in den Bedeutungen Kleid (für *ἡμάτιον, περίβλημα, περιβολή, ἔνδυμα, ἐσθῆς, χιτὼν* in den Uebersetzungen) und mit. Nun wissen wir aus Plinius, dass die Perser solebant vestibus litteras intexere, welche Stelle ich in den Beiträgen 53 erklärt habe. So kam *اندرز* zu der Bedeutung Buch.

*اندرز* und *اندرز*? Abhandlungen 34, 5 sichern der Wurzel die Bedeutung näher. *فرهنگ* = *ζρωζωή*: bei Moses von Khorên III 16 ist Nerses 'h *ζρωζωή* = der Studien wegen zu Caesarea: ebenda III 62 wir wünschten eine Zeit lang 'h *υπαγῆναι τῇ διδασκαλίᾳ ζρωζωή* in den Unterweisungen der Palaestinenser zu bleiben. Ich vertheile also die Bedeutung umgekehrt als Herr Jamaspjee, und bemerke beiläufig, dass *فرهنگ* = Wörterbuch in *प्रसङ्गलनावली* Boehtling-Roth IV 1091 nach Indien gewandert ist: dieser Buchtitel kann wohl nur Wörterbuch zu Ratnâvali bedeuten. Wenn der Text des Herrn Jamaspjee Mançpandân gibt, so hätte er diese Form, welche auch den neueren Originalwörterbüchern der Perser noch bekannt ist, auf seinem englischen Titel nicht beseitigen sollen. Atunpats Zeitgenosse Ardeschir Bâbegân hat ganz

dieselbe Form des Zunamens, welche sich im Armenischen *հաշ* in stetem Gebrauche erhalten hat: die jetzt russischen Fürsten Dadian Orbelian und andre sagen mit der Endung ihres Namens genau dasselbe aus, was ein neapolitanischer Sforza mit dem Zusatze dei ducchi de Regina zu seinem Namen ausdrückt.

Das Werkchen des Atunpat stammt nach der Ueberlieferung aus einer Zeit, in welcher der Synkretismus üppig wucherte, und es trägt die Spuren derselben fast in jedem Satze. Die alte nationale einst in jedem Volke und jeder seiner Lebensäusserungen allgegenwärtige Sitte war überall verschwunden, wie die nationalen und staatlichen Organismen, denen sie zur Seele gedient hatte, verschwunden oder im Verschwinden waren: eine schaaale Allerweltsmoral, so zu sagen auf Flaschen gezogen wie eine Arznei für etwaigen Gebrauch, war zur Hand, um denen, welche die alte Sitte vermissten, aber natürlich nicht neu zu schaffen wussten, wie denen, welche die neue Unsitte mit Anstand benutzen wollten, die Phrasen zu liefern, mit denen jene sich trösten, diese sich decken konnten. In solchen Zeiten tritt der Spruch an die Stelle des Sprüchworts: jener spricht Wünsche aus in Betreff eines nicht vorhandenen Zustandes, dieser Beobachtungen über das frisch in herzlichem Hasse und heisser Liebe dahinbrausende Leben. Und da in der Verwesung (und nur in ihr) Gleichheit herrscht, nahm man ohne Scham auch von Fremden, was in der eignen Volkheit gar nicht berechnigte, eingebillete Bedürfnisse befriedigen sollte. Das grosse Wort des vierten Evangeliums, was zunächst den Juden gegenüber gesprochen war, aber allen Völkern gegenüber gilt, das Wort von der neuen Geburt war

auch in der christlichen Welt damals schon nur noch eine dogmatische Formel. Atunpat berührt sich mit jüdischer und griechischer Spruchweisheit oft genug: der nähere Nachweis würde hier, nachdem schon soviel Raum in Anspruch genommen ist, zu weit führen: ich kenne solche Untersuchungen vom Xystus her gut genug, um mich für gewarnt zu halten. Niemand, der die Gnomelitteratur der Griechen und Juden zur Zeit des Aufgangs der Sasaniden kennt, wird darüber in Zweifel sein, dass Atunpat mitten in ihr steht und nicht den mindesten Anspruch darauf hat, spezifisch persische Anschauungen zu vertreten, trotzdem er (falls das Buch echt ist, was durch den Patet des Adherbadh im Avesta mehr als zweifelhaft ist) die Wiederherstellung zoroastrischen Glaubens in Persien als Augenzeuge gesehn haben müsste. Nach meinem Dafürhalten sind wir hier auf einem von den syrischen Uebersetzungen griechischer Spruchweisheit abhängigen Gebiete. Ich muss dies um so mehr hervorheben, als Herr Max Müller in Trübners Record 720 das Buch a most useful contribution to our knowledge of the moral and religious convictions of the followers of Zoroaster nennt. Jene griechisch-syrisch-hebräische Gnomik mag ihm unbekannt sein: wenn er aber sagt The Zendavesta contains but little of what could constitute the daily bread of a religious community, and it is but natural that it should have been supplemented by books like the present, so bekenne ich mich darein nicht finden zu können. Die gigantische Anschauung von dem Kampfe des Guten und Bösen, die beide zu Reichen geschlossen einander gegenüberstehn, die Forderung in jedem Augenblicke alles zu thun, was dem Reiche des Bösen Abbruch schaffen

kann, nicht geeignet daily bread of a religious community zu sein! Der Liberalismus hat arge Verwüstungen angerichtet, wenn ein Mann wie Max Müller dies Birkenrindengebäck des Atunpat für ein wünschenswerthes supplement jener nahrhaften Kost Zoroasters halten kann.

Zum Schlusse möchte ich noch einige Punkte besprechen, welche mir bei dem von Herrn Jamaspjee seiner Ausgabe beigefügten, mir allerdings nicht durchweg verständlichen Wörterbuche aufgefallen sind. Die Lesung nicht weniger Wörter ist mir nämlich vom philologischen Standpunkte aus unerklärlich.

Einmal behält Herr Jamaspjee doppeltes n an vielen Stellen, wo ich dasselbe nur Einmal gelten zu lassen und die Doppelschreibung nur als Zeichen der Vokellosigkeit anzusehn vermag. Ich kann דמיתנתן sterben, דקיימנתן aufstehn u. s. w. nur für eranische Zeitwörter auf ândan halten, deren ân Participialmodus ist. 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥 (𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥)

oder 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥 oder 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥 oder 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥 sind auf diese Weise eranisiert worden: die Verkürzung des Vokales â in a anzunehmen ist wohl nicht zu schwierig. Gewöhnlich geht jenen syrischen Formeln 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥 vorauf, wie Genesis 15, 2 in der missverstandenen Glosse zu 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥, welche jetzt 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥 statt 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥 𐭠𐭣𐭥𐭥𐭥 punktiert ist (Aquila zuerst *υἱὸς τοῦ ποιῆοντος*).

Zweitens möchte ich fragen, ob wir nicht im Huzwaresch Finalbuchstaben anzunehmen haben. Bekanntlich kannte schon Epiphanius solche im Hebräischen, und wenn dem Huzwaresch zugestanden wird, dass ein ausfahrender Strich am Ende des Wortes mitunter nicht n oder v, sondern den

Abschluss des ~~hat~~ bedeutet, kommen wir um Formen herum, welche ich wenigstens erklärt wünschen muss, selbst anders als auf die angegebene Weise nicht erklären kann und anderswo nirgends erklärt, ja nicht einmal als auffällig beanstandet finde. So meine ich, dass das Zeichen 𐭪 in den Wörtern, welche neupersischen پاسخ Antwort 29, 4: بستاخ trotzdem 27, 18 کستاخ 33, 13 35, 4 39, 11 Abhandl. 33: دوزح Hölle entsprechen, am Ende nicht khv sondern nur kh zu lesen ist. 𐬔𐬀𐬎𐬌𐬍 𐬕𐬵𐬆𐬥 zeigen auch nur einfach gutturalen Ausgang. Ich meine ferner, dass dies 𐭪 auch im Anfange mitunter nichts ist als خ. Wenigstens khvârbâr 31, 18 hat kein Recht auf ein v. 𐬖 lässt sich nur als Verstümmelung von skara verstehn, خر und 𐬑𐬀𐬣 in 𐬑𐬀𐬣𐬗𐬊𐬏 zeigen ebenfalls kein v. Ferner kann ich nicht glauben, dass das + in allen Stellen einen langen Vokal bezeichnet, so wenig als & oder ˘ dies thun: die drei Zeichen sind Lese-mütter. khôrtak 33, 27 Beiträge 39, 30: ôctôbar 33, 19 = استوار : tôkhm 31, 18 35, 16 = ان𐬒𐬄 Abhandlungen 48, 32 sind ebenso unerträglich als die Superlativ mahêçt 37, 17 und nazdêçt 31, 2. So möchte ich auch 29, 34 nicht girôb, wozu gar kein Grund ist (𐬕𐬼𐬠), sondern grûb gelesen wissen, Doppel-Vav als recht ausgesprochenes û: in huçrûb 33, 21 .22 hingegen = 𐬑𐬀𐬣𐬗𐬊𐬏 خسرو Xosroés nur huçrub.

**Schluss im nächsten Stücke.**

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 38.

21. September 1870.

(Haug's prize essay) Pand nâmah, i Âdarbâd Mârâspand or (the book of counsels by Âdarbâd Mârâspand.) Being a prize essay in the name of M. Haug Ph. D. comprising the original Pehlvi text, its transliteration in Roman as well as Gujerathêe characters, a complete translation in Gujerathêe and a glossary in Gujerathêe and English of all words occurring [so] in the text. By Herbad Sheriarjee Dadabhoy, teacher of the zend language and holder of the Sir Jamsetjee Jeejeebhoy fellowship [so] in the Sir J. J. Zartoshti Muddressa. Published. [so] by the Zartoshti dinni khol karnârî mandli, (Society for making researches into the Zoroastrian Religion) [.] Bombay: Daftur Ashkârâ Press. 1869.  
(Schluss.)

Endlich möchte ich noch bitten bei der Erläuterung der in Rede stehenden Sprache dem Armenischen einen grösseren Einfluss zu gestatten. Dass ich dabei nicht an eine Vergleichung aus einem durchblättern armenischen Wörterbuche denke, sondern an irgendwelche wirkliche

Kenntniss der Sprache, habe ich schon oft genug ausgesprochen. Gatvar 39, 10 = honorable ist *qawṣawṣan* Moses von Khorên II 7 (Herr Jaspjee scheint an *παῖς* zu denken), wie *qawṣawṣan* *φορσὸν κλιντὴρ παράθεμα* Cant. 3, 9 Exod. 38, 4 (auch *ἰσχάρα* Exod. 27, 4) = *ثاواره ثاخواره كهوراز* oder richtig *جبار* und davon arabisch *جبار* Bein- und Armschiene, wie sie die Chirurgen bei Brüchen verwenden. Garôtmânîk 33, 25 = residing in the highest paradise, das mit Unrecht *گروتمان* beigeschrieben erhalten hat (dies ist nur Umschreibung des Huzwareschwortes Garôtmân in Neskhischrift) und vielmehr mit *کرزمان گروتمان* zusammenstehn musste (denn dies erscheint in der persischen Poesie) gehört zu *qabrēqān* Abhandlungen 178 Moses von Khorên I 11 Ende II 66 Elischê 6, <sup>12</sup>/<sub>13</sub> 48, 16 Zenob 30, 32 Johannes Mamikon. 11, 29. Hamâk 35, 21 39, <sup>17</sup>/<sub>18</sub> ist nicht (wozu â nicht passt) *𐭪𐭫*, vielleicht *𐭪𐭫𐭪𐭫*, woher bei Elische 124, 17 *𐭪𐭫𐭪𐭫𐭪𐭫* als persisch ausdrücklich aufgeführt: freilich *𐭪𐭫*. Kînvar 29, 27 *𐭪𐭫𐭪𐭫𐭪𐭫* rachsüchtig (Beiträge 12, 9). Pann (von Herrn Haug noch neulich pavan gelesen) ist bewährt durch *𐭪𐭫𐭪𐭫𐭪𐭫* = paitidâna, neben dem allerdings von den Wörterbüchern *𐭪𐭫𐭪𐭫𐭪𐭫* *𐭪𐭫𐭪𐭫𐭪𐭫* verzeichnet werden: das Wort ist auch bei den Mandäern als pandama (Petermanns Reisen in den Orient II 462) vorhanden, und im Arabischen als *فدام* Dozy dictionnaire des vêtements 326.

Die Aussprache êvak und also auch êvakânak êvaktâk ist schon in den Abhandlungen 71, 10 zurückgewiesen: zu dem dort bei Ge-

legenheit von **سند** behandelten **دینک** und **دینک** vgl. jetzt de Goeje zu Balâdhurî 41 und was dort Defrémery gibt. Die Aussprache **دینک** wird vielleicht auch durch das neupersische **دینک** empfohlen. Statt **kanfak** 37, 23 39, 9 (27, 12) würde ich **kinfak** lesen, da im neupersischen **کرفه** **kirfa** gesprochen wird.

In hohem Grade auffallend ist **pêtâambar** 29, 15 33, 2 = **پیتامبار** und **am-hôçpandân** 27, 26 die Amschaspands. Ich bin völlig ausser Stande diese Formen anders denn als eingewurzelte Schreibfehler zu erklären, die allerdings von der Dummheit der Schreiber der Huzwareschhandschriften unwiderlegliches Zeugnis ablegen würden.

Ich will hier noch auf eine wichtige Stelle im Elische aufmerksam machen, welche ohne mich wohl noch länger der Kenntniss der eranischen Philologen entzogen bliebe. Im achten Buche, das allerdings vielleicht nicht von Elische selbst ist (Werke, Venedig 1838), wird von einem Mobed gehandelt, der unter Jezdegerd II (also in der Mitte des fünften Jahrhunderts) die Priester Samuel und Abraham gefangen hält. 124 14 ff. »Er war gelehrter als viele Weise in den Gesetzen der Zradescht: er wurde auch, was sie für eine grosse Ehre in der Hierarchie ihres Irrthums rechnen, **hamakden** genannt. Er wusste auch den **ampartchasch** (**ամպարտաշահ**), er hatte auch den **bozpayit** (**բոզպայիտ**) gelernt, er hatte sowohl den Pahlawi- als den Parsiglauben inne (**և զպալսալիկն և զպարսկադինն**). Denn diese fünf Grade (**հեշտաք** ist mir in der Bibelübersetzung nicht vorgekommen: bei Elische



findet es sich einige Male für Religion: ich habe in jüngeren Jahren eine ti-Bildung der Wurzel gesehen, die tkaêsha (Fremdwort, 252: Beiträge 68, 23] geliefert hat) sind es, welche das ganze Gesetz der Magierschaft umfassen: aber ausserdem ist noch ein sechster, welchen sie mogpet heissen. Sehr geistreich ist die Notiz nicht, aber doch der Beachtung im höchsten Grade werth, eben so sehr als Masudis Mittheilung aus einem Briefe von Ardaschir Bahman (vielleicht aus dem kârnâmak) Murûgaldhahab II 162, in welchem vier Stände in Persien deutlich anerkannt werden, die kuttâb, denen die Leitung der Regierung obliegt, die fugahâ, welche die Säulen des Glaubens sind, die usâr wira, welche چهار ارب, und die Ackerbauer.

Die Zeiten sind lange vorüber, in denen ich für Hafs und Dschelaleddin Musse übrig zu haben meinen dürfte: ich kann das Iranische jetzt nur noch als Theologe treiben, der bei der so zu sagen chemischen Analyse, welche er mit den südwestasiatischen Religionen vornehmen muss, um die Basis des Christenthums, das Evangelium, rein zu erkennen, den Einfluss, welchen Persien auf das Judenthum und durch dasselbe oder unmittelbar auf das Christenthum geübt, zu erforschen hat. Ich kann also die vorstehenden Bemerkungen nur als die Arbeit eines Dilettanten ausgeben, der sich ganz gelegentlich mit den darin besprochenen Dingen und, so lieb ihm Zoroaster und Persien sind, doch nicht um ihrer selbst willen beschäftigt. Dennoch glaube ich, dass diese Bemerkungen wenigstens Anregungen geben können, und schliesse, wie schon früher zweimal, mit der Frage des schuld bewussten Zoroastrians kâ mê acti citha. Wahrscheinlich die bei-

den, welche mir auch sonst auferlegt werden:  
und mit einem **آداب** werden iranische Philo-  
logen ja schon umzugehen wissen.

Paul de Lagarde.

Reusch, Dr. F. Heinr., Prof. der Theologie  
an der Universität zu Bonn: Bibel und Natur.  
Vorlesungen über die mosaische Urgeschichte  
und ihr Verhältniss zu den Ergebnissen der  
Naturforschung. Dritte, umgearbeitete Auflage.  
Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung.  
1870, 509 S. gr. 8.

Dies Buch hat bereits die dritte Auflage er-  
lebt, ein Glück, das es vor vielen anderen sei-  
nes gleichen voraus hat, und ein Beweis, dass  
es dem Bedürfnisse eines grossen Leserkreises  
wirklich entspricht. Auch begreift man sehr  
wohl, wie dasselbe ein solches Glück hat ma-  
chen können. Nicht bloss, dass es eine Streit-  
frage behandelt, welche in unserer Zeit eigent-  
lich keinen Gebildeten gleichgiltig lassen kann:  
es behandelt dieselbe auch in einer höchst an-  
sprechenden Weise. Der Stil ist leicht, elegant,  
übersichtlich und so allgemein verständlich, dass  
nirgends dem Leser ein grösseres Aufgebot eige-  
nen Nachdenkens zugemuthet wird, als unsere  
Durchschnittsbildung überhaupt zu leisten im  
Stande ist. Dazu kommt, dass der Verf. sich  
überall als einen Mann bekundet, der wirklich  
die Dinge kennt, um die es sich handelt, na-  
mentlich auch auf dem Gebiete der Naturwissen-  
schaften in einer Weise zu Hause ist, wie man  
dies in der Regel bei Theologen nicht voraus-

zusetzen gewohnt ist: man lernt gerade nach dieser Seite hin auch Etwas aus dem Buche und zwar um so mehr, als der Verf. sich bemüht hat, die verschiedenen Meinungen der Naturkundigen unsrer Zeit in übersichtlicher Weise vor Augen zu führen. Endlich aber ist das Ganze ein Versuch, zu zeigen, wie christliche Welt- und Lebensanschauung, ja, wie die Lehren und Grundsätze der katholischen Kirche mit der völligen Freiheit auf naturwissenschaftlichem Gebiete sehr wohl zu vereinigen seien, wie man keineswegs nöthig habe, entweder auf das Eine oder auf das Andre zu verzichten, entweder die alten Glaubenswahrheiten der Kirche preiszugeben oder sich vor den Resultaten der modernen Naturwissenschaften zu verschliessen, und zwar ein Versuch, der, wie man nicht anders sagen kann, für einen grossen Theil des gegenwärtigen Geschlechtes etwas Einleuchtendes hat, besonders für den grossen Kreis aller Derer, die, ohne selbst Fachgelehrte zu sein, doch von den Naturwissenschaften und ihren Resultaten genug wissen, um dadurch selbst in einen Conflict mit dem überlieferten Kirchengodogma gerathen zu sein, und die nun hier eine Anleitung bekommen, wie dieser Conflict zu schlichten und Beides neben und mit einander festzuhalten sein möchte. Gerade diese Tendenz des Buches mag ihm doch den weiten Leserkreis gewonnen haben, den es augenscheinlich hat, wie überhaupt die so überaus geschickte Art, mit welcher von dem Verf. sein Gegenstand angefasst und behandelt worden ist.

Gleichwohl möchten nun dennoch gegen die Behandlungsart und gegen die Resultate des Verf. sich ernstliche Bedenken ergeben, wenn man den Dingen näher auf den Grund geht,

und Ref. leugnet nicht, dass er doch eine ganze Reihe von Fragezeichen auf dem Herzen hat. Was protestantischen Theologen gleich von vorn herein auffallen muss, das ist schon diese eigenthümliche Gebundenheit an die »Entscheidungen der Kirche«, welche der Verf. bei aller sonstigen Freiheit, auf die er Anspruch erhebt, zur Schau trägt. Was einmal von der Kirche entschieden worden ist, daran, das ist doch immer auch des Verf. bestimmt ausgesprochener Grundsatz, hat die Wissenschaft nicht mehr zu rütteln, das vielmehr hat sie als unfehlbare Wahrheit im Glauben hinzunehmen als die ihr ein für alle Mal gesetzte Schranke, aber wenn man nun auch begreift, wie ein solcher Standpunkt innerhalb der »katholischen« Kirche möglich und eigentlich selbstverständlich ist, so versteht es sich doch auch von selbst, dass derselbe dem Evangelischen nicht eben einleuchtend sein kann, und eben so, dass die Wissenschaft ihn durchaus nicht anerkennen kann: für sie giebt es eine solche Schranke nicht, die ihr durch Dekrete von aussen her gesetzt worden wäre, für sie giebt es nur die Realität der Dinge selbst, an die sie heranzutreten, die sie zu erforschen hat, unbekümmert, was Papst und Concilien dazu sagen mögen, und wo diese Freiheit der Wissenschaft, sei es auf theologischem, sei es auf naturwissenschaftlichem Gebiete, nicht gelten soll, da ist es selbstverständlich um die Wissenschaft überhaupt geschehen. Insofern ist also der Standpunkt des Verf. von vorn herein ein ungenügender, wenigstens eben sowohl für den Mann der Wissenschaft, wie für den evangelischen Christen, nur wo man die eben erwähnte Voraussetzung des Verf. theilt, kann man ihn genügend finden, und daran ändert sich

denn auch Nichts dadurch, dass der Verf. die Entscheidungen der Kirche bloss auf das religiöse Gebiet beschränkt, um so für das naturwissenschaftliche und — setzen wir sogleich hinzu — auch für das der Exegese alle mögliche Freiheit zu gewinnen: es bleibt immer der Eindruck der Befangenheit, wie sich der Verf. auch gebürden mag, man sieht doch stets den Faden, durch welchen er an eine ausserhalb liegende Instanz gebunden ist, wo man doch verlangen müsste, dass nur die Sache selbst, um die es sich handelt, ihm das Massgebende wäre.

Allerdings sind es ja nun bloss die einfachsten und summarischsten religiösen Grundanschauungen, für welche der Verf. die Autorität der Kirche gelten lässt, und eben so will er, dass auch die Bibel nur für diese Autorität sein soll: eben, wie wir kurz sagen könnten, für den Monotheismus als solchen und für die mit demselben gesetzte Abhängigkeit alles Geschaffenen von dem persönlichen Gotte. Dagegen auf das Gebiet der Naturforschung erstreckt sich die der Kirche und der Schrift vindicirte Autorität eben so wenig, wie die Resultate der exegetischen Forschung in ihren Einzelheiten bereits durch die Kirche und deren Aussprüche festgesetzt sind; und so gewinnt der Verf. denn nach diesen beiden Seiten hin allerdings eine grösse Freiheit, aber dann freilich eine solche, die er nun doch in ziemlich willkürlicher Weise anzuwenden sucht, namentlich auf dem Gebiete der Exegese. Denn was soll man dazu sagen, wenn der Verf., um nur dies anzuführen, weil es die Hauptsache betrifft, meint, es lasse sich der Schöpfungsbericht in Gen. 1 in vierfach verschiedener Weise auslegen? nämlich entweder

1) so, dass die dort genannten sechs Tage als wirkliche Tage mit einer Dauer von 24 Stunden aufgefasst werden, wo dann die Schöpfung mit dem ersten Tage ihren Anfang zu nehmen hätte, oder 2) so, dass man freilich diese sechs Tage festhielte, aber denselben einen unbestimmt langen Zeitraum voran gehen liesse, in welchem dann alles das vorgegangen wäre, was die Naturforschung als in längeren Zeiträumen entstanden nachgewiesen hat, oder 3) so, dass die sechs Tage nicht Tage im gewöhnlichen Sinne bedeuteten, sondern eben längere Perioden von beliebiger Zeitdauer, wohl gar mit der Modifikation, dass diese längeren Perioden bis zum vierten Tage reichten und von da an dann der jetzt noch übliche Sonnentag eingetreten sei, endlich dann 4) die von dem Verf. sogenannte ideale Auffassung, nach welcher-von einem Nacheinander der Schöpfungsthaten Gottes nicht mehr die Rede zu sein braucht, nach welcher das, was Moses »Tag« nennt, nur als eine Bezeichnung für »sechs logisch von einander zu unterscheidende Hauptmomente, sechs durch die Schöpfung verwirklichte göttliche Gedanken oder Ideen« gelten soll. Wir meinen, das sei denn doch ein sehr willkürliches Verfahren und auf diese Weise lasse sich aus dem biblischen Text am Ende alles Mögliche machen, auf diese Weise sei man schliesslich im Stande, ihn sagen zu lassen, was man eben braucht, und bei diesem Verfahren könne denn freilich jeder Conflict zwischen Naturforschung und Bibelwort leicht geschlichtet werden, aber wir meinen nicht minder, dass dadurch wenig ausgerichtet werde und dass ein unbefangener Sinn leicht dahinter kommen werde, wie wenig ein solcher Ausgleichungsversuch wirklich werth sei. Die

Freiheit, welche die »kirchliche Autorität« nach dem Verf. dem Exegeten lässt, darf nach unserer Meinung doch keineswegs in diesem Sinne ausgeübt werden, dass derselbe nun mit dem Schriftworte umspringen dürfe, wie es seine Laune oder auch ein momentan gefühltes Bedürfniss an die Hand geben möchte, und — dass der Wortbestand von Gen. 1. diesen von dem Verf. aufgestellten vierfachen Sinn nicht verträgt, das dürfte doch ziemlich klar sein, sobald man nur den Bericht der Genesis ansehen will.

Zunächst die sogenannte ideale Auffassung, welche das Nacheinander der »Tage« völlig ignoriren möchte und darin nichts Andres meint finden zu müssen, als nur die Aufzählung von Hauptmomenten der schöpferischen Thätigkeit Gottes überhaupt . . . . es dürfte doch kaum noch gesagt werden, dass diese den ganzen Bericht, wie er vorliegt, umstösst und ihn in einem Sinne deutet, der dem, was er ausdrücklich sagt, geradezu entgegen gesetzt ist. Denn geradezu und ausdrücklich ist hier doch von einem Nacheinander von Tagen die Rede, dieselben werden sogar als 1., 2. 3. u. s. w. Tag aufgezählt, und am Schluss heisst es (Gen. 2, 2.) ganz bestimmt, dass Gott »am siebenten Tage alle seine Werke vollendet« und deshalb »den siebenten Tag gesegnet« habe (vgl. auch das 4. Gebot in Ex. 20, 11.) Da nun zu sagen: es sind nicht wirkliche Tage gemeint, sondern nur Hauptmomente der Schöpferthätigkeit, die in einzelnen summarischen Bildern dem frommen Seher vor die Seele getreten sind, was heisst das Anderes, als den Bericht, wie er vorliegt, völlig über den Haufen stossen und ihn sagen lassen, was er augenscheinlich nicht sagt, wovon

er vielmehr das Gegentheil ganz deutlich behauptet? Der Verf. bekennt, dass diese ideale Auffassung eigentlich die seinige sei, wenigstens diejenige, der er am Meisten geneigt sei Beifall zu zollen, aber --- kaum sollte er sich doch verbergen dürfen, dass er zu derselben nicht auf exegetischem Wege gelangt ist, sondern lediglich dadurch, dass die Ergebnisse der neueren Naturforschung doch eine zu grosse Gewalt über ihn gehabt haben, um ihnen widerstehen zu können, und — dass er hier nicht eine Uebereinstimmung zwischen dem Berichte der Genesis und den neueren naturwissenschaftlichen Anschauungen nachgewiesen, sondern lediglich gezeigt hat, dass er diese Uebereinstimmung nicht hat nachweisen können ausser durch ein so gewaltsames Verfahren, wie er es dem Texte der Genesis angedeihen lässt, das sollte ihm doch auch deutlich sein. Seine »ideale Auffassung« ist eben Nichts weiter als ein Nothbehelf, von der Naturwissenschaft ihm an die Hand gegeben, der aber auflöst, was er stützen will: den Text des Schöpfungsberichtes in der Mosaischen Urkunde.

Und nicht besser verhält es sich doch auch am Ende mit der 3. Auffassung, die der Verf. als möglich gelten lassen will: nach welcher die »Tage« des Berichtes in eben so viele grosse Schöpfungsperioden umgedeutet werden sollen. Sie ist ja freilich verbreitet genug, namentlich auch bei denen, die ihrer Orthodoxie sich rühmen, und doch kann es keinem Unbefangenen entgehen, dass auch hier dem Texte Gewalt angethan und Etwas in denselben hineininterpretirt wird, was er durchaus nicht sagt und nicht hat sagen wollen. Dass der von dem Berichte gebrauchte Ausdruck »Tag« in einem andren, als



dem gewöhnlichen Sinne verstanden werden müsse, ist in dem Berichte selbst — und darauf kommt es doch an — durch Nichts indicirt, vielmehr geben gerade auch die anderen dort gebrauchten Ausdrücke »Morgen und Abend« den gewöhnlichen Sinn durchaus an die Hand, und ganz besonders muss auch hier wieder auf Gen. 2, 2 f., und Ex. 20, 11 geachtet werden, um zu erkennen, dass der Bericht, verstanden, wie er es selbst gemeint hat, hier von wirklichen natürlichen Tagen und nicht etwa von langen Schöpfungsperioden redet. Hätte er den Ausdruck »Tag« in einem anderen Sinne, als diesem, verstanden wissen wollen, so würde er es doch wohl durch irgend Etwas angedeutet und vor dem Missverständnisse gewarnt haben, aber dies geschieht so wenig, dass Gen. 2, 3. unser natürlicher Sonnentag mit den Tagen der Schöpfung durchaus in Parallele gestellt wird, und da wird man sich denn auch schwerlich darauf berufen dürfen, dass einmal in einem viel späteren Buche des A. T. und ohne Rücksicht auf die Genesis der Gedanke vorkommt, es sein tausend Jahre vor Gott, wie ein Tag: diess Wort ist augenscheinlich nicht in Beziehung auf Gen. 1 geredet und kann desshalb zu einer Interpretation dieses Berichtes nicht herbeigezogen werden. Auch dürfte sich leicht zeigen lassen, dass die »Schöpfungsperiodentheorie« eben so wenig durch die Exegese gewonnen worden ist, wie die »ideale Auffassung«, dass sie vielmehr auch lediglich durch die modernen Naturerkenntnisse an die Hand gegeben und als ein künstlicher Ausgleichungsversuch in den biblischen Bericht hineingetragen worden ist. Hätte die heutige Naturforschung ihre Aufschlüsse nicht gebracht, wir würden ohne Zweifel den Ausdruck

»Tag« noch immer in seinem natürlichen Sinne verstehen, wie ihn denn die Alten auch stets in diesem Sinne verstanden haben, ganz vereinzelte Ausnahmen vielleicht abgerechnet, und auch hier dürfte sich zeigen, dass der auf diesem Wege versuchte Ausgleich nur dadurch möglich geworden ist, dass man dem mosaischen Berichte Gewalt angethan und aus ihm hinweggedeutet hat, was ihm doch wesentlich ist und zu seiner wirklichen Meinung hinzugehört.

Exegetisch bleibt in der That nichts Anderes übrig, als die zuerst von dem Verf. genannte Meinung: die sieben Schöpfungstage sind Tage im gewöhnlichen Sinne, d. h. Tage von 24 Stunden, wobei es dann immerhin verstatet sein mag, sich das »Thouwabou« des 2. Verses so lange, wie möglich zu denken, obgleich wir auch gegen diese letztere Meinung noch immer Bedenken haben möchten. Aber — ob nun mit einem immerhin verschiedene Millionen Jahre andauernden »Thouwabou« den Naturwissenschaften gegenüber geholfen sein möchte, das ist wieder doch gar sehr die Frage. Die Naturforschung redet nicht von einem Zustande des Chaos, der unmessbare Zeiträume hindurch bestanden habe, sondern von Perioden voll von organischen Bildungen, die dem jetzigen Zustande der Erde vorausgegangen wären, und — diese sind denn doch nicht in das »Thauwabau« zu verlegen. Und da dürfte es denn doch auch nicht verstatet sein, wie der Verf. meint, es thun zu dürfen, vor die in Gen. 1 berichtete Schöpfung andre Schöpfungsperioden zu verlegen, aus deren Untergange das »Thouwabou« hervorgegangen wäre. Davon redet der mosaische Bericht ganz und gar nicht, vielmehr sagt er, unbefangen angesehen, durchaus das Gegentheil. »Gott schuf

Himmel und Erde und die Erde war Thouwabou«, das heisst doch wohl, die Erde, wie sie eben »im Anfange« geschaffen war, und aus diesem chaotischen Zustande erhob sie sich zuerst durch die nun erst folgende Schöpfung der einzelnen und bestimmten Ordnungen und Wesen. Diess ist, exegetisch, doch wohl der allein richtige Sinn der Textesworte, sobald man dieselben nimmt, wie sie da stehen, dagegen vor das »Thouwabou« andre Schöpfungen zu verlegen, die untergegangen sein, um aus ihren Trümmern die jetzige hervorgehen zu lassen, dazu kommt der Verf. und kommen manche Andre mit ihm doch wohl nur durch den Umstand, dass die heutige Naturforschung, nicht etwa der mosaische Bericht, ihnen von solchen untergegangenen Schöpfungen geredet hat. Auch hier daher ein willkürliches Hineintragen in den Text von Dingen, die nicht in demselben enthalten sind, und ein Ausgleichungsversuch, der den Text dadurch auflöst, dass er zwischen denselben Etwas hinein schiebt, was nicht in ihn hinein gehört: er lockert den geschlossenen Bau der Textesgestalt, um in demselben Raum für Erkenntnisse zu gewinnen, von denen der Text eben Nichts weiss, und wir wenigstens sind überzeugt, dass, wenn man den Verf. der Genesis gefragt hätte: nimmst du eine der jetzigen Schöpfung vorangegangene an, aus deren Trümmern das Thouwabou entstanden?« dass er eine solche Frage gar nicht würde verstanden haben, wenigstens aber hat er an eine solche der jetzigen vorhergehende Schöpfungszeit gar nicht gedacht, giebt keinerlei Andeutungen, dass er an eine solche auch nur mit einer Silbe gedacht habe, und bestimmt muss man sagen, dass, wenn man den Text bloss aus sich selbst erklärt, was denn

aber doch die allein zulässige Erklärungsweise ist, dass man dann gar nicht darauf verfallen kann, zwischen den ersten und zweiten Vers von Gen. 1 noch eine Periode von etlichen Millionen Jahren einschieben zu wollen. Nach der Genesis ist offenbar das »Thouwabou« der erste Zustand, in welchem die Erde sich befunden hat, nachdem sie geschaffen worden ist.

Nach unsrer Ansicht ist die wörtliche Auffassung des Schöpfungsberichtes die allein richtige Erklärung desselben, denn nur dadurch, dass man sich an das hält, was er wirklich sagt, gelangt man auch zu dem, was er meint, und jede andre Erklärungsweise, nicht minder die 2., als die 3. und 4. von dem Verf. als möglich statuirte, thut dem Berichte selbst Gewalt an und ist nicht aus ihm, sondern aus anderweitigen und zwar um einige tausend Jahre später gewonnenen Erkenntnissen geschöpft, denen zu Liebe der Text selbst sich nun gefallen lassen soll, umgedeutet und gegen den Wortsinn interpretirt zu werden. Aber dass diess nur eine scheinbare Versöhnung der modernen Wissenschaft mit dem alten Schriftworte ist, das wird sich so leicht nicht leugnen lassen: bei näherer Betrachtung ist es sogar ein Beweis dafür, dass sich Beides nicht auf dem eingeschlagenen Wege versöhnen lässt, dass dieser Weg vielmehr entweder dem einen oder dem andern und am Ende sogar Beiden zugleich zunahe thun muss, um nur eine scheinbare Uebereinstimmung herauszubringen. Und eben diess Alles gilt denn auch in demselben Maasse von dem, was der Verf. darüber in's Licht zu stellen sucht, dass »Moses« in seiner Darstellung eben nur die Entstehungs- und Bildungsgeschichte der Erde, keineswegs aber die des ganzen Universums habe geben wollen.

Allerdings verhält es sich so, dass der Bericht der Genesis seinen Standort auf der Erde als dem Mittelpunkte des Weltalls nimmt, doch aber schildert er keineswegs bloss die Schöpfung der Erde, sondern des Universums. Noch am 4. Tage lässt er ja doch die Sonne und den Mond geschaffen werden, wie man doch die da gebrauchten Worte wörtlich auffassen muss, und wenn der Verf. des vorliegenden Buches uns glauben machen will, »Moses« habe mit Absicht sich auf die Darstellung der Erdenschöpfung beschränkt und sei sich dieser Beschränkung als einer von ihm beabsichtigten bewusst gewesen, so müssen wir doch auch dagegen die stärksten Bedenken erheben. Nach unsrer Auffassung kennt der Verfasser der Genesis keine andre Anschauung vom Weltall, als die, welche er in seinem Berichte zu erkennen giebt und welche ja auch der ganzen alten Welt gemeinsam war: nach welcher die Erde den Mittelpunkt der Schöpfung bildete und Sonne, Mond und Sterne Lichter waren, die Tag und Nacht regierten und lediglich um der Erde willen geschaffen waren, und diese Anschauung trägt er in so naiver Weise vor, dass ihm die Möglichkeit einer andern auch gar nicht in den Sinn kommt, keineswegs aber verhält es sich so, dass er, wie Herr Reusch meint, auch eine andre, etwa die jetzt uns Allen geläufige Anschauung hätte vertreten können und nur die in der Genesis vorliegende gewählt habe, weil diess seinem schriftstellerischen Zwecke am Meisten entsprochen. Auch in dieser Beziehung müssen wir desshalb gegen des Verf. Darstellung Widerspruch erheben und können nicht sagen, dass sie uns befriedigt und von der behaupteten Harmonie zwischen dem in Gen. 1 wirklich Gesagten und den

Resultaten oder Hypothesen der modernen Naturwissenschaften überzeugt hätte.

Dagegen worin wir ihm gern beipflichten, das ist der allgemeine Satz, dass wir in der Bibel keine naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu suchen haben, dass sie vielmehr eine Urkunde der Geschichte des religiösen Lebens ist, wie sich dieselbe auf dem Boden des Monotheismus gestaltet und entwickelt hat. Aber eben von dieser Unterscheidung zwischen dem, was die Bibel ist und nicht ist, wünschten wir nun auch einen consequenten Gebrauch gemacht zu sehen und zwar in der Art, dass man sich gar nicht mehr damit abquälte, eine Uebereinstimmung zwischen den in den alten biblischen Urkunden vorliegenden Naturanschauungen und unseren keutigen Naturkenntnissen durch künstliche Umdeutungen des Schriftwortes nachzuweisen, sondern dass man eben aus der Bibel auch nichts Anderes, als Erkenntniss des religiösen Lebens und seiner Geschichte schöpfen wollte, der Naturforschung überlassend, was ihres Amtes ist, nämlich die Natur zu erforschen zum Behuf immer richtiger Erkenntniss der Natur. In der That scheint es uns doch dem religiösen Bedürfnisse zu genügen, den Monotheismus, wie er in der Bibel vorliegt, mit seinen Konsequenzen festgestellt zu sehen gegenüber den an die Naturforschung so leicht sich anschliessenden Materialismus und Atheismus, aber — dazu hilft es denn freilich auch nicht, sich in der Weise des Verf. bloss auf die »Autorität der Kirche« zu berufen, und eben so wenig reichen dazu bloss exegetische Hilfsmittel aus: eine Entscheidung über diese Frage kann nur auf dem Gebiete der Spekulation erfolgen, welches der Verf. nicht betreten hat.

F. Brandes.

---

Die technisch verwendeten Gummiarten, Harze und Balsame. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Begründung der technischen Waarenkunde. Von Dr. Julius Wiesner, a. o. Prof. am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Erlangen, Verlag von Ferd. Enke 1869. 205 Seiten in gr. Octav. Mit 22 Holzschnitten und einer Tabelle.

Während die pharmaceutisch verwendbaren Pflanzenstoffgemenge, die man mit dem Namen der Gummiarten, Harze und Balsame belegt, in Bezug auf ihre äusseren und naturhistorischen Eigenschaften verhältnissmässig gut studirt und namentlich in den neueren Hand- und Lehrbüchern der Pharmakognosie zum Theil sehr genau beschrieben sind: haben die bloss technisch verwendeten Körper der angegebenen Kategorie eine ziemlich stiefmütterliche Behandlung erfahren, was um so wunderbarer erscheint, als letztere die in der Medicin benutzten, deren Zahl beiläufig bemerkt in stetem Abnehmen begriffen ist, an Masse und Wichtigkeit bei Weitem überragen. Wenn Wiesner, welchen Neigung und Beruf oft auf das Gebiet der Untersuchung technisch verwertheter Rohstoffe führte, sich zu einer monographischen Bearbeitung der Gummiarten, Harze und Balsame entschlossen: so müssen wir ihm umsomehr dafür dankbar sein, weil auch die Werke über Technologie die fraglichen Körper mangelhaft und unzuverlässig, weil nicht auf Quellenstudien beruhend, behandeln. Wiesner's Buch füllt offenbar eine bestehende Lücke aus, indem wir in ihm nicht nur eine quellenmässige Bearbeitung, sondern auch den Versuch gemacht finden, durch neue historische und namentlich histologische und anderweitige mikroskopische Untersuchungen eine möglichst exacte

Charakteristik der in Rede stehenden Drogen entweder zu schaffen oder, da wo eine solche vorhanden, diese zu vervollständigen.

Es sind bei der Bearbeitung solcher Stoffe, wie sie den Gegenstand des vorliegenden Buches bilden, hauptsächlich zwei Interessen massgebend und die Untersuchungen nach zwei Richtungen auseinandergehend, die selten in gleich präciser Weise von einer Person berücksichtigt werden können; diese Interessen sind einmal das botanische, andererseits aber das chemische. Bei den Gummiarten, Harzen und Balsamen überwiegt offenbar das botanische und tritt das chemische in den Hintergrund zurück. Denn es handelt sich um directe Pflanzenerzeugnisse, und nicht um chemische Individuen, sondern um Gemenge diverser, zum Theil in ihren chemischen Eigenschaften noch gar nicht oder nur sehr ungenau bekannter reiner Stoffe; und sind auch manche dieser reinen Stoffe wohl geeignet, die Aufmerksamkeit des Chemikers wachzurufen oder rege zu halten, so ist das an diese sich heftende allgemeine Interesse doch unendlich gering gegenüber demjenigen, das sich an die Abstammung der Rohstoffe, an die Entstehung derselben und ihr Vorkommen in den Organen und Geweben der Pflanzen, endlich an ihre naturhistorischen Eigenschaften knüpft. So können wir es nur in der Ordnung finden, dass Wiesner als Botaniker die Ausarbeitung der in Rede stehenden Monographie unternommen hat, zumal da er lange und eingehend, theoretisch und praktisch mit Chemie sich beschäftigt hat, um auch in einzelnen Details die chemische Charakteristik der Harze und Gummiarten ergänzen und deren Zusammensetzung genau nach den Quellen angeben, beziehungsweise auf diese hinweisen



zu können. Dagegen hielt sich der Verfasser nicht für berechtigt, das allgemeine Capitel über die chemischen Verhältnisse der Harze zu bearbeiten, welches ein auf diesem Specialgebiete und auf dem Gebiete der Phytochemie im Allgemeinen sehr bekannter und bewährter Forscher, Prof. Dr. Hlasiwetz, übernahm, durch dessen Arbeit das Buch in der That um ein sehr schätzbares und allgemeine Anerkennung verdienendes Capitel bereichert ist (S. 70—84).

Die Bearbeitung der fraglichen Drogen stützt sich besonders auf das reiche einschlägige Material der Waarensammlung des Wiener polytechnischen Instituts und fand, wie in der Vorrede (S. IV) angegeben wird, eine wesentliche Erleichterung darin, dass nicht wenige derselben auch medicinisch benutzt werden. Es werden zuerst die technisch verwendeten Gummiarten (S. 1—57) in einem Abschnitte für sich, dann die Harze und Balsame in einem gemeinsamen Abschnitte vereinigt besprochen, der den übrigen grösseren Theil des Buches einnimmt. Der speciellen Betrachtung der einzelnen Drogen gehen bei beiden Abschnitten fünf allgemeine Capitel voraus, zunächst eine allgemeine Charakteristik, dann ein Capitel über physikalische und naturhistorische Eigenschaften, ein weiteres über deren chemische Eigenschaften, dann solche über Vorkommen, Entstehen und Gewinnung. Von Gummiarten sind speciell behandelt: das Gummi der Acacien, ächtes ostindisches oder Feroniagummi, Kirschgummi, Traganth, Acajougummi, Cocosgummi, Chagualgummi, Gummi von *Cochlospermum Gossypium* und von *Moringa pterygosperma*, endlich Perugummi; von Harzen und Balsamen werden in besondren Abschnitten betrachtet: Gummigutt, Terpenthin, Fichtenharz,

Meccabalsam, Copaivabalsam, die Elemigruppe, Mastix, Sandarak, Dammar, Gummilack, die Copalgruppe, Perubalsam, Tolubalsam, Storax, Benzöe, Drachenblut und die Xanthorrhoeaharze. Es ist anzuerkennen, dass Wiesner ausser den bisjetzt technisch verwertheten Gummiarten und Harzen noch jene Pflanzen namhaft macht, welche als Gummi oder Harz liefernd bekannt geworden sind, da gewiss einige derselben früher oder später technische Anwendung finden werden, und da auch ausserhalb des Kreises der Techniker ein solches Verzeichniss bei Botanikern und Chemikern sehr erwünscht sein muss.

Auf Einzelnes eingehend, heben wir die S. 9. gegebenen Abbildungen der mikroskopischen Verhältnisse des Gummi von *Moringa pterygosperma* Gaertn. (Gomme de ben-ailé), welches von Wiesner und Beckerhinn im Polyt. Centralbl. 1869 p. 1278 genau beschrieben ist, hervor, indem kein andres Gummi solche interessante Structurverhältnisse, beinahe noch völlig dem Gewebe, aus welchem das Gummi hervorgegangen ist, entsprechend, zeigt. Unter dem Namen des Aciengummi vereinigt Wiesner das Gummi arabicum, senegalense, capense und australe, die ersten beiden als afrikanisches Gummi wegen ihrer gemeinschaftlichen Abstammung von *Acacia Verek* zusammenfassend; die Sorten des Senegalgummi sind beschrieben nach einer wohl vollständigen Sammlung senegalensischer Gummen, die der Verfasser bei der letzten Weltausstellung für die Waarensammlung des Wiener Polytechnicums acquirirte. Das Ostindische Gummi des Londoner Marktes hat Wiesner nach Vergleichung mit verschiedenen Proben ostindischer Gummen bekannter Herkunft als von *Feronia elephantum* (Fam. Aurantiaceae) abstammend erkannt. Neu

ist die Darstellung des Chagualgummi, einer chilenischen Gummiart, das von der Bromeliacee *Puya coarctata* Gay (*Pourretia coarctata* Ruiz et Pavon) abgeleitet wird, welchen Ursprung Wiesner jedoch sehr bezweifelt, da die mikroskopischen Verhältnisse der dem Gummi anhängenden Oberhautstücke mit den der Oberhautzellen der fraglichen Pflanze nach Exemplaren, welche Pöppig sammelte, durchaus nicht übereinstimmen. Auch das nicht eigentlich zu den Gummen gehörende, schon früher von Liecke beschriebene sog. Perugummi ist nach Untersuchungen in Wiesner's Laboratorium (von Beckerhinn ausgeführt) bearbeitet und mit Abbildungen begleitet. Vergebens haben wir in Wiesner's Buche über ein Gummi Aufschluss gesucht, welches in der Sammlung des Herrn Med. Rath Wiggers unter dem Namen des Gummi brasiliense sich findet und welches, neuerdings als Verfälschung der Myrrha vorgekommen ist (Wiggers und Husemann, Jahresber. 1870 p. 130); Wiggers hält es für identisch mit dem Gummi Gopake, welches Soubeiran von der *Acacia Adansonii* ableitet, doch woher der Name Gummi brasiliense?

Auch bezüglich der Harze müssen wir auf eine Figur hinweisen, nämlich auf die S. 61 gegebene Abbildung des rothen Xanthorrhoeaharzes aus Südastralien, indem dieses zum Theil noch die Form der Organtheile, aus denen es hervorgegangen ist, darbietet; doch nimmt Wiesner keineswegs überall eine Entstehung der Harze durch Zerfall von Gewebsbestandtheilen an, wie er z. B. beim Gummigutt vermuthet, dass das Harz in dem Zellgewebe im aufgelösten Zustande vorhanden ist und beim Durchschneiden des Rindengewebes austretend aus der Lösung

gefällt wird. Für den Meccabalsam hat Wiesner eine charakteristische Eigenthümlichkeit darin gefunden, dass er in seinem Lichtbrechungsvermögen beinahe völlig mit den Kartoffelstärkemehlkörnchen übereinstimmt, was bei den übrigen Balsamen nicht der Fall ist. Für die Elemiharze erschienen ihm die mikroskopisch erkennbaren Krystalle ganz besonders charakteristisch; es sind unter dieser Harzgruppe verschiedene vom Verf. neu untersucht, so das Elemi von *Icica viridiflora* aus Guyana, das Harz von Ocumé aus einer *Bursera* am Gabon und die Résine de Gomart d'Amérique von *Bursera gumifera* L. Sehr ausführlich und ansprechend sind die Copale beschrieben, über deren Oberflächenform von Wiesner eine Reihe neuer Untersuchungen angestellt sind, deren Resultate durch eine Anzahl instructiver Abbildungen die beste Erläuterung finden; dagegen ist die Benzoë verhältnissmässig kurz abgethan.

Es ergeben die vorstehenden Angaben zur Genüge, dass wir es mit einem Buche von bleibendem Werthe zu thun haben, das für den Pharmakognosten eine nicht gewöhnliche Bedeutsamkeit bietet. Es lehrt das Buch selbst von Neuem, wie das Mikroskop, der Pharmakognosie dienstbar gemacht, ihr auch da Gewinn verschafft, wo man es am wenigsten erwarten sollte, wie ja selbst für das Kriterium gewisser Harze mikroskopische Verhältnisse entscheidender als selbst die chemischen sind.

Die Ausstattung des Wiesner'schen Buches ist durchaus rühmensewerth.

Theod. Husemann.

---

Elsass und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland von Prof. Dr. Adolph Wagner. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot 1870. 90 S. in Oktav. (Der ganze Reinertrag ist für die Hinterbliebenen der im Jahre 1870 gefallenen deutschen Krieger bestimmt).

Was heute Millionen Deutscher Herzen bewegt und zur Unterzeichnung von Massenadressen an den königlichen Schirmherrn treibt, die Bewahrung der von unseren tapferen Truppen wiedereroberten westlichen Grenzländer, berührt in der That zu sehr den Kern der gemeinsamen Zukunft, ja, absorhirt im Augenblick die ganze deutsche Frage, als dass nicht eine Menge mehr oder weniger kompetenter Stimmen darüber ihr Urtheil abgeben sollten. Unter den vielen patriotischen und wohlmeinenden Schriften und Ansprachen, welche in diesen Tagen gegen eine Wiederholung der schlimmen diplomatischen Fehler von 1814 und 1815 warnen oder sich gegen die selbst in diesem Deutschland von 1870 nicht ganz ausbleibenden Unkenrufe schwachherziger oder böswilliger Gemüther richten, verdient die vorliegende in mehr als einer Beziehung eine besondere Beachtung. Der Verf., entschieden national gesinnt, erblickt in dem gewaltigsten Ereigniss der Gegenwart eine segensreiche Folge des grossen Jahrs 1866. Er hat überdies, wie wohl bekannt, sich behufs wissenschaftlicher Begründung des Nationalitätsprinzips vornehmlich in Osteuropa bereits früher in ähnlichem Sinne ausgesprochen und gibt im Anschluss an jene Studien\*) seiner neuesten Arbeit den bezeich-

\*) Die Entwicklung der europäischen Staatsterrito-

nenden Nebentitel: »Ein Capitel aus der Annexions- und Nationalitäts-Statistik und -Politik«. Der Leser stösst deshalb auch nicht auf die in den Zeitungen allzu üblichen Ergüsse und Schlagwörter, noch wird ihm die frühere Geschichte von Elsass und Lothringen von Neuem auseinander gesetzt, es werden vielmehr die inneren Beweggründe untersucht, aus denen die Annexionstendenzen der Franzosen entspringen, so wie die Nichtigkeit der Bedenken, die man gegen die Wiedergewinnung unseres Eigenthums erhebt.

Vor allem Unfug, den Frankreich um sich sein sogenanntes »legitimes Uebergewicht« zu sichern mit den Lehren von der Nationalität und den natürlichen Grenzen getrieben, ist viel zu wenig beachtet worden, dass seine Statistiker wenigstens wegen des bedenklichen Stillstands der französischen Volksvermehrung schon seit längerer Zeit bange zu werden begonnen haben. Der rasche Anwachs derselben in Deutschland dagegen, vorzüglich im Gebiete des norddeutschen Bundes, offenbart die ausserordentliche Verschiebung des politischen und volkswirtschaftlichen Schwerpunkts, die mit unserer Nation nach Aussen wie nach Innen vor sich geht. Eine vergleichende Bevölkerungsstatistik von 1815, als das Gebiet des deutschen Bundes und Frankreich genau dieselbe Volksmenge aufwiesen, bis zur Gegenwart, wo nach dem Ausscheiden Deutsch-Oesterreichs das sogenannte Kleindeutschland allein trotz ununterbrochener Auswanderung 38.51 Millionen Einwohner zählt gegen 38.19 in Frankreich mitsammt den Annexio-

rien und das Nationalitätsprincip, eine Studie im Gebiete der vergleichenden Annexions- und Nationalitäts-Statistik. Preuss. Jahrb. XIX, 540. XX, 1.

nen von 1860, gewährt ein Resultat, welches in der That viel zu denken giebt. Aus ihm entspringen neuerdings zum guten Theil jene unverschämten Compensationsansprüche, von denen die Franzosen einmal gründlich entwöhnt werden müssen, falls wir nicht immer wieder Annexionsgelüste auf Belgien und den Rhein niederkämpfen wollen, lediglich weil nach Auffassung unserer unbequemen Nachbarn die langsame Zunahme ihrer Bevölkerung durch den Raub von Land und Leuten ausgeglichen werden muss.

Nach diesen anziehenden Erörterungen kommt der Verf. auf sein eigentliches Thema, die Rückforderung von Elsass und Lothringen. Vorsichtig erhebt er nur auf die deutschen Striche von Elsass und Lothringen Anspruch, keineswegs kraft des Eroberungsrechts, obwohl es auf deutscher Seite wahrlich mehr Achtung verdient als auf französischer, sondern aus der Combination unseres historischen Anrechts, des Nationalitätsprincips, des Princip der natürlichen Grenzen und der unbedingten Nothwendigkeit das eigene Territorium dauernd zu sichern. Wagner sucht wo möglich scharfe Naturgrenzen mit der festen Basis der Sprachgrenze zu vereinen, die er »einen unendlichen Segen für grosse Nachbarvölker« nennt. Er wünscht das Princip sogar durch Aufnahme in den Friedensvertrag dereinst völkerrechtlich sanctionirt zu sehn. Das Elsass macht in dieser Hinsicht nun bekanntlich geringe Schwierigkeit, da, wenn wir uns an die Sprache der Landgemeinden halten, eine sprachliche Annexion durch das französische Idiom östlich von den Vogesen in kaum nennenswerther Weise stattgefunden hat. Mit Lothringen dagegen steht es anders. Die erforderlichen Auf-

nahmen freilich sind kaum vorhanden, erklärte doch Herr Legoit, der Leiter der officiellen Statistik in Frankreich, sehr charakteristisch Dergleichen bei der Volkszählung für nicht unbedingt nöthig. Zum Glück aber helfen nebst anderen deutschen Arbeiten die gewissenhaften Untersuchungen aus, welche Richard Böckh\*) im vorigen Jahre in einem Werke veröffentlicht hat, das dem ernstesten Studium in weiten Kreisen, namentlich auch der Diplomaten, wie Wagner dringend hervorhebt, nicht genug empfohlen werden kann. Mit seiner Hülfe sucht auch unser Verf. genau der Sprachscheide folgend nach geographischen Haltepunkten für die neue Grenze. Durch eine Aufnahme der ganzen Mosel- und Meurthe-Linie würde dies Hauptprincip zu sehr verletzt werden, da mit einer überstarken französischen Bevölkerung niemals gedient sein kann, noch weiter westlich aber keine bessere Naturgrenze aufzufinden ist. Bei strenger Befolgung des Gesetzes müsste sogar Metz mit seiner Umgebung bis zwei Meilen nördlich Preis gegeben werden, und man dürfte vielleicht dazu rathen, meint der Verf., wenn dafür das ganze deutsche Luxemburg zurückgewonnen werden könnte, falls nicht das militärische Bedürfniss, der nothwendige Besitz der wichtigsten Ausfallthore in unseren Händen, widerspräche. Von ähnlicher, das Gesetz durchbrechender Bedeutung ist Belfort im südwestlichen Elsass, wo allenfalls die Beobachtung der Wasserscheide zwischen Ill und Doubs, zwischen Nordsee und Mittelmeer, aus-

\*) Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung von Richard Böckh. Berlin 1869. Der Erinnerung an Ernst Moritz Arndt zu seinem hundertjährigen Geburtstage am 26. December 1869 gewidmet.



helfen dürfte. Es würden hiernach Alles in Allem 229.5 Q. Meilen mit 1,36 Millionen Einwohnern an Deutschland zurückkommen, während die Franzosen mit der Rheingrenze uns über 500 Q. Meilen mit  $3\frac{1}{8}$  Millionen Einwohnern entrissen haben würden. Wir wissen schon jetzt aus der vorläufigen Verwaltungsorganisation in den beiden eroberten Provinzen, wie weit die strategischen Rücksichten im Mosel- und Meurthe-Departement über die stricte Sprachgrenze hinausgreifen.

Ein ausführliches Capitel ist den Bedenken gewidmet, die sich gegen die Wiederentwelschung von Elsass und Lothringen erheben: der zu erwartenden Rachsucht der Franzosen, welche unsere Siege hervorgerufen, der doch aber durch Verrückung und Befestigung der Grenzen ein Damm entgegengeschoben wird; der Dauer der bisherigen Abhängigkeit, bei welcher indess der stückweise und allmälliche Verlust in beiden Gebieten nicht übersehen werden darf; vorzüglich aber der deutschfeindlichen Stimmung. Unsere erstarkte Nation hat wahrlich nicht zu verzagen. Was Preussen zumal in seiner Rheinprovinz gelungen ist, wird auch hier nicht ausbleiben. Das Hauptmoment bildet die trotz allem Sprachzwange in Schule und öffentlicher Verwaltung unerschütterlich Deutsch redende Landbevölkerung, der in bürgerlicher, wirthschaftlicher, politischer und selbst kirchlicher Beziehung von einer weisen Regierung die Augen schon wieder geöffnet werden können. Dass ein frondirender Kleinadel geringe Bedeutung hat, lehrt der Erfolg auch anderswo. Grössere Schwierigkeit werden natürlich die Städte mit fremdländischen Interessen verschiedener Art, am meisten vielleicht Fabrikorte wie Mühlhausen bereiten, die alte

Reichsstadt, die sich vor Alters schon der Schweiz in die Arme geworfen hatte. Allein der Grosshandel frondirt selten, der Zollverein eröffnet ein nicht minder grosses und sicherlich hoffnungsvolleres Wirthschaftsgebiet als das bisherige; allgemeine Wehrpflicht und Glaubensfreiheit mit ihren ethischen Früchten werden dazu beitragen, dass der segensreiche Schatz der ureigenen Nationalität wieder zu voller Erkenntniss gelange. Wenn Beamte, Militärs, echte und unechte Franzosen aller Art abziehen, so thut sich dafür den deutschen Landen ein erwünschtes Colonisationsgebiet nunmehr auch im Südwesten auf. Strasburg insbesondere erhält ein leuchtendes Vorbild an dem Aufschwunge, den das so mannigfach verwandte Köln am Niederrhein unter preussischem Scepter genommen. Die Neubegründung seiner Universität wird mit Hinblick auf das, was Bonn in funfzig Jahren geleistet hat, nicht vergessen.

Ein vierter Einwurf, das vermeintliche Selbstbestimmungsrecht nationaler Bruchtheile wie der Elsässer und Lothringer, an welches der ärgste Gegner unserer Einigung, die particularistische Demokratie, bereits erinnert, verdiente noch eine eigene Beleuchtung. Bei einer so unsinnigen Anwendung der Volkssouveränität müsste ja eine jede Minorität auch nach Gutdünken aus dem gemeinsamen Verbande wieder ausscheiden und den Staat in Atome auflösen können, wozu er leider an einigen Stellen wie z. B. in der Schweiz die bedenklichste Lust zeigt. Sind überdies grosse Interessenconflicte einmal auf die einzig übrige Weise durch das Schwert entschieden, so kann von solchen Theilansprüchen am Wenigsten die Rede sein. Nur die Nation, die als solche den Staat bildet, besitzt ein Selbst-

bestimmungsrecht. Der Verf. zweifelt nicht, dass dasselbe, wenn man es schon 1866 angerufen hätte, auch über Süddeutschland gesiegt haben würde. Ein jüngeres Geschlecht unserer Nation wird der Annexionspolitik seine nachträgliche Sanction nicht vorenthalten, je mehr zum Bewusstsein kommt, dass was seit 1648 durch Habsburgs und Frankreichs Sünden im Süden und Westen abhanden gekommen, durch eine feste nationale Zusammenfügung, das Werk des wirklichen ebenfalls seit zweihundert Jahren thätigen Mehrers des Reichs, realen Ersatz erhält.

Ruhe und Sicherheit vor erneuten Anfällen durch die Franzosen zu erlangen ist das Ziel der Abtrennung von Elsass-Lothringen aus ihrem Staatsverbände. Darum denn vollständige Einverleibung, nimmermehr aber die Errichtung eines neuen Staats, der völkerrechtlich neutralisirt werden müsste. Das System neutraler, aus dem alten Lotharingen erwachsener Zwischenstaaten wie der Schweiz, Belgiens, Hollands und neuerdings Luxemburgs, das wie die »Puffer« an unseren Eisenbahnwagen die Grossmächte fruchtlos auseinanderhalten soll, erfährt von Wagner eine schonungslose Verurtheilung, der wir uns in ihrem ganzen Umfange jedoch keineswegs anschliessen möchten. Der Nationalpolitiker hat durchaus Recht das Flussgebiet des Oberrheins, die ganze Mulde zwischen Vogesen und Schwarzwald, als ein und dasselbe mit dem des Niederrheins zu fassen und die deutsche Schweiz hinzuzuziehen, auf dass ihre Gesammtheit die grosse volkswirtschaftliche Grenze unserer Nation darstelle. Aber eine Geschichte von vier Jahrhunderten lässt sich doch auch nicht mit einem Striche auslöschen. Ist es politisch klug in Tagen wie den gegenwärtigen, wo endlich der Vogel in der Hand

seinen vollen Werth erhält gegen den auf dem Dache, durch heftige Angriffe gegen den Schweizer Particularismus überflüssig zu reizen, dem die Todesstunde eben so gut nahe wie jedem anderen noch in Deutschland existirenden Particularismus? Erscheinen die wiederholt in dieser Schrift anempfohlenen Grenzregulirungen am Ober- und Niederrhein wirklich so dringend nothwendig, da ganz Deutschland wesentlich darauf aus ist einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu erkämpfen ohne anderen Nachbarn das Mitreden zu gestatten? Haben wir auch wenig Interesse die Selbständigkeit der Schweiz und Hollands zu erhalten, wir können uns noch weniger nach ihrer Einverleibung sehnen, da jene dem Nationalitätsprincip zuwider gleich mächtigen Reichen des Ostens seit langer Zeit einen polyglotten Staatsverband thatsächlich festhält, und Holland doch mehr als dialektisch, als ein wirklich abgetrennter Zweig des Germanenthums wenn auch noch so klein und dürftig sich consolidirt hat.

Zum Schluss endlich wird Deutschland allein das Recht zuerkannt Elsass und Lothringen, so weit sie sein werden, zu entwelschen. Auch das Friedensinstrument hat da nicht einzureden. Nur flüchtig berührt der Verf. die gegenwärtig überaus lebhaft discutirte Frage, ob und wie weit sie zwischen Preussen, Baden und Bayern zu theilen. Ihnen gar eine reichsunmittelbare oder als Nachahmung der Holländischen Generallitätslande noch kümmerlichere Existenz zu gewähren, darf schlechterdings nicht erwartet werden. Mit Recht aber weist auch diese Schrift den vorlaut ausgesprochenen Gedanken einer Belohnung an die Süddeutschen für einfache Erfüllung ihrer Pflicht zurück und hält der grossen

Aufgabe, den verloren geglaubten Söhnen das Vaterhaus wieder lieb zu machen, nach Allem, was es längst im Osten und Westen bewiesen, allein nur Preussen gewachsen. Eine so eben erscheinende zweite Ausgabe spricht sich in einem längeren Schlusscapitel rückhaltlos für den Uebergang an Preussen aus.

R. Pauli.

---

Neue Untersuchungen über das Buch Koheleth. Ein Beitrag zur Erklärung des alten Testaments von Dr. Bernhard Schäfer, Präfekt am Fidehianum zu Sigmaringen. Eine von der Tübinger katholisch-theologischen Facultät gekrönte Preisschrift. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1870 — X und 214 S. in 8.

Die Aufschrift dieses neuen Buches verheisst etwas für unsre heutige Wissenschaft Erspriessliches: allein das Buch selbst entspricht dieser Verheissung so wenig dass wir uns bei seiner Beurtheilung selbst ziemlich kurz fassen können.

Der Verfasser stellt hier Untersuchungen an 1) über die Abfassungszeit des B. Koheleth S. 1—165; 2) über seine Anlage, bis S. 187; 3) über seinen Zweck, von da bis S. 206; endlich 4) über seine Bedeutung. Ueber die Bedeutung eines Buches des Alterthums kann man nun wohl am Ende solcher weitläufiger Untersuchungen einige allgemeine Worte noch beifügen: über seinen Zweck aber zuletzt erst zu reden nachdem man früher seine Anlage und Eintheilung schon festgestellt hat, ist ebenso verkehrt als zunächst ganz abgerissen nur über seine Abfassungszeit die ausführlichsten Untersuchungen

anzustellen. Die Anlage und Gliederung eines Buches ergibt sich erst aus seinem Grundgedanken und seinem Zwecke: zur Bestimmung seiner Abfassungszeit aber müssen, wenn diese wie bei dem B. Qohéleth uns heute dunkel ist, alle sich aus ihm ergebende oder auf es sich beziehende Merkmale so nothwendig zusammengefasst werden dass man auch über seinen Zweck und seine Anlage schon gewiss sein muss. Allein der Verf. wird bei dem B. Qobeleth im Grunde nur von der éinen Frage bewegt, ob es von Salomo selbst im zehnten Jahrh. vor Chr. geschrieben sei oder nicht: darüber meint er etwas wichtiges sagen zu können. Während nämlich alle unsre heutige Wissenschaft zu dém Ergebnisse hingeführt hat dass dieses dichterische Buch nur seiner Kunstanlage wegen den König Salomo redend einführt (und dies beinahe nur ebenso wie wenn ein Aeschylos einen Agamemnon oder ein Sophokles einen Aias oder auch ein Platon einen Sokrates redend einführt), will er beweisen Salomo habe dieses Buch im groben geschichtlichen Sinne wirklich selbst geschrieben. Es hat für ihn keine Bedeutung dass sogar der jetzt verstorbene Hengstenberg in Berlin wenigstens dieses Ergebniss unsrer heutigen Wissenschaft zugab und weitläufig vertheidigte: vielmehr macht es heutigen kirchlichen Schriftstellern noch immer viel Lust wenn sie alle unsre heutige Wissenschaft, auch die gründlichste und besonnenste verachten und verdächtigen können. So greift er denn diese Frage über den Verfasser des Dichterbuches eigentlich allein heraus, behandelt sie allein mit aller Ausführlichkeit, verfährt aber auch schon bei ihr eben so unwissenschaftlich wie sonst. Wir wollen hier nur das éine anführen dass er bis S. 128

in aller Gemüthsruhe aber freilich nur von seinen grundlosen Voraussetzungen aus beweist Salomo müsse der Verfasser sein, dann erst ganz zuletzt und abgerissen über die Farbe der Hebräischen Sprache in dem Buche redet. Dass ihn nun zuletzt die schon für sich allein auf ein spätes Zeitalter hinweisende Farbe der Sprache in seiner ihm bereits feststehenden Meinung Salomo selbst müsse das Buch geschrieben haben nicht mehr stört, ist selbstverständlich: allein er erweist sich hier als des Hebräischen und seiner geschichtlichen Entwicklung so vollkommen unkundig dass ihm alles was er wünscht zu beweisen federleicht wird. Ja er meint S. 130 »bei ATlichen Fragen können sprachliche Beweise wegen Dürftigkeit und Beschaffenheit (so!) der Hebräischen Literatur noch weniger Gewicht haben als bei NTlichen«; zeigt aber damit nur was man auch sonst bei ihm überall beobachtet, dass er weder den überraschenden Reichthum und die grosse Mannichfaltigkeit dieses Schriftthumes noch die Entwicklung seiner Geschichte kennt.

Aber auch sonst bewährt der Verf. trotz der Ansprüche die er macht nirgends eine tiefere Erkenntniss der Dinge, wie man sie heute haben kann. So meint er bei der Frage über die Anlage des B. Qohéleth S. 168, »eine Gliederung, Disposition und Durchführung des Thema's, wie sie in der modernen Zeit von einem Autor billig verlangt und vorausgesetzt werden darf, ist dem Hebräer und Orientalen überhaupt ganz fremd.« Was soll man dazu sagen? So wenig ist also sogar heute noch alles was die Bibel lehren kann unsern Theologen und alles was man heute vom Orientalischen wissen kann unsern Schulleuten und Schriftstellern bekannt

dass sie solchen Einbildungen nachleben und darauf ihre weiteren Gedanken und Urtheile bauen? Dass das Orientalische mit dem Wilden und Ungeschlachten einerlei sei, ist eine schon ansich so abgeschmackte Voraussetzung dass man nicht begreift wie sie in der Deutschen Schriftstellerei noch immer eine Rolle spielen kann. Man könnte ebenso leicht sagen die Orientalen hätten nie Bücher verfasst und seien Leute von so geringem oder von so verwirrtem Geiste dass man sie besser ganz wegwürfe. — Und da wir oben sahen dass der Verf. vom Zwecke des Buches Qohéleth zuletzt redet, so wollen wir hier aus S. 197 noch seine Meinung oder sogar, wie er sagt, seinen »Grundsatz« anführen dass im Qobeleth nicht »die Gedanken eines ruhig überlegenden Weisen niedergelegt seien.« Dann verdiente ja das Buch sicher nicht in der Bibel zu stehen: was doch der sehr kirchlich gesinnte Verfasser dieses Urtheiles nicht zugeben will.

Bei dieser Beschaffenheit des Buches könnten wir hier schon längst schliessen wenn uns nicht ein Zusatz in seiner Aufschrift und eine Aeusserung des Verf.s in seinem Vorworte veranlasste noch etwas länger über es zu reden. Man ersieht nämlich daraus dass das Werk aus einer Preisschrift hervorging welche der Verf. auf der Universität Tübingen im Jahre 1864 gewann, und dass ihm alsdann ihr Druck angerathen wurde; sie soll hier sogar dadurch empfohlen werden. Wir können es aber nur bedauern dass die Wissenschaft auf den Universitäten in Deutschland noch immer so wenig geachtet wird. Die Stiftung von Preisschriften für Studierende ging seit dem Jahre 1785 von Göttingen aus und hat sich nun längst über



alle oder doch fast alle Deutsche Universitäten verbreitet. Würde sie immer gut angewandt, so könnte sie auch gewiss den Wissenschaften noch weit mehr Vortheile einbringen und die auf sie verwandten Gelder könnten einen noch reineren Segen stiften als dies bis jetzt geschehen ist. Dann müsste schon bei der Auswahl von Aufgaben mit mehr Umsicht verfahren werden als z. B. in diesem Falle geschah. Denn die wissenschaftlichen Untersuchungen über das B. Qôhéleth sind in unsern Tagen im Ganzen und Grossen so gut wie vollendet, wie jeder einsehen kann dem in diesem Gebiete ein öffentliches Urtheil zusteht. Man kann über einzelne schwierigere Stellen oder Wörter in jenem Buche noch weiter nützliche Untersuchungen anstellen: die allgemeinen Fragen aber welche sich bei ihm erheben, sind nicht mehr so dunkel und zweifelhaft. Stellt man was die Wissenschaft bereits sicher genug gewonnen hat dennoch fortwährend als zweifelhaft hin, so veranlasst man entweder solche Arbeiten welche für die Oeffentlichkeit keinen Nutzen stiften, oder man begünstigt sogar rückläufige Bestrebungen und wünscht dass das wieder zweifelhaft werde was schon als feststehend und als Stoff für weitere Fortschritte in unserer Erkenntniss betrachtet werden kann. Es giebt aber noch so viele und so weite Lücken in dem Umfange alles uns möglichen Erforschens und Wissens, und dieser unermessliche Umfang kann durch weise Umsicht an vielen Stellen schon heute so gut in einzelne kleine Räume vertheilt werden, dass es an nützlichen Aufgaben hier nicht fehlen wird. Beschränkte, aber wirklich nützliche Aufgaben zu stellen müsste hier der Zweck sein: und wir zweifeln nicht dass alsdann die Wissenschaft sowohl durch die Uebung

der jugendlichen Kräfte als durch die Auszeichnung und Veröffentlichung der sich so ergebenden nützlichen Ergänzungen unsres bisherigen Wissens ihre Vorthelle haben würde.

Auf die eben erwähnte richtige Auszeichnung und Veröffentlichung solcher Schriften wäre dann freilich ein ebenso grosses Gewicht zu legen; und es würde dann nicht leicht eine Schrift wie diese erscheinen welche trotz des für den Gegenstand so weiten Umfanges bis zu welchem sie ausgedehnt ist doch für die Wissenschaft selbst unfruchtbar bleibt.

H. E.

---

Traum und Traumdeutung im Alterthume von B. Büchschütz. Berlin, Verlag von S. Calvary & Comp. 1868. 94 SS. 8.

Die Schrift behandelt ihren Gegenstand in fünf Abschnitten, die äusserlich nicht bezeichnet sind. Zuerst weist der Verf. kurz auf die grosse Bedeutung hin, welche das Alterthum den Träumen beigelegt habe, bespricht dann S. 9 ff. die Stellung der Philosophen zu den Träumen und ihrem Wesen, S. 31 ff. die Ansichten der Aerzte über ihre Verwerthung in der Medicin, giebt 39 ff. eine Uebersicht über die, welche über Traumdeutung geschrieben haben, und spricht S. 53 ff. insbesondere über den Inhalt der uns erhaltenen Traumdeutungslehre des Artemidoros. Von S. 73—94 folgen die Stellen der Alten, auf die sich die Darstellung des Vfs. gründet.

Welchen Zweck eigentlich der Vf. vor Augen gehabt hat, ist nicht klar. Wollte er in popu-

lärer Weise darstellen, wie die Griechen (denn die Römer werden fast nicht berücksichtigt) über diese zu allen Zeiten dunkle Seite des Seelenlebens gedacht haben, so vermisst man eine lebendigere und eingehendere Behandlung der volksthümlichen Ansicht in den verschiedenen Zeiten (jetzt nur S. 7 berührt), die Anführung einiger Träume, die bei Dichtern und anderen Schriftstellern vorkommen, etwa wie bei Nägelsbach nachhom. Theologie S. 171 f., und eine Schilderung der Traumorakel, die jetzt S. 8 und 35, weil sie vielfach besprochen seien, nur flüchtig erwähnt werden. Sollte die Schrift aber mehr sein, so bewegt sich doch die Darstellung zu sehr in dem Bekannten, obgleich manche Punkte Anlass zu neuer und eigenthümlicher Erörterung bieten konnten. So verdiente gleich der Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Leben, der dieselben Männer theoretisch die vorbedeutende Kraft der Träume verwerfen und doch im Leben sich dem Einfluss derselben nicht ganz ent schlagen liess, wohl eine Erörterung. Es ist dieselbe Erscheinung, die auch sonst in dem Verhältniss der Philosophie zum Volksglauben vorliegt. So folgt aus dem, was im Phädon 60. E und Kriton 44. A über Träume des Sokrates erzählt wird, schwerlich, dass Sokrates ernstlich an sie geglaubt habe. Von Platon wird S. 16 f. nur die Stelle Resp. 9 p. 571. D berücksichtigt, aber die Vergleichung von Tim. 71. E bietet bedeutende Schwierigkeiten, deren Erörterung nöthig gewesen wäre. Dort erfasst die Seele des Menschen, der wachend das λογιστικὸν besonders angeregt hat (ἐγείρας, nicht wach hält wie der Vf. S. 17 übersetzt), im Schlafe die Wahrheit, hier soll der Mensch κατ' ὑπνον τὴν τῆς φρονήσεως πεδηθεὶς δύναμιν an der Seher-

kraft Theil erlangen. Wenn aber der Vf. S. 17 meint, dass in ersterer Stelle von prophetischer Kraft der Träume nichts gesagt sei, so hat er die Worte *ἡ καὶ μελλόντων* übersehn, in denen *καὶ* Platons Zweifel über die prophetische Kraft andeutet. Anderwärts (wie im Phädon und Kriton) bequemt sich Platon bei der Erwähnung bedeutender Träume, wo es ihm nicht auf philosophische Erörterung ankommt, der volksthümlichen Auffassung. Auch Sophist. 266. D und die feine Beobachtung Theaet. 158 C, die vielfachem Zweifel begegnet ist, dass man bisweilen zu träumen und Träume zu erzählen träume, überhaupt diese ganze Stelle des Theätetus hätte Berücksichtigung verdient. Mit der platonischen Beobachtung lässt sich Aristoteles p. 462a 6 vergleichen: *πολλάκις γὰρ καθεύδοντος λέγει τὸ ἐν τῇ ψυχῇ, ὅτι ἐνύπνιον τὸ φαινόμενον*. — Eingehender ist die Darstellung der aristotelischen Ansichten, in denen ebenfalls jener Widerstreit bemerkbar ist (S. 20 f. 24). Nur durfte nicht S. 18 von »zwei kleineren psychologischen Abhandlungen« die Rede sein, da, was gewöhnlich *περὶ ἐνυπνίων* und *περὶ τῆς κατ' ὕπνον μαντικῆς* heisst, doch nur als Theil einer grösseren, sich an die Bücher *περὶ ψυχῆς* anschliessenden Schrift gelten kann, wie I. Bekker dies mit vollem Recht durchgeführt hat. Auch entspricht dem griechischen *φάντασμα* weder Vorstellung (S. 18), noch Bild der Vorstellung (S. 20), eher etwa Scheingebild. Dann liegt S. 24 in den WW.: »und dies widerfährt nicht bloss einsichtsvollen Menschen, sondern jedem beliebigen« ein Missverständniss des aristotelischen Gedankens (464a 19), der erklärt, warum nicht die verständigsten, sondern gerade nur die gewöhnlichen Menschen vorbe-

deutende Träume haben. Endlich ist wohl auch der Traum des Eudemos, den Aristoteles in jener populären Schrift, dem Dialog Eudemos, erzählt hatte (Rose Arist. pseudepigr. p. 58), nicht ein Beweis für den wirklichen Glauben des Aristoteles (S. 25), sondern eine dem Charakter der Schrift gemässe Anbequemung an den Volksglauben.

Aus dem, was der Verf. S. 32 f. über die hippokratische Abhandlung *περὶ διαίτης* sagt, wird Niemand eine Vorstellung von dem Inhalt derselben bekommen. Sie ist aber, wie jetzt allgemein anerkannt wird, der letzte Theil der Bücher *περὶ διαίτης*, die nicht von Hippokrates herrühren können, aber doch gewiss sehr alt sind. Der Ausdruck »Aechtheit« ist in solchen Fragen nicht anwendbar. :

Wenn (S. 8) die Traumorakel von Staaten nur wenig benutzt sein sollen, so zeigt doch Hyperides Rede für Euxenippos, dass dies nichts Ausserordentliches war.

Endlich wird Antiphon von Athen S. 47 und 88 nach Tzetzes als Alexanders des Grossen Zeitgenosse bezeichnet. Aber Didymos bei Hermogenes 3 S. 386 unterscheidet nicht den *τετρατοστόπος καὶ ὄνειροκρίτης* von dem Sophisten, wie der Vf. S. 86 sagt, sondern bezeugt vielmehr, dass er derselbe war, welcher *περὶ τῆς ἀληθείας* und *περὶ ὁμονοίας* schrieb. Also ist es der Zeitgenosse und Gegner des Sokrates. Man vgl., was der Unterzeichnete Orat. att. 2 p. 146 und in dem Progr. de Antiphonte sophista (Gött. 1867) p. 5 ff. bemerkt hat, oder Schömann Griech. Alt. 2 p. 289. H. Sauppe.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 39.

28. September 1870.

Description géographique historique et archéologique de la Palestine accompagnée des chartes détaillées, par M. V. Guérin. Judée. Drei Bände, VIII 407 408 u. 402 S. in 8. Paris, à l'imprimerie impériale, 1868—1869.

Das heilige Land. Von William Hepworth Dixon. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der vierten Auflage aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Universitäts-Bibliotheks-Sekretär zu Jena. Mit 14 Illustrationen nach Originalzeichnungen und Photographien. Jena, Hermann Costenoble 1870. VIII u. 422 S. in 8.

Die französische Academie und die »Geographie des Talmuds«. Zweite vollständige Auflage von Dr. J. Morgenstern. Berlin 1870, Druck von E. Schlesinger. 96 S. in 8.

Les monuments en Chaldée, en Assyrie et à Babylone d'après les recentes découvertes archéologiques, avec neuf planches lithographiées, par H. Cavanol. Paris, A. Durand et Pedone Lauriel, 1870. — 373 S. in 8.

Wir haben diese vier Werke hier nach der

Zeit ihres Erscheinens so aufgereihet, beginnen aber unser Urtheil über sie mit dem Werke des Engländers oder, wie er sich in seinem Buche selbst immer zu nennen liebt, des Sachsen Hepworth Dixon, weil dieses uns zu einem Urtheile vorliegt, aber hier beinahe wie Saul unter die Propheten gerathen ist. Wir bezweifeln nämlich nicht dass Hr. Dixon das h. Land wirklich aufgesucht hat, ebenso wie er früher 1866 den äussersten Westen der Länder der Vereinigten Staaten bereiste und das Denkwürdige was er dort hinsichtlich der Mormonen und anderer solcher Seltsamkeiten fand in dem seitdem vielgelesenen Buche »Neu Amerika« niederlegte. Auch ist unläugbar dass er dort manche sehr gute Beobachtung über die heutigen Menschen und Zustände machte: obgleich er uns hier nicht mittheilt wann und wie lange er dort gewesen sei. Wir erkennen auch gerne an dass er sehr belebend und malerisch hinreissend zu schreiben weiss, und wundern uns deshalb nicht dass sein Werk in England oder vielmehr bei allen heute Englisch lesenden Männern und Frauen bereits so vielen Beifall gefunden hat. Allein vor allem fehlt es diesem Werke an der Einheit und Gleichmässigkeit des Inhaltes. Es beginnt ganz wie eins der gewöhnlichen Reisebücher ins h. Land, voll der Beschreibung von hundert kleinen eigenlebigen Erfahrungen und hundert unbedeutenden ebenfalls höchst eigenen Urtheilen des Verfassers. Auch erwarten wir nach der Aufschrift dieses neuen Werkes nichts anderes von ihm als dass es eins der vielen Hunderte seines Gleichen sei, wenn auch in einer neu anziehenden Sprache verfasst. Die fünf ersten Capitel, die Reise von Jafa bis nach Ramle auf der Mitte des Weges nach Jerusalem beschreibend, verlaufen so ohne dass der Leser

etwas anderes ahnet. Der folgende »Nachtritt nach Modin« dem Makkabäischen Stammschlosse, lässt sich in dieser Gegend auch noch ertragen, obgleich zwei Kapitel über die Geschichte der gelehrten Schulen jener letzten Zeiten vor Chr. angehängt werden. Plötzlich aber wird der Leser anstatt nach Jerusalem auf die Fahrt nach Bethlehem gebracht: und nun erst enthüllt sich ihm allmählig was der Verfasser weder in der Aufschrift noch in der Vorrede seines Werkes klar macht. Er flicht nämlich in dieses Werk nichts geringeres ein als eine vollständige Geschichte des Lebens Christus' von Bethlehem bis zum Golgotha, mischt was er von seiner Reise oder sonst zur Beschreibung des Landes mittheilt nur nach dem Faden dieses Lebens ein, und lässt den Leser die angefangene Reisebeschreibung fast völlig vergessen. Jedes der 60 Capitel in welche der Verf. sein Werk zerfällt, lässt sich nun für sich sehr gut lesen, und man meint da etwa ein für recht viele Leser einer heutigen Zeitung sehr anmuthig, bisweilen auch recht geistreich und über manches wohl unterrichtend zugerüstetes Stück vor sich zu haben. Das Ganze aber als Kunstwerk hat keine Einheit und Wohlgefälligkeit. Hätte Hr. Dixon welcher allerdings sehr anziehend zu schreiben versteht und auch manche recht gesunde Gedanken und nützliche Beobachtungen mittheilt, etwa ein solches Reisewerk unternommen und gut ausgeführt wie einst Barthélemi mit seiner Reise des jungen Anacharsis, so würde er ein nicht bloss kunstvolleres sondern gewiss auch dauernderes Denkmal gestiftet haben. Allein jetzt merkt man auch an ihm nur zu deutlich wie sehr der heutige Tag auch für solche Geister welche wohl



Besseres leisten könnten die Zeit der hastigen Eile der Zerrissenheit und der Verwirrung ist.

Man sieht aber auch ausserdem wie sehr die Werke über das »Leben Jesu« jetzt auch in England beliebt werden: denn dieses Buch ist wesentlich eine solche Lebensbeschreibung, eingehüllt in einiges ländliche Gewand und unter einer fremden Aufschrift sich versteckend. Von dem die Evangelische Geschichte hier verflüchtigen und dort entwürdigenden Sinne eines David Strauss oder eines Renan hält sich der Verfasser übrigens sehr fern: und masst er sich die schwierigeren Stücke dieses Lebens nicht näher zu beschreiben an, so trifft er mit seinen gesunden Gefühlen desto leichter das gute Urtheil und die Durchschnittsbildung der heutigen Engländer. Wir wollen überhaupt nicht läugnen dass der Vf. wo er vom heutigen Morgenlande redet über vieles sehr richtig urtheilt und manche treffende Beobachtungen zusammen stellt. Allein er beurtheilt das alte Morgenland viel zu sehr nach dem heutigen, einem Fehler folgend der freilich unter den heutigen Schriftstellern noch immer sehr allgemein herrscht, aber seinen Grund doch nur darin hat dass man das alte Morgenland noch immer zu wenig kennt und sich nicht bemühet auch nur diejenigen Seiten von ihm genauer zu erkennen welche man jetzt schon gründlich genug wiedererkennen kann. Da nun unser Vf. ausserdem auch noch überall recht geistreich seyn möchte und gerne mit allerlei seltenen Kenntnissen des Alterthumes seine Rede ziert, so ist nicht auffallend dass er in viele Versehen fällt. Wir dachten nun zuerst an dieser Stelle ein langes Verzeichniss von solchen geschichtlichen Versehen und störenden Verwechslungen zu geben, unterlassen es jedoch jetzt lieber, weil

solche Werke wie begierig sie auch für den Augenblick verschlungen werden, doch weder für eine lange Dauer geschrieben werden noch sich selbst lange halten können. Was ist aus so vielen Englischen Büchern geworden welche bei ihrem Erscheinen begierig verschlungen wurden und in Kurzem eine Menge von Auflagen erlebten? Sie sind schon heute wieder vergessen. Wir wollen nur das eine bemerken dass der Vf. S. 266 meint hinter den Worten Christus' Joh. 4, 19 müsse in seinem Gespräche mit dem Samaritanischen Weibe eine Lücke seyn; und zwar nicht eine Lücke bloss in solchen Gedanken welche sich von selbst leicht ergänzen: er meint es vielmehr so als ob hier im Wortgefüge etwas verloren gegangen sei. Die genauere Untersuchung bestätigt dies aber nicht, und der Vf. selbst gibt auch keine nähere Begründung seines Verdachtes. Grundlose Verdächtigungen aber wirken nirgends gut.

— Ein Werk von ganz anderer Art ist das von V. Guérin, einem Französischen Gelehrten welcher in den letzten zwei Jahrzehenden mehrere archäologische Reisen in Asien und Afrika unternommen hat und dessen Voyage archéologique dans la régence de Tunis in den Gel. Anz. 1863 S. 807 ff. beurtheilt wurde. In Palästina war er 1852 1854 und 1863 mit Untersuchungen viel beschäftigt, und beginnt nach langen Vorarbeiten hier ein Werk zu veröffentlichen welches, wenn es seinem Plane nach vollendet werden sollte, das umfangreichste sein würde welches bis jetzt über das h. Land verfasst wurde. Auf die vorliegenden drei Bände welche Judäa beschreiben sollen drei andere über Samarien und Galiläa, dann ein siebenter allein über Jerusalem folgen, während der Verfasser

hofft inzwischen auch das Land jenseits des Jordan's zu untersuchen und es in einem achten und neunten Bande beschreiben zu können. Unser Titus Tobler hat zwar bereits eine noch grössere Zahl von Bänden zur Feststellung unserer Palästinischen Erkenntnisse veröffentlicht, von denen wir den letzten in den Gel. Anz. des vorigen Jahres S. 637 ff. unsern Lesern vorführten: die Werke dieses Gelehrten erläutern jedoch nur einzelne hervorragende Theile des ganzen Landes. Ein Werk aber welches das ganze Land gleichmässig umfasste, würden wir in dem ungeheuern Umfange von neun Bänden erst hier empfangen.

Die Anlage dieses neuen Werkes welche man aus den hier veröffentlichten drei Bänden schon vollständig übersehen kann, ist diese. Der Verf. entwirft es als wenn er eine Reisebeschreibung geben wollte: er geht also ganz ebenso wie der Verf. des vorigen von Jâfâ aus weil Europäer diese Stadt von Judäa fast immer zuerst berühren, macht von da aus die Runde über ganz Judäa, und beschreibt jeden Ort allein für sich. Er bringt so den ganzen Inhalt dieser drei Bände in 86 Capitel; und fügt auch wol einzelne Reisebemerkungen bei welche an sich mit einer Erdbeschreibung Palästina's nichts zu thun haben. Allein wir gestehen dass wir bei einem so grossen Werke eine andere Anlage erwartet hätten. Eine ebenso wissenschaftlich genaue und vollständige als übersichtliche Beschreibung des Landes nach allen seinen Seiten und Eigenthümlichkeiten hin empfängt man in dieser Weise nicht: und doch würde nur eine solche für unsre heutigen Bedürfnisse genügen. Was der Verf. jetzt gibt, ist etwa nur dasselbe was die Werke eines Eduard Robinson eines de

Saulcy und van der Velde geben: wir haben da wiederum nur eine Mischung von Orts- und Reisebeschreibung; man ist daran allerdings in solchen Werken gewöhnt, aber wir können darin doch nur etwas sehr unvollkommenes und Unge-nügendes erblicken. — Auch nach einer andern Seite hin vermissen wir hier etwas. Der Verf. klärt uns weder in einer Vorrede noch sonstwo darüber auf wie sich sein Werk zu den vielen anderen verhalte welche ihm in alten und neuen Zeiten vorangingen; er giebt nirgends ein zusammenhangendes Urtheil über diese, noch lässt er den Leser die Quellen übersehen welche er benutzte. Das Werk Ed. Robinson's, dann die vielen Bände von Titus Tobler's Werken lassen sich in unsern Zeiten zwar näher auf ein Urtheil über die früheren Quellen unserer Kenntnisse von Palästina ein: allein unser Verf. verweist nicht einmal auf diese zurück; und seit Robinson wäre dazu hier vieles nachzuholen.

Sehen wir nun auch von den meistens unbedeutenden Reisebemerkungen ab, so kann ja auch eine blossе Ortsbeschreibung (Topographie) von Palästina, wie der Verf. im wesentlichen nur eine solche giebt, sehr lehrreich sein. Bei ihr aber kommt dann alles dárauf an in Bezug auf welche Zeit man die Oerter Palästina's beschreiben will. Wie unglaublich verschieden waren die Oerter Palästina's soweit Menschen auf sie einwirken oder sie allein schaffen, in den verschiedenen Zeiten einer vier bis fünf Jahrtausende dauernden Geschichte, welche wir hier übersehen können! Unser Verf. will nun jeden Ort nach allen den geschichtlichen Zeiten und Veränderungen beschreiben von denen wir etwas wissen können: das neueste steht ihm hier neben dem ältesten, und diese geschichtliche Seite

zu verfolgen ist ihm eine grosse Hauptsache. Allein sehen wir auf die Ausführung dieses Unternehmens, so können wir zwar den Fleiss loben mit welchem der Verf. die Oerter so wie sie jetzt sind oder wie sie im Mittelalter waren und sich bildeten beschreibt: das Alterthum aber vorzüglich in seinen heute schwer zu erkennenden Seiten steht ihm nicht ebenso sicher zur Hand, während es doch für uns in Europa vor Allem das Alterthum ist wegen dessen wir die Oerter Palästina's auch die kleinsten und an sich unbedeutendsten gerne so genau erforschen und so zuverlässig zu erkennen wünschen. Der Verf. ist auch mit manchen der wichtigsten Hilfsmittel unsrer heutigen Wissenschaft dieses Alterthumes zu wenig vertraut, und kennt manches einzelne zu wenig was hier von grösserer Wichtigkeit ist. Wir können dieses hier nicht an vielen, wollen es aber doch an einigen uns ganz zufällig entgegenkommenden Beispielen veranschaulichen.

Bleiben wir hier sogleich bei Ramle, der so bekannten Stadt zwischen Jâfâ (wie man besser als Jaffa schreibt) und Jerusalem. Der Verf. beschreibt sie örtlich und geschichtlich ausführlich S. 34—45. Bei ihr trifft das Eigenthümliche ein dass ihr Name rein Arabisch ist, etwa soviel als Sandort bedeutend, wie die Stadt wirklich auf einem Sandboden liegt der aber durch Bewässerung sehr fruchtbar werden kann. Es giebt nun zwar im jetzigen Palästina viele Oerter mit rein Arabischen Namen: diese sind aber neueren Ursprungs, während wir aus Arabischen Büchern bestimmt wissen dass Ramle unter dem Omaiaden Sulaiman Sohn Abdalmelik's neugebaut wurde; andere Arabische Geschichtschreiber erzählen dieser Omaijade ha-

habe sich in Ramle aufgehalten als er zum Chalifen ernannt wurde, woraus sich seine Vorliebe für diesen Syrischen Ort erklären würde. Jedenfalls ist also der Name bei den Arabern sehr alt: und man kann annehmen dass die Araber ihrer bekannten Sitte gemäss diese schon damals grosse Stadt bloss deswegen so nannten weil sie ihnen als die Hauptstadt jener ganzen sandigen Gegend galt. Man hat aber längst das Arimathäa des reichen Joseph welches von Matth. 27, 57 an durch alle vier Evangelien denselben Namen trägt, diesem Ramle gleichgesetzt: dann wäre als sein ursprünglicher Hebräischer Name **רְמַתִּים** (d. i. Doppelhöhe) zu denken, weil die Hellenisten schon zu jener Zeit als die Griechische Uebersetzung der Königsbücher geschrieben wurde, den gleichlautenden Geburts- und Wohnort Samuel's ähnlich verkürzt **Ἀραθάλμ** aussprachen, sowie ihn Josephus in der Archäologie alsdann **Ἀραθά** nennt; und man könnte annehmen der Ort habe schon in den ältesten Zeiten einen wenigstens ähnlich klingenden Namen getragen. Entsteht nun die Frage ob es wirklich hier im Sandlande und im Gebirge Efraim's zwei Oerter in jenen ältesten Zeiten gab welche denselben Namen trugen, so muss hier vorzüglich der (nach Griechisch-Aegyptischer Weise sogenannte) Nomos **Ἀραθάλμ** in Erwägung gezogen werden, welcher 1 Makk. 11, 34 neben den zwei andern Bezirken Aphärema und Lydda aufgeführt wird: allein unser Verf. spricht darüber weder hier noch I. S. 362—384 bei dem jetzt Arabisch Nebi Samvil genannten Orte welchen er für den Wohnort Samuel's hält; auch berührt er den Umstand nicht dass Fl. Josephus nirgends von zwei verschiedenen Oertern dieses Namens redet;

noch dass die Arabischen Beschreiber erzählen jener Omaiade Sulaimân habe sein Ramle aus den Trümmern des benachbarten Lydda gebaut. Dagegen theilt er uns mit man könne den Namen Arimathäa auch von einem عَرَمَة عِرْمَة ableiten welches der Bedeutung nach dem Worte Ramle entspreche und dem Laute nach ihm ganz gleich stehe. Allein dieses Hebräisch-Arabische Wort bedeutet nicht Sand, sondern einen Haufen, und daher höchstens einen Sandhaufen. Aber man ersieht aus alle dem wie wenig der Verf. die hier vorliegenden Fragen erschöpfe und uns etwas Sicheres gebe.

Als ein zweites Beispiel nehmen wir die Frage nach der Lage des Philistäischen Gath, worüber der Verf. II S. 108–120 handelt. Dieses Gath ist die einzige von den schon im höheren Alterthume so berühmten und vielgenannten fünf Philistäischen Hauptstädten, deren Lage wiederzufinden uns bis jetzt nicht gelungen ist. Unser Verf. meint nun mit grosser Gewissheit die Lage von Gath in dem weiten Schutthaufen des Ortes Dikrin wiedergefunden zu haben; er schreibt diesen Ort دكرين, was uns auf eine ganz andere Aussprache hinweisen würde: indessen lassen wir dies, da es bei dem Verf. ein blosser Druckfehler sein könnte. Ein Ort Dhikrin oder Dhikkerin ist nun schon auf den Charten von Kiepert und Vandavelde verzeichnet: er liegt in der Mitte zwischen Tell el Sâfieh welches dem Alba Specula der Kreuzfahrer entspricht und dem einst so volkreichen Eleutheropolis oder Bät-Gibrîn. Allein die Vermuthung des Verf. dass dieser Ort dem Philistäischen Gath entspreche, stützt sich näher betrachtet wenigstens bis jetzt auf keinen hin-

reichenden Grund. Dass man auf diesem Hügel weite Schutthaufen findet welche auf einen einst sehr bevölkerten Ort hindeuten, ist in Palästina nicht sogleich ein Grund deshalb an diese oder jene bestimmte alte Stadt zu denken: Palästina war einst so stark bevölkert dass man in solchen Fällen immer noch bestimmterer Zeugnisse bedarf um zu einer Sicherheit zu gelangen. Die beiden Namen Gath und Dhikrin haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander: wir bedürfen auch insofern erst weiterer Zeugnisse um an die Einerleiheit dieser Oerter zu glauben. Endlich sind die Zeugnisse über die Lage von Gath die sich bei den Kirchenvätern erhalten haben, durchaus nicht so deutlich und zuverlässig dass wir uns ohne weiteres darauf verlassen könnten. Hat jedoch Hieronymus recht wenn er sagt Gath, zu seiner Zeit nur noch ein sehr grosses Dorf, liege auf dem Wege von Eleutheropolis nach Gaza, so würden wir nach allem was wir heute wissen können doch noch am sichersten an den Tell el Hâssi als den Ort des einstigen grossen Philistäischen Gath denken. Denn einmal ist zwischen diesen beiden Namen eine Lautähnlichkeit die dort gänzlich fehlt. Und dann zeigt schon der Name des in das Mittelmeer sich ergiessenden bedeutenden Vâdi et Hassi welcher von diesem Orte genannt sein muss, dass der Ort wirklich einst die ganze Gegend beherrschte.

Blicken wir auch noch ein wenig auf die »Geschichte Hebron's« welche der Verf. III S. 246—256 giebt. Diese Stadt welche einst noch viel berühmter als Jerusalem war, wurde, (sagt schon die alte Erzählung im Pentateuche,) früher Qirjath-arba genannt: woraus wir jedoch zunächst nichts sehen als dass sie bei den Kanaanäern so



hiess. Wir können nun jetzt beweisen dass dieser Name zwar weniger im Hebräischen als in andern Semitischen Sprachen etwa soviel als Tetrapolis bedeutete und damit auf eine Stadt hinweist welche aus einer Eidgenossenschaft von vier verwandten oder befreundeten Volksstämmen erwuchs. Wenn nach demselben Pentateuche schon sehr früh ein Mann Arba' als der grosse Held dieser Stadt berühmt wurde, so erhellt daraus nur weiter in wie uralte Zeiten die Blüthe dieser Stadt zurückgeht und wie früh eben aus dieser ihrer Blüthe neue Sagen über ihren Ursprung hervorgingen. Da nun aber der Name Hebrôn ebenfalls eine Gemeinde oder Genossenschaft bezeichnet, und ein solcher Stadtname (wie wir noch hinreichend nachweisen können) einst unter den Semiten jener Länder häufig war (es gibt noch jetzt verschiedene Oerter حبران), so kann man sehr sicher annehmen dass er von jeher nur ein mundartig verschiedener Name für dieselbe Stadt war. Der Verf. verfolgt dies alles nicht so wie man es doch heute erkennen kann, meint aber Hebron habe von einem so genannten Manne seinen Namen. Er hätte hinzusetzen können dass die Massilisch-Phönikische Inschrift beweise das Wort חברן könne (ursprünglich etwas anders ausgesprochen) eine Art von Gemeindebeamten bezeichnen: allein dass der Stadtname von einem solchen Menschnamen abstamme, lässt sich durch nichts beweisen.

Doch wir wollen mit solchen Beispielen hier nicht fortfahren. Das Werk hat seine Verdienste sofern es nach allen früheren ähnlichen Inhaltes doch noch manchen für uns neuen Stoff enthält: seine wissenschaftliche Verarbeitung aber können wir nicht ebenso loben. Zwar ist das Werk unstreitig

wissenschaftlicher als das vorige: doch können wir darin nicht gerade ein zu grosses Lob finden.

— Desto mehr ist das oben genannte Schriftchen des in Berlin lebenden Dr. J. Morgenstern darauf angelegt in diesem Gebiete scharfe Urtheile zu fällen. Es gibt zwar nichts als eine Beurtheilung des 1868 erschienenen Werkes *La géographie du Talmud* von Adolf Neubauer, und will vorzüglich nachweisen dass dieses Werk von der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften gekrönt zu werden gar nicht verdiente: aber es sucht diesen Beweis mit einer Schärfe und in einem Umfange zu führen welche man heute bei Bücherbeurtheilungen sehr selten findet. Wenn jedoch der Verf. meint Neubauers Werk sei bisher in den öffentlichen Besprechungen nur gelobt, so hat er wol die Beurtheilung desselben in den *Gel. Anz.* von 1868 S. 2021—33 weniger beachtet: diese ertheilt keineswegs ein unbedingtes Lob. Und wenn er von S. 58 an beweisen will das Werk sei ein Plagiat aus anderen, so ist dort schon nicht ohne Tadel vermisst dass der Verfasser desselben sein Verhältniss zu den früheren Werken nicht klar vorgelegt habe. Der Verf. hat aber diesen schweren Vorwurf nicht in der uns unbekannt gebliebenen ersten Auflage seines Schriftchens erhoben, sondern erst seitdem dieses alles so verfolgt wie er es hier darlegt. Und doch kann der Vorwurf des Plagiats schon deswegen nicht ganz richtig sein weil, wäre hier nichts als ein Plagiat, dann der Beurtheiler schon genug gethan haben würde wenn er bloss diesen Vorwurf über allen Zweifel hin begründete: allein bis S. 58 tadelt er an dem Werke vieles was mit diesem Vor-

wurfe meist keinen Zusammenhang hat. Uebrigens aber haben wir weder eine Veranlassung noch empfinden wir die Lust diesen so nachdrücklich erhobenen Streit mit einem einzigen Worte zu entscheiden: Dr. Ad. Neubauer mag sich, wie jeder angegriffene Schriftsteller, zunächst selbst gegen die so ausführlich begründeten Vorwürfe seines Gegners vertheidigen. Dieser so erhobene Streit könnte, wie jeder wenn er mit Weisheit und Geschick weiter verfolgt wird, sogar zu einem sehr guten Ergebnisse hinführen. Wenn zwei Männer von denen jeder unstreitig von frühester Jugend an sich mit dem Talmud so viel beschäftigt hat, dennoch in einen so heftigen Streit über seinen Inhalt gerathen, so beweist dies zunächst nur dass die Wissenschaft selbst nach dieser Seite hin noch sehr zurück ist. Wir haben nun sowohl in den Gel. Anz. als sonst bei gegebener Gelegenheit schon oft gewünscht dass die heutigen gelehrten Juden sich doch endlich, weil dieses zunächst ihr eigener Beruf und ihre eigne Pflicht ist, mit einer wissenschaftlich ganz genauen Ausgabe Uebersetzung Erklärung und Würdigung des ganzen Talmud's eifrig beschäftigen und eine Zeit lang lieber alles andere lassen möchten als dass sie nach dieser allerwichtigsten Seite hin nicht ihre Pflicht thäten. Was die Wissenschaft nach dieser Seite hin heute fordere, ist einleuchtend; und ob die Aufgabe wenn sie unsern heutigen wissenschaftlichen Erfordernissen gemäss aufgenommen und gelöst wird, sich selbst belohne, darüber kann kein Zweifel herrschen. Vielleicht wäre es auch besser gewesen wenn die Pariser Akademie bei den bedeutenden Geldmitteln über welche sie zu verfügen hat, eher auf diese grosse und entscheidende Aufgabe die

Augen der Welt hingelenkt hätte als auf eine beschränktere welche ohne jene doch nicht sicher genug gelöst werden kann. Uebrigens muss man hier auch die Herausgabe des Werkes des Herrn Dr. Derenburg des Aelteren abwarten, welches ebenfalls durch jene Aufgabe veranlasst wurde.

Um indessen hier noch etwas näher einzugehen, so finden wir die Bemerkungen des Verf. gegen A. Neubauer oft ganz treffend. Andere scheinen uns unbillig zu sein: wie S. 29 f., wo sich von selbst versteht dass das Talmudische *אַלְפָּה לְכֶּהֱנֵס* nach der buntscheckigen Sprache welche damals eingerissen war, bedeute »das Alpha für etwas« d. i. das erste und beste dafür. Noch andere können wir nicht billigen: wie S. 33 wo der Verf. meint der bei Fl. Josephus sich findende Samarische Ortsname *Μαβορθά* beruhe auf einem blossen Schreibfehler *מַעְבְּרָתָא* für *מַעְבְּרָתָא* als sollte er bedeuten »Ort des Gottesdienstes«. Wie kann man denken, Fl. Josephus habe sich bei einem Ortsnamen seiner eignen Zeit den er geschichtlich zu nennen hat bloss verschrieben? sogar dass er einen solchen bloss verhört habe ist wo er die Geschichten seiner eignen Zeit erzählt, nicht leicht anzunehmen: von dem Verlesen eines Buchstabens kann hier gar keine Rede sein; aber jener Ortsname findet sich ja nicht bloss bei F. Josephus, und soll auch gar nicht den h. Ort der Samarier bezeichnen.

Aehnlich meint der Verf. S. 15 f. das Talmudische *גַּנֵּי רֶשֶׁתְּ אֶשְׁקִלִין* bedeute nicht »die Gärten Askalon's« sondern den Winkel d. i. die »Umgegend« jener bekannten Philistäischen Stadt; das Wort sei aus dem Griechischen *γωνία* ins Talmudische gekommen. Nun ist zwar dieses *γωνία* als *גוֹנִיָּא* in das Syrische aufgenommen,

jedoch erst in das spätere Byzantinisch- oder Melkitisch-Syrische, welches der Zeit seiner Ausbildung nach später als das Talmudische ist. Ob es aber ins Talmudische aufgenommen sei, und ob der »Winkel« soviel wie die Umgegend einer Stadt sein könne, dafür bringt der Verf. hier keine Belege. Auch müsste das Wort אשכול geschrieben sein. Die »Gärten Askalon's« aber heute nachzuweisen, wie der Verf. fordert, mag unmöglich sein, jedoch nur weil die Stadt schon seit Jahrhunderten völlig wüste liegt. Allein dass sie einst sehr wohl solche haben konnte, kann noch heute der reiche Gartenschmuck beweisen, welcher Städte wie Gaza und Ramle in jener selben Gegend umgiebt. — Doch wir wollten mit diesen Zeilen den Verf. nur aufmuntern den oben bezeichneten grossen Gegenstand um welchen sich zuletzt seine Schrift drehet, mit allen guten Hülfsmitteln einer ächten Wissenschaft weiter zu verfolgen: seine Bemühungen werden dann sicher noch mit ganz anderen Früchten reichlich belohnt werden.

— Ueber das letzte der oben verzeichneten Werke können wir uns kurz fassen. Herr Cavanol gibt hier eine Uebersicht der Entdeckung und des Wesens der bis jetzt uns wieder bekannt gewordenen alten Denkmäler am Euphrat und Tigris. Er setzt jedoch seine Beschreibung und Würdigung dieser Denkmäler fast nur aus Bruchstücken der Werke der bekannten neueren und neuesten Gelehrten zusammen, welche sich um dieselben Verdienste erworben haben. Was er von sich selbst aus hinzusetzt, ist verhältnissmässig wenig und hat keine grosse Bedeutung. Das Buch ist daher wohl für solche Leser nützlich welche mit den von ihm benutzten Quellen wenig oder gar nicht bekannt sind,

bietet aber für die Sachkenner kaum etwas bemerkenswerthes Neues. Wir wollen hier nur das eine etwas näher betrachten dass er zuerst die Denkmäler von Chaldäa, dann die von Assyrien und zuletzt die von Babylonien oder (um richtiger zu reden) nur von Babel selbst erläutert. Unter Chaldäa versteht er das Land südlich von Babel mit seinen uralten Städten. Man kann nun zwar die Beschreibung der alten Denkmäler des Zweiflüssellandes sehr wohl mit den Trümmern beginnen welche sich in diesem südlichsten Gebiete heute noch finden: allen Merkmalen nach ging die uralte Bildung jener Länder vom tiefsten Süden aus, und verbreitete sich von da stufenweise nach Norden, gerade im Gegentheile von dem was wir heute über ihren Gang in Aegypten wissen können. Von diesem äussersten Süden aus aber erst nach Nineve und dann erst nach Babel hin zu gehen um die Denkmäler zu beschreiben, scheint uns unrichtig, weil es deutlich gegen den grossen Gang der Geschichte selbst anstösst. Denn dass Babels Reich noch etwa siebenzig Jahre länger als das Nineve's dauerte, macht hier keinen bedeutenden Unterschied, da Nabukodrossor gewiss nicht der erste grosse Bauherr in Babel war.

H. E.

---

Griechische Vasenbilder herausgegeben von Heinrich Heydemann. Berlin. Verlag von Th. Chr. Enslin. (Adolph Enslin.) 1870. Fol. p. 14 mit XII Tafeln und einer Hülftafel Fol.

Die Fachgenossen werden ohne Zweifel mit Befriedigung das Erscheinen dieses Werkes be-

grüssen, welches eine grössere Zahl neuer Vasenzeichnungen aus Griechenland mittheilt. Die Fülle antiker Monumente welche bis heute aus griechischem Boden gewonnen worden ist und welche sich bei dem in Griechenland neu erwachten Eifer für das Alterthum täglich in der erfreulichsten Weise vermehrt, stellt der Kunstgeschichte und Kunsterklärung immer neue und immer grössere Aufgaben, zu deren Lösung nicht nur die geringe Zahl derjenigen berufen ist, welche die Museen Athens aus eigener Anschauung kennen, sondern die allgemeine Arbeit Aller das Beste beizutragen hat. Gründliche umfassende Publicationen sind daher ein unabweisbares Bedürfniss. Sie sind um so nothwendiger als ohnehin die archäologische Literatur durch Specialpublicationen aller Art, durch Miscellen und Notizen, Berichtigungen und Beschreibungen, die an den verschiedensten Orten gegeben werden, einer Atomistik zu verfallen droht, welche das Zusammenfassen immer schwieriger und eine vollständige Uebersicht beinahe zur Unmöglichkeit macht. Das blosse Nebeneinanderstellen einer grössern Zahl neuer Monumente pflegt lehrreicher zu sein als die gelehrteste Behandlung einer vereinzelt Novität. Und wie sehr kommt es besonders bei Untersuchungen über griechische Vasenmalereien auf Beherrschung der Masse, auf den Ueberblick über alle Gattungen und Spielarten an.

Die Publication des Verfassers hat also Werth, da sie das Material unserer Literatur umfänglich vermehrt. Auch sind im Text zahlreiche Beschreibungen bisher unbekannter Vasendarstellungen eingestrent, und die gegebenen Erklärungen sind begründet durch Berücksichtigung der verwandten Monumente und durch gelehrte

Verweisungen auf die schon vorhandene Literatur. Damit ist gewissermassen eine Uebersicht gegeben über den Bestand und die Kenntniss der in Griechenland bisher gefundenen Gefässe.

Ich erkenne das Verdienstliche dieser Arbeit vollkommen an, und halte es umsomehr für Pflicht dieser Anerkennung den entsprechenden Ausdruck zu geben, als ich durch eigenes Studium der athenischen Vasensammlungen in Stand gesetzt den Verfasser zu controlliren mich zu vielfachen Ausstellungen veranlasst sehe, deren unumwundene Erörterung im Folgenden den Schein ausschliesslicher Unbefriedigung erwecken könnte. Ich halte aber mit diesen Ausstellungen nicht zurück und mildere meinen Widerspruch nicht, weil mir bei dem principiellen Gegensatz, in dem ich mich hinsichtlich der Aufgaben und der Methode unserer Wissenschaft mit dem Verfasser befinde, allein ein volles scharf formulirendes Aussprechen der abweichenden Meinung das Rechte und Vortheilhafte zu sein scheint. Wenn ich dabei genöthigt bin in geringfügige Einzelheiten einzugehen, deren Berührung man sonst gern vermeidet, so darf ich mich wohl durch die Natur der Sache selbst für entschuldigt halten.

Das besondere Interesse das wir an Vasen haben die in Griechenland gefunden sind, ist nicht antiquarisch, sondern historisch. Nicht die gelehrte Deutung der Bilder, sondern die Untersuchung der Technik, der künstlerischen Ausführung, der Stilunterschiede ist uns Hauptsache. Von fortgesetzten Untersuchungen dieser Art erwarten wir den letzten Beweis für die Anschauungen, die wir uns von der handwerklichen Malerei der Griechen und ihrer Geschichte



gebildet haben. Nachdem beinah ein Jahrhundert lang das Studium der antiken Kerameutik nur über Gefässe gebot, die dem continentalen Boden Italiens entstammten, und nachdem von Jahrzehend zu Jahrzehend mit steigender Gewissheit die Einsicht gewonnen worden war, dass bei weitem der grösste Theil erhaltener Vasen in Griechenland selbst gefertigt worden sei und dass insonderheit seit dem fünften Jahrhundert Athen als Hauptfabrikationsort den bedeutendsten Export in alle Theile der bekannten Welt getrieben habe, musste es vor Allem auf eine ausreichende Bestätigung dieses Resultats aus Griechenland selbst ankommen. Diese Bestätigung kann heutzutage Jedermann, der ein athenisches Museum betritt, mit eigenen Augen sehen. Für die gelehrte Welt lässt sie sich nur geben durch gewissenhafte Reproduction der Originale, durch ebensoviel Sorgfalt im Kleinen als Treue in der Wiedergabe des Stils im Grossen. Publicationen, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, haben nicht mehr als den zweifelhaften Werth antiquarischer oder mythologischer Bilderbücher.

Unter dem Einfluss einer Kunstschule, welcher Schönheit und Antike identische Begriffe waren, hat die Archäologie sich früher mit Vasenpublicationen beschenken lassen, in welchen alle Zeichnungen corrigirt und zu jener nivellirten Schönheit der Form gebracht sind, die uns jetzt wesentlich den Eindruck von Langeweile hinterlässt. Diesen verschönernden Publicationen stellt sich hier eine neue zur Seite, in welcher die Originale fast durchweg Veränderungen im entgegengesetzten Sinn erfahren haben. Wer antike Vasen nicht bloss

aus archäologischen Werken kennt, wird schon bei flüchtigem Durchblättern der Heydemann'schen Publication, beispielsweise in den Profilen der Gesichter, bei denen die stilistische Treue oder Untreue der Zeichnung am auffälligsten zu werden pflegt, viel Wunderliches und manches Unmögliche herausfinden. Eine genauere Prüfung aber, die mir der Umstand ermöglicht, dass ich von einer bedeutenden Zahl hier zuerst veröffentlichter Vasen eigene Zeichnungen besitze, welche zur Herausgabe in meinem Werk über griechische und sicilische Vasenbilder bestimmt waren — eine genauere Prüfung zeigt überall, wie den Bausen, nach denen die Publication bewerkstelligt wurde, jenes Geschick und jene Sorgfalt abgeht, welche für derartige Veröffentlichungen, wenn ich mich nicht vollkommen irre, als unerlässliche Grundbedingung gelten muss. Treue ist nur im antiquarischen Detail, in den Ornamenten der Gewänder, den Attributen und Aehnlichem wahrzunehmen. Uebrigens auch darin nicht gleichmässig: so fehlt in der Zeichnung Taf. III 2 (übrigens auch in der Beschreibung) rechts vom sitzenden Hermes ein grosser (weisser) Vogel, der an derselben Stelle sich auch in der Wiederholung des Bildes auf der Rückseite findet. Ungleichmässig ist auch die Wiedergabe der Farben: bei schwarzfigurigen Bildern ist das übliche Weiss bald durch Schraffirungen angedeutet (z. B. Taf. V 7, VI 1) bald unbezeichnet geblieben (z. B. Taf. III 1, IV 1), und nicht einmal innerhalb der einzelnen Bilder ist eins dieser Principe mit Consequenz beobachtet worden. In dem Bilde Taf. III 2 beispielsweise ist die weisse Farbe nur in der Figur des Hermes und an den Sitzen durch Schraffirung kenntlich gemacht: weiss sind aber

ausserdem der Helmbusch und die unbekleideten Theile der Athene, die grossen runden Ornamente der Ranken, der Mäander am Bema des Herakles und die Spange an der Chlamys des Hermes. Noch empfindlicher vermisst man Genauigkeit in der Wiedergabe der blossen Form an sich. Um nur solche Dinge zu nennen, die Jedermann sehen und controlliren kann: jene Ranken mit Blättern und Früchten, welche so häufig in sogenannten archaistischen Zeichnungen den Grund der Composition durchziehen, sind nirgends gebast, sondern nach genommener Bause aus freier Hand in die Zeichnung eingetragen. Dasselbe gilt von den Inschriften; daher auch die Form der (breit gemalten) Buchstaben nicht mit doppeltem Contur, wie bei jeder sorgfältigen Publication geschieht, sondern nur durch einfache Linien und nicht selten unrichtig wiedergegeben ist. Von der überaus fein bemalten Vase Taf. I 2 ist kein Kopf, keine Hand und kein Fuss ohne üble Veränderungen weggekommen. Man beachte bei der Zeichnung eines Lekythos aus Karystos (Taf. VII 3), die gleichzeitig auch in der zweiten Lieferung meines Werks (Taf. XXX 10) veröffentlicht worden ist, folgende Details: im Heydemannschen Werk ist der (nicht erhaltene) Kopf des Raubvogels zur Rechten ergänzt und zwar so ergänzt worden, wie er nie ausgesehen haben kann, der Schweif und hintere Theil der beiden Pferde ist verzeichnet, die Ohren der Pferde sind vergessen, Kopf und Profil des Knappen hat eine ganz andere Form erhalten, sein linker Fuss sitzt zu tief (an derselben Stelle fehlt auch der Contur des Pferdebeins), der Hals des Kriegers ist irrig verstanden, die Spitze seiner Lanze ist ergänzt u. s. w. Es sind das alles sehr kleine Dinge;

aber in ihrer Vereinigung erzeugen sie einen ganz andern Eindruck und geben in diesem Falle einem mit grösster archaischer Sauberkeit ausgeführten Bilde, das sowohl seines Gegenstandes als seiner hochalterthümlichen korinthischen Inschriften wegen für uns von wirklichem Interesse ist, den Charakter einer Unfertigkeit, der zu den irrigsten Vorstellungen verleitet. Einen wie untergeordneten künstlerischen Werth auch die grosse Menge der erhaltenen Vasenzeichnungen haben mag, so hat doch das Kleine so gut wie das Grosse Anspruch darauf, dass es nicht verschlechtert werde. Im Gegentheil: je weniger subjective Fertigkeit zum Reproduciren nöthig ist, desto grösser werden die Anforderungen an objective Treue. Eine verfehlte Zeichnung nach einer Statue lässt sich durch eine bessere ersetzen. Eine verfehlte Zeichnung nach einem geringen Vasenbild, bei deren Anfertigung man Gewissensbisse über Zeitverschwendung fühlen kann, bleibt. Wer möchte sich die Mühe geben sie berichtigt zu wiederholen!

Die unterste Classe der Malereien ist in der Heydemannschen Auswahl überhaupt stärker vertreten als ich meinerseits bekenne für wünschenswerth halten zu können. An einigen Beispielen zu zeigen, wie häufig sie in Athen anzutreffen ist, gewährt allerdings Interesse. Schon Stackelberg und Andere haben dergleichen aufzunehmen nicht verschmäht. Aber sie in so breiter Ausdehnung zu zeigen, einen solchen Luxus des Hässlichen zu entfalten erscheint mir zwecklos. Und gar ernsthaft dergleichen Sudeleien zu erklären, statistisch ihre Varianten der Composition (wenn man dieses Wort so missbrauchen darf) aufzuzählen, darf wohl als eine Akribie

gelten, welche uns den Fortschritt des Wissens erschwert statt erleichtert. Selbstverständlich hat von Orten und aus Zeiten, wo überhaupt nur eine geringe Ueberlieferung vorhanden ist, auch das Unbedeutendste Bedeutung, und in der Wissenschaft ist selbst das Kleinste an seiner Stelle nicht klein. Aber wo das Geringfügige hundertfach vertreten ist, da gestaltet sich doch wohl die Anforderung immer strenger, dass mit Takt dasjenige ausgehoben werde, wovon sich einiger Nutzen einsehen oder vermuthen lässt. Oder sollte es wirklich wissenschaftliche Pflicht werden, dass man die natürliche Scheu vor jeder blossen Stoffvermehrung zu überwinden hätte?

Ich bedauere auch meine Ungewissheit aussprechen zu müssen, ob alle von dem Verfasser veröffentlichten und beschriebenen Stücke auf seine Prüfung hin für ächt und antik gehalten werden können. An eine anerkannte und eingestandene Täuschung zu erinnern, wie sie dem Verfasser mit der gefälschten Eros- und Psychevase begegnet ist (arch. Zeitung 1869 p. 79, 156), möchte unbillig erscheinen, da auch dem Vorsichtigsten und Geübtesten Erfahrungen ähnlicher Art nicht ganz erspart bleiben. Allein der Verfasser hat sich in dieser Hinsicht verhältnissmässig oft und stark getäuscht. Es wird wenigen bekannt sein, dass die von ihm im Bullett. d. instit. 1869 p. 56 no. 12 beschriebene Gemme des übel berufenen Museo Biscari mit Darstellung von Tydeus Adrastos Amphiaraios Polyneikes und Parthenopaeos nach dem identischen Steine der Stoschischen Sammlung gefälscht ist. Und wer hätte nicht schon zu der a. a. O. gegebenen lakonischen Notiz: »sardonico, trovato in Gargano coll' iscrizione: HORATIVS COCLES«

in aller Stille sein Fragezeichen beigesetzt? Ich übergehe diejenigen Beschreibungen angeblich antiker Monumente, bei denen der Verfasser durch Zweifel die er selbst ausspricht sich geschützt hat. Ausserdem aber ist mir verdächtig die Beschreibung eines Basreliefs in Benevent Bullett. d. inst. 1868 p. 102 »vediamo Psiche vestita, con ali di farfalla, incrociati i piedi, appoggiando il gomito destro sopra un pilastro; la testa riposa sulla destra e la mano manca tiene forse un volume. *L'aquila grande, scolpita sopra d'essa, è una giunta del medio evo.*« In dem Taf. II 3 veröffentlichten Vasenbilde, in welchem der Verfasser »antike« Correcturen wahrgenommen hat, sind nach meinen Beobachtungen der Satyr samt dem Felsen, anscheinlich nach antiken Conturen, modern retouchirt. Die p. 10 no. 14 mitgetheilte Graffittinschrift einer Scherbe aus Megara im Cultusministerium zu Athen ist R. Schöne wie mir mindestens als von zweifelhafter Aechtheit erschienen. Dasselbe wird man wohl von der eingeritzten Künstlerinschrift eines kleinen runden Lekythion (Taf. X 7) in athenischem Privatbesitz behaupten dürfen. Eingeritzte Künstlerinschriften auf Thonvasen gehören zu den grössten Seltenheiten; dieselben sind entweder aufgestempelt oder aufgemalt und dann eingebrannt, denn nur so konnten sie die Bedeutung eines Fabrikzeichens haben. Auch kann ich mich keines Beispiels entsinnen, dass eine Vase von dieser Form an dieser Stelle — quer über den Bauch — eine Künstlerinschrift trägt. Und ebenso neu ist der Umstand, dass der einzige Schmuck der Vase in mehreren sauber eingeritzten Ornamentstreifen besteht. Erwägt man wie leicht ein Graffitto auf rohem Thon täuschend herzustellen ist und wie sehr

man sich bereits in Athen darauf versteht — ich verweise nur auf die Inschrift der neuen Ephimeris p. 35 fig. 248 — so wird man den ausgesprochenen Zweifel gerechtfertigt finden. Man kann überhaupt mit Kunstgegenständen in athenischem Kunsthandel und Privatbesitz nicht vorsichtig genug sein. Ich habe in einem dortigen Geschäft Zutritt gehabt, in welchem antike weisse Lekythen für Liebhaber mit neuen Malereien versehen wurden. Wenn nicht Alles trügt, so stammt aus dieser Quelle der von dem Verfasser arch. Zeitung 1870 p. 15 beschriebene »Polychrome Lekythos, deren Zeichnung nicht so fein als gewöhnlich ist (sic!). Charon im Nachen, mit Petasos, Exomis und Stange. Es nahen zwei Frauen, mit der Rechten je den Schleier hebend; hinter ihnen Asphodelosstauden, vor ihnen eine Stele.«

Folgt man aber — von Allem abgesehen — dem Verfasser auf dasjenige Feld, das er recht eigentlich als das seine bewirthschaftet, das Feld mythologischer oder überhaupt gegenständlicher Erklärung, so möchte man sich zuweilen im Ernst fragen, ob Ausführungen wie er sie zu geben liebt, der Gegenwart oder einer vergangenen Zeit angehören. Ueberfällt einen doch unwillkürlich die Besorgniss, als ob der Geist Pannofkas, den wir beschworen glaubten, wieder umginge, als unfehlbares Apotropaion für alle diejenigen welche in den Schriften der Archäologen ein besonderes Verständniss für alte Kunst und — sage ichs ehrlich — auch einigen Geschmack voraussetzen. Gleich die Erklärung des ersten Bildes auf Taf. I 1 macht uns charakteristisch mit dem Verfahren des Verfassers bekannt. Das Bild stellt die Verfolgung von Oreithyia durch Boreas in der bekannten Weise dar. Boreas

trägt als Bräutigam den Kranz. Nach dem Verfasser deutet aber der Kranz »das glückliche Gelingen seiner Tat« an (die doch nach dem Bilde selbst noch gar nicht gelungen ist) und »sein gesittetes Aussehen« kommt »weniger dem barbaren und Thraker als dem Eidam des Erechtheus und dem verschwägerten der Athener« zu. Zwei »gespilinnen« der Oreithyia »eilen zum weiszhaarigen Vater Erechtheus, ihm den Vorfall zu berichten.« Aber der »weiszhaarige Vater Erechtheus« ist ein bartloser Jüngling ohne weisse Haare! — Und wie sehr unbeabsichtigt ist der Eindruck den man von Erläuterungen erhält wie sie z. B. zu dem Bilde auf Taf. II 2 gegeben sind: Dionysos hält einem kahlköpfigen Satyr den Kantharos hin; »wie spitzt dieser die Ohren über des Gottes Huld und springt begierig herbei, beide Hände in die Seiten stemmend und mit der stumpfnase den Duft des Weines aufriechend.«

Ich gebe zum Schluss möglichst kurz einige Berichtigungen, mit denen ich selbstverständlich Vollständigkeit nicht beabsichtigen kann. Taf. I 2 fehlen die üblichen Blutflecken am Altar. Die dritte Figur von rechts hält nicht einen Ball sondern einen Apfel, wie die nicht deutlich genug wiedergegebene Einkerbung der Kreislinie beweist (ein Umstand der die aufgestellte Deutung umwirft), übrigens auch die Beschreibung von Logiotatidis bestätigt. — Taf. III 2 ist Herakles nicht als Musagetes dargestellt, sondern als Kitharodos, der Heros aller Agonen in einem musikalischen Agon, daher er auch auf einem Bema steht, vergl. Wieseler über die Thymele des griech. Theaters p. 49. Die Vögel auf dem Bema sind keine Adler. — Die Figur auf Taf. IV 2 ist ein deutlicher Satyr oder Silen, kein »kahlköpfiger Alter.« Das Ohr ist falsch



wiedergegeben. — Hinsichtlich des Bildes Taf. V 2 darf ich auf die Erklärung zu Taf. XXIII 2 meiner zweiten Vasenlieferung verweisen. — Weil die Vase Taf. IX 2 in Megara gefunden ist, darf doch ihre Darstellung nicht ohne Weiteres auf megarische Sitte bezogen werden: ein Mädchen hat ihre Hydria unter eine Brunnenröhre gestellt, ängstlich gebückt in zuwartender Haltung, denn das Wasser will nicht ausströmen. Warum muss das Mädchen eine »megarische Maid« und das Brunnenhaus das des Theagenes in Megara sein? Aehnlichen Schlüssen begegnet man öfter: weil die Vase auf Taf. VII 3 altkorinthische Inschriften trägt, kann sie nicht wohl in Karystos gefunden sein, man müsste denn annehmen, dass sie dahin »verschenkt und verschlept« worden sei. Dass schon in alten Zeiten Handel mit Vasen getrieben wurde, scheint der Verf. nicht für erwiesen zu halten. Ebenso: weil eine Schale mit der Inschrift des Tleson in Korinth gefunden ist (nicht Kleonä wie p. 11 angegeben wird) so stammt dieser Maler aus Korinth.

Diese letzteren Bemerkungen führen mich auf eine Unentschiedenheit der Auffassung, die mir überall in dem ganzen Text der Publication entgegentritt. Einerseits theilt der Verfasser die heut zu Tage allgemein durchgedrungene Ansicht, dass die in Italien gefundenen Gefässe grösstentheils aus Griechenland, speziell aus Athen stammen. Und doch behandelt er Vasen, die in Italien, und solche, die in Griechenland gefunden sind, als vollkommen verschiedene Dinge, ja er bemüht sich allerhand Unterschiede zwischen ihnen nachzuweisen. Gewiss erschien eine Scheidung beider durch den Zufall gebildeter Klassen förderlich, so lang ihr Verhältniss nicht erkannt war. Seitdem dies aber geschehen

ist und uns für die gewonnene Erkenntniss tausendfache Belege zur Hand sind, hat eine derartig trennende Unterscheidung keine Berechtigung mehr, auch wenn ihr der Schein wissenschaftlicher Vorsicht geliehen wird.

Zürich.

Otto Benndorf.

---

Beiträge zur Kritik des überlieferten Textes im Buche Genesis. Von J. Olshausen. Aus dem Monatsberichte der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Juni 1870. 32 SS. Oktav.

Im Jahre 1863 habe ich in den Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien bewiesen (ich betone dies Zeitwort), dass alle bisher bekannten Handschriften des jüdischen Kanons aus Einem Archetypus stammen. Am nächsten läge es, diesen Archetypus für das Exemplar der Sammler jenes Kanons zu halten, das natürlich officiell war. Auffallen würde dann die stellenweise ausserordentlich grosse Fehlerhaftigkeit des überlieferten Textes. Man könnte zu deren Entschuldigung freilich sagen, dass der unter Esdras amtierende Ausschuss die Widersprüche des Deuteronomikers etwa gegen den Elohisten übersehn hat, also auch wohl Fehler in den Worten nicht bemerkt haben kann, oder aber, dass er in einem heiligen Texte zu korrigieren nicht gewagt, dies letztere wenig wahrscheinlich, da der Text erst durch ihn zu einem heiligen wurde: man könnte vielleicht sogar daraus, dass der Text eben nicht durchgängig, sondern stellenweise (wie in den beiden ersten Büchern der Könige) verderbt ist, auf eine grosse Uebereinstimmung der amtlichen Ausgabe mit ihren noch nicht amtlichen Vorlagen schliessen: man hätte also wohl die Möglichkeit jene Fehlerhaftigkeit unsres Textes als Gegengrund gegen

die Ansicht, dass der Archetypus unsrer Handschriften und Drucke direkt das Exemplar der Sammler des Kanons gewesen sei, nicht anzusehn. Indessen abgesehen von andern Erwägungen, haben wir ein, allerdings durch die mündliche Ueberlieferung eines für Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung absolut unbegabten Volkes hindurchgegangenes, also mit mehr oder weniger unzuverlässigem Stoffe vermengtes ausdrückliches Zeugniß dafür, dass jenes Urexemplar unsres Textes der Zeit Hadrians angehört. Ich habe es in den Materialien zur Geschichte und Kritik des Pentateuchs I 231 veröffentlicht und bin niemals im Unklaren darüber gewesen, dass die dort genannten Rabbinen Samaias und Abtalion, über welche Josephus im Anfange des funfzehnten Buches nachzulesen ist, wohl nur genannt sind, weil gerade zu ihrer Zeit (Waehner II 706) Gelehrte aus Betharis eine Rolle spielten, mithin auch umgekehrt, wo von Betharis die Rede war, leicht ihre Namen dem Gedächtnisse sich darbieten konnten. Glaublich erscheint jene Nachricht insofern, als eine in den schweren Zeiten unter Hadrian sich sammelnde Gemeinde frommer Juden leicht in der Lage sein konnte, sich mit einem einzigen Exemplare ihrer heiligen Schriften begnügen zu müssen, und als das Ansehn der Männer, welche sich eines solchen Exemplares bedient hatten, unschwer diesem Buche ein grösseres Ansehn verschaffte, als sein innerer Werth philologischer Kritik gegenüber ihm verliehen haben würde: man denke nur an die Handschrift Hillels in Eichhorns Einleitung I 374 (der vierten Ausgabe). Was aber jene Ueberlieferung als in der Grundanschauung richtig erweist, ist der Umstand, dass unser Text des jüdischen Kanons mindestens an Einem Punkte gegen das Christenthum gerichtete Kor-

rekturen enthält, mithin sein Archetypus aus der christlichen Zeit stammen muss, und naturgemäss nicht ganz aus den ersten Anfängen derselben stammen kann. Ich habe schon in den Materialien I xn auf die Chronologie der Genesis als das Entscheidende hingewiesen. Diese ist, nach der Meinung, welche jetzt die herrschende ist oder (besser gesagt) in Folge eines Aberglaubens ohne jeden Beweis für die allein berechnete gilt, von den Griechen und Samaritanern gefälscht: nach meinem Dafürhalten sind die masoretischen Zahlen nicht ursprünglich.

Ohne alle Frage deuten Ausdrücke wie *πεντήρωται ὁ καιρὸς* Marc. 1, 15 darauf hin, dass in der Zeit von Jesu Geburt chronologische Berechnungen über das endliche Erscheinen des Königs Messias gäng und gäbe waren. Der Herr selbst hat später Act. 1, 7 ähnliche Versuche den Schleier der Vorsehung zu lüften zurückgewiesen, und was der unter dem Namen des Hauptapostels schreibende Verfasser des zweiten Petrusbriefes 3, 8 mit sichtbarer Kenntniss des Schlüssels aller solchen Rechnungen aus Psalm 90, 4 ableitet, zielt wesentlich ebendahin. Allein diese Proteste setzen den Glauben voraus, welcher, wie er denn ja den jüdischen Messias erwartete, auch die Grundlage seiner Schlüsse den jüdischen Anschauungen, namentlich denen von der Woche, entnahm. Wobei freilich dahin gestellt bleiben mag, ob die eranische Sage von einem sechs Jahrtausende dauernden Kriege Ahrimans mit Ormuzd vor dem endlichen letzten Kampfe von irgend welchem Einflusse gewesen ist. Am einfachsten ist die Formel von Irenaeus 5, 28 ausgesprochen: *ὅσαις ἡμέραις ἐγένετο ὁ κόσμος, τοσαύταις χιλιονταίαις [?] συντελεῖται.*

Aus zwei schon von Fabricius im *codex apocryphus veteris testamenti* [1722] I 750 [setze

850] 851 mitgetheilten Stellen des Hieronymus geht hervor, dass das Buch der Jubiläen oder die kleine Genesis hebräisch geschrieben war und noch von Hieronymus in dieser Sprache gelesen wurde: das von jenem Vater zur Erläuterung von **רסו** Num. 33, 21 verwandte Wort des Urtextes, welches *stadium* bedeuten soll, muss 43, 11 der Dillmannschen Ausgabe im Originale gestanden haben, ist als **רים** von Buxtorf 2253 belegt und mit der zweiten Hälfte von **ממקדמו** (meine Abhandlungen 7, 20) identisch. Da persische Wegmasse schwerlich anderswo als im persischen oder parthischen Reiche gegolten haben, ist durch dies **רים** wahrscheinlich, dass das Buch der Jubiläen östlich vom Euphrat verfasst ist. Wenn nun aber dies Buch daraus, dass Adam das tausendste Jahr nicht erlebt, schliesst, dass die ihm gewordene Drohung erfüllt sei, er werde an dem Tage, an welchem er von der verbotenen Frucht essen werde, sterben, so folgt, dass schon dem Verfasser der kleinen Genesis vor Christus östlich vom Euphrat die Vorstellung tausend Erdenjahre als einen Weltentag anzusehn geläufig war. Und von dieser ist dann nur Ein Schritt zu der Annahme einer Weltenwoche. Aus dieser Annahme ergab sich dann weiter mit Nothwendigkeit der Glaube, die Geschichte werde 6000 Jahre dauern. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht wurde gewiss angeführt, dass Phaleg, d. h. Hälfte (syrisches *feleg* Geopon. 10, 26 11, 30 und arabisches *filg* weichen im Vokale etwas ab) im Jahre 3000 der Welt gestorben ist, wohlverstanden nach den bei den LXX erhaltenen Zahlen: siehe Julius Africanus in Rouths Reliquiae II 244. Da nun der Tod dieses Erzvaters in unserm sonst leidlich genau dem der Griechen entsprechenden Texte der Genesis in keiner Weise

hervorgehoben wird, ja nicht einmal die Jahreszahl desselben anders als durch ausdrückliches Addieren am Studiertische gefunden werden kann, also im Texte selbst keine Aufforderung lag, die Zahlen um dieses Todesjahres willen zu korrigieren, der hebräische Name aber gleichwohl auf eine besondere Bedeutung des Mannes hinführt, welche anderweitig für uns nicht erhellt, so kann ich die Zählung der LXX, welche Alles erklärt, nicht für eine Entstellung, sondern muss sie für die ursprüngliche halten. Dem Buche der Jubiläen hat Phalegs Tod als Mitte der Weltgeschichte offenbar nicht gepasst, wohl deshalb nicht, weil derselbe kein Eräugniß der jüdischen Geschichte war, die man sich mehr und mehr gewöhnte als die einzige der Rede werthe anzusehn: darum ändert der Verfasser jenes Buches die Zahlen der Genesis in Kapitel 5 und 11, und kann in Folge dieser Aenderungen den Einzug der Israeliten in Palästina auf 2450 setzen und als Mittelpunkt der hundert Jubiläen, welche ihm das Ganze währt, ansehen. Dies beweist wenigstens an Einem Falle, wie frei in vorchristlichen Zeiten auch die hebräisch redenden Juden mit ihren heiligen Urkunden umgiengen, und erlaubt als möglich anzunehmen, dass auch die im jetzigen hebräischen Texte Genesis 5 und 11 stehenden Zahlen von den Juden selbst einem Systeme zu Liebe geändert sind. Die Gesamtzahl der Jahre von der Schöpfung bis zu Jesus ist jetzt (man sehe nur Usher, Bodenschatz und Waehner) 4000, der Auszug aus Aegypten  $2666 = \frac{2}{3}$  von 4000, und das Epochejahr des מנין שטרות fällt tausend Jahre nach dem Auszuge. Man muss dabei überlegen, dass 4000 keine Zahl ist, welche irgendwie auf semitischem Gebiete für eine heilige gilt: damit man 4000 für hundertmal vierzig ansehen dürfte,

müsste 40 im ganzen alten Testamente (nicht bloss in einzelnen Stücken) rechnungsmässig viel öfter verwendet werden als es geschieht. Dass diese Anordnung der Zahlen nach Alexanders Einzuge in Jerusalem, der die erst später mit dem Anfange der seleukidischen Aera zusammengeworfene Epoche des מנין שחרור ist, getroffen worden, erhellt ohne Weiteres. Sie ist aber auch nach der Entstehung der Kirche gemacht, wenn anders die damals umlaufende Weissagung »Nach fünf und einem halben Tage will ich kommen und dich erlösen« (Materialien II 22, 31 60, 18 69, 18 70, 33 154, 33) die nachher durch Julius Africanus allbekannt gewordene, aus den jetzt nur bei den LXX erhaltenen Zahlen geflossene Annahme zur Voraussetzung hat, dass Jesus im Jahre 5500 der Welt erschienen. Wollten die Juden dieser begegnen, so brauchten sie, falls die Zahlen der LXX von den ihrigen abwichen, nur zu sagen, dass die hebräischen Zahlen als die des Originales mehr Glauben verdienten als die griechischen und nach ihnen noch 1500—x Jahre bis zu jenen 5500 zu verstreichen hätten: thaten sie das nicht (und wir würden davon irgend etwas gehört haben, wenn sie es gethan), so haben sie damals dieselben Zahlen in ihren Urkunden gehabt als jene in den ihrigen. Und sind Haupteräugnisse der jüdischen Geschichte auf aliquote Theile der Grundzahl gelegt oder deutlich von solchen abgeleitet, so ist das wenigstens für mich ein klarer Beweis, dass die ganze Rechnung ein Kunstprodukt ist, also die ihr zu Grunde liegenden Zahlen nicht ursprünglich sind. Wenn zwei religiöse Gemeinschaften, welche in so scharfem Kampfe mit einander stehn, dass der einen Leben der andern Tod ist, für das für beide wichtigste Eräugnisse so sauber runde Zahlen haben als 4000 und

5500 sind, so ist die andre dieser Zahlen nothwendiger Weise das Ergebniss einer Korrektur. Es kann die erste mit etwas Nachhülfe, aber ganz naiv nur im Interesse der Reinlichkeit nach vorhandenen Urkunden aufgestellt sein: die zweite ist von einem Systeme diktiert. Jene 4000 des masoretischen Textes sind in nichts von den 4900 des Buches der Jubiläen oder den 4250 der Ascensio Mosis verschieden, an deren Ursprunge aus der Theorie Niemand zweifelt. Hervorgehoben muss noch werden, dass 5500 als Zeit der Erscheinung des Messias nicht aus dem Systeme der LXX geflossen sein kann, da dies, wie Phalegs Tod im Jahre 3000 zeigt, auf 6000 als Ende der Geschichte hinaus wollte. Die samaritanischen in ihrem Schlussresultate um 301 von dem masoretischen abweichenden Zahlen zu verstehen ist mir bisher noch nicht gelungen, was empfindlich ist, worin ich mich aber ebenso gut füge, als in meine Unwissenheit über das chronologische System des Josephus, das nach den bisherigen Ausgaben nicht erörtert werden kann, oder (um Wichtigeres zu nennen) in die Unwissenheit über das Verhältniss des vedischen yahva yahvant und yahu sahasas zu יְהוָה וְיֵהוּא.

Der Text des jüdischen Kanons, welcher uns vorliegt, gehört nach dem Gesagten im Grossen und Ganzen in den Anfang des zweiten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Von da aufwärts bis zum Schlusse des Kanons selbst ist ein weiter Weg, auf welchem viel passiert sein kann. Die Zeit kurz vor Christi Geburt hat sogar schon die Anfänge einer hebräischen Lexikographie gesehen, die aus meinen Onomasticis sacris und den griechischen Vätern so leidlich herzustellen sind: für völlig naiv kann sie nicht gelten. Da Niemand an die wissenschaftliche Methode der Gelehrten glauben wird, welche in diesen unruhi-



gen und vor allem schon durch die den Juden eigenthümliche Apologetik vergifteten Jahrhunderten schrieben, so folgt, dass jenes Exemplar von Betharis höchst wahrscheinlich der officiellen Ausgabe des Esdras nicht überall entsprach. Ich bin geneigt, auch alle die Fehler, welche eingebildete Gelehrsamkeit in den Text getragen hat, dieser Periode zur Last zu legen. Es ist z. B. mir längst nicht zweifelhaft, dass das als Heimat Abrahams genannte **אֶרֶץ כְּשִׁדִּי**, das im zweiten seiner beiden Theile für das Jahr 2000 v. Chr. durchaus nicht passt, dessen erster Theil alles Suchens unerachtet nicht hat gefunden werden können, eine in dieser Zeit entstandene Schlimmbesserung aus Urartu Urastu, dem alten assyrischen Namen Armeniens ist, welchen Namen ich auch, ich weiss nicht mit welchem Rechte, als Urasti angegeben finde. Abraham hiess den für das Judenthum zu gewinnenden Griechen gegenüber damals Chaldäer, da der Ruf der Chaldäer noch ein sehr anständiger war: es empfahl sich also, nachdem **אֶרֶץ** zu den bekannten Sagen von Abrahams Feuerprobe vernutzt worden war, den zweiten Theil des Namens seines Vaterlandes an die **כְּשִׁדִּי** anzuknüpfen, welche die Genesis selbst 22, 22 von einem später als Abraham lebenden **כְּשִׁדִּי** herleitet. In dieselbe Zeit setze ich die letzte Sylbe von **אֶרֶץ כְּשִׁדִּי**, die doch wohl = **אֶרֶץ** **אֲשֶׁר** (*Abhandlungen* 45 68) ist, während **אֶרֶץ**, wie Kiepert nachgewiesen, **الباقى** bedeutet, das ich bei Lazarus von Pharb als **אֶרֶץ אֲשֶׁר** gefunden habe.

Solche Entstellungen wie die eben angeführten werden sich meistens nur vermuthen und nur selten wirklich abstellen lassen: es wird auch oft genug zweifelhaft verbleiben, ob sie nicht vielleicht schon in dem officiellen Exemplare des Esdras gestanden haben. Dies wiederherzustellen muss die zweite Sorge des alttestamentlichen

Textkritikers sein: er muss sich bescheiden in den meisten Parthien über dasselbe hinaus gar nicht vordringen zu können.

Aber das ist nicht so schlimm als es aussieht. Denn bei durchaus nicht wenigen Stücken des alten Testamentes sind wir meiner festen und Jahre hindurch geprüften Ueberzeugung nach in der Entstehungszeit, wenn wir im Zeitalter des Esdras angekommen sind, des Mannes, welcher mit ohne Vergleich grösserem Rechte als Moses der Schöpfer des Judenthums genannt werden kann. Ich halte den Elohisten, welcher nicht blos im Pentateuche thätig gewesen ist, wie meine Schüler schon seit 1864 wissen, für identisch mit dem Redaktor des Pentateuchs und entweder für Esdras selbst oder für einen in seinem Auftrage arbeitenden Priester des zweiten Tempels. Die Abstraktion ist überall später als das Konkrete, darum ist auch Elohim (Sing.) später als Jahwe, wie denn Elohim allein (ohne Suffix und ohne beistehendes Jahwe) in notorisch alten Propheten zur Bezeichnung des höchsten Wesens so gut wie nie vorkommt. Diejenigen Israeliten, welche die älteren elohistischen Stücke des alten Testamentes, namentlich die im Exile abgefassten elohistischen Psalmen schrieben, sind die geistlichen Väter derer, welche אֱלֹהִים sprachen, wo יְהוָה geschrieben stand. Ist dieses Qeri perpetuum eine späte Anordnung der falschen Frömmigkeit, so ist es auch jene Scheu den aus dem israelitischen Nationalgott, neben welchem der Israelit keinem andren dienen soll, in den einzigen Gott, neben dem es keinen andern gibt und dessen den Heiden auch durch sein Exilleiden predigender Knecht Israel ist, verwandelten Jahwe bei Namen zu nennen. Mich hat stets gewundert, dass noch Niemand daran gedacht hat Reg. IV 22, 8ff. und Esdr. II 8, 1 ff. zu parallelisieren. Ist dort gemeint, dass unser

Deuteronomium zur Zeit des Josias geschrieben ist, so muss hier der Sinn nothwendig der sein, dass die Thora als Ganzes von Esdras herrührt. Und der Pentateuch oder vielmehr der Hexateuch (denn das Werk schliesst das Buch Josue ein) hat einen planmässigen Zusammenhang (und nach diesem muss die Kritik doch endlich auch einmal fragen), hat einen Existenzgrund nur in dem Gedanken, die unter Esdras versammelte Judenkolonie über die Bedingungen zu belehren, unter welchen sie das Land der Verheissung wieder einzunehmen hoffen darf. Es sind dieselben, unter denen ihre Ahnen es einst erobert: daher denn auch diesen Ahnen genau dieselben Gesinnungen namentlich in Betreff des concubiums mit nicht jüdischen Weibern zugeschrieben werden, welche Esdras mit so grosser Strenge in seiner Gemeinde durchführte. Die Arbeiten des sicher im Sinne der Rede des Stephanus Act. 7 schreibenden (prophetischen) Jahwisten, des älteren mit den elohistischen Psalmen wohl gleichzeitigen (gemeiniglich zweiten genannten) Elohisten, des Deuteronomikers und vielleicht noch vereinzelte andre Stücke sind von dem jüngeren, bisher für den ältesten Pentateuchiker gehaltenen Elohisten Esdras in seinem Sinne verarbeitet worden. So erklärt sich denn auch z. B. gleich der Anfang des Pentateuchs als eine Polemik gegen persische Kosmogonie. Himmel, Wasser, Erde, Bäume, Thiere, Menschen — so ordneten die Perser in ihren sechs Gahanbars die Schöpfung, deren Dauer sie auf ein Jahr bestimmten: Esdras folgte ihnen, aber er knüpfte das leuchtendste Juwel der israelitischen Religion, den Sabbat, in den Ring als Schlussstein und fügte in Polemik gegen die Perser an bezeichnender Stelle die bei seinen Vorbildern für anfangslos geltenden Lichter in die Aufzählung des Ge-

schaffenen, musste darum aber freilich die im Persischen ungestörte Folge trüben, weil er sonst mit seinen sechs Wochentagen nicht gereicht hätte. Auch Fische und Vögel neben einander zu nennen ist, wie مرغ و ماهی zeigt, persisch. Der Jahwist wird seinen Lebensbaum nicht den Persern, sondern den Medern entlehnt haben: gaokerena meint gayokerena, da in der aramäischen Schrift גאוקרן so gesprochen werden sollte, wie קאך qâyêm gelesen wird: vgl. Beiträge zur baktrischen Lexikographie 65, 8. Es wird, um mit einem Satze alles zusammenzufassen, dabei bleiben: ὁ νόμος παρσισηλθεν Rom. 5, 20. Er unterbrach die gesunde Entwicklung, und machte sie zum Zerrbilde.

Aus dem Gesagten dürfte erhellen, dass unser Text der Genesis als solcher etwa mit Perikles gleichaltrig ist, uns aber nur in den Abschriften Einer sechstehalb Jahrhunderte jüngeren Handschrift erhalten ist. Grund genug ihn darauf anzusehn, ob sich Beschädigungen an ihm entdecken und heilen lassen. Ich kann solche Untersuchung nur für äusserst nützlich erachten, weil auch für den Fall, dass die etwa vorgeschlagenen Besserungen sich nicht halten liessen, ein genaueres Verständniss des Textes dadurch angebahnt wird, dass wirkliche oder scheinbare Widersprüche und Auffälligkeiten desselben zur Sprache gebracht werden. Herr Olshausen hat schon 1826 Emendationen zum alten Testamente herausgegeben, dann 1836 als Programm der Universität Kiel zum Geburtstage des Königs kritische Bemerkungen zu demselben Buche veröffentlicht, beides Arbeiten, die nicht die gebührende Beachtung gefunden haben. Auch die später mitgetheilten Verbesserungen des Psalters und des Buches Iob, obwohl sie bekannter sind als die in jenen ersten Arbeiten vorgeschlagenen,

sind nicht bequem gewesen. Um so mehr habe ich auf den jetzt, leider mit einer uns nicht wünschenswerthen Kargheit gelieferten Beitrag zur Textkritik des alten Testaments aufmerksam machen wollen. Es ist natürlich unmöglich, hier die etwa dreihundert Bemerkungen zu besprechen, welche zur Genesis gemacht werden: die Exegese wird wohl thun sie durchgängig zu berücksichtigen: ich erlaube mir nur wenige Worte. 4, 7 glaube ich **נלכה השרה** ablehnen zu müssen, da Reg. I 20, 11 **נצא השרה** gesagt wird, auch **הלך** dem Sprachgebrauche nicht gemäss scheint. Zu 16, 13 hat mir ein sehr feiner Kenner des alten Testaments vorgeschlagen **הלם** in **היים** zu ändern und **ראי** zu betonen. 33, 4 nennt Herr Olshausen die Tilgung von **וישקהו** von der Punktation mit Recht nicht anerkannt. Die LXX, deren Text hier noch nicht in Ordnung ist, scheint darauf hinzuweisen, dass eines der Verba, **וישקהו** oder **ויחבקו**, die sich auch verdächtig ähnlich sind, von ihr nicht gelesen worden ist. 41, 56 dürfte in **אח כל אשר** **בהם** = *πάντας τοὺς σιτοβολῶνας* ein Seitenstück zu den von Buxtorf 2321 verzeichneten Wörtern **איסבורן** und **איסבורא** im Sinne von *sirus* stecken: auch an **סבן** habe ich bei der Stelle gedacht (Balâdhurî 246, 8): das Wort würde vorzüglich passen (Materialien I 68, 6), und dass es eranisch ist (Abhandlungen 12, 24), stört mich wenigstens bei meiner Grundanschauung vom Penta-teuche nicht. Wenn Esdr. I 5, 14 **לששכר שמה** gesagt werden kann, wie Darius Vaumîçanâma Pâraça »ein Omisesnamiger Perser« sagt, so ist das Eranische den Juden damals so bekannt gewesen, dass füglich in einem durch des Esdras Hände gegangenen Schriftstücke auch ein eranisches Wort anzunehmen zulässig erscheinen kann.

Paul de Lagarde.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 40.

5. October 1870.

Geschichte der griechischen Plastik für Künstler und Kunstfreunde von J. Overbeck. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit Illustrationen gezeichnet von H. Streller und Jul. Koch, geschnitten von J. G. Flegel. Leipzig J. C. Hinrichsche Buchhandlung 1869 2 Bände 8°. p. XVI 398 p. VIII 432.

Nach verhältnissmässig kurzer Zeit erscheint dieses Werk, welches eine genauere Kenntniss der griechischen Kunst weitem Kreisen vermittelt, in zweiter Auflage, reichlich vermehrt durch neue Abbildungen wie durch bedeutende Zusätze, und wesentlich verbessert in Folge zahlreicher Untersuchungen, welche in jüngster Zeit auf die erfreulichste Weise den Bestand unsres Wissens erweitert haben. Heut zu Tag, wo die Wissenschaft der alten Kunst überall noch im frischen Zug des Entdeckens begriffen ist, kann eine Darstellung des Ganzen für Jeden der den Stoff beherrscht, nur durch Entsagung möglich werden. Einen wie verschiedenen Grund und wie verschiedenen Werth diese Entsagung haben kann,

lässt sich nicht verkennen. Aber es würde unbillig sein, wenn Fachgenossen, welche (wie gewiss in vielen Fällen der Verfasser selbst) sofort neue Berichtigungen und Ergänzungen zu geben im Stande sind, überdies was den Gegenstand und die Behandlung desselben anlangt, vielfältig eine grundsätzlich abweichende Stellung einnehmen müssen, die Nützlichkeit eines solchen Unternehmens auch für ihre eigenen Studien nicht jederzeit dankbar anerkennen wollten. Je schwerer auf diesem Gebiete ein Schriftsteller dem andern genügt, wo ausser den allgemeinen Anforderungen an wissenschaftliche Untersuchung eine Reihe ganz anderer Eigenschaften in Frage kommen und es sich oft um nicht mehr als innerste Ueberzeugungen, immer aber um die feinsten Wahrnehmungen handelt, desto mehr Anerkennung verdient der Muth, auf die Gefahr hin in jedem Punkt der Kritik Rede zu stehen, dem Ganzen einen Dienst zu erweisen. Denn allerdings muss, gerade in den Anfängen in denen wir noch stehen, das Bessere Feind des Guten bleiben. Es gilt in der bewussten methodisch vorgezeichneten Einseitigkeit, mit der gegenwärtig das Studium der Monumente zur Hauptsache gemacht wird, noch eine lange mühevollen Arbeit abzuthun, ehe die griechische Kunstgeschichte zu ihrer letzten Aufgabe befähigt wird, die in solcher Grösse und Bedeutung keiner andern Kunstgeschichte vorliegt, die Culturstellung der Kunst im gesammten geistigen Leben des Volkes nachzuweisen. Unsere Kenntniss des Faktischen hat sich nach allen Richtungen zu erweitern. In diesem Sinne, mit Ausschluss jeder principiellen Erörterung, wollen die folgenden wenigen Bemerkungen einen kleinen Beitrag liefern.

Von einem der wichtigsten altattischen Reliefs, der sogenannten wagenbesteigenden Frau (I p. 142 Fig. 22), ist man, weder was die ursprüngliche Bestimmung noch was die Composition und Bedeutung derselben anlangt, irgendwie zu einer klaren Vorstellung gekommen. Erhalten ist in zwei Fragmenten eine 1,07 breite, 1,21 hohe und 0,28 dicke Platte von einem sehr grosskörnigen in Streifen brechenden Marmor, der dem pentelischen ähnlich ist. Die beiden Nebenseiten sind, wie die Stossflächen der Bausteine vom Parthenon, den Propyлаen u. s. w., nur am Rande in einer Breite von etwa 0,03 Meter glatt gearbeitet, innerhalb dieser glatten Streifen ein wenig vertieft. Rechts und links stiessen also zwei andere Platten an, und zwar gleichgrosse, wenigstens zur Rechten wo die Zeichnung der vier Pferde gerade eine solche Breite (1,07) erfordert, sicher keine geringere zulässt. Dass das Relief auch links unvollständig sei, muss man ausserdem aus der Composition schliessen, die hier am Rand durchschnitten ist. Der rechte Fuss der Figur, der den Anfang der linken Platte bildete, ist allem Anschein nach noch erhalten in einem unter den Propyлаen eingemauerten 0,26 hohen, 0,33 breiten Fragment (rechter Fuss nach r. darüber ein Stück Gewand bis zum Knöchel), welches sich bestimmt als zugehörig erweist, einmal durch dieselbe schwer definirbare Qualität des Marmors, sodann durch die gleiche Höhe des untern Leistens (0,04), schliesslich durch dieselbe archaisch feine und sorgsame Behandlung des wollenen Stoffs wie am rechten Oberarm der wagenbesteigenden Frau, und die gleiche Erhebung des Reliefs. (Dass das Fragment nur zu diesem Monument gehören kann, ist ausser Zweifel; nur wahr-



scheinlich ist, dass es an diese Stelle gehört. Zur Evidenz würde sich dies allein durch Auffinden unmittelbar anstossender Stücke bringen lassen). Die obere horizontale Fläche der erhaltenen Platte ist durchaus geglättet, ohne eine Vertiefung in der Mitte, zeigt dagegen zwei Vertiefungen für eiserne Dübel in Bleiverguss, wovon noch Reste sichtbar sind, eine viereckige in der Mitte, und eine andere in Form eines liegenden — am linken Ende. Neben der erstern steht querüber eingegraben eine sehr späte Inschrift:

<p>■ T P □ d////////</p> <p>M O Y I////</p> <p>. . . . . 0,28 . . . . .</p> <p>Dicke der Platte</p>
---

Die hintere und untere Seite der Platte liess sich nicht untersuchen.

Gleichfalls zugehörig ist, wie Brunn bull. d. inst. 1860 p. 53 schon nach einer blossen Zeichnung vermuthete, ein zweites 1859 auf der Akropolis gefundenes Bruchstück, welches Kopf und Brust einer mit Petasos bedeckten bärtigen Figur zeigt (Conze nuove memorie dell' inst. XIII p. 408 f.). Haartracht und Gewand, die Proportion des Gesichts und Körpers, Reliefbehandlung und Stil — Alles stimmt überein; entscheidend ist aber die Gleichheit des Marmors, der Dicke der Platte (0,27 also mit nur 0,01 Unterschied was bei den etwas bestossenen Rändern irrelevant ist), der Dübelvertiefungen auf der horizontalen obern Fläche (auch hier in Form eines —|). Die Zusammengehörigkeit wäre

sicher schon früher erkannt worden, wenn dieses Bruchstück nicht eine andere Art der Verwitterung und in Folge dessen eine verschiedene Farbe zeigte. Dass die Verschiedenheit des Fundorts auf der Akropolis nichts dagegen beweist, bedarf kaum einer Erinnerung.

Nach alledem hat man sich ein Monument von ungewöhnlicher Ausdehnung (mindestens 3,21 Meter) vorzustellen. Man hat gemeint in demselben einen Theil des Frieses vom vorperikleischen Parthenon zu besitzen. Vorausgesetzt dass es einen solchen gab was wir nicht wissen, würden diese Platten bei weitem nicht die erforderliche Dicke haben und viel zu hoch sein: die Friesblöcke des Parthenon habe eine zweimal grössere Dicke (zwischen 0,54—0,55 und 0,59 -- 0,61 variirend) und sind um etwa 0,10 niedriger. Von andern Gründen ganz zu schweigen. Das Relief kann nur zur Verkleidung einer colossalen Basis oder einer Wand gedient haben. Das erstere schien mir wegen der abwechselnden Lage der Dübellöcher wahrscheinlicher. Dass man aber Basen mit Reliefs verkleidete und dass es Basen auf der Akropolis gab, für welche dieses Relief passen könnte, braucht nicht näher erwiesen zu werden. Diejenige der Athene Promachos hatte (nach Beulé acropole II p. 307) eine Ausdehnung von 6,80 + 4,60 Meter, und die Porössteine derselben die noch zu Tage liegen, lassen nach zahlreichen Analogien auf der Akropolis eine Bedeckung mit Marmorplatten als sehr glaublich erscheinen.

Dass die wagenbesteigende Figur weiblich sei, was bezweifelt worden ist, scheint mir jetzt durch den Vergleich der als zugehörig erwiesenen männlichen Figur sicher gestellt zu sein. Das feine Profil des Gesichts, die zarte Bewe-

gung der Arme, der schwächliche Bau der Hand und ihres Gelenks müssten an einer männlichen Figur befremden. Die trotz aller Feinheit der Zeichnung weit kräftigeren Formen des sogenannten Theseus oder Hermes lassen den Unterschied bestimmt genug empfinden. Dieser Umstand giebt für die Deutung der Composition wenigstens das negative Resultat, dass kein Sieger eines hippischen Agon dargestellt ist, wie man nach analogen Monumenten vermuthen könnte (vgl. das Relief in Delphi, *annali d. inst.* 1861 p. 64 tav. d'agg. B. 1, und zwei entsprechende an zwei kleinen Basen unter den Propyläen).

Dass der Stil dieses Reliefs gegenüber der Aristionstele einen »höchst bedeutenden Fortschritt« und eine Zartheit zeige, die erst »bei wiederholter Betrachtung ganz genossen werden kann,« scheint mir unrichtig zu sein. Eine wiederholte Betrachtung lässt vielmehr auf sehr viel unverstandene Dinge aufmerksam werden. Im Torso ist die Bewegung vollkommen verloren gegangen. Das Relief welches dem Rücken gegeben ist, wäre so nur möglich, wenn das rechte Bein auf den Wagen aufsetzte, und doch ist sicher das linke gemeint, da es weit flacher gehalten ist. Durchaus unwahr ist die Profillinie des Brustansatzes unter dem Hals und die gerade Profillinie des Leibes, die spitzwinklig mit dem obern Contur des linken Schenkels zusammenstösst. Nicht mehr als nur die gute Absicht verräth die Ausführung des Motivs, bei der raschen Bewegung des Körpers, im Obergewand um die Achseln und am Rücken sich Luft fangen zu lassen. Und schlechterdings unverständlich bleibt das Obergewand zwischen den Beinen; diese Partie entbehrt jedes Zusammenhangs mit dem Uebrigen, und ist gedankenlos von aufrecht schreiten-

den Figuren auf diese Situation übertragen. Mit einer genügsamen Symbolik die an die Manier der Vasenmalerei erinnert, sind dieselben feinen parallelen Wellenlinien bei den Pferdeschwänzen wie bei dem Krobylos der Frau und ihrem wollenen Untergewand angewendet. Die Rundung des Rades ist mechanisch durch den Zirkel hergestellt, dessen Einsatz in der Mitte der Nabe noch zu sehen ist.

Dass der Hermenkopf (p. 165) mit der angeblich gefälschten Inschrift *ΦΕΡΚΥΛΗΣ*, aus Tivoli im Museum zu Madrid, archaisch sei, scheint mir eine genauere Betrachtung zu widerlegen. Unbezweifelt archaische Portraits wie der sogenannte Pisistratus im Kaffeehaus der Villa Albani zeigen das vorgeschobene Untergesicht der archaischen Kopfbildung und zeichnen sich durch eine Treue im Kleinen aus, die ich hier empfindlich vermisse, wo ich nichts als leere oberflächliche Formen sehen kann. Zudem treten Widersprüche zu Tage, wie sie allen Werken eigen zu sein pflegen, welche einen fremd gewordenen Stil festhalten. Kurzgeschorenes Haar anzudeuten durch ein »Netz von rautenförmigen Maschen« welche den Kopf überziehen, hätte einem Künstler der alten Zeit nicht beifallen können, der es schon verstand im Barthaar — aller archaischer Kunst entgegen — das bunte Durcheinander der Lockenbewegung und den Bau des Untergesichts wiederzugeben. Auch der Fundort scheint mir von Belang. In römischen Villen bei Tibur sind zu verschiedenen Zeiten eine ganze Masse griechischer Portraitköpfe auf Hermen gefunden worden, alle mit späten Inschriften und kein einziger von archaischer Arbeit, obwohl gerade sehr alte Namen wie Hesiod, Aristogeiton, Lykurg, Anakreon, Bias, Thales,

Kleobulus, Periander, Pittakus, Solon u. A. vertreten sind, vergl. C. I. G. III no. 6017 folg. Visconti Museo Pioclém. I 8; die antiken Bildw. d. lateranens. Mus p. 84 folg. Dass man von all den genannten Personen irgendwie authentische Portraits gehabt habe, ist bei der anerkannt späten Entwicklung des Portraits entschieden zu bezweifeln. Der athenische und römische Kunsthandel der Kaiserzeit muss aus den massenhaft producirenden Werkstätten der Lieferanten erstaunlich rasch und wohlfeil die Paläste und Villen der Grossen mit dem statuarischen Modeschmuck versehen haben. Dabei stand natürlich das Bedürfniss der Käufer über jeder andern Rücksicht. Mit derselben unbesorgten Bereitwilligkeit mit welcher die Bildhauer der Renaissance für die römischen Villen und Paläste ganze Serien ersonnener Portraits von römischen Helden und Kaisern lieferten, wird man auch damals auf alle Weise das »*far l'impossible*« verstanden haben. Unter diesen Umständen wäre es ein wunderbarer Zufall, wenn aus solcher Umgebung ein wirklich archaischer Kopf sich erhalten haben sollte. Der Bruch des Halses übrigens, den der Gipsabguss sorgfältig wiedergiebt, sieht gar nicht aus als ob die Herme zum Kopf ergänzt wäre; und aus den Buchstabenformen ist die Fälschung der Inschrift nicht ersichtlich.

Es ist falsch dass die Athene Parthenos i. J. 437 v. Chr. vollendet und geweiht sei (p. 221. 225). Der Scholiast zu Aristophanes Frieden v. 605 nennt das Jahr des Archon Theodoros Ol. 85, 3, welches der zweiten Hälfte von 438 und der ersten von 437 entspricht. Dies ist ein Jahr der grossen Panathenäen; selbstverständlich erfolgte die Weihung und Aufstellung für dieses Fest, auf den Tag der grossen Pompe am

28. Hekatombaion, also im Hochsommer 438 (vergl. Mommsen Heortologie p. 121). — Ebenso ist die Basis dieser Statue nicht »Ol. 95 (um 400)« von Aristokles restaurirt worden, sondern Ol. 95, 3 =  $3^{98}/_{97}$  (Boeckh Staatshaushalt II p. 260), ebenfalls vermuthlich entweder für die Benutzung oder wegen der Benutzung der Statue am Feste der grossen Panathenaien, die in diesem Jahr gefeiert wurden. — Mit sehr allgemeinen Gründen (p. 227), die sich der Verfasser gewiss gelegentlich selbst widerlegt, wird die aus guter Quelle stammende Nachricht bezweifelt dass Lachares den abnehmbaren Goldschmuck der Statue geraubt habe; dies gelte höchstens für »Beiwerke, wie den Kranz der Nike, der in den Staatsrechnungen [soll heissen: Uebergaburkunden] allein aufgeführt wird, also abnehmbar war«. Von der alljährlichen Ablösung und Wägung des gesamten Goldschmucks zum Behufe der Uebergabe an die neuen Tamiai, von der ganzen praktischen Herstellung der Statue aus einzelnen Theilen, von der Unmöglichkeit eine schwer wiegende Statue der Nike auf einer frei ausgestreckten Hand ohne besondere Stütze ruhen zu lassen, davon und von so vielem Andern, was gegenwärtig nach den Untersuchungen von Boeckh und Bötticher als feststehend betrachtet werden kann, scheint der Verfasser nichts anzuerkennen. Dieser Umstand hat dem wichtigsten Theil seines Werkes über die Werke der Blüthezeit attischer Kunst, besonders am Parthenon, vielfältigen Eintrag gethan, indem in manchen Fällen nicht nur die Natur sondern die Existenz der vorhandenen Probleme ihm entgangen ist. Beispielsweise würde ihn eine unbefangene Beobachtung eines Gipsabgusses gewiss davon überzeugen, dass die

»Stühle« in der Mittelgruppe des Parthenonfrieses der Ostseite durch kein Argument zu beseitigen sind.

Zu bedauern ist, dass der Verfasser Kekulé's Schrift über die Balustrade des Tempels der Athena Nike offenbar nicht mehr eingehend prüfen konnte. Denn nur so weiss ich mir seine abweichenden Bemerkungen I p. 392 und 79 zu erklären. Der durch Kekulé gegebene Nachweis dass die Balustrade im rechten Winkel umbog und an der Nordostseite des Tempels mit einer zweiten Figur der Athene schloss, ist nicht problematisch, sondern in allen Punkten thatsächlich. Ebenso unzweifelhaft richtig ist von ihm die Figur der Athene an der Ecke erkannt, welche nach wiederholter sorgfältiger Prüfung des Originals in der That auf einem Schiffsvordertheil zu sitzen scheint. Und wenn man auch über einige Einzelheiten der von Kekulé gegebenen Erklärung mit Recht verschieden denken mag, so ist sie doch in der Hauptsache durch den vollen Augenschein gestützt. Dass es sich um nichts anderes als um das Opfer einer Kuh (nicht eines Stiers wie der Verfasser noch angiebt) und um Errichtung eines Tropaeon in Gegenwart von Athene handelt, und dass die Anordnung der Fragmente zur Rechten und Linken des Tropaeon in allem Wesentlichen richtig getroffen ist, kann nicht mehr bezweifelt werden. Das letztere lässt sich durch einfache Berechnung erweisen, vergl. Gött. gel. Anzeigen 1869 p. 434 folg.

Zum Schluss nur andeutungsweise die Bemerkung, dass ich die Art und Weise, wie der Verfasser eine grosse Masse schriftlicher, meist dichterischer Nachrichten über Künstler und Kunstwerke benutzt, nicht für richtig halten

kann. Es ist das gemeinste Lob das man von einem Kunstwerk aussagen kann, wenn man sagt dass es lebt; aber es liegt jedem unwillkürlich auf der Zunge wenn er eine bedeutende Wirkung des Kunstwerks empfindet. Unterschiedlos von den Werken des Daedalus an wird dies Lob allen irgendwie ausgezeichneten Hervorbringungen der Kunst von Dichtern und Schriftstellern entgegengebracht, und man kann daraus schlechterdings keine Schlüsse auf die Individualität der Künstler und ihrer Werke ableiten. Nach einer in Rom cursirenden Anekdote, welche Visconti seinen hohen Fremden zum Besten zu geben pflegt, soll Raphael vor dem Reiterstandbilde Marc Aurels »avanti«, Michel Angelo, »fermati« ausgerufen haben. Derartige concetti, welche zu Dutzenden über die verschiedensten guten wie schlechten Kunstwerke aufkommen, und welche an Werth beispielsweise den über Gebühr gerühmten und besprochenen Epigrammen über die Kuh Myrons vollkommen gleichstehen, scheinen mir für die Kunstgeschichte nicht mehr als die Bedeutung einer einfachen Notiz zu haben. Allerdings wird der Gewinn, den man bisher für die Charakteristik der Künstler aus schriftlichen Kunsturtheilen zu ziehen meinte, bedeutend zusammenschwinden, wenn man mit diesem Princip der Kritik Ernst macht. Aber der Verlust eines Scheingewinns würde sich nicht beklagen lassen.

Zürich.

Otto Benndorf.



**Les poisons.** Par Arthur Mangin. Illustration par Gerlier et Freeman. Tours, Alfred Mamé et fils, éditeurs. 1869. 356 Seiten in Octav.

Wir haben in dem von uns in diesen Blättern angezeigten Werke über Vergiftungen von Tardieu und Roussin, das seltsamer Weise von deutschen Professoren über seine natürlichen Grenzen hinaus verpflanzt worden ist, eins jener Werke kennen gelernt, wie sie die medicinische Literatur Frankreichs nicht selten aufzuweisen hat, in denen die Autoren auf Grundlage eines möglichst geringen und oberflächlichen Studiums sich berufen fühlen, sich als Autoritäten in einer ganzen Disciplin aufzuspielen, eine Rolle, zu welcher ohnehin die Stellung des Einen, der Nachfolger des trotz mancher von ihm begangener Fehler durch seine Leistungen in alle Zeiten berühmten Orfila ist, die passende Basis zu bieten scheint. Wenn das die Grossen der Welt (Paris bedeutet ja die Welt in den Augen der Franzosen) thun, was bleibt dann den *dii minorum gentium* übrig? Dürfen wir uns wundern, wenn Mr. Arthur Mangin in Tours es unternimmt, auf Grundlage noch viel geringerer eignen Studien eine Toxikologie für das Volk zu schreiben?

Ist es nothwendig, ist es zweckmässig, die Lehre von den Giften zu popularisiren? Das ist eine sehr ernste Frage, die von vielen deutschen Toxikologen und Hygienisten ohne Zweifel negirt werden wird. Hat doch der durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Sanitätspolizei wohlverdiente und bekannte Pappenheim den Giftpflanzenunterricht aus der Schulstube verbannt und an dessen Stelle einen Nahrungspflanzenunterricht gesetzt wissen wol-

len, weil durch jenen Unterricht dem Giftmorde Thür und Thor geöffnet werde. Wir selbst bekennen, dass wir die Toxikologie nur ungern popularisirt sehen, halten aber die früher bestehenden Gefahren für fast ganz gehoben, seitdem die alte Lehre sich als irrthümlich erwiesen hat, dass man nicht im Stande sei, organische Gifte als solche aus dem Leichname Vergifteter wieder herzustellen, seitdem man im Gegentheile Methoden und Reactionen kennt, vermittelt deren wir auch solche Gifte, mag ihre Kenntniss als Gift auch noch so neuen Datums sein, zu isoliren und zu charakterisiren vermögen. Ein populäres Buch, in welchem diese Möglichkeit der Aufspürung eines jeden Giftmords gebührend und wiederholt hervorgehoben wird, kann keinen Schaden stiften, ja, indem es Kenntnisse über die Erscheinungen der Intoxication und insbesondere über die Behandlung derselben verbreitet, kann aus ihm unläugbar ein grosser Nutzen hervorgehen; denn es lässt sich nicht läugnen, dass im Volke und auch unter den gebildeteren Ständen über die Erkennung der Vergiftung und über die Gegengifte und das bei Vergiftungen einzuschlagende Verfahren theilweise völlige Unkenntniss, theilweise die heilloseste Verwirrung herrscht; letztere bei uns nicht wenig genährt durch die Einmischung verschiedener Unberufener aus dem Corps der Schriftgelehrten, die sich in Alles hineinmengen, was sie nicht verstehen, und welche von vorwitzigen schriftstellerischen Ergüssen ebensowenig lassen können wie der Mohr seine Haut wandeln kann und der Panther seine Flecken!

Hat nun unser Französischer Autor einen Begriff von den Anforderungen, welche man an denjenigen zu stellen hat, der die Giftlehre po-

pularisiren will? Wir müssen diese Frage unbedingt verneinen, zugleich unsren Zweifel darüber ausdrückend, ob für eine solche Tendenz, wie das fragliche Unternehmen sie nach unsrer Ueberzeugung haben sollte, sich ein Leserpublikum unter dem angeblich an der Spitze der Civilisation marschirenden Volke finden werde. Die Berechtigung zu diesem Zweifel giebt uns Mangin selbst in seiner höchst charakteristischen Einleitung, deren Gedankengang hier kurz reproducirt werden mag.

»Ihr staunt, lieben Leser, sagt Mangin, wenn ihr den Titel meines Buches seht, denn der verspricht nichts Lustiges, aber ich habe auch nicht die Absicht euch zu erheitern. Ich hoffe, ihr findet doch Interesse an meinem Buch und ihr lernt Manches daraus, was ihr nicht kennt, und worüber ihr froh sein werdet, dass ihr es lernt. Fehlt das Komische, wohl, das Tragische wird nicht fehlen, ihr sollt beim Lesen dieser Blätter keine gute Laune haben, im Gegentheil, an manchen Stellen soll sie Euch Etwas von jener leidenschaftlichen Erregung mittheilen, die ihren Werth besitzt, denn sie wird massenhaft und immer mit Erfolg zu Markte getragen, in den Journalen, auf dem Theater, in den Buchhandlungen!« Nun will zwar weiterhin unser Verfasser von diesen »angenehm schauererregenden Erzählungen und Gemälden,« mit denen er sein Buch zu füllen im Stande sei, Nichts wissen; er will nicht, wie er sich weiter ausdrückt, die »dramatischsten Scenen« vor den Augen seiner Leser entrollen, er will »ihr Blut in den Adern nicht gerinnen machen« durch die »Schilderung der schrecklichsten Missethaten, bald durch empörende Strafflosigkeit, bald durch Marter bestraft, die an Gehässigkeit

dem Verbrechen selbst gleichkommen,« wonach wir Mangin wohl als Gegner der Todesstrafe anzusehen haben. Er will nicht seine Leser aus der Werkstatt des Giftmischers zu dem Todeskampfe der Vergifteten, aus dem Gerichtshofe zur Folterkammer, aus der Folterkammer zum Schaffot spazieren führen, und wie die bombastischen Redensarten noch weiter heissen mögen. Er verdammt sogar die Autoren, welche das Publikum mit einer solchen gewaltthätigen und ungesunden Literatur vollpfropfen, die »unter dem Vorwande des Realismus nur schmachvolle Laster und wilde Leidenschaften in Scene setzen.« Zwischen Mangin und seinen Lesern handelt es sich um Wissenschaft, um Chemie und Physiologie.

Wir wollen nun, ganz abgesehen von den Tendenzen, die das Ideal eines Buches über populäre Toxikologie haben müsste, Mangins Versuch, das Publikum über chemische und physiologische Fragen in Betreff von Giften aufzuklären, als einen berechtigten ansehen, obschon offenbar die Chemie und Physiologie ja zweckmässiger für sich popularisirt würden. Wir müssen auf jenen Abscheu Mangin's vor der littérature violente et insaine als einen berechtigten erklären und stehen nicht an, mit ihm jene empörenden Schaustellungen der Laster, wie sie das petit Journal und ähnliche Weltstadthblätter täglich verüben, zu verdammen. Aber, müssen wir fragen, wenn unser Autor diesen Ekel hat, weshalb giebt er dann in seinem Buche selbst wieder solche »tableaux délicieusement horripilants« in grosser Menge? weshalb führt er sein Unterfangen nicht durch, allein durch Darstellung physiologischer und chemischer Facta dem Verständnisse des Publicums gemäss diesem

wissenswerthe Sachen nutzbar zu machen? Wozu schmückt er das Buch mit Illustrationen, die offenbar darauf berechnet sind, entweder zu rühren oder zum Lachen zu bringen? Er beabsichtigt ja doch nicht zu erheitern, und wozu dient das zu S. 178 gehörige Bild, eine dem Schwefelbade in geschwärztem Zustande ihrer sonst durch Bleiweisssschminke weissen Wangen entstiegene Pariserin nebst ihrem in einer sehr artigen Verbeugung begriffenen Arzte darstellend, anders als zum Erregen der Heiterkeit? Bedarf es, um die Einwirkung des Schwefelwasserstoffs auf Bleisalze zu demonstrieren, einer derartigen Abbildung? Es fiel dem Unterzeichneten nicht ein, dies zu rügen, wenn es sich um diese einzige Illustration handelte, die den vom Autor als bei Seite zu schieben bezeichneten Intentionen entspräche und sich mit seinen eignen Ansichten nicht vertrüge; *quandoque bonus dormitat Homerus*. Aber wir können geradezu sagen, ein grosser Theil der beigegebenen Bilder, wo dieselbe nicht naturhistorische Gegenstände oder Apparate betreffen, sind Reizmittel, vielleicht nothwendige Zugmittel für das Publicum, vielleicht charakteristisch für den Standpunkt der Leser, für welche das Buch berechnet ist, immer aber den von Mangin entwickelten Ansichten ein Faustschlag in das Gesicht! Wenn man nur irgend etwas Charakteristisches für die betreffende Vergiftung darin erblicken könnte, so wollten wir sie gelten lassen, wie vielleicht das zu S. 216 gehörige Bild, zwei Personen, die auf dem Boden unsichtbare Käfer oder Schmetterlinge suchen, als praktisches Beispiel für die Wirkung von Belladonna und Stramonium auf die Sehorgane. Aber das ist durchweg nicht der Fall; es lernt Niemand Et-

was aus diesen Bildern, man lacht, staunt oder bekommt eine Gänsehaut, je nach den Umständen. Da sehen wir als Illustration zur Kohlenoxydvergiftung einen weiblichen Körper, halb bekleidet, mit herabwallendem Haar, in horizontaler Position auf einem dürftigen Lager und zu Füßen des letzteren steht der Kohlentopf, aber die Kohlen verglühen nicht, sondern brennen lustig, um möglichst wenig Kohlenoxyd zu produciren; woran mag die Arme wohl verstorben sein? Da sehen wir an einer anderen Stelle ein Bild, dessen Hintergrund ein ziemlich magerer Klepper bildet, vor ihm ein Groom, beide angestaunt von einer Menge, deren Kopfbedeckung sie als Droschkenkutscher legitimirt, im Vordergrund echt englische Köpfe und Backenbärte, die Gesichter theils strahlend vor Freude, theils offenbar blasirt und gelangweilt, theils auch etwas freudig erregt, Hüte nur ausnahmsweise fashionable; im Hintergrunde viele Köpfe und Bruststücke dicht gedrängt, Wagen mit Pferden und dergl. Wie kommt das Bild in eine populäre Toxikologie? Was stellt es dar? »Les courses de Shrewsbury.« In der That, das ist ein Anhaltspunkt, und wenn man speculirt, wird man sich allmählig an den Gedanken gewöhnen können, vielleicht sei Einer der Köpfe derjenige von William Palmer oder der des von diesem Meister des Tuf mit Strychnin beseitigten John Parsons Cook! Offenbar ein sonderbares Gemälde als Illustration zur Strychninvergiftung! Man wird mir wohl die Beleuchtung der übrigen Illustrationen und Tableaux erlassen und sich mit der Bemerkung genügen lassen, dass sich eine grosse Vielseitigkeit darin kundgibt, indem die verschiedensten Zeitalter und die verschiedensten Länder ihr Contingent haben stellen müssen. Steiermark liefert seine Styriens toxico-

phages als Illustration zum Arsenikessen, wobei die betreffenden Individuen nach dem Verhalten der Gaströenemii wohl nicht nach der Natur gezeichnet sind; Asien liefert ein Phantasiegemälde, les Haschichins chez le Seigneur de la Montagne, mit einem Nargileh im Vordergrund und orientalisches costümirten, offenbar psychisch erregten Individuen mit stark gebogenen Nasen; Neu-Granada muss ein Indianerpaar beim Kochen des Curare beschäftigt liefern, für dessen genauere Kenntniss übrigens auch England in Watertons vom Tode erweckter Eselin (ob Portrait?) beisteuert! Aus dem Alterthum präsentirt sich uns in echtgriechischem Profil Médée chassée d'Athènes, aus dem Mittelalter Wood-ron, der Giftmischer im Dienste Carls des Bösen, und zwar im Momente seiner Hinrichtung, auf einem von Lanzen und Harnischen starrenden Bilde, aus der Zeit des Poudre de succession und der Aqua Toffana die Herzogin von Bouillon, anscheinend in Crinoline, vor ihren Richtern in Allongeperücken, aus neuester Zeit Helene Jegado, und zwar im Augenblicke ihrer Verhaftung. Heisst denn das nicht geradezu das thun, was M a n g i n mit seinem Anathema belegte, einen Spaziergang machen aus der Giftküche in den Gerichtssaal, in den Kerker, auf das Schafott!

Es kann natürlich nicht die Rede sein von dem Eingehen in Einzelheiten eines populären Buches, dessen Besprechung in einer vorzugsweise gelehrten Anzeigen gewidmeten Zeitschrift wohl Derjenige nicht rügen wird, welcher die Nothwendigkeit der allgemeineren Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse anerkennt und nicht die Wissenschaft als Domäne einzelnen Bevorzugten in Pacht geben will. Es handelte sich für uns nur darum, den Standpunkt zu

charakterisiren, der sich für die Volksthümlichmachung einer Wissenschaft in Frankreich heutzutage aus einem gegebenen Beispiele ergibt und darzuthun, zu welchen Concessionen sich selbst ein Autor verstehen muss, welcher die Mittel verdammt, die man jenseit der Vogesen anwenden muss, um Leser zu gewinnen. Selbst ein solcher Autor muss sich der Knalleffecte und eines rhetorischen Pathos bedienen, der an der Grenze des Erhabenen und Lächerlichen steht! Gottlob, dass wir nicht diese Art der Popularisirung der Wissenschaft als Modeartikel zu importiren brauchen und dass wir Muster-schriften, z. B. in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung gemeinnütziger Aufsätze für unser Volk besitzen, deren immer zunehmende Verbreitung den Beweis für das Vorhandensein einer vorgeschrittenen Bildungsstufe und eines ernsteren Strebens in unseren Landsleuten beweist.

Die Bücher, welchen Mangin die Facta entlehnt hat, die er in seinem Buche vorführt, sind vorzugsweise die Handbücher der Giftlehre von Flandin einerseits, dem insbesondere die geschichtliche Parthie entnommen ist, und von Tardieu und Roussin. Da beide Quellen recht trübe sind und Mangin nicht im Besitze eines Filtrirapparates zur Beseitigung der darin vorhandenen mannigfachen Irrthümer war, finden sich manche Fehler dieser Bücher wieder. In manchen Punkten ist indess Mangin über dieselben hinausgegangen, wie er z. B. dem Akazgift einige Seiten und ein Phantasiegemälde, ein Ordeal der Neger von Gabon, wobei der überführte und vergiftete Zauberer übrigens in einer Situation, die mit der tetanisirenden Wirkung dieses Giftes contrastirt, sich befindet, gewidmet hat.

Die Ausstattung des Buches ist gut, nament-



lich auch die Abbildungen giftiger Pflanzen, Thiere u. s. w. meist naturgetreu, obschon hier und da nicht in angemessenem Verhältnisse zur natürlichen Grösse. Theod. Husemann.

---

Schneemann, Gerardus, societatis Jesu presbyter: Sancti Irenaei de Ecclesiae Romanae principatu testimonium commentatum et defensum. Friburgi Brisgoviae, Sumtibus Herder. MDCCCLXX.

Was der Verf. in dieser Abhandlung, als Appendix ad quartum tomum collectionis Lacensis, qui recentiora Galliae concilia continet, gedruckt, näher besprochen hat, ist der bekannte Ausspruch des Irenäus, auf welchen als auf das älteste patristische Zeugniß für den Primat des Papstes sich die Vertheidiger desselben so häufig zu berufen pflegen: Ad hanc (sc. Romanam) Ecclesiam propter potentiorum principatum necesse est omnem convenire Ecclesiam, hoc est, qui sunt undique fideles, in qua semper ab his qui sunt undique, conservata est ea quae est ab Apostolis traditio (Irenaei opp. ed. Massuet, Venet. 1734, Tom. I, p. 175 55), und in der That findet der Jesuitenpriester in diesen Worten nicht mehr und nicht weniger, als die ganze Unfehlbarkeitslehre, wie sie auf dem Concil von diesem Jahre 1870 endlich definirt worden ist. Wir bekennen nun dem gegenüber von vorn herein, dass es uns in Betreff unserer Stellung zu dem eben genannten Dogma völlig gleichgiltig sein würde, welche Anschauung Irenäus und seine Zeit über die Bedeutung des römischen Bischofs gehabt haben möchte, und wäre der fromme Bischof von Lyon auch ein Infallibilist von reinstem Wasser gewesen, so könnte uns das doch nicht bewegen, es gleichfalls zu sein, eben so wenig, wie uns das Gegen-

theil zu einer Verwerfung dieses neuesten Dogma's veranlassen könnte. Für uns hat diese vielberufene Stelle aus dem Ketzerbuche des Irenäus lediglich eine geschichtliche Bedeutung, nämlich die, dass sie uns allerdings sagt, welche Meinung ihr Urheber und vielleicht auch noch andre Männer seiner Zeit über die Stellung gehegt, die die Mutterkirche des Abendlandes in der Christenheit einzunehmen habe, aber ob diese Meinung die richtige sei, so dass wir, wollten wir anders correcte Christen sein, sie auch noch jetzt in diesen späten Tagen annehmen müssten, das hängt für uns doch von ganz anderen Erwägungen ab, als bloss von der Bemerkung, dass der »S. Doctor« es also gesagt hat, zumal wir nicht wissen und nicht einzusehen vermögen, woher dem Irenäus denn die Unfehlbarkeit kommen sollte, auf die ja, nach der Meinung der Infallibilisten selbst, keineswegs ein Lyoner Bischof, sondern lediglich der Bischof von Rom Ansprüche soll erheben dürfen. So stehen wir dem Ausspruche des Irenäus denn allerdings mit der vollen Unbefangenheit gegenüber, wie der sie hegen muss, der diese so viel umstrittene und freilich auch sehr dunkle Stelle richtig deuten will, und — würden wir finden, dass der Vertheidiger der Infallibilität sie richtig verstanden hätte, wir würden gar keinen Anstand nehmen, dies ganz ohne Weiteres zuzugestehen, höchstens mit der Bemerkung, dass dann der ungeheure Irrthum der neusten Bischofsmajorität zu Rom mit seinen Wurzeln tiefer in die Vergangenheit hineinreiche, als wir es bisher gemeint hätten.

Aber dass der Verf. mit seinen Auseinandersetzungen Recht und die Gegner, »Katholiken und Akatholiken«, mit denen er es zu thun hat, siegreich aus dem Felde geschlagen habe, kön-

nen wir nun doch keineswegs zugeben. Die in Rede stehende Stelle hat neuerdings wieder eine grosse Bedeutung für diejenigen gewonnen, welche als Mitglieder der römisch-katholischen Kirche in die Kämpfe um das Infallibilitätsdogma verflochten gewesen sind, und namentlich sind hervorragende deutsche Theologen, vor Allen Döllinger in München, mit einer Auslegung der Worte des Irenäus hervorgetreten, welche alle die schönen Dinge nicht in ihnen hat finden wollen, die die Anhänger der Infallibilität, u. A. auch der belgische Bischof Dechamps, in sie hinein gelegt haben. Diesen, den Gegnern des Ultramontanismus in der römischen Kirche gegenüber hat nun der Verf. recht eigentlich seine Abhandlung verfasst, um sie zu belehren, dass das Dogma, welches sie bestreiten, von den frühesten Zeiten her in der Kirche Giltigkeit gehabt habe, und um ihnen zu Gemüthe zu führen, wie sehr sie sich mit der ursprünglichen Tradition ihrer Kirche in Widerspruch setzen, wenn sie den Beschluss des neuesten Concils nicht anerkennen wollen. Doch meinen wir, der Verf. habe, ungeachtet all des Aufbietens von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, mit dem er seine Sache geführt hat, keineswegs bewiesen, was er hat beweisen wollen, und am Wenigsten sei es ihm gelungen, den alten ehrwürdigen Irenäus zu einem Unfehlbarkeitsmanne nach der Art der heutigen Bischofsmehrheit zu stempeln. Im Grunde sind es reine Zirkel, in denen der Verf. sich bewegt, und wenn auch das Eine oder Andre, das er beibringt, für einen Augenblick überraschen mag, eine genaue Erwägung sämtlicher zu berücksichtigender Momente führt doch dahin, zu erkennen, dass die protestantische Meinung, nach welcher auch in dieser Stelle von einem Primat der Kirche

Roms und ihres Bischofs im eigentlichen und namentlich in dem von den Ultramontanen jetzt beliebten Sinne noch nicht die Rede sei, nach wie vor aufrecht erhalten werden dürfe.

Die protestantische und nun auch von der katholischen Opposition vertretene Auslegung unsrer Stelle ist kurz folgende: Irenäus sucht gegenüber den Häretikern seiner Zeit nach einer Instanz, auf welche man sich in Sachen der christlichen Wahrheit sicher verlassen, d. h. bei der man die ursprüngliche christliche Lehre mit aller Zuverlässigkeit finden könne, und er meint als solche, die »von den Aposteln selbst eingesetzten Bischöfe und deren Nachfolger« bezeichnen zu dürfen. An diese, welche Nichts von jenen ketzerischen Verkehrtheiten gelehrt oder gutgeheissen haben, soll man sich halten, und zwar ist es da die bestimmte Meinung des Irenäus, dass keineswegs die Kirche zu Rom allein die ursprüngliche christliche Lehre bewahrt und deshalb vor den übrigen von den Aposteln gegründeten Kirchen einen Vorzug einzunehmen habe, sondern dass vielmehr jeder apostolische Bischofssitz diese Stellung in der Kirche einnehme. Aber, meint nun Irenäus weiter, weil es ihn zu weit führen werde, wenn er alle diese Sitze und die Reihe ihrer Bischöfe in seinem Buche auführen wolle, so sei es genug, sich auf die Tradition der römischen Kirche zu berufen, um die Ketzer zu widerlegen, und das genüge um so mehr, als wegen der vorzüglichen Stellung, welche Rom als die Welthauptstadt einnehme (*propter potentio rem principalitatem sc. urbis*) die ganze Kirche, d. h. Gläubige von überall her, in der Kirche Roms zusammen kommen müssten, die in Rom bewahrte Tradition also Allen am leichtesten zugänglich sei. So etwa die protestantische Auffassung der in

Rede stehenden Stelle, und von einem Primat des Papstes, vollends von einer dem jeweiligen Inhaber des römischen Bischofsstuhles zukommenden Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten wäre danach bei Irenäus so wenig die Rede, dass derselbe vielmehr sämtlichen »apostolischen Stühlen« die gleiche Würde mit dem zu Rom vindicire und den römischen nur besonders hervorhebe, weil derselbe als der der Welthauptstadt den Gläubigen »von überall her« am Leichtesten zugänglich sei. Dagegen will nun der Jesuitenpriester in der vorliegenden Abhandlung ein ganz anderes Verständniss als das allein zulässige vertheidigen: die Worte des Irenäus *Ad hanc enim ecclesiam necesse est omnem convenire ecclesiam* sollen bedeuten: »mit dieser, nämlich der römischen Kirche, muss die ganze Kirche übereinstimmen und zwar wegen des der Kirche Roms zustehenden Primats oder Principats«, wie der Verf. die Worte »propter potentiorum principalitatem« verstanden wissen will, und in der That, wäre diese Deutung die richtige, da würde die ultramontane Theorie im zweiten Jahrhundert an dem Lyoner Bischof wenigstens einen Vertreter gehabt haben. Doch aber sind es nun die gewichtigsten Bedenken, welche der Auffassung Schneemann's entgegen stehen und zwar solche, die dieselbe, wenigstens nach unserm Bedünken, geradezu unmöglich machen.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass in der Zeit des Irenäus, soweit wir beglaubigte Dokumente aus derselben kennen, die von dem Jesuitenpriester dem alten Kirchenvater zugeschriebene Anschauung von einem dem römischen Bischofe zukommenden Vorrang von den übrigen apostolischen Sitzen ganz und gar nicht angetroffen wird, diese Anschauung vielmehr

einer verhältnissmässig viel späteren Zeit angehört und erst das Resultat von Bestrebungen und Kämpfen ist, welche in die Zeiten nach Irenäus fallen. Irenäus würde also mit dieser Anschauung in seiner Zeit völlig vereinzelt dastehen und eine Lehre vortragen, für welche damals noch die geschichtliche Vermittlung fehlte, ein Umstand, der doch gewiss gegen die jesuitische Auffassung seiner Worte nicht wenig in's Gewicht fällt. Dann aber scheint auch die protestantische Auslegung dieser Worte überhaupt die natürlichere und den Verhältnissen angemessenere zu sein. Die richtige christliche Lehre, sagt Irenäus, findet man bei den s. g. apostolischen Stühlen, aber es würde sehr weit führen, wollte ich sie alle aufzählen und namentlich durch HERNENNEN ihrer Bischofsreihen nachweisen, dass sie in ununterbrochener Reihenfolge mit der apostolischen Zeit zusammenhängen. Auch bedarf es dessen nicht, denn eine Kirche giebt es ja, mit welcher alle andern zusammenhängen, das ist die der Welthauptstadt, nach welcher, weil sie dies ist, Gläubige von überall her zusammenkommen, und daher genügt es, auf diese zu verweisen, einmal weil sie am Leichtesten zugänglich ist, und das andre Mal auch, weil zu präsumiren ist, dass durch den Zusammenfluss der Gläubigen von überall her, der in ihr stattfindet, auch in ihr die ursprüngliche apostolische Tradition am Ehesten und Sichersten bewahrt worden sei (*in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ab Apostolis traditio*). In der That, diese Auffassung stimmt doch so genau mit den damaligen Verhältnissen und namentlich mit der Stellung, welche Rom als politischer Mittelpunkt der Welt zu den Zeiten Irenäus einnahm, überein, dass eben dadurch schon ein günstiges

Vorurtheil für ihre Richtigkeit hervorgerufen werden muss, zumal — worauf nun drittens noch besonders hinzuweisen ist — Irenäus nach seinen ausdrücklichen Worten die Qualität, Bewahrerin der ursprünglichen apostolischen Ueberlieferung zu sein, keineswegs der Kirche zu Rom und ihrem Bischofe allein und auch nicht einmal in besonderem Maasse zuschreibt, sondern vielmehr denen, qui ab Apostolis instituti sunt Episcopi in Ecclesiis, et successoribus eorum usque ad nos, qui nihil tale docuerunt neque cognoverunt, quale ab his (sc. haereticis) deliratur, d. h. doch wohl allen apostolischen Stühlen ohne Ausnahme und in dem gleichen Maasse, so dass von einem Principat Roms in dieser Beziehung hier keineswegs die Rede ist, wie denn Rom nur hervorgehoben wird, weil es, wie es ausdrücklich heisst, zu weitläufig sein würde, die andern apostolischen Sitze und deren Successionsreihen auch anzuführen (quoniam valde longum est in hoc tali volumine omnium ecclesiarum enumerare successiones). Nach diesen Voraussetzungen würde man in der That einen eigenthümlichen Begriff von der Gedankenklarheit des Lyoner Bischofs bekommen müssen, wollte man ihm nun doch die Meinung beilegen, Rom habe einen geistlichen Principat über alle andern Kirchen auszuüben, auch über die apostolischen Sitze, und vollends es komme dem Inhaber des römischen Stuhles die Unfehlbarkeit und damit die kirchliche Oberherrschaft zu: die widersprechendsten Dinge würde Irenäus da doch in derselben Satzreihe behauptet haben: einmal die Qualität aller apostolischen Sitze, die Fundorte der lauteren christlichen Wahrheit zu sein, und dann doch wieder die alleinige Qualität des römischen Stuhles gerade in dieser nämlichen Beziehung.

Freilich sucht der Verf. seine Auffassung ja nun auch sprachlich zu rechtfertigen, indem er den in Rede stehenden Satz zergliedert und nachzuweisen sich bemüht, dass die da gebrauchten Worte den von ihm ihnen beigelegten Sinn auch haben können. Aber ein Anderes ist es doch, ob dieser Sinn mit ihnen unter Umständen verbunden werden kann oder ob sie denselben unter den hier vorliegenden Umständen haben müssen, und das Letztere hat der Verf. so wenig dargethan, dass vielmehr gesagt werden muss: aus dem Zusammenhange, in welchem sie stehen, erhellt, dass sie den Sinn des Verf. nicht haben können, dass es lediglich eine *petitio principii* ist, wenn der Verf. sie doch in dem ultramontanen, in dem Sinne unsrer modernen Infallibilisten meint deuten zu sollen. Dass die Worte »*propter potentiorum principalem*«, wie sie da stehen, nicht nothwendig von dem Principat der römischen Kirche verstanden werden müssen, — um diesen Sinn herauszubringen, will der Verf. ja auch »*principalitas*« mit »*principatus*« vertauscht wissen, was denn doch auch wohl so ohne Weiteres nicht angeht — sondern dass sie auch sehr gut von dem politischen Vorzuge, den die Stadt Rom als die Welthauptstadt einnahm, gedeutet werden können, leuchtet wohl ohne Weiteres ein, auch wenn das in diesem Falle zu ergänzende Wort »*urbis*« nicht dabei steht, und da, wie bereits gesagt, die Qualität, Fundgruben der christlichen Ueberlieferung zu sein, allen apostolischen Sitzen zugeschrieben, von dem zu Rom aber eine »*principalitas*« in dieser Beziehung nicht behauptet, vielmehr dieser ausdrücklich nur deshalb angeführt wird, weil die ausführlichere Erwähnung der andern zu weitläufig sein würde, so bleibt



denn doch kaum etwas Anderes übrig, als die *principalitas* von Rom als der Welthauptstadt zu verstehen. Damit aber würde dem übrigen *Räsonnement* des Verf. der Boden eigentlich völlig entzogen sein, denn sieht man genau hin, so hängt seine ganze Demonstration doch eigentlich daran, dass Irenäus der Meinung sei, dem Stuhle zu Rom komme die *principalitas* oder vielmehr der Principat vor den übrigen apostolischen Sitzen zu: fällt diese Voraussetzung des Verf., so fällt damit auch seine ganze übrige Beweisführung. Denn wenn man dann auch, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, wohl übersetzen könnte: »Mit dieser, nämlic. der römischen Kirche muss jede andre übereinstimmen,« so würde diese Uebersetzung doch nur dann als begründet erscheinen können, wenn man dem Lyoner Bischof die Meinung zuschreiben dürfte, dem Stuhle zu Rom komme der geistliche Principat vor jeder andren Kirche zu, dagegen aber — fiele diese Voraussetzung, so würde jedenfalls die andre, dem Wortlaute durchaus angemessene, ja durch diesen unmittelbar gegebene Deutung in ihr Recht eintreten: »Zu dieser Kirche muss jede andre hinzukommen,« nämlich so, dass Gläubige von allen Seiten her (*undique*) wegen der politischen Bedeutung der Stadt sich nach Rom begeben müssen und so auch mit der Kirche in Rom in Zusammenhang gerathen. Wer die Stelle des Irenäus in dem ganzen Satzgefüge, in welchem sie gelesen wird, genau erwägt, wird ohne Zweifel finden, dass die letztere Auffassung die einfachste und natürlichste ist, dass dagegen die des Verf. als eine künstlich herausgeklaupte und dem vorausgesetzten ultramontanen Dogma von der Stellung des Papstes zu Liebe vertheidigte ist.

Und das lehrt denn auch eine genauere Er-

wägung der beiden an den Hauptsatz angehängten Relativsätze: »qui sunt undique fideles« und »in qua semper etc. Wir wenigstens können, trotz Allem, was der Verf. in Betreff dieser Sätze für seine Meinung vorgebracht hat, doch auch in ihnen nur eine Bestätigung unsrer, der protestantischen Auffassung erblicken. Wörtlich übersetzt heisst doch der erste Satz: »die Gläubigen, welche von überall her sind«, aber wird es eben dadurch nicht deutlich, dass Irenäus das »convenire« im Hauptsatze im eigentlichen Sinne als ein »Kommen nach Rom« verstanden haben muss? »Von überall her« sollen sie ja eben nach Rom kommen und deshalb im Stande sein, in der römischen Kirche die rechte Tradition zu finden. Zwar sagt der Verf. nun, das undique sei hier in dem Sinne von ubique zu verstehen, aber ist eben das nicht eine willkürliche Vertauschung eines Wortes mit dem andern, ihm dem Sinne nach nicht gleichen, dem vorausgesetzten Dogma zu Liebe unternommen? und würde man diese Vertauschung nicht doch zurückweisen müssen, auch wenn sich bewahrheiten liesse, dass auch in der späteren Gräcität *πανταχόθεν* und *πανταχοῦ* oft so ohne Weiteres vertauscht worden sei? Der Verf. behauptet dies Letztere und legt auf diese Bemerkung ein grosses Gewicht, indem er darauf aufmerksam macht, dass wir es hier ja mit einer lateinischen Uebersetzung des ursprünglich griechischen Textes zu thun haben; aber zunächst muss man doch auch hier sagen, dass eine so völlig unmotivirte Vertauschung der beiden genannten Adverbien auch von der griechischen Sprache, wie der Verf. sie annimmt, schwerlich behauptet werden kann, sondern dass diese Vertauschung immer nur da eintritt, wo dem Redenden doch irgendwie eine Bewegung

von einem Orte zum andern vor Augen stand, und dann fragt es sich hier ja auch nicht, ob nicht möglicher Weise das undique = ubique sein könne, sondern ob der ganze Zusammenhang der Rede diese Verwechslung anzeige oder verbiete, und da scheint uns denn doch angezeigt zu sein, das undique hier nur in dem ihm eigentlich zukommenden Sinne zu nehmen. Vorauszusetzen ist doch wohl, dass hier mit Absicht »undique« (παριαχόθεν) und nicht »ubique« (παριαχού) gesetzt worden sei, und wenn das, nun, dann doch, weil der alte Schriftsteller hier eine Bewegung von dem einen Orte zum andern im Sinne hatte, nicht ein »überall sein«, sondern ein »Sich-Bewegen von überall her«, aber — dann findet eben dadurch auch die protestantische Deutung der ganzen Stelle ihre Bestätigung. Irenäus will sagen: jede andre Kirche muss mit der zu Rom in Berührung kommen, denn »Gläubige, welche von überall her sind,« kommen nach der Welthauptstadt und treten auf diese Weise mit der römischen Kirche in Berührung. Wir wüssten nicht, welche Deutung ungesuchter und mit den Worten des in Rede stehenden Satzgefüges übereinstimmender wäre, als die eben genannte. Aber — dasselbe gilt denn auch von dem zweiten Relativsatze, der wörtlich übersetzt so lauten würde: »in welcher immer von denen, die von überall her sind, diejenige Ueberlieferung bewahrt worden ist, welche von den Aposteln her stammt.« Gern gestehen wir dem Verf. zu, dass das Relativum »in qua« sich hier nicht auf das letzte, sondern auf das erste »Ecclesia« des Hauptsatzes bezieht, also auf die Kirche zu Rom, und dass hier behauptet werden soll, es sei in dieser immer bis auf die Tage des Irenäus die richtige apostolische Tradition bewahrt worden.

Aber unmissverständlich ist doch auch, dass die Bewahrung der apostolischen Tradition in der Kirche Roms hier dem Umstande zugeschrieben wird, dass »Gläubige von allen Seiten« nach Rom kommen. Freilich, wie Irenäus sich dies gedacht habe, das wird hier nicht näher angegeben, und mag das denn auch dahin gestellt bleiben, zumal es zu weit führen würde, hier in eine Untersuchung darüber einzutreten und die mancherlei Möglichkeiten zu erörtern, die da entgegen treten könnten, aber — der Grundgedanke ist klar: von denen, die von überall her sind, ist in der römischen Kirche die ursprüngliche Ueberlieferung bewahrt worden, und — dass hier das *undique* in seinem eigentlichen Sinne und nicht = *ubique* verstanden werden muss, dürfte deutlich genug sein. Den Satz: »Von denen, die überall sind, ist in der römischen Kirche die apostolische Tradition bewahrt«, bekennen wir einfach nicht zu verstehen, nur wenn *undique* = *undique* ist, kommt ein Sinn in den Satz, aber — erhellt eben daraus nun nicht vollends, dass auch das »convenire« im Hauptsatze im eigentlichen, nicht aber im übertragenen Sinne zu verstehen ist, dass da von einem »Kommen nach der Kirche zu Rom«, nicht von einem »Uebereinstimmen mit ihr« die Rede ist?«

Nach allen diesen Bemerkungen und Einwendungen gegen die Interpretation des Verf., die, wenn es nöthig wäre, noch vermehrt werden könnten, müssen wir dabei bleiben: dem Verf. ist es nicht gelungen, die protestantische und jetzt auch von den Gegnern der Infallibilität unter den Katholischen acceptirte Auffassung dieser Stelle zu widerlegen; was er bietet, ist ein mit einem ziemlichen Aufwande von Gelehrsamkeit gemachter Versuch, die ultramontanen Anschauungen in den berühmtesten Kirchenmann

des zweiten Jahrhunderts hinein zu interpretiren, aber ein Versuch, der als völlig misslungen betrachtet werden muss und bei dem man nur Eins so recht lernen kann, nämlich das Eine, wie leicht es einem scharfsinnigen Manne wird, Worte, bei denen der Urheber von späteren Theorien kaum eine Ahnung gehabt hat, im Sinne dieser Theorien zu deuten, wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist. Ganz besonders tritt dies aber noch hervor, wenn man da liest, dass auch die ganze moderne Infallibilitätslehre bereits in dem heil. Irenäus in nuce enthalten sein soll. Nichts ist so klar, als dies, dass Irenäus die Qualität der apostolischen Stühle lediglich auf den Umstand baut, dass dort die Bischöfe unmittelbar von den Aposteln eingesetzt und sich in ununterbrochener Reihe bis zu den Zeiten des Lyoner Kirchenmannes gefolgt sind. Ausdrücklich redet er da von denen, »qui ab Apostolis instituti sunt Episcopi in Ecclesiis« und von deren Nachfolgern »usque ad nos«, und eben so ausdrücklich zählt er die Reihe der römischen Bischöfe auf, wie sie von den Aposteln herkommen, um dadurch nachzuweisen, dass eben in Rom die echte apostolische Tradition zu finden sei, ja, ganz ausdrücklich sagt er: *hac ordinatione et successione ea, quae est ab Apostolis in Ecclesia traditio, et veritatis praeconatio pervenit usque ad nos*, so dass es ganz unmissverständlich ist, worauf nach des Irenäus Meinung die Qualität der apostolischen Stühle, Fundgruben der rechten christlichen Wahrheit zu sein, beruht: auf der Bewahrung der ursprünglichen Tradition in Folge der ununterbrochenen Aufeinanderfolge der Bischöfe, nicht aber auf der persönlichen Infallibilität des jeweiligen Stuhlinhabers. Diese letztere Lehre stimmt mit der Anschauung des Irenäus

so wenig überein, dass sie nahezu das Gegentheil von ihr ist, aber — dennoch muss sich nun Irenäus gefallen lassen, als erster patristischer Zeuge für dies allmodernste Dogma von dem Jesuitenpriester aufgeführt zu werden. Doch das kann Niemanden Wunder nehmen, der überhaupt weiss, wie diese Leute die Dinge anschauen und behandeln und wie sie namentlich die Geschichte studiren, nicht, um wirklich die geschichtlichen Vorgänge früherer Jahrhunderte zu erkennen und zu einer wahren Anschauung der kirchlichen Entwicklung zu gelangen, sondern um aus dem, was da früher geschehen ist, Capital für ihre neuesten Tendenzen und Velleitäten zu schlagen. Nirgend trifft man gerade in dieser Beziehung eine so grosse Verwirrung, als in den Köpfen der Anhänger des Ultramontanismus, und wer da sehen will, wie da die verschiedenen Zeitalter und deren Richtungen durcheinander gewürfelt werden, der braucht nur den Schluss der vorliegenden Abhandlung zu lesen: historische Notizen genug, aber historisches Verständniss ganz und gar nicht, und das *sum cuique*, das auch bei der Beurtheilung der verschiedenen Zeitalter und bei der Unterscheidung desselben gilt, scheint hier eine ungekannte Regel zu sein.

Aber gesetzt nun auch, es wäre dem Verf. mehr, als es wirklich der Fall ist, gelungen, den Erstling der Gallischen Kirche zu einem Vertreter des Dogma's zu machen, welches der Jesuitenorden der katholischen Kirche in unsern Tagen aufzudrängen gewagt hat, würde denn damit die Giltigkeit und unumstössliche Wahrheit dieses Dogma's bereits dargethan sein? Es ist allerdings eine Manier — und die sich nicht bloss bei den Jesuiten und in der katholischen Kirche findet — für eine zu erhärtende Wahr-

heit auf gewisse. oft sehr willkürlich gewählte geschichtliche Gewährsmänner zurückzugehen und zu meinen, man habe genug gethan, wenn man nachgewiesen hat oder glaubt nachgewiesen zu haben, wie man berechtigt sei, zu sagen: »sanctus Doctor docet,« aber — dass damit doch im Grunde noch nichts für die wirkliche Wahrheit einer Lehre dargethan worden ist, sondern höchstens dafür, dass sie eine geschichtlich hergebrachte sei, sollte kaum erst noch gesagt werden müssen. Nach unserm Dafürhalten geht die Untersuchung nach der Wahrheit eines Dogma's erst an, wenn seine geschichtliche Existenz nachgewiesen worden ist, und jene Manier, bei dem geschichtlichen Nachweise als dem letzten stehen zu bleiben, versperrt sich und Andern stets nur das tiefere Vordringen in die eigentlichen Gründe der Wahrheit. Es ist das auch ein Verschliessen des Himmelreiches vor den Menschen, ohne dass man auch selber hinein kommt, und — wir Protestanten sollten vor diesen Wegen uns hüten. Je mehr wir erkennen müssen, dass sie dem Jesuitismus und der von ihm repräsentirten Richtung homogen sind, desto mehr sollten wir sie perhorresziren und eingedenk bleiben, dass nicht das Hinnehmen der Tradition, sondern allein das eigene Finden und Erleben der Wahrheit uns in den Besitz derselben setzt.

F. Brandes.

---

Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst von Dr. Ernst Gnäd. Erste Sammlung. Triest. Verlag von Schimpff. 1870. IV und 135 S. in 8.

Für die kritische Literatur-Geschichte kann

es, schon ihrer Vollständigkeit wegen, nicht gleichgültig sein, ob die strenge Wissenschaft in ihrer abgeschlossenen Enge beharre oder ob sie, durch allgemein-verständliche Vorträge über Ergebnisse und deren Begründung, die Bildung der grössern Kreise des Volkes zu fördern nicht verschmähe. Die Sprödigkeit eines solchen Verschmähens hat in Deutschland länger als anderwärts angehalten. Es ist jedoch nun seit geraumer Zeit an verschiedenen Orten der löbliche Gebrauch eingeführt, dass Gelehrte vor einem gemischten Publicum, welches voraussichtlich Fähigkeit zum Verständnisse besitzt, populäre Vorträge aus dem Bezirk ihrer Wissenschaften halten. Für das gelehrte Fach können dergleichen Vorträge, wenn sie den Gelehrten nicht zur Verwässerung seiner Wissenschaften verleiten, nur nützlich sein; denn seine Bemühungen um Verständlichkeit bei treu bewahrter Gedanken-Tiefe, werden in Begriffs-Entwicklung und Sprach-Ausdruck sich jedenfalls belohnen und die dunkeln Formel-Worte traditioneller Compendien-Sätze verscheuchen, unter denen der Fortschritt der Wissenschaft selbst zu leiden pflegt.

Es liegen uns hier drei Reden über Gegenstände aus der neuern poetischen Literatur Deutschlands vor. Diese populären Vorträge des Herrn Verf., gehalten zu Triest, in dem Jahre 1867—68, handeln 1. von dem Charakter der Heine'schen Dichtung, 2. über den Welt-schmerz in der Poesie, 3. über Goethe's Lyrik. Wir begnügen uns mit kurzen Andeutungen des Inhalts.

Der erste Vortrag ist eine weitere Vertheidigungsrede für Heinrich Heine. Die Talente des von unbefangenen Urtheilern



längst Verurtheilten erkennt der Verf. an; er legt ihnen sogar einen erheblichen Werth bei; die dessen Poesien begleitende, meistens zerstörende Ironie erklärt der Vertheidiger für den unwiderstehlichen Ausbruch des tiefsten Schmerz-Gefühles, welches der Dichter bei dem Gedanken der Unvollkommenheit, Disharmonie, Vergänglichkeit des Lebens überhaupt und zunächst seines Lebens, empfunden, — daneben auch für die unvermeidlichen Einflüsse der romantischen Schule, die er, von ihr angezogen und verführt, humoristisch überbieten zu müssen geglaubt habe; er sei in der That ein echter Dichter gewesen. — Die Talente Heine's, besonders seine Gabe seltsamer Einfälle, welche das gemeine Publicum anziehen, geben wir gerne zu. Aber ein echter Dichter ist nur der, aus dessen Gemüth und Geist Güte, Wahrheit, Schönheit zu natürlichem Leben in seinen Dichtungen harmonisch zusammenstimmen, und dem es um die Harmonie Ernst ist. Wo es an dieser Grundbedingung fehlt, da ist die geschmückteste Dichtung wie ein aus buntfarbigen Seidenlappen und bemalten Papierschnitzeln zusammengefficktes Spielzeug, das alsbald in den Brand des gellenden Gelächters zu werfen, dem bloss geistreichen Humor freilich sehr leicht wird. Was den angeblichen Schmerz betrifft, so scheint es dem nach neuem Dichterruhm Haschenden ein bequem zu erfindendes Spässchen zu sein, ihn den Lesern und vielleicht sich selbst vorzugaukeln, wie das Feuer, welches der Taschenspieler verschlingt oder ausspeit. Der romantischen Schule fast durchgängige Phantasterei, Oberflächlichkeit, Geschmacklosigkeit und Impotenz konnten zwar eine kleine Periode hindurch die Aufmerksamkeit des stets nach

dem Neuesten begierigen Lese-Publicums fesseln; aber bald wurde der schärfer Prüfende gewahr, ohne »ein weit abgelegenes prosaisches Winkelherz« zu sein, dass etwas Kernhaftes in ihr fehlte und daher auch nicht von ihr ausgehen konnte, ja dass ihre anspruchvollsten Producte in Wahrheit nur zu den Missgeburten zu zählen seien. Der mit jeder anhaltenden Arbeit unbekannte, müssige Zeitverschleuderer, Heine, warf seine Alles zu überbieten bestimmten, meistens schlotterigen Verse auf das Papier, ohne Pietät gegen die Kunst, gegen das Publicum oder gegen sich selbst. Seine in das gesuchteste Zarte und Tiefscheinende hineinstürzende Ironie und Satire ist nicht bloss zerstörend; sie ist beleidigend! Der fratzenhafte Witz ekelt Alle an, die in der Sehnsucht nach dem Ideal auch Ehrlichkeit und Charakter unbedingt fordern. Wo diese fehlen, vermag Talent und zügellose Phantasie nicht zu entschädigen.

Daher möchten wir doch die Beschwerde gegen das Verdammungsurtheil, da deren Gründe, wie die Juristen sagen, nicht erfindlich sind, damit verwerfen, so anmuthig und wacker auch der Herr Vertheidiger die Sache zu führen gesucht hat.

In weit höherem Grade sind wir mit dem zweiten Vortrage der Gnad'schen Sammlung einverstanden. — Der Ausdruck Weltschmerz ist mehrdeutig und übel gewählt. Den affichirten und affectirten, lügenhaften Weltschmerz findet der Verf. mit Recht verächtlich und lächerlich. Die schmerzliche Empfindung der Sehnsucht nach dem unerreichbaren Ideale, die Erfahrung von der, den Hoffnungen endlich befriedigender Einsicht, vollendeter Güte und harmonischen Da-

seins widersprechenden Wirklichkeit, — wie dies indische Lehre, Hiob, Sophokles, römische Satire, mittelalttrige Askese, Lessing, Goethe, u. A. m. ausgesprochen haben, würde jedoch natürlich und berechtigt sein, wenn nicht Gottvertrauen und tüchtiger Lebensernst versöhnend den Schmerz zu überwinden im Stande wären. Aber darin können wir dem Vf. nicht beistimmen, dass er die Klagen des zwar bedeutenden, aber excentrischen Byron, der unglücklichen Leopardi und Lenau, desgl. des eiteln, komödiantenhaften Heine, so hoch stellt, als ob sie in der That unsrer Dichtkunst eine wesentliche Wendung und einen Charakter gegeben hätten. Doch finden wir in diesem Vortrage trefflich hervorgehoben, dass die gesunde Regelung der Lebensverhältnisse und der Geist des echten Christenthums nicht nur dem Einzelnen die beste Läuterung schaffen, sondern auch der Gesammtheit Aussichten gewähren, welche dem Verf. und seinem Publicum am Herzen zu liegen scheinen. An die eigene Kraft und Rührigkeit, gemäss einer freudigen und gesunden Grundlage appellirt er, um ein schöneres Dasein heraufzurufen.

Der dritte Vortrag bespricht Goethe's Lyrik auf eine Art, die des Vf's eingehendes Verständniss in seinen Gegenstand erfreulichst beweiset. Wie des »Lebens-Virtuosen« lyrische Gedichte an Natürlichkeit, Einfachheit, subjectiver und objectiver Tiefe das Muster vereinter Wahrheit und Schönheit darbieten, finden wir in diesem Vortrage höchst anmuthig dargelegt. Möchte die grosse Zahl deutscher Leser und Leserinnen, deren Unbekanntschaft mit den edelsten Schätzen unserer klassischen Literatur uns oft in Erstaunen setzt, sich diesen Vortrag des Vf's zur Lehre dienen lassen!

Göttingen.

M.

Q. Horatius Flaccus, ex recensione et cum notis atque emendationibus Richardi Bentleii. Tomus posterior. Editio tertia. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXX. pp. 710. 8.

Dem ersten Bande, der in diesen Anzeigen 1869 S. 1840 verdiente Anerkennung gefunden hat, ist rasch der zweite gefolgt und so diese dritte weidmannsche Ausgabe des bentleyschen Horatius vollendet. Sie zeichnet sich vor ihren Vorgängerinnen von 1764 und 1826 nicht allein durch treffliche äussere Ausstattung, sondern auch durch innere Vorzüge wesentlich aus. Wie im ersten Bande, so ist auch in den Anmerkungen zu den Epistolae, die der zweite enthält, die genauere Angabe der Stellen, wenn sie bei Bentley fehlte oder unrichtig war, mit grösster Sorgfalt und Genauigkeit hinzugefügt und die handschriftliche Lesart solcher Stellen, wenn sie gerade in Betreff des behandelten Gegenstandes von Bentleys Anführung abweicht, in Klammern beigesetzt. Bei weitem wesentlicher ist, dass Herr Dr. Karl Zangemeister, der sich im kurzen Epilogus p. 708 ff. als Herausgeber nennt, statt des *Index in Q. Horatium Flaccum* von Daniel Aveman und Isaac Verburg, der seit der Amsterdamer Ausgabe von 1713 dem bentleyschen Horaz beigegeben wurde, aber höchst unvollständig, mechanisch und unbequem war, einen ganz von neuem gearbeiteten, in jeder Hinsicht vortrefflichen *Index in Horatium* (p. 195—707) hinzugefügt hat. Wer weiss, welche Mühe die Herstellung eines Index dieser Art fordert, wird sich Herrn Dr. Zangemeister, der schon durch seine Abhandlungen de Horatii vocibus singularibus

(Berlin 1862) und über die älteste Horazausgabe des Cruquius (Rhein. Mus. 19, 321 ff.) seine genaue Kenntniss des Dichters bewiesen hatte, zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlen. Man möchte wol wünschen, dass der Index sich weniger streng nur an den bentleyschen Text gehalten hätte, sondern die Stellen, die jetzt nach den besten HSS. anders geschrieben werden oder wo ein Verderbniss sicher ist und jetzt glückliche Vermuthungen vorliegen, noch etwas mehr berücksichtigt wären (z. B. *ponendaque* E. 1. 10, 13), aber was nur Bentleys Vermuthung ist, was neben Bentleys Lesart in andern Ausgaben an bedeutenderen Abweichungen vorkommt, ist sorgfältig bemerkt. Und die erste Anforderung an einen solchen Index, der wirklich für die Kenntniss des Schriftstellers und der gesammten Sprache nützen soll, Vollständigkeit, ist hier erreicht, wie sich Ref. bei mehreren häufig vorkommenden Worten (z. B. *nec, neque*) überzeugt hat. Der Druck ist auch in diesem Bande sehr korrekt: einige Druckfehler beider Bände sind S. 707 bemerkt, aber man vermisst 2 p. 41 Z. 20 v. u. *hosti* für *hoste*, p. 42 Z. 6 v. u. *vehit* für *vehet*, p. 76 Z. 33 v. u. *mediatum* für *meditatum*, p. 77 Z. 29 v. u. *Cordylus* für *Cordylas*. In den *Corrigenda* p. 707 heisst es auch richtig *reponi iussit* statt des wunderlichen *reponendum iussit*, das sich jetzt wiederholt im 1. und 2. Bande findet. -- Möge denn diese würdige Erneuerung des herrlichen bentleyschen Werkes die eingehende Beschäftigung mit demselben von neuem beleben.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 41.

12. October 1870.

Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung. Von E. v. Hartmann, Dr. phil. Berlin 1869, bei Carl Duncker, 678 S. Gross Octav.

Der Ausgangspunkt für diese Untersuchungen, sowie das zur Aufnahme gegebene Feld sind nach dem Verf. die Worte Kants, Anthropologie §. 5: »Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewusst zu sein, darin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, dass wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewusst sind? — Allein wir können uns doch mittelbar bewusst sein, eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewusst sind.« Je mehr die Philosophie den dogmatischen Standpunkt der instinctiven Sinnlichkeit und der instinctiven Verstandesüberzeugung verliess, und die nur höchst indirecte Erkennbarkeit alles bisher für unmittelbaren Bewusstseinsinhalt Gehaltenen einsah, desto mehr Werth musste natürlich, nach dem Verf., ein indirecter Nachweis der Existenz einer Sache

erhalten und so konnte es nicht fehlen, dass hier und da in denkenden Köpfen sich das Bedürfniss zeigte, behufs der anderweit unmöglichen Erklärung gewisser Erscheinungen im Gebiete des Geistes auf die Existenz unbewusster Vorstellungen als deren Ursache zurückzugehen. Alle diese Erscheinungen zusammenzufassen, aus jeder einzelnen die Existenz unbewusster Vorstellungen und unbewussten Willens wahrscheinlich zu machen und durch ihre Summe das in allen übereinstimmende Princip zur Höhe einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit zu erheben, dieses Princip in seiner hohen Fruchtbarkeit für Specialfragen darzulegen, es in seinem natürlichen und einfachen Uebergang aus dem physischen und psychischen Gebiet in das Metaphysische zu verfolgen, bis es zur All-Einheit erwachsen das Weltall erfasst und sich zuletzt plötzlich als das darstellt, was den Kern aller grossen Philosophien gebildet hat, Spinoza's Substanz, Fichte's absolutes Ich, Schellings absolutes Subject-Object, Plato's und Hegel's absolute Idee, Schopenhauer's Wille etc. — das ist die Aufgabe, welche zu lösen der Verf. nach seinen eigenen Erklärungen unternimmt. — Der positive Inhalt des Begriffs unbewusste Vorstellung kann sich nach ihm erst im Laufe der Untersuchung bilden, vorerst soll es genügen, dass damit eine ausserhalb des Bewusstseins fallende unbekannte Ursache gewisser Vorgänge gemeint ist, welche den Namen Vorstellung deshalb erhalten hat, weil sie mit dem uns im Bewusstsein als Vorstellung Bekannten das gemein hat, dass sie wie jene einen idealen Inhalt besitzt, der selbst keine Realität hat, sondern höchstens einer äussern Realität im idealen Bilde gleichen kann. Dem analog will er

den Collectivbegriff »das Unbewusste« brauchen zur Bezeichnung nicht des negativen Prädicats »unbewusstsein«, sondern des unbekannten positiven Subjects, welchem dieses Prädicat zukommt, speciell für »unbewusste Vorstellung und unbewussten Willen« in Eins genommen. — Hier stösst dem Ref. sofort das Bedenken auf, ob der Ansatz, was unbewusste Vorstellung sei, nicht so gefasst ist, dass er leicht zu falschen Deutungen führen kann. Die Vorstellung besitzt einen idealen Inhalt, der selbst keine Realität hat, sondern höchstens einer äusseren Realität im idealen Bilde gleichen kann, d. h. was in der Vorstellung gedacht wird, ist zwar als Gedanke real, aber es braucht ihm darum kein vom Denken unabhängiger Gegenstand zu entsprechen; es ist zu befürchten, dass der Verf. den Satz umgedreht hat und schliesst: wo etwas in Etwas ist, ohne doch schon real im äusseren Sinne zu sein, da liegt das wesentliche Merkmal der Vorstellung vor, z. B. im Keim liegt der ganze Baum präformirt (was übrigens mehr Ansicht als Thatbestand ist), also ist die unbewusste Vorstellung des ganzen Baumes im Keim enthalten als Ursache der unter günstigen Umständen erfolgenden Ausgestaltung zum Baume. Allein gegen diese Umkehrung müsste Ref. sich von vornherein erklären; sie beruht auf einer Zweideutigkeit des Wortes »ideal«: die Vorstellung im Bewusstsein hat einen idealen d. h. gedachten Inhalt, der selbst keine (äussere) Realität hat; der Baum im Keime hat keine (äussere) Realität, ist deshalb der Baum der ideale d. h. gedachte Inhalt des Keimes? In einem Sinne ist er dies, wenn er nämlich von jemand, der das Vermögen der Vorstellung hat, gedacht wird, aber von dem Keim wird er nicht gedacht, falls



nicht anderweitig bereits bewiesen ist, dass der Keim Vorstellungen und zwar von sich selber hat; aus jenem Merkmal der Vorstellung folgt die Auslegung, welche der Verf. vor hat, in keiner Weise. Man kann nicht schliessen: die Vorstellung hat einen idealen Inhalt, der Keim hat einen idealen Inhalt, folglich hat der Keim mit der Vorstellung dies gemein, einen idealen Inhalt zu haben, und der Unterschied kann nur der sein, dass der erstere bewusst, der zweite unbewusst ist, während beides Vorstellungen sind; denn der ideale Inhalt der Vorstellung ist ein wirklich gedachter, der des Keimes ist ein von einem Geiste, der bereits die Beschaffenheit des Keimes kennt, denkbarer; das Ideale, welches der Verf. beidesmal als Gegensatz zur (äusseren) Realität fasst, würde das zweite mal besser mit »potentielle« vertauscht, insofern das Wort nur nicht der ferneren Untersuchung, wie denn ein solcher Inhalt gedacht werden müsse, sich anmasst vorzugreifen. Der Inhalt eines Keimes, sofern er den Baum in sich enthält, kann auch nicht bezeichnet werden als etwas, was höchstens im Bilde einer äusseren Realität gleichen kann; denn aus der Bezeichnung »ideale« folgt durchaus noch nichts der Vorstellung Vergleichbares. Auch dagegen muss Ref. Verwahrung einlegen, dass das Unbewusste sofort als das unbekannte positive Subject, welchem das Prädicat unbewusst sein zukommt, soll genommen werden; denn so wird daraus, dass, was unbewusst ist, ein Subject haben muss, ohne Weiteres gefolgert, dass das Unbewusste selber Subject sei; überdies kann man weder den Willen für sich sofort als Subject bezeichnen noch die Vorstellung, also auch nicht beide zusammen. Die aufgestellten Bedenken über das Missliche,

welches sich im Sprachgebrauch des Verf. zeigt, fordern den Ref. auf, um so sorgsamer über die Argumentationen des Buches zu wachen, ob sie nicht jenes Missverständliche der Worte in ein Falsches der Beweise umsetzen. —

Der Verf. will speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode; er beginnt die Untersuchung mit der vorläufigen Frage: wie kommen wir zu Annahmen von Zwecken in der Natur? Zur Entscheidung derselben wird die Wahrscheinlichkeitsrechnung angerufen; so sind z. B. 14 Bedingungen nöthig zum normalen Sehen und dessen Bestand. Nun wird aber, so argumentirt der Verf., es wohl den Physiologen niemals gelingen, in der Keimscheibe des befruchteten Eis und den zuströmenden Muttersäften die zureichende Ursache für die Entstehung aller dieser Bedingungen mit nur einiger Wahrscheinlichkeit aufzuzeigen; es ist nicht abzusehn, warum das Kind sich nicht auch ohne Sehnerven oder ohne Augen entwickeln soll. Gesetzt nun aber, man stütze sich dabei auf Unkenntniss, obwohl dies ein schlechter Grund für positive Wahrscheinlichkeit ist, und nähme für jede der 14 Bedingungen eine ziemlich hohe Wahrscheinlichkeit an, dass sie sich aus den materiellen Bedingungen des Embryolebens entwickeln müsse, etwa im Durchschnitt  $\frac{9}{10}$  (was schon eine Wahrscheinlichkeit ist, die wenige unserer sichersten Erkenntnisse besitzen), so ist doch die Wahrscheinlichkeit, dass alle diese Bedingungen aus den materiellen Verhältnissen des Embryolebens folgen,  $0,9^{14} = 0,23$ , also die Wahrscheinlichkeit, dass für diesen Complex eine geistige Ursache in Anspruch genommen werden müsse, 0,77 d. h. über  $\frac{3}{4}$ . In Wahrheit sind aber die einzelnen Wahr-

scheinlichkeiten = 0,25 oder höchstens, 0,5, demnach die Wahrscheinlichkeit einer geistigen Ursache für das Ganze, 0,9999999996, resp. 0,99994 d. h. Gewissheit. Wir haben auf diese Weise erkannt, sagt der Verf., wie man aus materiellen Vorgängen auf das Mitwirken geistiger Ursachen zurückschliessen kann, ohne dass letztere der unmittelbaren Erkenntniss offen liegen. Von hier zur Erkenntniss der Finalität ist nur noch ein Schritt. Eine geistige Ursache für materielle Vorgänge kann nur in geistiger Thätigkeit bestehen, und zwar muss, wo der Geist nach aussen wirken soll, Wille vorhanden sein und kann die Vorstellung dessen, was der Wille will, nicht fehlen, wie dies im Cap. A, IV zur näheren Erörterung kommt. Die geistige Ursache ist also Wille in Verbindung mit Vorstellung, und zwar der Vorstellung des materiellen Vorgangs, der bewirkt werden soll (M). Wir nehmen hier der Kürze halber an, dass M direct aus einer geistigen Ursache hervorgehe, was keineswegs nöthig ist. Fragen wir weiter: was kann die Ursache davon sein, dass M gewollt wird. Hier reisst uns jeder causale Faden ab, wenn wir nicht zu der ganz einfachen und natürlichen Annahme greifen: das Wollen von Z. Dass Z nicht als reale Existenz, sondern nur idealiter d. h. als Vorstellung den Vorgang beeinflussen kann, versteht sich von selbst nach dem Satze, dass die Ursache früher sein muss als die Wirkung. Dass aber Z-wollen ein hinreichendes Motiv für M-wollen ist, ist ebenfalls ein selbstverständlicher Satz; denn wer die Wirkung vollbringen will, muss auch die Ursache vollbringen wollen. Freilich haben wir an dieser Annahme nur dann eine eigentliche Erklärung, wenn uns das Z-wollen begreiflicher

ist, als das M-wollen an sich ist. Das Z-wollen muss also entweder in der Verwirklichung von selbst sein genügendes Motiv haben oder an einem Wollen von  $Z_1$ , welches als Wirkung auf Z folgt; bei diesem wiederholt sich dann dieselbe Betrachtung. Je evidentester das letzte Motiv ist, bei dem wir stehen bleiben, um so wahrscheinlicher wird es, dass das Z-wollen Ursache des M-wollens sei. So werden wir z. B. beim Brüten des Vogels zu der Annahme berechtigt sein, dass das Wollen der Entwicklung des jungen Vogels die (gleichviel ob directe oder indirecte) Ursache zum Wollen des Bebrütens ist, d. h., dass etwas durch das Mittel des Bebrütens bezweckt ist. — Vorher ist bemerkt, dass die Verbindung von gewolltem und verwirklichtem Zweck oder die Finalität keineswegs etwas neben oder gar trotz der Causalität bestehendes sei, sondern dass sie nur eine bestimmte Verbindung der verschiedenen Arten von Causalität ist, derart, dass Anfangsglied und Endglied dasselbe sind, nur das eine ideal und das andere real, das eine in der gewollten Vorstellung, das andere in der Wirklichkeit. Weit entfernt, die Ausnahmlosigkeit des Causalitätsgesetzes zu vernichten, setzt sie dieselbe vielmehr voraus, und zwar nicht nur für Materie unter einander, sondern auch zwischen Geist und Materie und Geist und Geist. Soweit der Verf. Gegen die Verwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die indess der Verf. selbst mehr als Verdeutlichung denn als Beweis will angesehen haben, müsste Ref. gleichfalls Bedenken haben; wer Zwecke läugnet, der wird weder durch sie noch durch die Menge der Thatsachen, die er noch nicht mit der blossen Causalität zu erklären vermag, von diesem Lügen abgebracht werden; der

Menge wird er andere Gründe entgegenstellen, die ihn bewegen bei seiner Ansicht als der besseren zu bleiben, und der Wahrscheinlichkeitsrechnung wird er vorhalten, dass ihre Bestimmungen von Fällen hergenommen seien, wo wir die Ursachen im Allgemeinen kennen, und nur nicht anzugeben wissen, welche und in welchem Mass dieselben in dem einzelnen Falle da-seien und bestimmend wirken, so dass sich daraus eher eine Bestätigung seiner Ansicht gegen den Zweck als eine Widerlegung herleiten lasse. Der Schluss des Verf. auf Zwecke ist weiter nicht der gewöhnliche, sondern hat seine charakteristischen Besonderheiten. Der Verf. schliesst nicht, dass aus der Materie allein die zweckmässige Organisation nicht begriffen werden kann, sondern er schliesst zuerst auf das Mitwirken geistiger Ursachen und aus deren nothwendig zu denkender Beschaffenheit dann auf Finalität. Diese Schlussweise eilt mehr, als erlaubt ist, zu einer ganz bestimmten Vorstellung hin; das Mitwirken geistiger Ursachen, was erschlossen sein soll, ist ein sehr weitschichtiger Begriff, der nicht, als sei dies selbstverständlich, dahin gedeutet werden darf, dass in dem Wirken der materiellen Ursachen die geistige Ursache gleichsam mit einverleibt sei. Auf diese so gedachte geistige Ursache wird nun ganz der geistige Hergang übertragen, den wir in unserem bewussten Vorstellungsleben kennen: der Geist ist in den materiellen Bedingungen wie in seinem Leibe, wirkt von dort nach aussen, also muss Wille da sein und somit auch Vorstellung, und zwar im Zweck die Vorstellung als eine um ihrer selber willen gewollte, mit dem Zweck müssen auch die Mittel vorgestellt und gewollt werden, der Zweck als

noch nicht real, muss als ideal wirken d. h. als Vorstellung. Hier wird also unser ganzer menschlicher Apparat in jedes Ding hineingetragen, wo wir einen Zweck glauben walten zu sehen; in uns ist das so, also muss es in jedem Dinge so sein; die dem Menschen natürlichste Art, sich in den Dingen wiederzufinden, die der wirklichen Wissenschaft Jahrtausend lang den Weg verlegt hat, wird zunächst für ein Gebiet wieder eingeführt; der Unterschied soll dann sein, dass in uns der Hergang zum Theil bewusst, in den sonstigen Gebieten unbewusst sei; das specifische Merkmal der wirklichen Vorstellung »in irgend einem Grade bewusst zu sein«, ohne welches es in uns keine Vorstellung mehr giebt, wird verflüchtigt zu dem unbestimmten und mehrdeutigen: »was nicht als reale Existenz wirkt, kann nur idealiter d. h. als Vorstellung wirken«; hier zeigt sich schon auf der Schwelle der Untersuchung, wie begründet die Besorgniss war, das Wort »ideal« möge ein mehrfaches Spiel spielen. Das Sehen ist des Auges Zweck; dieses ist aber noch nicht real bei der Bildung des Fötus da, folglich ist es ideal da, d. h. wir denken, der Zweck des Sehens wirke bei der Bildung mit; wie dies aber geschieht, ob ganz materiell oder sonst irgendwie, davon liegt darin noch gar nichts, wenn man es nicht mit dem Verf. für selbstverständlich hält, dass wir den Hergang in uns mit einigen freilich sehr bedeutenden Abänderungen der Natur andichten; seine einzige Begründung dafür ist die Amphibolie des Wortes »ideal«; denn alles Andere und die ganze Geschichte der Wissenschaft rath von einer solchen Uebertragung ab. Es ist auch nicht ohne Weiteres richtig, was der Verf. behauptet, dass die Finalität nichts neben und

trotz der Causalität sei; dies ist sie nicht, wenn man sie von vornherein so fasst, dass sie dies nicht sei, wobei noch der Satz: die Ursache ist früher als die Wirkung, der nur von der wirkenden Ursache gilt, und selbst da mit allerlei Einschränkungen, willkürlich gebraucht wird, um für die Zweckursache etwas auszugeben. Noch ist zu beachten, dass des Verf. Sprachgebrauch derart ist, dass z. B. eine gewollte Vorstellung ideal im Unterschied von real genannt wird; was die ausgesprochene Ansicht bestätigt, dass der Verf. nur den Gegensatz kennt: entweder äussere Realität oder ideal, einen Gegensatz, der keineswegs erschöpfend ist und zugleich zeigt, in welchen Bahnen sich ungefähr die weiteren Gedanken bewegen werden.

Der Abschnitt A behandelt die Erscheinungen des Unbewussten in der Leiblichkeit und zerfällt in folgende Theile: I. der unbewusste Wille in den selbständigen Rückenmarks- und Ganglienfunctionen, II. die unbewusste Vorstellung bei Ausführung der willkürlichen Bewegungen, III. dieselbe im Instinct; IV. die Verbindung von Wille und Vorstellung; V. das Unbewusste in den Reflexbewegungen, VI. das Unbewusste in der Naturheilkraft, VII. der indirecte Einfluss bewusster Seelenthätigkeit auf organische Functionen; 1) der Einfluss des bewussten Willens: a) die Muskelcontraction b) Willensströme in sensiblen Nerven c) der magnetische Nervenstrom d) die vegetativen Functionen; 2) der Einfluss der bewussten Vorstellung. VIII. das Unbewusste im organischen Bilden. Zur Erläuterung dieser Ueberschriften hebt Ref. die wichtigsten Punkte des Inhalts hervor: dem Verf. gilt es als erwiesen, dass das Thierreich als eine geschlossene Stufenreihe von Wesen vor

uns steht, mit durchgehender Analogie behaftet; die geistigen Grundvermögen müssen in allen dem Wesen nach dieselben sein, und was im höheren als neu hinzutretende Vermögen erscheint, sind ihm nur secundäre Vermögen, die sich durch höhere Ausbildung der gemeinsamen Grundfähigkeiten nach gewissen Richtungen hin entwickeln. — Aus dem Beispiel vom geköpften Frosch und dem Willen aller wirbellosen Thiere (z. B. der Insecten) geht nach ihm hervor, dass zum Zustandekommen des Willens durchaus kein Gehirn erforderlich ist; die Schlundganglien und bei jenem Frosch das Rückenmark müssen die Stelle des Gehirns vertreten haben. Die Erscheinungen an einem zerschnittenen Ohrwurm, an der australischen Ameise werden angeführt für die Selbständigkeit des Willens in den verschiedenen Ganglienknotten eines und desselben Thieres; nach der Analogie wird geschlossen, dass die soviel höher organisirten Ganglien und Rückenmark der höheren Thiere und des Menschen auch ihren Willen haben. Es ist nach dem Verf. unzweifelhaft, dass ein des Gehirns beraubtes Säugethier immer noch klareren Empfindens fähig ist, als ein unversehrtes Insect, weil das Bewusstsein seines Rückenmarks jedenfalls immer noch höher steht, als das der Ganglien des Insects. Daher ist vorläufig anzunehmen, dass der Wille, welcher sich in den selbständigen Functionen des Rückenmarks und der Ganglien documentirt, für die Nervencentra, von denen er ausgeht, gewiss klarer oder dunkler bewusst wird; dagegen ist er in Bezug auf das Hirnbewusstsein des Menschen, welches der Mensch ausschliesslich als sein Bewusstsein anerkennt, allerdings unbewusst, und es ist damit gezeigt, dass in uns



ein für uns unbewusster Wille existirt, da doch diese Nervencentra alle in unserem leiblichen Organismus, also in uns enthalten sind. Mit diesem Ergebniss hat sich auch die gewöhnliche beschränkte Bedeutung von Wille als bewusster Intention aufgehoben; denn ich muss jetzt auch noch anderen Willen in mir anerkennen als solchen, welcher durch mein Gehirn hindurchgegangen und dadurch mir bewusst geworden ist. Nachdem diese Schranke der Bedeutung gefallen, können wir nach dem Verf. nicht umhin, den Willen nunmehr als immanente Ursache jeder Bewegung in Thieren zu erfassen, welche nicht reflectorisch erzeugt ist. Auch möchte dies das einzige charakteristische und unfehlbare Merkmal für den uns bewussten Willen sein, dass er Ursache der vorgestellten Handlung ist: man sieht nunmehr, schliesst der Verf., dass es etwas für den Willen Zufälliges ist, ob er durch das Hirnbewusstsein hindurchgeht oder nicht, sein Wesen bleibt dabei unverändert. Ref. hat kaum nöthig darauf hinzuweisen, dass dies ganze Räsonnement blosser Folgerung aus der Annahme ist, dass die geistigen Vermögen im Thierreich wesentlich gleich sind; diese Annahme wird als erwiesen angesehen, allein damit wird verlangt das zuzugeben, worum es sich handelt. Bei allen angeführten Beispielen ist die Behauptung, dass Willensacte vorlägen, nicht Thatsache, sondern Deutung und zwar keineswegs einzig mögliche und zweifelloser, einer Thatsache; hier gestützt auf die Voraussetzung einer durchgängigen Gleichheit aller geistigen Vermögen. Ebenso willkürlich wird vom Bewusstsein des Rückenmarks und der Ganglien gesprochen als einer erwiesenen Thatsache. Dass in uns ein unbewusster

Wille sei mit allen Folgerungen, welche der Verf. daran hängt, weiss er wiederum aus derselben Voraussetzung, aber um diese ist der Streit.

Die unbewusste Vorstellung bei Ausführung der willkürlichen Bewegung beweist der Verf. so: »Gegeben ist ein Wille, dessen Inhalt die bewusste Vorstellung des Fingerhebens ist; erfordert als Mittel zur Ausführung ein Willensimpuls auf den bestimmten Punkt P im Gehirn; gesucht die Möglichkeit, wie dieser Willensimpuls gerade nur den Punkt P und keinen anderen treffe. Eine mechanische Lösung durch Fortpflanzung der Schwingungen schien unmöglich, die Uebung vor der Lösung des Problems ein leeres, sinnloses Wort, die Einschaltung des Muskelgefühls als bewussten causalen Zwischengliedes einseitig und nichts erklärend. Aus der Unmöglichkeit einer mechanischen Lösung folgt, dass die Zwischenglieder geistiger Natur sein müssen, aus dem entschiedenen Nichtvorhandensein genügender bewusster Zwischenglieder folgt, dass dieselben unbewusst sein müssen. Aus der Nothwendigkeit eines Willensimpulses auf den Punkt P folgt, dass der bewusste Wille, den Finger zu heben, einen unbewussten Willen, den Punkt P zu erregen, erzeugt, um durch das Mittel der Erregung von P. den Zweck des Fingererhebens zu erreichen, und der Inhalt des Willens, P. zu erregen, setzt wiederum die unbewusste Vorstellung des Punktes P voraus, die Vorstellung des Punktes P kann aber nur in der Vorstellung seiner Lage zu den übrigen Punkten des Gehirns bestehen, und hiermit ist das Problem gelöst: jede willkürliche Bewegung setzt die unbewusste Vorstellung der Lage der entsprechenden motorischen Nervenendigungen

im Gehirn voraus. Jetzt ist es auch begreiflich, wie den Thieren ihre Fertigkeit angeboren ist, es ist eben jene Kenntniss und die Kunst ihrer Anwendung angeboren, die der Mensch vermöge seiner höheren Geistesanlage angewiesen ist durch Erfahrung zu erwerben und im Gedächtniss zu behalten. »So anmuthig die Sache hier klar gemacht zu sein scheint, so sehr sind in Wirklichkeit die Argumentationen des Verf. voller Sprünge und Willkürlichkeiten. Alle angeführten versuchten Erklärungen sind, das ist zuzugeben, mit ungelösten Schwierigkeiten beladen, aber ihre Unmöglichkeit folgt daraus noch nicht; und worin besteht die Lösung, welche der Verf. giebt? Sie lautet kurz so: denke dir den Vorgang wie einen bewussten, aber ohne Bewusstsein, so hast du ihn erklärt. Allein zugegeben, dass man sich ihn so denken müsse, erklärt ist damit nichts. Denn wie der Wille es macht, um eine Vorstellung zu erzeugen, wie diese es macht, den Willen zu bestimmen, und wie der Wille es anfängt, einen ihm durch die Vorstellung gegebenen Punkt in Action zu bringen, das ist auch für unser bewusstes Geistesleben ein Räthsel. Was der Verf. thut, ist in Wahrheit dies, dass er ein Dunkles auf ein scheinbar Klares, aber durchaus Unerklärtes zurückführt; die Frage ist, welches Recht hat er zu dieser Analogie? kein anderes, als seine allgemeine Voraussetzung, alles nach Analogie unsres Bewusstseins mit Weglassen des Bewussten zu denken. Ref. erinnert daran, wie gerade das vorliegende Problem viele Denker, weil sie die ganze Schwere desselben empfanden, zu dem Occasionalismus in mancherlei näheren Fassungen gebracht hat; im Grunde ist die Ansicht des Verf. keine andere, aber das mensch-

liche Bewusstsein, auf welches er seine Analogie gründet, sagt von dem, worauf es eigentlich ankommt, nichts, und deshalb ist die Analogie eine vage, nichtsbedeutende. Von ähnlicher Klarheit, verbunden mit dem Mangel jeglicher Erklärung, ist die Auffassung, welche der Verf. vom Instincte der Thiere sich gemacht hat; er sieht in demselben ein zweckmässiges Handeln ohne Bewusstsein des Zweckes, aber dabei eine selbsteigene Leistung des Individuums, aus seinem innersten Wesen und Charakter entspringend; der Zweck desselben wird in jedem einzelnen Falle vom Individuum unbewusst gewollt und vorgestellt, und danach unbewusst die für jeden besonderen Fall geeignete Wahl der Mittel getroffen. In demselben Abschnitt findet sich folgende für die gesammte Denkweise des Verf. höchst bezeichnende Stelle: »Der zukünftige Zustand, dessen Gegenwärtigwerden im Wollen jedesmal gewollt wird, kann als ein gegenwärtig noch nicht seiender in dem gegenwärtigen Actus des Wollens realiter nicht sein, aber muss doch darin sein, damit derselbe erst möglich wird; er muss also nothwendigerweise idealiter d. h. als Vorstellung in demselben enthalten sein. Wir haben also im Willen zwei Vorstellungen, die eines gegenwärtigen Zustandes als Ausgangspunkt, die eines zukünftigen als Endpunkt oder Ziel; ersterer wird als Vorstellung einer vorhandenen Realität aufgefasst, letzterer als Vorstellung einer erst zu schaffenden Realität. Der Wille ist das Streben nach dem Schaffen dieser Realität; dieses Streben selbst entzieht sich jeder Besprechung und Definition, weil wir uns doch bloss in Vorstellungen bewegen und das Streben an sich etwas der Vorstellung Heterogenes ist; es kann von ihm

nur gesagt werden, dass es die unmittelbare Ursache der Veränderung ist. Aber nur durch den bestimmten Inhalt erhält der Wille die Möglichkeit der Existenz, und dieser Inhalt ist Vorstellung. Daher keine Vorstellung ohne Willen. — Wir wissen also nunmehr, dass, wo immer wir einem Willen begegnen, Vorstellung damit verbunden sein muss, allermindestens diejenige, welche das Ziel, Object oder Inhalt des Willens ideell vergegenwärtigt. — Demnach muss auch jeder unbewusste Wille, der wirklich existirt, mit Vorstellung verbunden sein, denn in unserer Betrachtung kam nichts vor, was auf den Unterschied von bewusstem oder unbewusstem Willen Bezug gehabt hätte. Die positive Empfindung des gegenwärtigen Zustandes wird auch für das Nervencentrum bewusst sein müssen, auf welches der Wille sich bezieht, da eine materiell erregte Empfindung, wenn sie vorhanden ist, stets bewusst sein muss; dagegen wird bei unbewussten Willen die Vorstellung des Zieles oder Objectes des Wollens natürlich auch unbewusst sein. — Wir haben gesehen, dass der Wille ein in seiner Art Einziges ist, nämlich das, was zwar selbst noch ideal seiend in seinem Wirken den Uebergang vom Idealen zum Wirklichen oder Realen macht. Der Wille ist also die Form der Causalität von Idealem auf Reales, er ist nichts als Wirken oder Thätigsein, reines aus sich Herausgehen, während die Vorstellung reines Beisichsein und Insichbleiben ist. Wenn aber in der nach aussen wirkenden Causalität und dem aus sich Herausgehen der Grundunterschied der Form des Willens von der Vorstellung liegt, so muss diese als in sich Beschlossenes einer nach aussen wirkenden Causalität entbehren, wenn

nicht der eben gesetzte Unterschied wieder aufgehoben werden soll.« — Diese Bekenntnisse sind entscheidend; sie enthalten die Grundansichten des Verf. Auf den ersten Irrthum, worin daraus, dass wir vorstellen, es sei das Ereigniss als Anlage, Disposition etc. in dem Dinge enthalten gewesen, gemacht wird, es sei als Vorstellung in demselben vorhanden gewesen, braucht Ref. nach den Erörterungen im Eingang nicht mehr zurückzukommen. Ein zweiter Irrthum tritt mit gleicher Deutlichkeit in dem Angeführten zu Tage; der Wille wird als Realität schaffend, als Thätigsein, reines aus sich Herausgehen, als nach aussen wirkende Causalität gefasst; dabei soll sich dieses sein Streben jeder näheren Besprechung und Definition entziehen. Also selbst nicht einmal unmittelbar klar sein? Wenn dies der Verf. meint, so würde es vergeblich sein mit ihm zu streiten; Schopenhauer berief sich doch mindestens auf ein solches innere Innewerden seines Willens; wem eine Theorie zugemuthet wird, hat das Recht der Prüfung und dieses nimmt sich Ref., indem er bemerkt, dass nach dem, was wir von unserem Willen wissen, er in nichts dazu angethan ist, die Aufgabe zu lösen, welche ihm der Verf. zumuthet. Unser Wille setzt nie eine äussere Realität, er bedient sich bloss der vorhandenen, um durch Zusammenbringen derselben ein Wirken bloss von ihnen aus in ihnen zu erregen, was ohne seinen Anstoss, bei dem er sich wieder einer bereits vorhandenen Realität, seines Leibes, bedient, nicht gerade jetzt oder so eingetreten wäre. Von unserem Willen lässt sich ein Realität schaffender Wille, als eine nach aussen wirkende Causalität nicht abstrahiren; bleibt übrig ihn als Voraussetzung zu postuliren, allein

dann giebt es fürs Erste noch andere und viel plausiblere Hypothesen, und fürs Andere scheint uns dies gegen die Absicht des Verf.'s, welcher stets von unserem Bewusstsein ausgeht, um für sein Unbewusstes den positiven Inhalt zu gewinnen. Der dritte Fehler ist, dass auf den unbewussten Willen übertragen werden soll, was vom bewussten abstrahirt ist; wenn ich von Geist rede und dabei beständig unseren menschlichen meine, ohne gerade das Eigenschaftswort hinzuzusetzen, weil es sich im Zusammenhange von selber versteht, wie kann ich daraus, dass in meiner Betrachtung d. h. in meinen Worten diese Einschränkung nicht ausgedrückt wurde, schliessen, sie sei überhaupt nicht dagewesen? Viertens ist der Unterschied zwischen Wille und Vorstellung, den der Verf. aufstellt, wenig begründet. Denkt sich der Verf. den Willen als idealen nicht auch schon als ein Reales; soll real bloss das sein, was äussere Realität an sich trägt, äussere im gewöhnlichen Sinne des Wortes? »Die Vorstellung ist reines bei sich sein und in sich bleiben«, d. h. der Geist als mit seinen Gedanken beschäftigt, ist blosser Vorstellung. Allein wenn er mehrere Gedanken hätte und unter diesen solche, die er den anderen vorzöge, denen er sich thatsächlich lieber hingäbe, sie lieber bildete, wäre das kein Wollen, ohne dass er dabei aus sich irgendwie herausginge? Warum muss der Wille reines aus sich Herausgehen sein? weil es der Verf. will, weil er es braucht für seine Weltanschauung, und demgemäss fordert, dass es so sein solle, nicht beweist, dass es so ist. —

In derselben Weise wie den Instinkt erklärt der Verf. die Reflexbewegungen; sie gelten ihm zusammen mit jenem als eine individuelle

Vorsehung, d. h. als eine im Individuum selber liegende und für dasselbe sorgende Vorsehung. Wenn ferner jedes von den Stücken, in welche man gewisse Thiere zerschneidet, sich zu einem vollkommenen Exemplar seiner Gattung ergänzt, so muss die typische Idee in jedem der Stücke vorhanden gewesen sein, und da sie nicht realiter als verwirklichte Idee vorhanden war, so muss sie es idealiter gewesen sein, als unbewusste Vorstellung vom Gattungstypus. Aehnlich wird die sog. Naturheilkraft gedacht; wider den Zweifel an der Zweckmässigkeit der Gegenmassregeln der Heilkraft gegen die Krankheit wird darauf hingewiesen, dass die Macht des Willens in Bewältigung der Umstände beschränkt sei, und diese Beschränktheit wird gefolgert aus dem Begriff des Individuums; weil dies endlich und individuell sei, darum müsse es Störungen geben, die sein Wille nicht beseitigen könne; — Folgerungen, die Ref. nicht zugestehen kann; nach dem Begriff des Individuums, d. h., weil thatsächlich das Individuum ein räumlich begrenztes Wesen ist, darum steht zu erwarten, dass auch seine Kraft eine endliche sein werde; aber warum sollte es sich trotzdem nicht gegen alle Störungen behaupten können, wie man annimmt, dass die Atome sich behaupten; aus der Endlichkeit d. h. der begränzten Kraft folgt noch nicht die Zerstörbarkeit.

Wir übergehen die übrigen Abschnitte von A.; die Variirung des Grundgedankens, welcher den Verf. beseelt, lässt sich nach den blossen Ueberschriften leicht für dieselben entwerfen, und gehen über zu B, zu dem Unbewussten im menschlichen Geiste. Die Abschnitte sind hier, I. der Instinct im menschlichen Geiste, II. das Unbewusste in der geschlechtlichen Liebe, III.



das Unbewusste im Gefühl, IV. das Unbewusste im Charakter und Sittlichkeit, V. das Unbewusste im ästhetischen Urtheil und in der künstlerischen Production, VI. das Unbewusste in der Entstehung der Sprache, VII. im Denken, VIII. in der Entstehung der sinnlichen Wahrnehmung, IX. in der Mystik, X. in der Geschichte, XI. das Unbewusste und das Bewusstsein in ihrem Werth für das Leben. Der wesentliche Inhalt ist der, dass alles, was wir sonst Gefühl, Ahnung, Herzensneigung, Trieb, Talent, Genie nennen, alles, was nicht aufgeklärt ist in unserm geistigen Leben, als Aeusserungen des in uns waltenden Unbewussten gefasst wird; dieses Unbewusste als ein Agens und Subject von Wirksamkeiten gedacht. Ref. vermag nach allem Bisherigen in diesem Unbewussten nichts zu sehen als einen Ausdruck für unser Nichtwissen über eine Menge von Gegenständen, einen Ausdruck, der aber dabei doch den Anspruch darauf macht, eine positive Erklärung zu sein; er wird daher vor allem sein Augenmerk auf die etwaigen neuen für diese Art der Vorstellung gebrauchten Beweise richten und sich über den sonstigen Inhalt möglichst kurz fassen. Dass der Verf. das menschliche Geistesleben möglichst nahe an das thierische rücken werde, war bei seiner Grundvoraussetzung zu erwarten; allein dass z. B. die Mutterliebe, die thätige, nicht bloss Instinct ist, sondern menschlich d. h. von sittlichem Willen und Einsicht abhängig, sieht man leicht aus den Fällen, wo sie fehlt, und noch mehr aus denen, wo sie aus verkehrten Gewohnheiten und Werthschätzungen zu einer lässigen und unrichtigen gemacht wird. Dem Verf. freilich scheint die Frau am höchsten zu stehen, welche

an Sophokles und Shakespeare bereits geistreiche Ausstellungen zu machen hatte, und es scheint ihm unmöglich, dass eine solche zu dem unsauberen Geschäft, ihres Kindes zu warten, sich mit solcher Freudigkeit wenden werde, wenn nicht die Allmacht der Mutterliebe als eines Instinctes sie triebe. Der Instinct der Liebe sorgt nach ihm für eine der Idee der menschlichen Gattung möglichst entsprechende Zusammensetzung und Beschaffenheit der nachfolgenden Generation, nicht nur das Generelle des Geschlechtstriebes, sondern auch die Liebe zu einem bestimmten Individuum ist ein Instinct. Dabei schildert der Verf. die Liebe, wie sie nicht einmal in der fliegendsten Hitze der Jugend wirklich ist, wenn sie überhaupt als Liebe da ist, und nicht bloß als Begierde; gewöhnlich wissen die Menschen ganz gut zwischen beiden Gefühlen und den daraus entspringenden Strebungen zu unterscheiden. Ueberdies würden bei der Vorstellung des Verf's Missgriffe des Unbewussten nicht zu vermeiden sein; unfruchtbare Ehen dürfte es nicht zugeben, mindestens solche nicht, bei denen Kinderlosigkeit oder krankhafte Nachkommenschaft vor auszusehen ist. Nach III sind Lust und Unlust in allen Gefühlen nur Eine, und sind nicht der Qualität nach, sondern nur dem Grade nach verschieden; der Grund dafür ist, weil man nur Gleiches mit Gleichem abmessen kann und auf dem Abwägen von Lust und Unlust in der Zukunft jede vernünftige praktische Ueberlegung, jedes Entschlussfassen des Menschen beruht. Lust und Unlust heben einander auf, verhalten sich also wie Positives und Negatives, der Nullpunkt zwischen ihnen ist die Indifferenz des Gefühls; die Lust selbst ist die Befriedigung des Willens. So der Verf.; aber der Grund für die bloß quan-

titative Verschiedenheit von Lust und Unlust ist schlecht; ausser dem Messen nach der Elle giebt es auch ein Werthschätzen ohne solche Elle, aus der blossen Nebeneinanderstellung, schon die einfachsten sittlichen Handlungen beruhen auf etwas ganz Anderem als dem blossen Abwiegen von Lust und Unlust in der Zukunft. Die Lust ist auch keineswegs immer die Befriedigung des Willens, — Befriedigung ist ein sehr weitschichtiger Ausdruck und es giebt auch eine Lust der blossen Vorstellung —, sondern dies ist die That, noch abgesehen von der daraus fliessenden Lust. Es giebt auch keine Indifferenz des Gefühls, jedes Gefühl ist entweder angenehm oder nicht angenehm, mindestens in irgend einem Grade. Nach dem Verf. liegt das ethische Moment des Menschen d. h. dasjenige, was den Charakter der Gesinnungen und Handlungen bedingt, in der tiefsten Nacht des Unbewussten; das Motiv ist immer bloss Vorstellung, kann also nicht das Prädicat moralisch haben; das Bewusstsein kann allerdings die Handlung beeinflussen, indem es mit Nachdruck diejenigen Motive vorhält, welche geeignet sind auf das Unbewusst Ethische zu reagiren, aber ob und wie diese Reaction erfolgt, das muss das Bewusstsein ruhig abwarten und erfährt erst von dem zur That schreitenden Willen, ob derselbe mit den Begriffen übereinstimmt, die es von sittlich und unsittlich hat. — Die Begriffe sittlich und unsittlich werden erst vom Bewusstsein geschaffen, ein bewusster Instinct (der Dankbarkeit, des Mitleids z. B.) wäre eine *contradictio in adjecto*. An dieser Stelle wird so recht der Dualismus zwischen Vorstellung und Wille ersichtlich, welchen der Verf. aufrichten möchte entgegen der Natur unseres gegebenen Geistes-

lebens, wo beide stets in einander gearbeitet sind und eine Trennung logisch bis auf einen gewissen Grad, aber niemals rein, und real noch weniger gemacht werden kann; von der Disciplinirung des Willens durch die sittlichen Werthbestimmungen, von dem Kampf in der Bewältigung eines entgegenstrebenden Willens ist nicht die Rede; das Motiv soll bloss Vorstellung sein, als ob das Motiv nicht Vorstellung von einer That sei und nicht dadurch schon der Wille unmittelbar mit in die Vorstellung sich hereingezogen finde. Die concreten, einzelnen sittlichen Begriffe sind allerdings von dem, was der Verf. Bewusstsein nennt, miterzeugt, die allgemeinen aber so wenig, dass, den Menschen bloss als Glied der Thierreihe betrachtet, wenn auch als letztes und höchstes, ganz andere Verhaltungsweisen zu erwarten wären, als sie sich im Grossen und Ganzen finden. Ein bewusster Instinct ist allerdings eine *contradictio in adjecto*, aber wer muss denn der Dankbarkeit, dem Mitleid u. s. w. gerade diesen Namen geben? — Auch bei der ästhetischen Empfindung fällt nach dem Verf. ihr Entstehungsprocess ins Unbewusste; ebenso bei der Abstraction, dem Gleichheitsbegriff, der Causalität, der ersten Bildung allgemeiner Regeln, der Annahme einer objectiven Aussenwelt, der Verwandlung von qualitativ verschiedenen Empfindungen in ein extensiv räumliches Bild. Während aber das Raumschaffen der Seele als eine Thätigkeit des Unbewussten anerkannt werden soll, giebt der Verf. eine Herleitung der Zeit aus der Aufeinanderfolge der Schwingungen von einer gewissen Dauer, ohne selbstthätiges instinctives Schaffen der Seele; die objective Zeitfolge von Schwingungszuständen wird bloss in eine sub-

jective Zeitfolge von Empfindungen übertragen; allein dagegen ist zu erinnern, dass so wenig die objective Aufeinanderfolge schon Zeit ist, so wenig ist es auch die subjective; das Beste wird dabei schon vorausgesetzt. Ferner ist es nach dem Verf. ein unbewusster Process, dass uns die Säure sauer, der Zucker süß u. s. w. erscheinen. Bei all diesen geistigen Erscheinungen verfährt der Verf. so, dass er das, was man bis jetzt unmittelbares Wissen, einfache Thatsache des Bewusstseins, unerklärten Vorgang genannt hat, dadurch aufklären will, dass er es sammt und sonders dem Unbewussten zuschreibt; wohlgemerkt, dem Unbewussten in seinem Sinne d. h. einem Agens und Subject; allein die Beweise, die er bisher dafür gebracht hat, sind nicht stichhaltig, das Ganze ist bis jetzt nichts als ein neuer Name für: wir wissen es nicht, und zwar ein titulus sine re, nicht eine aus den Thatsachen sich aufdrängende Hypothese, sondern eine Behauptung ohne irgendwelches solides Fundament. Auch die Mystik will der Verf. mit seinem Mittel begreiflich machen; das Wesen derselben ist nach ihm die Erfüllung des Bewusstseins mit einem Inhalt (Gefühl, Gedanke, Begehrung) durch unwillkürliches Auftauchen desselben aus dem Unbewussten; die Einheit des Absoluten und der Individuen, mit anderen Worten die Einheit des Unbewussten und des Bewusstseins, welche ein für allemal gegeben ist, im unmittelbaren Gefühl erlebt ist die Mystik im engeren Sinne. Dem Verf. ist es selber nicht entgangen, dass sein Begriff auf die geschichtlich vorgekommene Mystik wenig passt; darum wirft er dieser den widersinnigen und nutzlosen Versuch vor, diese gegebene Einheit inniger zu machen; in ihr wolle sich nämlich das Ich zugleich ver-

nichten und zugleich bestehen bleiben, um diese Vernichtung zu geniessen. Bei der Betrachtung der Geschichte wird die empirische Willensfreiheit verworfen mit Berufung auf Schopenhauer. In der Geschichte selbst kommt man nach dem Verf. ohne einen unbewussten Willen neben dem bewussten nicht aus; »nimmt man das uns längst bekannte Hellschen der unbewussten Vorstellung hinzu, so braucht man dann keinen Gott in's Spiel zu bringen, wo das Individuum mit den uns bekannten Fähigkeiten allein fertig werden kann.« Allein so bekannt immerhin diese Fähigkeiten sein mögen, so ist es dies doch nicht, sondern ihre Deutung und Auslegung, auf die es ankommt, und diese Deutung ist bis jetzt dem Verf. nicht gelungen. In dem 11. Abschnitt wird dessen, was bewusste Ueberlegung und Erkenntniss dem Menschen in praktischer Beziehung zu bieten vermag, nicht wenig aufgezählt, doch soll die bewusste Vernunft nur negirend kritisirend u. s. w. sein; unter 1) wird genannt Verhinderung von Täuschungen der Erkenntniss durch den Einfluss von Affecten. Ref. fällt dabei die Schilderung ein, welche der Verf. vom Affect der Liebe gemacht hat, der ganz vom Unbewussten hergeleitet wird; nimmt man weiter dazu, wie aller sittliche Wille ganz ins Unbewusste versenkt worden ist, so steht zu erwarten, dass das Bewusstsein mit seinem Negiren und Kritisiren sehr wenig ausrichten wird. —

Hiermit schliesst die Darstellung der Erscheinungen des Unbewussten in der Leiblichkeit und im Geiste; es folgt in der zweiten Hälfte des Buches die Metaphysik des Unbewussten, bei der Ref. wieder alle Achtsamkeit auf die

Beweise richten wird, da die bisher vorgekommenen sich nicht zu bewähren schienen.

In dem ersten Capitel, überschrieben »Die Unterschiede von bewusster und unbewusster Geistesthätigkeit und die Einheit von Wille und Vorstellung im Unbewussten« werden zunächst dem Unbewussten folgende Prädicate beigelegt: es erkrankt nicht, es ermüdet nicht, sein Denken ist von unsinnlicher Art, es schwankt und zweifelt nicht, es irrt nicht, es denkt alles zu einem Fall Nöthige implicite in einem Moment, in ihm sind Wille und Vorstellung in untrennbarer Einheit verbunden. Alles dieses sollen Folgerungen aus den vorangegangenen Untersuchungen sein. Naheliegende Einwendungen, wie z. B. die Irrthümer des Instinctes, werden damit widerlegt, dass in solchen Fällen der Instinct durch naturwidrige Gewohnheit ertödtet sei, allein damit ist die Frage nicht beseitigt, wie es möglich sei das Unbewusste mindestens partiell zu ertöden, wie das Zufällige der Gewohnheit solche Macht über das Wesen des Unbewussten zu haben vermöge. Die Einheit von Wille und Vorstellung im Unbewussten ist ebenfalls mehr postulirt als erwiesen; beständiges Zusammensein, sogar zeitloses einander Begleiten und sich auf einander Beziehen ist noch nicht solche Einheit. Trotz dieser Einheit denkt der Verf. das Verhältniss zwischen Wille und Vorstellung doch in folgender Weise dualistisch: »Das Denken oder Vorstellen als solches ist völlig in sich beschlossen, hat gar kein Wollen, kein Streben oder Demähnliches, es hat auch als solches keinen Schmerz oder Lust, also auch kein Interesse; alles dieses haftet nicht am Vorstellen, sondern am Wollen, mithin kann das Vorstellen an sich niemals ein zur Veränderung treibendes Moment

in sich selbst finden, es wird sich absolut indifferent nicht nur gegen sein Sosein oder Anderssein, sondern auch gegen sein Sein oder Nichtsein verhalten, da ihm alles dieses ganz gleichgültig ist, weil es ja überhaupt interresselos ist. Demnach kann es auch in sich selbst durchaus keinen Grund finden aus dem Nichtsein ins Sein oder wenn man lieber will, aus dem potentiä-Sein ins actu-Sein überzugehen, d. h. es bedarf zu jedem aktuellen Vorstellen eines Grundes, der nicht im Vorstellen selber liegt; — für das unbewusste Vorstellen kann dieser Grund nur der unbewusste Wille sein.\* Solchen Stellen gegenüber weiss man nicht, wovon der Verf. eigentlich spricht; er thut nichts anderes als dass er eine logische a potiori gemachte Unterscheidung in eine reale Trennung umsetzt; in uns ist das Vorstellen niemals gefühl- und willenlos; unser Vorstellen strebt jeden Augenblick nach anderen Vorstellungen, um irgend ein Ganzes von Vorstellen oder Wissen zu haben; das abstracteste Vorstellen, z. B. das mathematische ist ganz aus diesem Suchen von einer Vorstellung zur anderen zusammengesetzt; davon lässt sich der Wille im engeren Sinne allerdings noch unterscheiden, aber willen- und interresselos ist unser Vorstellen keinen Augenblick; also von unserem Vorstellen gilt die Beschreibung des Verf. nicht; wovon gilt sie denn? und wenn er antwortet, vom Unbewussten, so fragt sich, woher weiss er, dass dies dort so ist? hier verlässt ihn alle Analogie zu unserem Geistesleben, er macht, wie gesagt, eine logische ungefähre Unterscheidung zu einer realen Scheidung und dichtet sie seinem Unbewussten an.

In dem II. Capitel »Gehirn und Ganglien als Bedingungen des thierischen Bewusstseins« nimmt



der Verfasser eine eigne Stellung zum Materialismus ein; er gibt ihm zu, dass alle bewusste Geistesthätigkeit nur durch normale Function des Gehirns zu Stande kommen könne, sieht aber die unbewusste Geistesthätigkeit, von welcher jener Satz nichts sage, als etwas Selbständiges an, und lässt nur die Form des Bewusstseins durch die Materie bedingt sein. Neue Beweise für jenen Satz des Materialismus bringt er nicht; dass mit steigender Vollkommenheit des Gehirns die geistige Befähigung im Thierreich steige, macht nach ihm den Satz evident selbst für den Laien. Es ist dagegen einleuchtend, dass durch diesen Parellelismus, selbst wenn er streng überall nachzuweisen wäre, eine Verursachung des Bewusstseins durch das Gehirn noch nicht entfernt erwiesen ist. Das III Cap. giebt die Entstehung des Bewusstseins: Die Factoren des Bewusstseins sind auf der einen Seite der Geist in seinem ursprünglich unbewussten Zustande, auf der andern die Bewegung der Materie, die auf ihn einwirkt. Das Wesen des Bewusstseins ist die Losreissung der Vorstellung vom Willen zu ihrer Verwirklichung und die Opposition des Willens gegen diese Emancipation; die Vorstellung ist von dem Willen darin losgerissen, um ihm in Zukunft als selbständige Macht gegenüberzutreten, der erste Schritt zur Welterlösung ist gethan. Der Verf. erinnert dabei, dass mindestens Andeutungen bei Böhme und Schelling sich fänden von einer solchen Entstehung des Bewusstseins aus einer Opposition verschiedener Momente im Unbewussten. Das Verlangen zu zeigen, wie auf solche Weise gerade dasjenige entstehe, was wir in der inneren Erfahrung als Bewusstsein kennen, findet Verf. so unbillig, als das an den Physiker zu zeigen, wie

aus den Luftwellen und der Einrichtung unseres Ohres das resultire, was wir in der inneren Erfahrung als Ton kennen. Ref. kann, um vom Letzten zu beginnen, diese Gleichstellung der Theorie des Verf. und der des Physikers nicht zugeben; der Physiker sagt nicht: aus Luftwellen und Einrichtung des Ohres erkläre ich den Ton, sondern blos: die letzten physikalischen Erklärungsgründe für den Ton sind jene beiden, wie sich aber der Ton daraus umsetzt, weiss ich nicht und vermag ich als Physiker nicht zu erklären, ich kann nur sagen: so oft jene beiden da sind, so oft entsteht im normalen Menschen der Ton; er lässt also den Ton als subjective Empfindung unerklärt, gerade dieses aber, das Bewusstsein als solches, will der Verf. erklären. Was nun die Entstehung des Bewusstseins nach dem Verf. selbst betrifft, so ist und bleibt diese unbegreiflich, wenn nicht dem Geist in seinem unbewussten Zustande die Fähigkeit zugeschrieben wird durch Einwirkung der Materie sich seiner bewusst zu werden; dann aber ist zu erwarten, dass durch diese Veränderung blos das helle wird, was vorher dunkel da war; es bliebe die Art dieselbe, blos die Erscheinungsweise wäre verändert. So ist es aber nicht bei dem Verf.; bei ihm kommt nicht, wie bei Schelling, das Unbewusste (Absolute) im Menschen nur zum Bewusstsein, erfasst, genießt, vollendet sich selbst in dieser höchsten Stufe, sondern das Bewusstsein ist Losreissung der Vorstellung vom Willen und die Opposition des Willens gegen diese Emancipation. Es ist somit 1) die Entstehung des Bewusstseins überhaupt vom Verf. keineswegs erklärt, und 2) ist das Bewusstsein des Verf. von ganz anderer Art, als es nach den Prämissen sein müsste; von einem Experiment,

von einem dadurch gewonnenen synthetischen Satz ist hier nicht die Rede und kann es nicht sein, sondern von der Deutung eines Factums und der logischen Argumentation über dasselbe, und da darf nichts heraus kommen, was nicht in den Prämissen liegt. Nicht glücklicher ist der Verf. bei der Erklärung der Einheit des Bewusstseins; sie beruht nach ihm auf der Möglichkeit des Vergleichs; und dieser Vergleich der an verschiedenen Orten erzeugten Vorstellungen ist nur dadurch möglich, dass die Schwingungen des einen Ortes ungeschwächt und ungetrübt nach dem anderen hingeleitet werden; durch den Vergleich ist die Aufhebung zweier Vorstellungen in das einheitliche Bewusstsein des Vergleichungsactes auch eo ipso gegeben; also ist es die Leitungsfähigkeit, welche die Einheit des Bewusstseins bedingt und mit welcher diese proportional geht. Allein bei diesen Erklärungsversuchen fehlt immer noch das Wichtigste; zwei zusammentreffende Schwingungen können zu einer Vergleichung Anlass geben, sind vergleichbar, aber noch nicht eo ipso verglichen; ein vergleichendes einheitliches Subject wird, soll die Vergleichung vollzogen werden, immer noch dazu vorausgesetzt. In IV, das Unbewusste und das Bewusstsein im Pflanzenreich, wird den Pflanzen darum Bewusstsein zugesprochen, weil man doch wohl gewiss nicht behaupten wolle, dass mit der vorletzten Thierstufe Empfindung und Bewusstsein aufhöre; denn warum gerade mit der vorletzten, die doch noch so reichen Bewusstseinsinhalt zeige, dass sich bis zum vollständigen Verschwinden noch unendlich viel ärmere Stufen denken liessen, denen nichts in der Welt entspräche, wenn es nicht eben jene Infusorien und einfachen Pflanzen wären. Es wird hier mit dem Satz: non

datur saltus in natura rerum vom Verf. operirt; einem Satz, der, abstrahirt aus der Erfahrung, nur dazu führen kann, nachzusehen, ob er sich auch in Beziehung auf das Bewusstsein bewähre; er kann also anspornen nach Beweisen für das Bewusstsein der Pflanzen zu suchen, nicht aber selber als Beweis für die Thatsächlichkeit solchen Bewusstseins gebraucht werden. Dass aus dem Begriff der Reflexwirkung als einer psychischen Reaction eine voraufgegangene psychische Perception folge, gilt nur für die oben besprochene Deutung dieses Begriffs durch den Verf. Cap. V soll die Materie als Wille und Vorstellung erweisen. Hier wird zuerst die instinctive Hypothese der sinnlichen unmittelbaren Vorstellung nicht, wie sonst das Instinctive, gelobt, sondern zurechtgewiesen und dann ein atomistischer Dynamismus folgender Art aufgestellt. »Die Materie besteht aus Kraftpunkten; in der Kraft sind zu unterscheiden das Streben als reiner Aetus und das Ziel, der Inhalt, das Object des Strebens. Das Streben liegt vor der Ausführung; mithin kann die resultirende Bewegung nicht als Realität in dem Streben enthalten sein, da beide in getrennten Zeiten liegen. Das Streben enthält in sich die Annäherung und das Gesetz der Aenderung nach der Entfernung und dennoch nicht als Realität; zu vereinigen sind diese Forderungen nur, wenn es dasselbe als einen der Realität gleichenden Schein, gleichsam als Bild besitzt, d. h. wenn es dasselbe ideell oder als Vorstellung besitzt. Was ist denn nun aber das Streben der Kraft anders als Wille, jenes Streben, dessen Inhalt oder Object die unbewusste Vorstellung dessen bildet, was erstrebt wird?« Hier haben wir die ganze Philosophie des Verf. in nuce; es ist die alte krasse Art

vom Menschen aus sich alles bequem zurechtzulegen. Ich sehe oder denke zwei Atome sich einander nähernd in gleichförmiger Weise; das ist die Thatsache; die Worte: Streben der Anziehungskraft etc. sind schon blosser Auslegung. Was ist Streben? es ist nur psychologisch zu verstehen, der Ausdruck muss aus dem einfachen physikalischen Vorgang geradezu verbannt werden; er ist eine anthropologische Erdichtung und Erschleichung. Was das Atom für sich enthält, ist Realität; was es unter Einwirkung eines zweiten wird, wenn es überhaupt eines für sich allein giebt, ist Realität; dass es unter Einwirkung des 2ten dieses werden kann, ist eine von demselben geltende Wahrheit, alles Andere ist Deutung, deren Gültigkeit erst bewiesen werden muss. In sich enthalten, und doch nicht als Realität in sich enthalten, ist Möglichkeit, allenfalls Potenz, aber blos im logischen Sinne. Dass das Ideelle dasselbe ist, was das Reale, aber ohne Realität, dieser Satz Schellings, den der Verf. anruft, wenn er auch sonst richtig wäre, hilft hier zu gar nichts; was in diesem Falle ideell ist, ist blos in unserem Denken; wie und was diese logische Möglichkeit in dem Dinge selber ist, wissen wir nicht, es ist wieder blos die Amphibolie des Wortes ideal, an welcher der angebliche Beweis des Verfassers hängt; damit fällt auch seine weitere Behauptung, dass diese Kraft als Streben mit dem Object der unbewussten Vorstellung dessen, was erstrebt werde, Wille sei. Der Verf. geht aber noch viel weiter in seinen Behauptungen: »Der Wille ist das Uebersetzen des Idealen ins Reale; indem sein Inhalt, welcher allemal eine Vorstellung ist, auch ideell räumliche Bestimmungen enthält, realisirt der Wille auch diese räum-

lichen Bestimmungen mit und setzt so auch den Raum aus dem Idealen ins Reale, setzt so den realen Raum.« Aus dem Willen, wohlgemerkt aus dem nach Analogie unsres Willens vorausgesetzten Willen, wird so ohne Weiteres die Schöpferkraft, welche die äussere reale Welt hervorbringt; als ob hierzu nicht alle Analogie fehlte; als ob der Wille das Geringste in uns nachweislich real im Sinne der äusseren Realität schüfe, als ob er nicht, kräftig in sich, doch in jener Hinsicht machtlos wäre, wenn die gegebenen körperlichen Apparate ihm ihren Dienst versagen, als ob irgend eine Naturkraft nicht bloß von uns benutzt würde nach ihren Gesetzen, sondern wir mehr vermöchten! — Cap. VI behandelt den Begriff der Individualität; die Bestimmung des geistigen Individuums hängt dabei ab von der Erklärung der Bewusstseinseinheit, deren Mangelhaftigkeit oben gezeigt wurde; VII. soll die All-Einheit des Unbewussten beweisen. Da Niemand das unbewusste Subject seines eigenen Bewusstseins direct kennt, so ist nach dem Verf. kein Grund zu der Behauptung, dass diese unbekannte Ursache meines Bewusstseins eine andere als die meines Nächsten sei, welcher deren Ansich ebensowenig kennt. Die unmittelbare innere oder äussere Erfahrung giebt uns nach ihm gar keinen Anhaltspunkt zur Entscheidung dieser Alternative, sie bleibt mithin vorläufig völlig offen. Allein was will diese Argumentation besagen gegen die Thatsache, dass trotz des Mangels bloß begrifflicher Unterscheidung das unmittelbare Bewusstsein eines jeden ihm sehr genau sagt, dass sein Ich nicht das des Zweiten u. s. f. ist; hier ist der Grund zur Entscheidung der Alternative,

den der Verf. vermisst, und der fest steht, so lange man klare Vorstellungen liebt und sich nicht in die Trübheit des Unbewussten mit geschlossenen Augen stürzt. Der Beweis für die All-Einheit des Unbewussten ist bei dem Verf. zunächst ein aposteriorischer Wahrscheinlichkeitsbeweis: die factisch überall statthabende Vereinigung zweier Bewusstseine in Eins soll nur so möglich sein, und das Hellsehen, welches überall in den Eingriffen des Unbewussten wiederkehre, fordere allein schon zu dieser Lösung auf. Allein was der Verf. hier Thatsachen nennt, sind seine Deutungen von Thatsachen, welche den obigen Bedenken unterliegen. Der mit zunehmender Schärfe des bewussten Denkens auch schärfer hervortretende Schein der individuellen Ichheit soll sodann nach ihm kein Einwand gegen die All-Einheit des Unbewussten sein, weil ja alles bewusste Denken in den Bedingungen des Bewusstseins befangen bleibe, seiner Natur nach sich nicht direct darüber erheben könne; dabei soll die Einheit des Unbewussten, nämlich dessen, was nie in das Bewusstsein treten kann, weil es hinter demselben liegt, sehr wohl bestehen können. Allein bei dem Verf. ist das Bewusstsein eine widerwillige Reaction des Unbewussten auf die Schwingungen der Materie und zu dieser Reaction gehört auch der Gedanke der individuellen Ichheit; er stammt aus dem Unbewussten so gut wie andere Gedanken, er kann sich scharf entwickeln doch wieder nur unter Einwirkung des Unbew., er kann die All-Einheit des Unbewussten nicht erkennen, und das, was erkennt, ist doch wieder das Unbewusste selber; wie man so etwas zusammendenken d. h. zusammenreimen kann ohne rathlosen Widerspruch, sieht Ref. nicht ab, der Verf. giebt aber auch

einen Beweis a priori: »das Unbewusste ist unräumlich, denn es setzt erst den Raum; es hat also Unterschiede räumlicher Natur nicht in sich, ausser sofern es dieselben im Vorstellen und Wirken setzt. Die Verschiedenheit der Wirkungen lässt nur auf eine Verschiedenheit der Vorstellungen im Wesen, die Verschiedenheit zweier Vorstellungen aber keineswegs auf die Nichtidentität der sie vorstellenden Wesen schliessen. Räumliche Unterschiede können dem Unbewussten nicht zukommen, also auch keine Vielheit des Wesens durch räumliche Bestimmungen.« Dieser Beweis ist eine *petitio principii*, er gilt nur unter der Voraussetzung, dass es nur Ein Unbewusstes giebt, welches eben zu beweisen war. Denn die Unräumlichkeit des Unbewussten zugestanden, so folgt daraus nicht die Einheit von selber; niemals hat man aus der Unräumlichkeit Gottes, der Seele, der Monaden die Einheit oder vielmehr Einzigkeit und All-Einheit als selbstverständliche Folge angesehen. Bei dem zweiten Theil des Beweises wird ferner noch vorausgesetzt, dass bewiesen sei, wie eine Menge von Vorstellungen, welche in Einem Wesen existiren, durch den Willen dieses an sich Einen Wesens umgesetzt werden in den sehr realen Schein einer Welt von gegeneinander wirkenden Einzel-  
dingen; in unserem Willen und Vorstellen fehlt uns dazu jegliche Analogie; und so ist das Ganze nichts als die willkürliche, logisch unausführbare Zumuthung aller pantheistischen Mythologie. In VIII, das Wesen der Zeugung vom Standpunkt der All-Einheit des Unbewussten, zieht der Verf. die bequemen Folgerungen. Die Seele sowohl jedes der Eltern als auch des Kindes ist nur die Summe der auf den betreffenden Orga-



nismus gerichteten Thätigkeiten des Einen Unbewussten; die Seele ist also eine Summe; was liegt an der specifischen Art, wie sie sich uns ankündigt im Bewusstsein? Die organisirte Materie hat das Unterscheidende, dass sie durch eine von Aussen an sie herantretende Kraft, nämlich die directe Einwirkung des Willens des Unbewussten eine organische Form angenommen hat, d. h. ein Exemplar einer typischen Idee geworden ist. Das Unbewusste hat die erste eingetretene Möglichkeit des organischen Lebens erfasst und verwirklicht, nach vielleicht Millionen Versuchen von Urkeimen gelang es dem Leben gleichsam festen Fuss auf der Erde zu fassen; — idealiter ist nämlich nach dem Verf. alles bereits da, es kam gewissermassen nur auf die leichte Ueberführung in die Realität an, welche nach ihm dem Willen überwiesen ist. Ist einmal Leben da, so benutzt das Unbewusste die Elternzeugung, weil diese einen geringeren Kraftaufwand verlangt. Woher weiss aber der Verf. den letzteren Umstand? für uns Menschen freilich steht die Sache so, für uns ist die Elternzeugung das leichtere, weil ihre Bedingungen uns im Allgemeinen zu Gebote stehen, ohne dass wir freilich ihr innerstes Wesen kennen, aber für das Unbewusste, warum ist es da ebenso? Der Canon, die Natur wählt die einfacheren Wege, ist ganz schön, aber welches diese einfacheren seien, ist oft gar nicht zu sagen, und darum ist der Canon von viel geringerer Anwendbarkeit, als der Verf. zu meinen scheint. Der Verf. gebraucht ihn auch wieder, um die directe Urzeugung höherer Organismen zu verwerfen; er will Zeugung derselben durch modificirte Entwicklung des Eies. Gelegentlich verzerrt sich jener Canon beim Verf. zu solchen

Aussprüchen, wie: das Unbewusste mache es sich stets so bequem wie möglich, wenn es keinen besonderen Grund habe sich Unbequemlichkeiten aufzuerlegen, oder auch: es schicke lieber Missgeburten zur Welt, als dass es sich mit Ueberwindung der vorliegenden materiellen Schwierigkeiten abquälte. Es scheint hiernach, als habe Verf. vergessen bei der Aufzählung der Prädicate des Unbewussten im Eingang seiner Metaphysik hinzuzufügen: das Unbewusste ist faul. Cap. X, die Individuation, legt sich die Frage vor: wie ist die Individuation nach monistischen Principien möglich. Die Antwort ist: die Individuen sind objectiv gesetzte Erscheinungen, es sind gewollte Gedanken des Unbewussten oder bestimmte Willensacte desselben; die Einheit des Wesens bleibt unberührt durch die Vielheit der Individuen, welche nur Thätigkeiten oder Combinationen von gewissen Thätigkeiten des Einen Wesens sind. Allein dies sind lauter Machtsprüche; es fehlt jede Analogie zu ihnen, als von welcher Analogie mit unserem Willen und Vorstellen der Verf. letztlich ausging. »Das Unbewusste hat gleichzeitig verschiedene Willensacte, und indem der Wille seinen Inhalt realisirt, treten diese vielen Willensacte als ebensoviele Kraftindividuen in die objective Realität.« Was soll das heissen? soll hier etwas geschaffen werden ausser dem Unbewussten? oder verwandelt sich das Unbewusste in diese Kraftindividuen ganz und ohne Rest? oder entlässt es sie aus sich als einen blossen Theil des Ganzen? »Jedes von diesen ist unterschieden vom anderen und doch sind sie ihrem Begriff nach ununterscheidbar; die anschauende Vorstellung des Unbewussten unterscheidet sie aber ohne Begriff in ihren räumlichen Beziehungen.« Wie können

sie aber begrifflich ununterscheidbar sein, wenn jedes von ihnen verschieden, also einzig vorgestellt wird? selbst die räumlichen Unterschiede der Dinge werden dadurch, dass der Verf. S. 510 den Raum für die Form auch der äusseren Wirklichkeit erklärt, sehr fest. Aber von allem Einzelnen abgesehen, so ist der Gesichtspunkt entscheidend, dass nur, wenn unsere Vorstellungswelt durch unseren Willen eine Welt der äusseren Dinge im Kleinen werden könnte, die wir aber gleichwohl als unsere Vorstellung kennen und bei uns festhielten — eine Vorstellungsart, die so nicht einmal der Fichte'sche und Schelling'sche Idealismus gehabt hat —, dass nur dann der Verf. eine Analogie zu dem haben würde, was, ohne diese Analogie vorgetragen, blosser Dichtung ist. Cap. XI hat die Ueberschrift: die Allweisheit des Unbewussten und die Bestmöglichkeit der Welt. Nach allen Ausführungen dürfen wir uns nach dem Verf. dem Vertrauen hingeben, dass die Welt so weise und trefflich, als nur irgend möglich ist, eingerichtet und geleitet werde, dass, wenn in dem allwissenden Unbewussten unter allen möglichen Vorstellungen die einer bessern Welt gelegen hätte, gewiss diese bessere statt der jetzt bestehenden zur Ausführung gekommen wäre. Als letzter Weltzweck kann nur die Glückseligkeit gedacht werden, weil nach dem Verf. nichts directer das Wesen des Unbewussten angehen kann, weil ein Opfer von Glückseligkeit nur gebracht werden kann um grösserer Glückseligkeit willen; weil anders zumuthen ja hiesse die Zähne in sein eigenes Fleisch schlagen. Wenn aber zu solcher Glückseligkeit keine Aussicht wäre, so wäre, meint der Verf., die Existenz eines Weltprocesses oder einer Welt überhaupt vernünftigerweise nicht zu

begreifen, und die Erreichung weiss Gott welcher anderen Zwecke könnte für die Uebernahme eines die Lust überwiegenden Schmerzes keinen vernünftigen Grund abgeben.' Es wird sich vor allem darum handeln, was der Verf. unter Glückseligkeit versteht; darüber giebt Auskunft das XII. Cap.: die Unvernunft des Wollens und das Elend des Daseins. Die Negativität der Lust, welche Schopenhauer gelehrt, wird bestritten; dabei aber 3 Momente erfasst, deren jedes zu Gunsten des Schmerzes in die Wagschale fällt; es sind dies 1) die Erregung und Ermüdung der Nerven und das daraus entspringende Bedürfniss nach dem Aufhören des Genusses, wie des Schmerzes; 2) die Nothwendigkeit alle Lust als indirecte zu berücksichtigen, welche nur durch Aufhören oder Nachlassen einer Unlust, aber nicht durch momentane Befriedigung eines Willens im Augenblick der Erregung desselben entsteht; 3) die Schwierigkeiten, welche dem Bewusstwerden der Willensbefriedigung entgegenstehen, während die Unlust eo ipso Bewusstsein erzeugt; man kann noch hinzufügen 4) die kurze Dauer der Befriedigung, die wenig mehr als ein ausklingender Augenblick ist, während die Nichtbefriedigung so lange, wie der aktuelle Wille währt, also, da es kaum einen Moment giebt, wo nicht ein actualer Wille vorhanden wäre, so zu sagen, ewig ist und nur allenfalls limitirt durch die Befriedigung, welche die Hoffnung gewährt. Hier-nach ist die Forderung des Verf. an die Glückseligkeit der Art, dass wir uns ob ihres Nichtvorhandenseins glücklich zu preisen haben; denn ihr Vorhandensein müsste uns verzehren und zu allem, zur Lust selber, untauglich machen. Der Verf. geht aber an die Prüfung der Frage, ob

im Leben des Individuums ein Ueberschuss von Lust über die Unlust zu erreichen sei, und zwar bewegt er sich zunächst bei dem 1. Stadium der Illusion, wie er es nennt, wo nämlich das Glück als ein auf der jetzigen Entwicklungsstufe der Welt erreichtes, also dem heutigen Individuum im irdischen Leben erreichbares gedacht wird. Nach seinem Begriff von Glückseligkeit ist es begreiflicherweise dem Verf. ein leichtes, dieselbe als unerreichbar im 1. Stadium hinzustellen, zumal da es an ziemlich gewaltsamen Behauptungen nicht fehlt. So sind ihm Gesundheit, Jugend, Freiheit, auskömmliche Existenz Bedingungen nur des Nullpunktes der Empfindung, ihr Bestand erweckt weder Lust noch Unlust, da am Nullpunkt überhaupt nichts zu empfinden ist; so arbeitet nach ihm niemand, der nicht muss, d. h. der nicht die Arbeit als das kleinere von zwei Uebeln wählt, und lernt sie höchstens als ein Unvermeidliches durch Gewohnheit ertragen; so ist dem Verf. ferner die Zufriedenheit Verzichtleistung auf positives Glück, ungefähr der Nullpunkt der Empfindung, auf dem Nullpunkt der Empfindung steht auch das Nichtsein, und das absolut zufriedene Leben stände also an Werth gleich dem Nichtsein, aber ein solches Leben giebt es nicht. Auch in der Religion betrachtet der Verfasser den etwaigen Ueberschuss von Lust als illusorisch; allein von Lust in seinem Sinne kann bei der Frömmigkeit als solcher gar nicht die Rede sein. Selbst bei der thätigen Nächstenliebe fragt er stets nach der Erhöhung der Lust der Welt durch dieselbe, und diese scheint ihm sehr gering; wozu sich nach ihm noch die Unlust des Opfers beim Geber, die Beschämung beim Empfänger gesellt.

Schluss im nächsten Stück.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 42.

19. October 1870.

Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung. Von E. v. Hartmann, Dr. phil. Berlin 1869, bei Carl Duncker, 678 S. Gross Octav.

(Schluss.)

Das zweite Stadium der Illusion ist dasjenige, worin das Glück als ein dem Individuum in einem transcendenten Leben nach dem Tode erreichbares gedacht wird. Eine individuelle Unsterblichkeit giebt es aber nicht; sollte der-einst keine Welt mehr sein, so wird wiederum nichts sein; wo bleibt da die verheissene Seligkeit? Das ist in Kürze die Meinung des Verf.; neue Gründe für die blosse Scheinbarkeit der Individualität, welche ihm zu beweisen oben so wenig gelungen ist, bringt er nicht. Der zweite Satz wird damit begründet, dass nach Cap. I das Vorstellen nur durch das Wollen aus dem Nichtsein ins Sein getrieben werden konnte, so lange die Welt noch nicht existirte; denn in sich hatte das Vorstellen keinen Trieb und kein Interesse, aus dem Nichtsein ins Sein zu treten,

folglich war vor dem Eintreten des Wollens auch kein Vorstellen aktuell, folglich vor Entstehung der Welt weder Wollen noch Vorstellen, d. h. gar nichts; dieses Nichts kehrt wieder, falls Wollen und Vorstellen d. h. die Welt einmal aufhören. Allein ein derartiges Vorstellen ohne allen Willen ist eine von aller Analogie verlassene Voraussetzung; und wenn man sich an den früheren Satz des Verf.'s erinnert, wonach der Wille nur durch den bestimmten Inhalt die Möglichkeit der Existenz erhält und dieser Inhalt Vorstellung und daher kein Wille ohne Vorstellung ist, so darf schon hier darauf hingewiesen werden, dass es nach seinen Voraussetzungen nie zu einer Welt hätte kommen können; denn die Vorstellung ist nicht aktuell, so lange der Wille es nicht ist, der Wille nicht, so lange die Vorstellung es nicht ist; wie also soll es da aus der Stille der reinen Potenz je zu einem Actus kommen? — Im dritten Stadium der Illusion wird das Glück als in der Zukunft des Weltprocesses liegend gedacht. Diese Auffassung hängt ab von der Erkenntniss, dass ein und dasselbe Wesen meinen und deinen Schmerz, meine und deine Lust fühlt, nur zufällig durch die Vermittlung verschiedener Gehirne; dadurch erst ist der exclusive Egoismus gebrochen etc. Ref. hat es oft gewundert, wie diese Schopenhauersche Erklärung der Moralität je irgend jemandes Beifall hat finden können; der Egoismus ist darin bloss seiner Form nach aufgehoben, nicht seinem Wesen nach; ich erweitere bloss meinen Umfang und empfinde fremdes Weh erst, wenn ich weiss, es ist mein Weh selber. Die an dieses Gefühl geknüpfte Hoffnung von der Erhöhung des Glückes der Welt durch die Fortschritte der

Welt ist übrigens nach dem Verf. gleichfalls eine Illusion; denn mit der fortschreitenden Entwicklung wachsen nicht nur Reichthum und Bedürfnisse, sondern auch die Sensibilität des Nervensystems und die Capacität und Bildung des Geistes, folglich auch der Ueberschuss der empfundenen Unlust über die empfundene Lust und die Zerstörung der Illusion, d. h. das Bewusstsein der Armseligkeit des Lebens, der Eitelkeit der meisten Genüsse und Bestrebungen und das Gefühl des Elends. Dies Urtheil des Verf. ist augenscheinlich von unserer Civilisation abstrahirt; es wird eine Erfahrung angerufen, welche wegen des Wenigen, was in unserer Cultur, auch in Beziehung auf das Nervensystem, zur Linderung ihrer Nöthe geschehen, kein vollgültiger Zeuge ist; aber allerdings ist nicht abzusehen, wie bei dem Massstab, welchen der Verf. für Glückseligkeit gewählt hat, je etwas ihn Befriedigendes hier erreicht werden sollte; gerade seine Glückseligkeit müsste den Menschen aufreiben. Cap. XIII enthält: das Ziel des Weltprocesses und die Bedeutung des Bewusstseins (Uebergang zur praktischen Philosophie). Der nächste Zweck der Natur, der Welt ist nach dem Verf. zweifelsohne das Bewusstsein, aber es kann nicht der Endzweck des von der Allweisheit des Unbewussten geleiteten Weltprocesses sein; das hiesse nur die Qual verdoppeln, in den eigenen Eingeweiden wühlen. Ein Handeln nach Vernunft kann kein vernünftiger Endzweck sein, denn was hätte das Handeln von der Vernunft und die Vernunft vom Handeln, abgesehen von der etwa dadurch herbeizuführenden Verminderung der Unlust? Nur die Glückseligkeit hat einen absoluten Werth, kann Selbstzweck sein. Es existirt unverkennbar ein



tief eingreifender Antagonismus zwischen dem nach absoluter Befriedigung und Glückseligkeit strebenden Willen und der durch das Bewusstsein mehr und mehr vom Triebe sich emancipirenden Intelligenz. Dieser siegreiche Kampf des Bewusstseins gegen den Willen ist aber nach Cap. C III im Bewusstsein begrifflich enthalten und in der Entwicklung desselben als nothwendig gesetzt. In der Vorstellung waltet das Vernünftige, welches dem Willen seiner Natur nach unzugänglich ist; erlangt die Vorstellung, die im Unbewussten nur Dienerin des Willens ist, dem sie ihre Entstehung verdankt, erst den nöthigen Grad von Selbständigkeit, so wird sie das Widervernünftige, was sie im Willen vorfindet, zu vernichten suchen. Das Unbewusste, allwissend und Zweck und Mittel in Eins denkend, hat nur deshalb geschaffen, um den Willen von der Unseligkeit seines Wollens zu erlösen, von der er sich selbst nicht erlösen kann. Das widervernünftige Wollen ins Nichtwollen und die Schmerzlosigkeit des Nichts zurückzuführen ist das Bestimmende für das Was? und Wie? der Welt, während ihr Dass Schuld des Willens ist. Der Kunstgriff der unbewussten Vorstellung ist, dass sie dem Willen, welcher dumm ist, einen solchen Inhalt giebt, dass er durch eigenthümliche Umbiegung in sich selbst in der Individuation in einen Conflict mit sich selbst geräth, dessen Resultat das Bewusstsein ist d. h. die Schaffung einer dem Willen gegenüber selbständigen Macht, in welcher sie nun den Kampf mit dem Willen beginnen kann. — Wo man diese Theorie anpackt, hält sie nicht Stich. Sie hängt ab von der Auffassung des Bewusstseins als einer Emancipation der Vorstellung vom Willen; allein diese ist oben

aufgezeigt worden als nicht aus den Prämissen sich ergebend; nach diesen könnte das Unbewusste im Bewusstsein eben bloss dazu gelangen sich seiner bewusst zu werden, aber weiter nicht. Wille und Vorstellung sollen getrennte Welten sein, im Reiche jener waltet das Vernünftige, welches dem Willen seiner Natur nach unzugänglich ist; und doch erhält nach des Verf.'s eben erst in Erinnerung gebrachter Erklärung der Wille erst seine Bestimmtheit durch die Vorstellung, also wird er eben dadurch vernünftig, wenn er es nicht von Hause aus ist. Wie soll die Vorstellung Widervernünftiges in dem Willen entdecken, da nichts von diesem aktual wird, als was seine Bestimmtheit durch die Vorstellung erhalten hat? das einzig Widervernünftige an ihm wäre dies, dass er nicht an sich vernünftig ist, weil ohne alle Vorstellung; aber da er das ist, was könnte ihm Grösseres zu seinem Lobe nachgesagt werden, als dass er durchaus der Vorstellung, also auch der in ihr waltenden Vernünftigkeit folgt. Der Verf. setzt offenbar voraus, dass der Wille doch noch eine Bestimmtheit hat, die ihm nicht von der Vorstellung kommt, entgegen seiner allgemeinen Theorie; nach dieser könnte die Glückseligkeit, welche der Wille will, weil ein bestimmtes Wollen, ihm nur von der Vorstellung vorge spiegelt sein. Der oberste Canon des Verf.'s ist, dass die Vorstellung nichts kann, dass der Wille schafft, aber seine Form d. h. die Art der Realität von der Vorstellung empfängt; nichtsdestoweniger ist es der Vorstellung entgegen, dass der Wille seine Glückseligkeit zu verwirklichen sucht, aber er wird dabei düpirt und schafft so eine ihm gegenüber selbständige Macht. Einmal wird da der Wille gedacht wie

die Materie der Alten, als Basis aller Realität, und doch ganz abhängig von den Formen, fürs Andere aber wird er gedacht als ein tobendes Reich des Verlangens; wie aber nun gar die Realität, welche vom Willen kommt, ihm selbst, seinem innersten Wesen untreu wird, bleibt völlig dunkel. Im Gegensatz zu Schopenhauer wird nun die Bejahung des Willens zum Leben als da vorläufig allein Richtige proclamirt, nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen ist etwas für den Weltprocess zu leisten; und eben dann lässt sich denken, dass mit der Zeit Bedingungen eintreten, in folge deren die Möglichkeit vorhanden ist, dass die Majorität des in der Welt thätigen Geistes den Beschluss fasst, das Wollen aufzuheben. Dieser Beschluss kann den gewünschten Erfolg haben; wie die Vernunft im einzelnen Menschen ein besonderes Begehren durch Erregung eines entgegengesetzten Begehrens aufzuheben vermag, indem sich dann beide Begehren paralysiren, ebenso ist die Aufhebung des positiven Weltwillens zu denken. Bei dieser Opposition der Willensbejahung und Willensverneinung ist der Gegensatz mathematisch streng; bei dieser Vernichtung des Weltwillens bleibt gar nichts Actuelles mehr bestehen, so dass zu einem sofortigen Wiederauftauchen alle Analogie fehlt. Indess bei diesen Ausführungen des Verf. bleibt nach wie vor die grosse Unbegreiflichkeit, wie, d. h. wie durch blosse Vorstellung ein anderer Wille erregt werden kann, welcher den ersten, der sich will, verneint; wo ist das Zeug zu einem solchen Willen? Die Vorstellung kann als solche nichts schaffen; denn dann wäre sie Wille; sie mag höchstens nicht wollen d. h. nicht billigen, dass der Weltwille existirt, aber

das ist noch kein eigentlicher Wille, das ist Tadel und Wunsch, dass es anders wäre, aber keine einen Gegenwillen schaffende Macht.

Nachdem wir so durch die ganze Metaphysik des Verf.'s hindurch viel kühne Behauptungen, aber keine kräftigen Beweise gefunden haben, setzen wir unsere letzte Erwartung auf solche in das XIV. Cap., überschrieben: Die letzten Principien. Der Verf. behauptet mit Schelling, alle apriorische Philosophie könne höchstens sagen: wenn etwas ist, so muss es so sein; dass etwas sei, könne nur die Erfahrung zeigen. Was so der Philosophie zugeschrieben wird, ist etwas so Grosses, dass man sehr gespannt auf die einzelnen Anwendungen des Satzes und den Erweis des Müssens sein darf. Diesen Erwartungen entspricht wenig die Behauptung, an welche doch des Verf.'s ganzes Philosophiren sich anklammert, das Wollen sei dasjenige, was das Reale vor dem Idealen voraus habe; das Ideale sei die Vorstellung an sich, das Reale sei die gewollte Vorstellung oder die Vorstellung als Willensinhalt. Allein selbst die Trennung zugegeben, welche keineswegs, wie wiederholt gezeigt, begründet ist, so bleibt immer noch der gewaltige Sprung von einem durch eine Vorstellung bestimmten Wollen, welches rein geistig sein kann, zu unserer irdischen äusseren Realität; ein diese schaffender Wille steht nicht mehr in Analogie zu unserem Willen, und ohne diese Analogie kann die Eigenthümlichkeit der Lehre des Verf.'s nicht bestehen. Der Verf. sagt ferner mit Schelling, der Wille sei die Potenz κατ' ἐξοχήν, das Wollen der Actus κατ' ἐξοχήν; um wahrhaft zu existiren, muss nach ihm der Wille bestimmtes Wollen sein, diese Bestimmung ist eine ideale

Vorstellung. Hieraus ergibt sich für ihn selber der Zirkel, dass das Wollen erst durch die Vorstellung existentiell werden soll und die Vorstellung erst durch den Willen. Dieser Zirkel schreckt ihn aber nicht ab von der ganzen Auffassung, er will ihn lösen durch den Mittelzustand des leeren Wollens; dieses ist ihm das Ringen nach dem Sein, der Wille, der sich zum Wollen entschieden hat, er will wollen, kann aber nicht, bis die Vorstellung hinzukommt, welche er wollen kann. Allein glaubt der Verf. wirklich, ein Wille, der sich zum Wollen entschieden habe, sei noch ein leerer Wille? es ist ja gerade der Hauptentschluss, welcher in dem Relativsatz angegeben ist, alles andere ist nur eine Folge, Ausführung dieser fundamentalen Bestimmung, die gleichwohl nicht von der Vorstellung herkommen soll. Hier hat der Verf. seine Hauptlehrsätze selber aufgegeben; er hat eine Ausnahme statuirt, um nur überhaupt von der Stelle zu kommen. Für diese Ausnahme darf er nicht geltend machen, sie sei unvermeidlich; denn es handelt sich nicht um Bezweiflung des Factums, dass doch eine Welt da ist, sondern um Bezweiflung seiner Theorie von der Entstehung dieser Welt; diese ist ihm ohne jenen krassesten Widerspruch gegen seine eigenen Principien nicht möglich gewesen. Einmal im Fahrwasser der Widersprüche, lässt er es auch an weiteren nicht fehlen; der Zustand des leeren Wollens ist Schmachten nach seiner Erfüllung, also absolute Unseligkeit, nach Cap. C III erzeugt aber jede Nichtbefriedigung eines Willens eo ipso Bewusstsein; dieses Bewusstsein ist das einzige ausserweltliche Bewusstsein, zu dessen Annahme wir nach dem Verf. Ursache haben. Also hier haben wir Bewusstsein ohne Gehirn,

und gerade im Cap. C III war der Verf. davon ausgegangen, S. 347, dass die Gehirnschwingungen, allgemeiner die materielle Bewegung, die *conditio sine qua non* des Bewusstseins sei; und materielle Bewegung wird erst nach ihm dadurch, dass das Unbewusste sich in der Individuation in die Kraftatome zersplittert, ist also im leeren Wollen noch nicht, und doch ist da Bewusstsein, freilich das einzige ausserweltliche, aber was ändert dies an dem Widerspruch, dass der Verf. ihn nur einmal begehen will; die Zahl macht hier nichts zur Sache. — Dadurch dass der Wille sich im Weltprocess in zwei gleiche und entgegengesetzte Richtungen spaltet und so sich selbst verschlingt, wird er nach dem Verf. wieder, was er vor allem Willen war, wollen und nichtwollen könnender Wille. Neue, bessere Gründe für die Möglichkeit der Entstehung eines dem ersten entgegengesetzten wirklichen Willens werden nicht beigebracht; nur der Trost der dadurch erlangten Welterlösung näher so vorge-rechnet: »In dem Unbewussten giebt es weder Erfahrung noch Erinnerung, und da die Potenz vor dem Actus frei, von keinem Grunde mehr bestimmte und bestimmbar ist, so ist es, mathematisch gesprochen, zufällig, ob die Potenz in diesem Momente will oder nicht will, d. h. die Wahrscheinlichkeit ist  $\frac{1}{2}$ ; die Erlösung ist also nicht als endgültig zu betrachten, sie reducirt nur die Qual des Wollens und Seins von der Wahrscheinlichkeit 1 (welche sie während des Processes hat) auf die Wahrscheinlichkeit  $\frac{1}{2}$ , giebt also immerhin einen für die Praxis nicht unerheblichen Gewinn. Betrachtet man ferner a priori die Wahrscheinlichkeit, dass das Auftauchen des Wollens aus der Potenz mit dem gesamten Weltprocess sich nmal wieder-

hole, so ist dieselbe offenbar  $\frac{1}{2}n$ , ebenso wie die apriorische Wahrscheinlichkeit  $n$ -mal hinter einander die Kopfseite eines Geldstückes nach oben zu werfen. Es ist aber klar, dass die Wahrscheinlichkeit  $= \frac{1}{2}n$  bei wachsendem  $n$  so klein wird, dass sie praktisch zur Beruhigung genügt. « Diese Betrachtungen des Verf.'s sind gleichfalls nicht zutreffend; das Freisein der Potenz heisst: sie ist von keinem Grunde mehr bestimmt; was sie also thun wird, wissen wir nicht, alle unsere sonstigen Gesichtspunkte, auch der einer mathematischen Wahrscheinlichkeit, verlassen uns hier, wir wissen gar nichts darüber, ob sie wider sich entschliessen wird zur Welt oder nicht; was wir wissen, ist, dass sie jenes mindestens einmal gethan hat; da ist aber nicht die mathematische Wahrscheinlichkeit mit ihrem  $\frac{1}{2}$  an der Stelle, sondern die Analogie wird uns treiben, dasselbe zu erwarten als eintretend; denn die Umstände sind ganz dieselben, wie das erstemal; eben weil der Wille alles vergessen hat, was ihm auf seiner Reise in die Existenz zugestossen ist, hat er auch nichts gelernt, und seine Freiheit ist ja nicht die einer Entscheidung aus Gründen, sondern eben die Negation solcher Gründe, also auch jeder vernünftigen Erwägung. Es handelt sich auch bei den Betrachtungen, ob man den Weltwillen aufheben soll, um Erlösung zu finden, nicht um  $n$  mal, sondern jedesmal um das nächste mal und dieses wiederholt sich jedesmal wieder; und für dieses Nächstemal ist die Hoffnung nie sicher. Ausserdem gilt der Vergleich mit dem Werfen des Geldstückes nicht; bei diesem sind Ursachen, warum es Bild oder Münze zeigt, nur nicht im Einzelnen berechenbare; beim Willen sollen nach dem Verf. keine dasein. — Eine neue Schwierigkeit erhebt sich für den Verf. bei der Frage, wie das Unbewusste das Be-

wusstsein als Mittelzweck (zur Welterlösung) denken kann, ohne doch Bewusstsein zu haben. Zunächst meint er, das Unbewusste denke ganz gewiss das Bewusstsein nicht in der subjectiven Art und Weise, wie das Bewusstseinssubject von seinem Bewusstsein sich afficirt fühle, und sodann meint er, positiv denke das Unbewusste dabei nichts als 1) den objectiven Process, dessen subjective Erscheinung das Bewusstsein sei, und 2) die Wirkung der Emancipation der Vorstellung vom Willen, welche aus diesem Process hervorgehe und auf die es ja dem Unbewussten allein ankomme. Allein nach den früheren Erklärungen des Verf.'s heisst dies 1) das Unbewusste denkt Hirnschwingungen und denkt weiter, dass es selber auf diese Schwingungen mit einem bestimmten Bewusstsein reagire; 2) es denkt die Negation des Willens durch die emancipirte Vorstellung, die Intelligenz, wie ihr klar wird alle Qual der Welt, sich der Entschluss in ihr bildet sich zu -erlösen u. s. w.; in allen dem ist das Bewusstsein als solches mitgesetzt, und überdies ist ja dem Verf. das Bewusstsein geradezu eine Wirkung des Unbewussten, dies ist das wahre Subject dazu. -- Vor der Verwirklichung durch den Willen hat nach dem Verf. die Idee, die Vorstellung ein latentes Sein, der Wille, genauer das leere Wollen, reisst sie als seinen Inhalt an sich, aber die Idee als Erfüllung des Willens bestimmt sich selbst kraft ihres logisch-formalen Momentes. Der Verf. führt uns hier zu Begriffen, denen kein deutlicher Sinn mehr beiwohnt; latentes Sein, welches auch als nicht wirkliches Sein bezeichnet wird, und doch für sich eine Art von Existenz zu haben scheint, leeres Wollen, welches die Idee an sich reisst



und dadurch Realität im gewöhnlichen Sinne zu Wege bringt! und es sind dies nicht Begriffe, zu welchen eine logisch unanstössige Strasse geführt hätte, so dass sie, wenn auch an sich undeutlich, durch ihr Verknüpftsein mit anderem Anspruch auf Werth gewinnen, nein, die ganze Strasse, die hinter ihnen liegt, ist ein unaufhörliches Anstossen. — Ueber das Verhältniss des rein Seienden zum Seinkönnenden erklärt sich der Verf. des Näheren so: »Die Beziehungen von Wille und Vorstellung verstehen sich ganz von selbst, wenn es ein und dasselbe Wesen ist, welches diese beiden ist, d. h. von welchem und an welchem sie Attribute sind; wären Wille und Vorstellung getrennte Substanzen, so wäre viel schwerer an eine Wechselwirkung derselben zu glauben. Es müsste dann auch ein unüberwindlicher Dualismus durch die Welt hindurchgehen, und in der Seele des Individuums sich geltend machen, von dem in diesem Sinne nirgends etwas zu merken ist. Der Monismus, nach welchem alles strebt, wäre damit absolut aufgehoben und ein reiner Dualismus an seine Stelle gesetzt. Der erkannte Dualismus der Attribute beeinträchtigt die Einheit der Substanz nicht, er kann aber unmöglich entbehrt werden, wo ein Process zu erklären ist: denn ein Process verlangt 1) ein nicht sein Sollendes und 2) ein Anderes, welches dieses nicht sein Sollende bekämpft.« Auch hier drängt sich die Willkür der Bestimmungen auf; Wille und Vorstellung sollen Attribute Eines Wesens sein; eine Analogie von uns aus fehlt dazu; denn bei uns, wo U<sub>ns</sub> das sind, sind Wille und Vorstellung ganz nicht <sup>re</sup>, als sie der Verf. annimmt; unser Wille sollen nach <sup>der</sup> Realität, unser Vorstellen ist nicht neue Schwierig so unwirklich, wie beim Verf. bei der Frage,

Wie denkt sich aber der Verf. das Wesen, von welchem und an welchem sein Wille und seine Vorstellung Attribute sind? er hält die Attribute aus einander und stellt das Wesen in die Mitte. Zur Einheit des Wesens wäre aber nothwendig, dass Wollen Vorstellen sei und Vorstellen Wollen, nur von verschiedenen Seiten betrachtet, wie es Spinoza bei seiner Substanz mit Ausdehnung und Denken mindestens beabsichtigt hat. Nach der Art, wie der Verf. die Welt beschrieben hat, ist er Dualist, nur meint er den Dualismus aus dem Monismus entwickelt zu haben und denselben wieder ersticken zu können im Weltziel; aber weder jene Entwicklung noch diese Vernichtung desselben ist ihm gelungen. Gesetzt, es wäre wahr, dass in der Welt ein Process zu erklären sei, der seinem Begriff nach verlangte 1) ein nicht sein Sollendes, 2) ein Anderes, welches dieses nicht sein Sollende bekämpft, so ist damit eine Zweiheit der Substanzen oder Kräfte gesetzt; der Process d. h. das Gegeneinanderwirken dieser zwei Wesen mag sich als Ein Process betrachten lassen, wie jede Relation, die darum doch zwei selbständige Glieder voraussetzt. — Zuletzt wirft der Verf. noch die Frage auf, ob und wie vom Standpunkt der Philosophie des Unbewussten metaphysische Erkenntniss möglich sei. Er beantwortet sie so: »Früher hiess es: wenn es eine Erkenntniss giebt, so ist inhaltliche Identität von Denken und Sein. Jetzt heisst es: 1) wenn es eine Erkenntniss giebt, so muss sie auf inhaltlicher Identität von Denken und Sein beruhen; also auch in der unmittelbaren Erfahrung (Affection des Denkens durch das Sein) und den logisch richtigen Schlüssen aus derselben zu finden sein; 2) die

Schlüsse aus der Erfahrung constatiren die inhaltliche Identität von Denken und Sein; aus dieser Identität folgt die Möglichkeit einer Erkenntniss. Es bleibt allerdings auch jetzt noch die Möglichkeit, dass dieser ganze Zirkel von psychologischen und metaphysischen Bedingungen ein bloß subjectiver Schein ist, den das Bewusstsein durch eine unerklärliche Nothwendigkeit gezwungen ist sich zu bilden. Dies stimmt merkwürdig überein mit dem, was für die Erkenntniss jeder speciellen Wahrheit (insofern sie nicht formal logischer Natur ist) wohl nachgerade allseits zugegeben werden dürfte, dass es für uns keine Wahrheit d. h. Wahrscheinlichkeit mit dem Werthe 1, sondern nur mehr oder weniger grosse Wahrscheinlichkeit giebt, welche die 1 nie erreicht, und dass wir vollkommen zufrieden sein müssen, wenn wir bei unserm Erkennen einen Grad der Wahrscheinlichkeit erreichen, welcher der Möglichkeit des Gegentheils die praktische Bedeutung nimmt. Was der Verf. hier in der ersten Hälfte glaubt gezeigt zu haben, die inhaltliche Identität von Denken und Sein, hat er nicht geleistet; des Verf's Wille und was wir berechtigter Weise Wille nennen können, sind bloß durch Missbrauch der Namen sprachlich Eins, wahre Homonyma, Aequivoca; ebenso was wir ideal bei unsern Gedanken und er bei den Dingen nennt. Die Auskunft der zweiten Hälfte ist ganz leer; besteht jener Zirkel überhaupt als ein solcher und ist er möglicherweise ein unvermeidlicher bloß subjectiver Schein, dann wissen wir gar nichts mit irgend einem Grade der Wahrscheinlichkeit, sondern dann bleibt die Möglichkeit, dass alles ganz anders ist, als wir es denken, die formale Logik nicht ausgenommen, und

eine Abstufung giebt es dabei nicht; dass wir praktisch glauben mit unsern Erkenntnissen erträglich zu fahren, würde mit zu dem unvermeidlichen bloß subjectiven Schein gehören.

Nachdem Ref. seine kritischen Wanderungen durch alle Hauptpunkte des Werkes von Herrn von Hartmann beendigt hat, bleibt ihm nur noch übrig kurz sein Gesammturtheil über dasselbe auszusprechen. Der Verf. denkt nicht gering von seiner Arbeit. Wer möchte ihm dies verargen? hat er doch weit ausgedehnte Studien über Natur und Menschenleben und einen grossen Apparat metaphysischer Begriffe in demselben niedergelegt; es giebt keine brennende Frage der Naturphilosophie und der Metaphysik, welche der Verf. nicht eingehend behandelt und für welche er nicht neue Lösungen vorschlägt; wie er selbst angiebt, glaubt er in seiner Ansicht Hegel's Idee und Schopenhauers Wille mit Benutzung der Grundgedanken von Schellings positiver Philosophie, soweit ihm dieselbe nicht durch theologische Velleitäten verderbt erscheint, und zwar in ganz selbständiger Weise, zu verbinden; dabei ist seine Darstellung die der gewöhnlichen gebildeten Sprache, er will klare Begriffe, nicht dunkles Orakelisiren. Aber eine Philosophie muss sich bewähren durch die Art, wie sie ihre Grundbegriffe als richtig aufzeigt, und durch die Beweise, welche sie aus diesen zu Stande bringt. Daher hat Ref. seine Aufmerksamkeit wesentlich auf die Argumente gerichtet, und, wenn ihn nicht alles täuscht, so sind diese in allen Hauptpunkten als verfehlt zu bezeichnen. Mit den Argumenten fällt aber auch die ganze Ansicht des Verf's dahin; denn das Neue seines Buches beruht nicht in der Aufzeigung bisher unemerkt gebliebener einleuchtender Wahrheiten und

Thatsachen, sondern in der Deutung und Auslegung allgemein bekannter Phänomene; diese seine Theorie aber auch nur entfernt als wahr oder wahrscheinlich zu begründen ist es eben, was dem Verf. nicht gelungen ist.

Baumann.

Swahili Tales, as told by natives of Zanzibar. With an English translation. By Edward Steere, LL. D., Rector of Little Steeping, Lincolnshire, and Chaplain to Bishop Tozer. London: Bell & Daldy, York Street, Covent Garden. 1870. 8°. XVI und 504 Seiten.

Dieses Buch enthält ausser einigen Sprichwörtern, Räthseln und Gedichten die weiter unten aufgezählten Märchen und Fabeln, sämmtlich in Suaheli-Sprache und in englischer Uebersetzung. Der Herausgeber hat sie in Sansibar als Missionär gesammelt. »The following tales«, sagt er im Vorwort S. V, »were taken down in the first place as a help to my own endeavours to master the language of Zanzibar, and are now printed chiefly as a help to those who are to follow me in the same work. I have tried therefore to make the translation as literal as possible .... All the tales are printed exactly as they were related.« Die Wichtigkeit dieser Sammlung in sprachlicher Rücksicht, die sich noch mehr nach dem Erscheinen des am Ende des Vorworts angekündigten Handbuchs der Suaheli-Sprache herausstellen wird, muss ich Andern zu beurtheilen überlassen. Ich will nur vor Allem die Aufmerksamkeit der Freunde der vergleichenden Märchenkunde auf die Sammlung lenken.

Die Suaheli — über die man Näheres in Th. Waitz Anthropologie der Naturvölker II, 363 ff. und 422 f. und in von der Decken's Rei-

sen in Ost-Afrika, bearbeitet von O. Kersten, I, 75 ff. findet — sind ein Mischvolk aus Eingebornen und Arabern, welche letztere vor den Portugiesen schon Jahrhunderte lang die Ostküste Afrikas beherrschten und wieder seit 1698 auf Sansibar die herrschende Classe bilden. Aber nicht bloss Araber und Suaheli bewohnen Sansibar. In einem der Märchen heisst es (S. 233): »In the town are we Arabs, there are Europeans, there are Banyans also, there are Hindes also, there are, too, all the poor that are in it,« d. h. nach den Erläuterungen des Hg. (S. 500): 1) Die Araber und die halb-arabischen Suaheli, 2) die Banyanen, d. h. heidnische Inder, besonders aus Katsch, 3) die Hindi, d. h. muhamedanische Inder, 4) die Europäer, etwa 30 oder 40, 5) die Neger-Sklaven und Freigelassenen. Nach einem andern M. (S. 317 und 323) kommen dazu noch Komorianer von der Insel Angasija oder Gross-Komoro, vgl. v. d. Decken S. 87. Unter diesen Verhältnissen ist es sehr begreiflich, dass wir unter den Suaheli-Märchen solche finden, die uns aus arabischen oder indischen Quellen bekannt sind. Wir finden aber auch Märchen, die mit europäischen, bisher noch nicht bei Arabern oder Indern nachgewiesenen übereinstimmen. Vielleicht sind manche dieser Märchen asiatischen Ursprungs, wenn er auch noch nicht erwiesen ist, und die Suaheli haben sie aus Asien erhalten. Nicht unmöglich aber erscheint es mir andererseits, dass manche dem Verkehr mit Europäern, ganz besonders mit den Portugiesen, die zweihundert Jahre Sansibar beherrschten, entstammen.

Die einzelnen Märchen und Fabeln sind nun die folgenden. *The Story of the Washerman's Donkey.* (S. 3). Die Geschichte von dem Esel,

der kein Herz und keine Ohren hat, eingeschlossen in die Rahmenerzählung von dem Hai-fische und dem Affen, der sein Herz auf dem Baum gelassen hat. S. Benfey *Pantschat*. I, 420 ff. und 430 ff. Bemerkenswerth ist, dass im Suaheli-Märchen ein Hase oder ein Kaninchen (s. S. VIII der Vorrede) den Löwen und den Esel betrügt. Auch in zwei andern Märchen dieser Sammlung, in zwei Betschuanen-Märchen (Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, Weimar 1870, S. 75; Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft XVI, 471), in einem woloffischen (Bleek S. 144) und in einem Bari-Märchen (mitgetheilt von Mitternützner in derselben ebengenannten Zeitschrift XXI, 221 und in seinem Werk über die Sprache der Bari) ist der Hase das listige Thier. *Sultan Darai* (S. 13). Von diesem Märchen, welches eigentlich erst S. 50 beginnt, indem das Vorhergehende mit dem Folgenden nur ganz äusserlich lose zusammenhängt, sagt der Herausgeber S. VIII: »*Sultan Darai*« is in its first part like all tales of step-mothers, and in its last curiously like »*Puss in boots*.« Ich habe die bisher bekannten Varianten des M. vom gestiefelten Kater — sämmtlich aus Europa bis auf eine aus Sibirien — in meiner Anmerkung zu Laura Gonzenbach's *Sicilianischen Volksm.* No. 65 zusammengestellt. An die Stelle der Katze ist in einigen M. ein Fuchs, auch ein Hund, im Suaheli-M. eine Gazelle getreten. Eigenthümlich dem Suaheli-M. ist das Ende, wonach der Sultan Darai, der durch die Gazelle Sultan geworden ist, zur Strafe seiner Undankbarkeit — er lässt die Gazelle, ohne sich um sie zu bekümmern, sterben und dann in einen Brunnen werfen — eines Morgens sich wieder in seiner frühern Heimath und in seiner Armuth

findet. *An Indian Tale* (S. 141), welche Erzählung ich sonst nicht nachweisen kann. *The History of Mohammed the Languid* (S. 151), aus 1001 Nacht, wie auch Steere S. VI bemerkt. S. in der Breslauer Uebersetzung im 13. Bande die Geschichte des Abu Muhammed Alkeslan, in Weil's Uebersetzung II, 365: Geschichte des trägen Abu Muhammed. *Sultan Majnún* (S. 199). Nachdem sechs Söhne des Sultans nicht haben verhindern können, dass ein grosser Vogel die eben reif gewordenen Früchte eines Dattelbaums des Sultans in der Nacht frisst, indem fünf der Prinzen einschliefen und der sechste sich leichtsinnig vom Baum entfernte, wacht endlich, als die Datteln wiederum reif geworden, der jüngste Sohn, der bisher nur in der Küche sich aufgehalten hatte und deshalb vom Sultan verachtet war. Er bleibt wach und ergreift den Vogel an einem Flügel und lässt ihn nicht eher los, als bis ihm der Vogel eine Feder von sich anbietet, durch deren Verbrennung der Prinz ihn jederzeit herbeirufen könne. Der zweite Theil des Märchens erzählt dann, wie derselbe Prinz eine menschenfressende Katze endlich erlegt, nachdem er vorher verschiedene andre Thiere, die er dafür gehalten, (Hund, Zibethkatze, Zebra, Nashorn, Elefant) getödtet hat. Die beiden Theile des M. stehen in gar keinem Zusammenhang, wahrscheinlich bestand ein solcher früher dadurch, dass der Prinz im zweiten Theil jenen Vogel durch Verbrennung der Feder herbeirief, um sich von ihm irgendwie helfen zu lassen. Zu dem ersten Theile vgl. man den Anfang der von mir zu Gonzenbach No. 64 zusammengestellten Märchen. *Goso, the Teacher* (S. 287). Die Schüler des Goso, den die herabgefallene Frucht eines Kalabassen-Baumes erschlagen hatte, suchen den, der jene



Frucht herabgeworfen. Zuerst ergreifen sie den Südwind und beschuldigen ihn, aber der Südwind sagt: »If I was the chief, should I be stopped by a mud wall?« Sie wenden sich an die Lehmwand, aber diese weist sie an die Ratte, die Ratte an die Katze, die Katze an den Strick, der Strick an das Messer, das Messer an das Feuer, das Feuer an das Wasser, das Wasser an den Ochsen, der Ochse an die Zecke, die Zecke an die Gazelle, welche letztere in der That die Frucht herabgestossen hatte. Indem die Schüler jeden neuen Angeschuldigten anreden und dabei immer mit denselben Worten die Reihe der vorher Angeschuldigten aufzählen, sagen sie endlich zur Gazelle: »You are the gazelle which eats the tick, and the tick sticks to the ox, and the ox drinks the water, and the water puts out the fire, and the fire consumes the knife, and the knife cuts the rope, and the rope ties the cat, and the cat eats the rat, and the rat bores through the mud wall, and the mud wall stops the south wind, and the south wind threw down the calabash, and it struck our teacher Goso: you should not do it.« — The gazelle held its tongue, without saying a word. And they said: »This is the one that threw down the calabash, and it struck our teacher Goso, and we will kill him.« And they took the gazelle and they killed it. — Steere sagt S. VIII der Vorrede: Goso the Teacher is absurdly after the pattern of the House that Jack built. Deutsche Leser werden an den bekannten Spruch vom Herren, der den Jokel (Jäkel, Jochen) ausschickt, denken. Dieser und ähnliche in Deutschland und ganz Europa verbreitete Sprüche scheinen bekanntlich einem jüdischen Osterlied zu entstammen (s. meinen Aufsatz in der Germania V, 463 ff.). Die Reihe:

Feuer, Wasser, Ochse, kommen wie im Suaheli-M. so schon im jüdischen Osterhede und in vielen der Nachbildungen vor. In Bezug auf die Aufeinanderfolge: Wind, Lehmwand, Maus vergleiche man das indische Märchen von der in ein Mädchen verwandelten Maus (Benfey Pantschat. I, 373 ff., II, 262 ff.), wo Wind, Berg, Maus auf einander folgen. In der französischen Fassung dieses Märchens bei Marie de France Fable 64 ist an die Stelle des Berges ein steinerner Thurm getreten, und in der altdeutschen Umbildung des Märchens von der Maus in das von dem freierenden Kater (s. Germania II, 484) haben wir die Reihe: Wind, Steinhaus, Maus, Katze. *Sell dear, don't sell cheap* (S. 297). Diese Erzählung erinnert an die von mir zu Gonzenbach No. 50 zusammengestellten. *The Hare, the Hyæna, and the Lion* (S. 327). Auch in diesem Thiermärchen erscheint der Hase als sehr listig. *The Story of Hasseebu Kareem ed Deen and the King of the Snakes* (S. 333). Diesem M. liegt, wie auch Steere p. VI der Vorrede erinnert, ein M. der 1001 Nacht zu Grunde: Weil's Uebersetzung IV, 103, Hammer-Zinserling I, 301. *The Kites and the Crows*. (S. 365.) Nach der indischen Fabel von den Eulen und der Krähe. S. Benfey Pantschat. I, 338. *The Hare and the Lion* (S. 371.) Abermals vom listigen Hasen. *The Spirit who was cheated by the Sultan's Son*. (S. 381.) Zum ersten Theil vgl. die von mir im Jahrbuch für romanische und englische Literatur VIII, 256 ff. zusammengestellten M. Im Suaheli-M. fehlt das Verbot des Oeffnens des einen Zimmers. Zum Schluss, wie der Dämon umkömmt, vgl. Haltrich No. 37, Wuk No. 35, Hyltén-Cavallius No. 2, Grimm No. 15, Peter Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien II, 165,

Russwurm Sagen aus Hapsal No. 96, Haupt und Schmäler Wendische Volkslieder II, 173, Radloff Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I, 306, No. 13. *Blessing or Property*. (S. 393.) Eine ganz eigenthümliche Gestaltung des M. von dem Mädchen ohne Hände (s. darüber meine Anmerkung zu Gonzenbach No. 24). Wenn im Anfang des M. der sterbende Vater die Kinder fragt: »Will you have blessing or property?«, so vgl. Campbell Popular Tales of the West Highlands No. 13, 16 und 17 und Chambers Popular Rhymes of Scotland, 3d ed., S. 239, wo Mütter ihre Kinder wählen lassen zwischen dem grossen oder ganzen Kuchen mit ihrem Fluche und dem kleinen oder halben mit ihrem Segen. Wenn im Anfang des M. das Mädchen von dem Verleihen ihres Kochtopfes und Mörsers lebt, so vgl. den Anfang von Straparola XI, 1 und Asbjörnsen und Moe No. 28. *The Cheat and the Porter* (S. 413). Auch dieser kurzen Erzählung liegt nach Steere (p. VI der Vorrede) eine Erzählung der 1001 Nacht zu Grunde, die sich jedoch in Lane's englischer Uebersetzung nicht finde und die ich auch in den deutschen Uebersetzungen nicht gefunden habe. *The Ape, the Lion, and the Snake* (S. 425). Eine Variante des bekannten M. von den dankbaren Thieren und dem undankbaren Menschen, über welches Benfey Panschat. I, 192 ff. gehandelt hat. Bemerkenswerth ist, dass das Suaheli-M. mit den Gesta Romanorum im besondern insofern übereinstimmt, als in beiden die dankbaren Thiere dieselben sind. *Tobacco* (S. 415). Die einfältigen Bewohner von Pemba essen den Tabak. *The Lioness and the Antelope* (S. 435). Die Antilope hält eine Löwin, die sie angreift, da-

durch zurück, dass sie ihr zuruft: Welcome, cousin! *Liongo* (S. 441). Sage von einem starken und listigen Mann, der nur getödtet werden konnte durch einen Stich mit einer kupfernen Nadel in den Nabel.

S. VII der Vorrede erwähnt Hr. Steere, dass der verstorbene langjährige französische Consul auf Sansibar, M. Jablonsky, eine grosse Anzahl Suaheli-Märchen in polnischer Sprache aufgezeichnet hatte. Ob diese Sammlung noch vorhanden ist, sagt Hr. Steere nicht. Es wäre jedenfalls sehr schade, wenn sie der Wissenschaft verloren wäre oder verloren ginge.

Weimar.

Reinhold Köhler.

---

Traité de calcul différentiel et de calcul intégral. Par J. Bertrand, Membre de l'institut etc. Calcul intégral. Intégrales définies et indéfinies. Paris, Gauthier-Villars 1870. 725 S. in 4.

Den ersten Theil dieses Werkes, welcher die Differentialrechnung umfasst, hat Ref. früher in diesen Blättern (Jahrg. 1865 St. 18) besprochen. Verschiedenes, was dort lobend und tadelnd über den allgemeinen Charakter der wissenschaftlichen Behandlung in diesem Werke gesagt worden ist, kann und muss auch bei diesem zweiten Theile unverändert wiederholt werden. Auch bei Bearbeitung dieses Theiles scheint der Verf. sich nicht klar gemacht zu haben; für wen er eigentlich zu schreiben beabsichtigte, ob für Anfänger, die zuerst in die Wissenschaft eingeführt werden sollen, oder für

weiter Fortgeschrittene, welchen er ein Repertorium bieten wollte. So ist auch in diesem Theile eine Ungleichheit in der Behandlung der Gegenstände zu bemerken, welche Niemanden, weder den Anfänger noch den reiferen Mathematiker vollkommen befriedigen wird. Der Verf. selbst sagt so wenig über den Plan, welchen er bei der Ausarbeitung vor Augen hatte, dass man nicht einmal mit Sicherheit wüsste, ob mit diesem Bande das Werk geschlossen sein soll oder nicht, wenn er nicht in dem vorausgeschickten avertissement sagte, dass dieser Band die erste Abtheilung der Integralrechnung enthalten soll. Nach einer buchhändlerischen Anzeige des Verlegers, welche dem Ref. zufällig zu Gesicht gekommen ist, wird noch ein dritter Band folgen — er soll bereits unter der Presse sein — welcher die Differentialgleichungen behandeln wird und das Werk abschliessen soll. Es lässt sich wohl voraussetzen, dass dieser dritte Band auch die Variationsrechnung enthalten wird, von welcher in diesem zweiten Bande noch keine Rede ist, obgleich die Gelegenheit dazu geboten war, wie z. B. bei Besprechung der Bedingungen der Integrabilität. In diesem avertissement wird auch gesagt, das Buch solle die elementare Auseinandersetzung der Principien enthalten. War dies der Zweck, so kann ich nur wiederholen, was ich schon ausführlicher bei Besprechung des ersten Bandes gesagt habe und worauf ich mich beziehe, dass die Methode des Verf. viel zu wünschen übrig lässt. Gerade die Principien sind oft nur sehr kurz und unvollkommen dargestellt, während Nebensächliches und Manches, was eigentlich gar nicht hierher gehört, sehr umständlich, und doch für den Anfänger fast unverständlich, behandelt worden

ist und nur dem geübten Mathematiker geniessbar sein kann.

Was die Behandlung der Principien betrifft, so kann ich zur Rechtfertigung meiner Behauptung schon gleich auf den ersten Anfang dieses Theiles hinweisen. Um den Werth des bestimmten Integrals von  $\varphi x \, dx$  zwischen den Grenzen  $x$  und  $a$  zu definiren, begnügt sich der Verf. mit der einfachsten Bestimmung, dass man nämlich das Intervall  $x - a$  in  $n$  gleiche Theile theilt und wenn  $dx$  einen solchen Theil bedeutet, die Grenze der Summe

$$\varphi a \, dx + \dots + \varphi[a + (n - 1) \, dx] \, dx$$

sucht. Eine allgemeinere Definition kommt auch im ganzen Buche nicht weiter vor. Nun müsste es jedenfalls als ein Mangel an Vollständigkeit angesehen werden, wenn in einem so ausführlichen Werke über Integralrechnung nicht einmal nachgewiesen wird, dass man denselben Werth erhält, wenn man das Intervall der Integrationsgrenzen auf irgend eine Weise in ungleiche Theile, die man unbegrenzt abnehmen lässt, theilt. Aber, wie bekannt, ist es sogar unumgänglich nothwendig, von dieser allgemeineren Auffassung des bestimmten Integrals auszugehen, sobald dessen Bedeutung für complexe Integrationsgrenzen erklärt werden soll. In der That giebt der Verf. später §. 333, wo er von dem Integrale von  $\varphi z \, dz$  zwischen den complexen Grenzen  $c + d\sqrt{-1}$  und  $a + b\sqrt{-1}$  redet, die Definition, es sei la limite, que prend la différentielle lorsque  $z$  passe de  $a + b\sqrt{-1}$  à  $c + d\sqrt{-1}$  en recevant des valeurs intermédiaires, qui se succèdent suivant une loi con-

tinue. Es ist also jedenfalls eine empfindliche Lücke, wenn hier der Beweis fehlt, dass diese Grenze dieselbe ist, wenn man, auf derselben Curve bleibend, die Intervalle in verschiedener Weise nimmt. Wenn der Verf. aber fortfährt: *c'est précisément d'ailleurs, on le voit, la définition donnée pour les intégrales réelles, lorsque la variable, sans cesser d'être réelle, passe de la limite inférieure à la limite supérieure*, so ist dies offenbar eine Flüchtigkeit, da, wie gesagt, bei den reellen Integralen nirgendwo von dem Durchlaufen ungleicher Intervalle die Rede ist.

Der Verf. wiederholt auch hier wieder, dass es nicht seine Absicht gewesen sei, durch ein einziges Werk das Studium der Originalarbeiten, welche die Wissenschaft begründet haben, überflüssig zu machen, vielmehr wolle er zum Studium dieser Werke hinführen, womit er der Wissenschaft einen sehr wesentlichen Dienst leistet zu haben glaube. Durch eine leichte Aenderung seines Verfahrens, würde er indessen, wie ich schon bei Besprechung des ersten Theils bemerkt habe, diesen Zweck in viel höherem Grade erreicht haben. Er will, wie er sich ausdrückt, die Zahl der Leser der Arbeiten von Gauss, Lagrange, Abel u. s. w. nicht vermindern, sondern vermehren. Da wäre es doch gewiss sehr wünschenswerth gewesen, dass er auch wenigstens die Titel dieser Arbeiten und wo sie zu finden sind, in der Kürze angedeutet hätte, während er dies consequent unterlässt. Nicht selten verschweigt er auch sogar die Namen derer, welchen er eine gewisse Untersuchung entlehnt hat, und nicht etwa, dass dann seine eigene Darstellung klarer und ausführlicher oder vollständiger als die des Originals wäre, im Gegentheil, wer an die Quelle geht, wird sich

überzeugen, dass das Umgekehrte der Fall ist. Ich will beispielsweise nur die Zurückführung der elliptischen Integrale auf die Normalform erwähnen, welche nach Richelot, der nicht erwähnt ist, jedoch übermässig kurz, ausgeführt ist. Was können übrigens für das Quellenstudium auch Ausdrücke wie Gauss dans un de ses mémoires (p. 240 und p. 664) Poisson dans un de ses mémoires (p. 461) u. s. w. nützen? Wer so viel Belesenheit besitzt, dass er weiss, wo diese Untersuchungen zu finden sind, wird offenbar der Nachhülfe des Verf. nicht bedürfen.

Was dagegen Fülle und Mannigfaltigkeit des verarbeiteten Stoffes und Reichhaltigkeit der Beispiele betrifft, so sind diese auch in diesem Bande wieder sehr bedeutend, so dass Ref. es sich versagen muss, auf jedes Einzelne besonders aufmerksam zu machen, und sich darauf beschränken muss, nur den Inhalt nach seinen Hauptzügen zu schildern und einige gelegentliche Bemerkungen einzustreuen, die sich allerdings, wenn nicht auf den Raum und die Unmöglichkeit hier in ausführliche Entwicklungen einzugehen, Rücksicht zu nehmen wäre, sehr ausdehnen liessen.

Das Ganze zerfällt in drei Bücher, von welchen das erste die bestimmten und unbestimmten Integrale enthält, das zweite Anwendungen und Entwicklungen, das dritte die Theorie der elliptischen Functionen. Die vier ersten Kapitel des ersten Buches enthalten, nach Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen bestimmten und unbestimmten Integralen, ungefähr das, was man in allen guten Lehrbüchern über die Integration der unbestimmten Integrale findet.

Im 3. Kapitel findet sich die schon früher erwähnte Reduction des elliptischen Integrals



auf die Normalform. Merkwürdig ist, dass dieser Abschnitt *Réduction des Intégrales elliptiques* überschrieben ist, ohne dass der Verf. vorher oder nachher eine Definition des Ausdrucks *intégrale elliptique* giebt. Das Ganze gehört eigentlich nicht hierher und hätte besser seine Stelle im dritten Buche, im Zusammenhange mit der Behandlung der elliptischen Functionen gefunden. Der Verf. unterscheidet auch nicht scharf, wie es jetzt allgemein nach Jacobi geschieht, zwischen elliptischen Integralen und elliptischen Functionen und nennt auch die Integrale manchmal Functionen, wie in der Ueberschrift des §. 76 *quelques intégrales qui se ramènent aux fonctions elliptiques*, wo von elliptischen Integralen die Rede ist. Bei Behandlung

des Integrals von  $\frac{dx}{a + b \cos x}$  in §. 98 scheint

der Verf. übersehen zu haben, dass sich dasselbe unmittelbar auf das vorher behandelte In-

tegral von  $\frac{dx}{a \sin^2 x + b \cos^2 x}$  zurückführen

lässt, indem man  $a (\sin^2 \frac{1}{2}x + \cos^2 \frac{1}{2}x)$  statt  $a$  und  $\cos^2 \frac{1}{2}x - \sin^2 \frac{1}{2}x$  statt  $\cos x$  setzt. Das 5. Kapitel enthält die Untersuchungen von Abel und Liouville über die Integrale, welche durch algebraische und logarithmische Functionen ausgedrückt werden können. Der Verf. geht hierauf im 6. Kapitel zur Berechnung der bestimmten Integrale aus den bekannten unbestimmten fort. Gleich im Eingange muss es (p. 111 Z. 13 v. u.) *qui est la dérivée de  $Fx$  statt dont la dérivée est  $Fx$*  heissen. Man findet hier und in den folgenden Kapiteln eine reiche Auswahl der verschiedenen Methoden zur Ermittlung der

bestimmten Integrale in geschlossener Form, insofern hier nur erst von reellen Grenzen die Rede ist. An der Spitze des 6. Kapitels hätte man einen Nachweis erwarten dürfen, in wie fern der Satz richtig ist, dass wenn  $a_1 + a_2 + \dots$  eine unendliche convergirende Reihe ist, auch die Ausdrücke  $\int (a_1 + a_2 + \dots) dx$  und  $\int a_1 dx + \int a_2 dx + \dots$  identisch sind. Das 8. Kapitel behandelt die Ermittlung der bestimmten Integrale durch Differentiation und Integration unter dem Integralzeichen. Der Schluss (p. 181) dass das Integral deswegen ein unbestimmtes ist, weil die unter dem Integralzeichen stehende Funktion für einen unendlichen Werth von  $x$  unbestimmt ist, ist bedenklich, da bekanntlich, in diesem Falle, das Integral dennoch bestimmt sein kann, wie der Verf. selbst p. 116 bemerkt hat. Hier wäre eine gründlichere Auseinandersetzung zu wünschen gewesen. Im folgenden 9. Kapitel wird eine Anzahl bestimmter Integrale durch verschiedene Methoden entwickelt. Nament-

lich kommt hier das Integral  $\int_0^h \frac{\sin \alpha x}{x} \varphi x dx,$

nach Dirichlets Methode bestimmt, vor. Der Verf. geht davon aus, dass  $\varphi x$  eine continuirliche endliche beständig abnehmende — eigentlich nie zunehmende, wie sich Dirichlet in seiner zweiten Bearbeitung dieses Gegenstandes, welche Herr Bertrand nicht gekannt zu haben scheint, ausdrückt — Funktion ist. Später §. 285 sagt er, der Satz sei daher richtig pour une fonction quelconque, während er in Wahrheit nur zeigt, dass sie auch für eine beständig zunehmende, oder abwechselnd abnehmende und zunehmende gilt, der Fall aber, wenn die Funktion zwischen

den Integrationsgrenzen unstetig wird, gar nicht erörtert. Es wäre dies um so wichtiger gewesen, als er später (p. 239) hieraus die Fourier'sche Formel zur Darstellung einer Funktion als Doppelintegral ableitet und die Funktion ohne Weiteres als *fonction arbitraire* bezeichnet. Uebrigens will ich noch gelegentlich bemerken, dass der Verf. weder hier, noch an irgend einer anderen Stelle, auch nicht im ersten Theile, eine Definition, von dem, was er unter einer continuirlichen Funktion versteht, giebt.

Den Eulerschen Integralen ist das ganze 10. Kapitel gewidmet. Es ist sehr viel diese Integrale betreffendes erörtert, doch vermisst man auch Manches, was man hier erwarten durfte. Ich rechne hierzu die genauere Ermittlung der Fehlergrenze, wenn man in der Berechnung von  $\log \Gamma(x+1)$  nach der Stirling'schen Formel bei einem bestimmten Gliede stehen bleibt, und wo man stehen bleiben muss, um die grösste Annäherung zu erhalten, worüber in §. 316 nur eine oberflächliche Bemerkung vorkommt, ebenso wie später §. 374, ferner die Darstellung von  $\psi x$  und  $\log \Gamma x$  durch convergente Reihen, wie sie Binet zuerst gegeben hat. Die angehängte Tafel der Werthe von  $\log \Gamma x$  enthält in compendiöser Weise die bekannte Legendresche Tafel, doch ist die letzte siebente Stelle, wahrscheinlich nach der Gaussischen Tafel, corrigirt. Da der Verf. die mannigfachen Anwendungen der Funktion  $\psi x$  zeigt, so wäre es angemessen gewesen, dass er die Gaussische Tafel für diese Funktion, auf 7 Decimalstellen abgekürzt, gegeben hätte. Nach einer Bemerkung in der Vorrede, sind sämtliche Tafeln, welche das Werk enthält, von Herrn F. Thoman berechnet. In Kap. 11 wendet sich der Verf. zu

den Integralen zwischen imaginären Grenzen. Er entwickelt die bekannte Methode Cauchys, ohne jedoch dessen Kunstausdrücke zu gebrauchen, deren Anwendung auf die Ermittlung bestimmter Integrale, Cauchy's Satz über die Anzahl der Wurzeln innerhalb eines geschlossenen Raumes. . Hierauf wird auch die Riemann'sche Darstellungsweise erläutert, jedoch wird Jemand, der sie nicht sonst kennt, aus dem hier Gesagten schwerlich ein klares Verständniss derselben erhalten. Der Verf. schliesst mit der Bemerkung: Nous n'insisterons pas davantage sur cette théorie de Riemann qui, nous devons le dire, a servi déjà de base à de très-importantes recherches. La notion des contours élémentaires nous paraît présenter plus de netteté, et le choix seul et la justification du système de coupures à adopter dans chaque cas peuvent présenter des difficultés laissées jusqu'ici à la charge de celui qui voudra tenter une application nouvelle. Eine weitere Discussion hierüber wäre natürlich hier nicht am Orte. Es mag nur noch bemerkt werden, dass der Ausdruck en se croisant en quelques sorte (p. 322) nicht richtig ist, da die Verzweigungsschnitte sich nicht schneiden dürfen. Den Schluss des ersten Buches bildet das 12. Kapitel, welches verschiedene Methoden der näherungsweisen Berechnung bestimmter Integrale durch Reihen enthält.

Das zweite Buch beginnt in seinen drei ersten Kapiteln mit sehr reichhaltigen geometrischen Anwendungen der Integralrechnung auf Berechnung von Längen, Flächen und Körpern. Das 4. Kapitel behandelt die Anziehung fester Körper, Theorie des Potentials und sonst ziemlich weit Abliegendes. Im 5. Kapitel bespricht der Verf. die Theorie der vielfachen Integrale,

die Ordnung in der Aufeinanderfolge der Gegenstände ist nicht zu billigen. Ein wesentlicher Theil des Kapitels dreht sich nämlich um die Dirichlet'sche Theorie des Discontinuitätsfaktors, diese wäre daher voranzustellen gewesen. Statt dessen beginnt der Verfasser mit dem Beweise, welchen Liouville wie bekannt für den Werth des vielfachen Integrals von  $x_1^{a-1} x_2^{b-1} \dots dx_1 dx_2 \dots$ , unter der Bedingung  $x_1 + x_2 + \dots < 1$ , gegeben hat, nachdem Dirichlet diesen Werth, als Folge seiner Theorie schon bekannt gemacht hatte. Erst später; nachdem er eine Formel von Poisson, die hiermit nicht zusammenhängt, entwickelt hat, kommt Herr Bertrand auf die Dirichlet'sche Theorie zu sprechen, so dass ein der Geschichte der Wissenschaft unkundiger Leser denken kann, Dirichlet habe nur durch seine Methode ein schon früher bekanntes Integral auf anderem Wege wiedergefunden. Der Verf. giebt in der Vorrede Gründe an, weswegen er das Geschichtliche der Wissenschaft unberücksichtigt gelassen habe. Jedenfalls aber darf die Darstellung nicht der Art sein, dass das Geschichtliche hierdurch verdunkelt wird. Aehnliches lässt sich von der folgenden Theorie der Veränderung der Variablen in den vielfachen Integralen sagen, welche man bekanntlich Jacobi verdankt, der aber nur bei einer speciellen Anwendung §. 495 erwähnt wird. Statt des speciellen in §. 488 behandelten Falles, wäre es angemessen gewesen, die allgemeine Formel von Cauchy (Journ. de l'école polyt. cah. 28) zu entwickeln, welche statt des vom Verf. gebrauchten Ausdrucks souvent, deutlich ausspricht, in welchen Fällen der dort erläuterte Kunstgriff anzuwenden ist. Sehr weit abliegend ist die Anwendung der Wahrschein-

lichkeitsrechnung zum Beweis des Theorems von Crofton; der rein analytische Beweis, den Serret gegeben hat (Comptes rendus T. 68 p. 1132) ist ohne Zweifel dem Verf. zur Zeit der Abfassung dieses Abschnitts noch unbekannt gewesen. Das 6. Kapitel beschäftigt sich damit, das einem gegebenen Werthe entsprechende bestimmte Integral zu finden. Dies ist an und für sich eine unbestimmte Aufgabe, da mehrere Integrale von verschiedener Form denselben Werth haben können. Gewisse Formen des Integrals sind oft von besonderem Nutzen. Das zeigt der Verf. zuerst an Reihen, deren Summation dadurch gelingt, dass man jedes Glied als bestimmtes Integral darstellt. Dies führt ihn ziemlich uneigentlich auf die Kugelfunktionen. Dagegen vermisst man Parsevals Formeln zur Summirung der Reihen durch bestimmte Integrale, auf welchen ja auch die Jacobischen Formeln, die der Verf. (§. 526) entwickelt, beruhen. Die Aufgabe, bei gegebenen Integrationsgrenzen und gegebenem Werthe des Integrals von  $\varphi x dx$  die Funktion  $\varphi x$  zu finden, welche diesen Forderungen entspricht, die offenbar hierher gehört, spricht er nicht deutlich aus, obwohl die in §. 526 behandelte Frage nur ein specieller Fall ist. Man vermisst hier die Formeln Fouriers in der *théorie de la chaleur* p. 455 um so mehr, als der Verf. p. 239 die entsprechenden Formeln entwickelt hat. Im 7. Kapitel folgen einige Entwicklungen in Reihen, namentlich die Taylorsche Reihe für ein complexes Argument, die Convergenzbedingungen, die Lagrangesche Reihe nach Rouché. Der Rouchésche Beweis scheint insofern mangelhaft zu sein, als in demselben schon vorausgesetzt wird, dass es solche Wurzeln giebt, deren Modul kleiner als  $r$  ist, es

wird also eigentlich nur bewiesen, dass es nicht mehr als eine solche Wurzel geben kann. Es ist ferner nicht zu übersehen, dass in §. 544 auch  $F'(x + s)$  als eine endliche continuirliche Funktion vorausgesetzt werden muss. Dann folgt die Darstellung einer Funktion durch trigonometrische Reihen, Eigenschaften der Laplaceschen Funktion  $Y$  und ihre Anwendung zur Darstellung von Funktionen einer und zweier Veränderlichen. Das letzte Kapitel dieses Buches behandelt die Bedingungen der Integrabilität der Differentialgleichungen. Da in diesem Theile des Werkes kein weiterer Gebrauch hiervon gemacht wird, so hätte das Kapitel wohl besser seine Stelle im dritten Bande in Verbindung mit der Theorie der Differentialgleichungen gefunden. Das dritte Buch enthält, wie schon bemerkt, die Theorie der elliptischen Funktionen. Im Ganzen hat sich der Verf. an die ältere Darstellung gehalten, die nicht von der Integration zwischen imaginären Grenzen ausgeht, und diese letztere nur nebensächlich angewendet. Eine Anschauung des gegenwärtigen Standpunktes dieser Theorie kann man daher hieraus nicht gewinnen. Es kann vielmehr nur als eine elementare Einführung in diese Theorie betrachtet werden. Er geht von der Addition der elliptischen Integrale erster Gattung aus, die nach Lagrange bewiesen wird; ich will hier gleich bemerken, dass die Addition der zweiten und dritten Gattung gar nicht vorkommt. Dann folgt das Abelsche Theorem und dessen geometrische Anwendung von Clebsch. Merkwürdig ist, dass er nur ganz gelegentlich bemerkt dass in  $\sqrt{(1-x^2)(1-k^2x^2)}$  das  $k^2 < 1$  zu nehmen ist (p. 573). In Kapitel 2 folgt die doppelte Periodicität. Der Beweis

(§. 608) dass zwei Netze dieselben Spitzen haben, wenn die Elementarparallelogramme dieselbe Oberfläche haben, lässt an Strenge zu wünschen übrig. Im Anfange des §. 614 muss es heissen: ayant pour périodes  $4\omega$  et  $2\omega^1\sqrt{-1}$ . Uebrigens ist nicht recht einzusehen, weswegen der Verf. nur einen speciellen Fall und nicht den allgemeinen Liouville'schen Satz bewiesen hat, wie er sich z. B. in dem bekannten Werke von Bouquet und Briot §. 79 findet. In Kapitel 3 wird das Multiplications- und Divisionsproblem nach Abel behandelt, dann geometrische Anwendungen. Es folgt in Kapitel 4 die Entwicklung der elliptischen Funktionen in unendliche Produkte. Ein Versehen, was allerdings keinen weiteren Einfluss auf die Darstellung hat, ist es, wenn der Verf. §. 626 sagt, das Produkt  $(1-x)(1-\frac{x}{2})\dots$  sei unendlich, auch ist am

Ende dieses §. statt l'expression (17) zu lesen l'expression (16). Hieran schliesst sich in Kapitel 5 die Jacobische Thetafunktion, ihre Entwicklung in Reihen. Die Entwicklung der elliptischen Funktionen in einfache Reihen fehlt. Kapitel 6 beschäftigt sich mit der Transformation. Es werden zuerst specielle Fälle, namentlich die Landensche Transformation behandelt; dieser Abschnitt ist échelles de modules de Lagrange überschrieben, in dem Abschnitt selbst wird aber Lagrange und seine Beziehung zu diesem Gegenstande gar nicht weiter erwähnt. Dann folgt die allgemeine Theorie nach Jacobi und Abel. Den Schluss bilden in Kapitel 7 numerische Rechnungen. Angehängt sind mehrere Tafeln für die elliptischen Integrale und Funktionen. In Tafel IV ist  $k = \sin \vartheta$  zu le-



sen. Ich habe schon gelegentlich verschiedene Druckfehler corrigirt und bemerke hier noch zum Schlusse, dass sich ziemlich viele in diesem Bande finden. Einige der weniger auffälligen mögen hier noch erwähnt werden. In Formel

(75) auf p. 167 muss es heissen  $\frac{\pi}{2a} e^{-a}$  und am

Schlusse des §. 237 ist  $u = \frac{1}{2a} \sqrt{\pi}$  zu lesen,

und in der folgenden Formel  $\frac{1}{2a} \sqrt{\pi} e^{-\frac{\beta^2}{a^2}}$ , fer-

ner ist p. 302 in den zwei letzten Zeilen  $\frac{1}{2} \sqrt{\frac{\pi}{2}}$

zu lesen. p. 544 Z. 5 v. o.  $\sin \vartheta \cos \psi$  st.  $\cos \vartheta \cos \psi$  und p. 617 im Werthe von  $x_1$  ist

$1 - k^2 x^2 \sin^2 \alpha m \frac{4\alpha}{n}$  zu lesen, ferner p. 665 in

Formel (19) muss es heissen  $m_1^2 \cos^2 \psi + n_1^2 \sin^2 \psi$ .  
Stern.

Indische Streifen von Albrecht Weber. Zweiter Band. Kritisch-bibliographische Streifen auf dem Gebiete der Indischen Philologie seit dem Jahre 1849. Mit einem Anhang: Iranische Philologie. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (A. Effert und B. Lindner). 1869. XV. 495. 8°.

Der vorliegende Band bildet eine Sammlung, welche den grössten Theil der Recensionen um-

fasst, durch welche der Hr. Verf. derselben nicht am wenigsten zur Gestaltung eines richtigen Urtheils über die Schriften, welche auf dem Gebiete der Indischen und Iranischen Alterthums-kunde erschienen sind, beigetragen hat. Ganz abgesehen von der hervorragenden Kenntniss dieser Gebiete, durch welche sich Weber als berechtigten Richter der dahin gehörigen Schriften documentirt, zeichnen sich diese Recensionen insbesondere durch eine Ehrlichkeit, Offenheit und Unpartheilichkeit aus, die ihnen einen in vielen Beziehungen musterhaften Werth verleihen. Sie erstrecken sich über einen Zeitraum von zwanzig Jahren (1849—1869), besprechen die meisten irgend bedeutenden während desselben erschienenen Schriften, die sich auf das alte Indien oder Persien beziehen und liefern dadurch einen überaus werthvollen Beitrag zur Geschichte der Entwicklung insbesondere unsrer Kenntniss des alten Indiens und aller seiner Culturerscheinungen. Insofern die Art, wie ein Schriftsteller Fremdes auffasst, nicht wenig dazu beiträgt, sein eignes Wesen heller ins Licht zu stellen, gewähren sie auch keine geringe Hülfe zu einer bestimmteren Gestaltung eines Bildes vom Hrn. Verf. selbst. Sie sind unter 15 Rubriken geordnet, von denen sich die 14 ersten auf Indien beziehen, und zwar 1. Literaturgeschichte, Bibliographie; Biographie, Handschriften-Cataloge; Sammelwerke; Zeitschriften. 2. Geschichte, Geographie. 3. Religion, Mythologie, Cultus. 4. Buddhismus. 5. Von Europäern geschriebene Grammatiken, Wörterbücher, Anthologien. 6. Vedische Literatur. 7. Epos, Purâna. 8. Kunst-epos; Lyrik; Spruchpoesie; Fabel, Märchen; Drama. 9. Grammatik, Lexikographie, Rhetorik. 10. Philosophie. 11. Astronomie, Astro-

logie, Medicin. 12. Jus. 13. Pâli, Prâkrit, Bhâshâ (Bengali). 14. Dekhanische Sprachen. Der 15. Abschnitt giebt die auf Iranische Philologie bezüglichen Recensionen.

Man sieht, es ist fast keine Rubrik unvertreten und wie der äussere so ist auch der innere Reichthum kein geringer. Die älteren Gelehrten werden viele von den in diesen Recensionen zuerst gebotenen Belehrungen und Förderungen sich gern durch diesen neuen Abdruck ins Gedächtniss zurückzufen lassen; den jüngeren aber werden sie sowohl durch die Kritik im Ganzen, als im Einzelnen, keinen geringen Nutzen zu gewähren im Stande sein. Die Frische der darin herrschenden Darstellung macht sie lesbarer, als sonst Kritiken zu sein pflegen.

Th. Benfey.

---

Romulus, die Paraphrasen des Phaedrus und die Aesopische Fabel im Mittelalter von Hermann Oesterley. Berlin, Weidmanns, 1870. 124 S. in 8.

Ueber die Stellung und Bedeutung des Romulus in der Geschichte der Fabel habe ich in diesen Gel. Anz. 1870 St. 9. bei Gelegenheit des von Hoffmann von Fallersleben bruchstückweise herausgegebenen Niederdeutschen Aesops zuletzt gesprochen. An jener Stelle habe ich auch einige glückliche Funde erwähnt, welche sowohl den Romulus selbst wie auch die ganze von ihm ausgegangene Literaturentwicklung in einem theilweise durchaus neuen Lichte erscheinen lassen. Die dort gemachten Andeutungen sind in

der vorliegenden Arbeit näher ausgeführt, die dort erwähnten Funde hier zum Abdrucke gebracht oder anderweitig ausgenutzt.

Die Einleitung theilt sich in zwei Kapitel, deren erstes die philologische Bedeutung des Romulus und der prosaischen Paraphrasen des Phaedrus überhaupt ins Auge fasst. Zuerst wird über den neuaufgefundenen, bereits dem zehnten Jahrhundert angehörenden Codex des Romulus (Cod. Burn. 59 des Britischen Museums) berichtet, während die bislang für die älteste geltende, von Guden in Dijon aufgedundene Handschrift (Cod. Guelferbyt. Gud. 182) erst aus dem zwölften Jahrhundert stammte. Dann wird eine noch ältere, aber wesentlich abweichende Prosaauflösung des Phaedrus, die in dem ehemals Weissenburger, jetzt Wolfenbütteler Cod. Gud. 148 enthaltene, besprochen, deren Wichtigkeit für die Textkritik des Phaedrus zwar seit langer Zeit anerkannt war, aber deren genügender Ausnutzung bis jetzt die grenzenlose Verderbtheit der Abschrift im Wege gestanden hatte. Endlich werden noch die späteren und in philologischer Beziehung weniger bedeutenden Fassungen des Romulus berührt, der von Stainhöwel herausgegebene vollständige Text und die von Nilant und Vincentius Bellovacensis abgedruckten Bruchstücke, und eine Reihe anderer, bisher unbenutzter Handschriften aufgezählt.

Das zweite Kapitel behandelt die späteren Umarbeitungen, Uebersetzungen und Erweiterungen des Romulus, welche die Fabelliteratur des Mittelalters vollständig beherrschen. Unter ihnen nimmt durch Verbreitung und Einfluss die Bearbeitung des Anonymus in lateinischen Distichen die erste Stelle ein, denen sich eine Reihe von

theils unmittelbaren, theils mittelbaren Uebersetzungen anschliesst. Von den Erweiterungen des Romulus stellt sich die in dem Göttinger cod. theol. 140 erhaltene lateinische Fassung als die ältest erreichbare heraus, als deren Ausflüsse sich die Dichtungen der Marie de France so wie die beiden niederdeutschen Versificationen Gerards von Minden und des Wolfenbütteler Anonymus erweisen. Die Stellung aller dieser Werke zu einander und ihre Bedeutung in der Literaturgeschichte des Mittelalters wird hier zum ersten Male eingehend und abschliessend festgestellt.

Der Text enthält zuerst eine kritische Ausgabe der Fabeln des Romulus unter Zugrundlegung des Burneianus und Beifügung der Varianten sowohl des Divionensis wie des Wisseburgensis, soweit letztere unter der Verstümmelung des Textes noch erkennbar waren. Die Appendix giebt die Extravaganzen der späteren Erweiterungen, zuerst des Weissenburger Codex, dann der Nilantschen und Stainhöwelschen Fassung, endlich des Romulus Roberti und des Codex Gottingensis, von denen die lange Reihe der letzteren hier zuerst zum Abdrucke gebracht wird, so dass auch der Text ein erschöpfendes Bild von der allmählichen Gestaltung der Fabel-literatur im Mittelalter darbietet.

Hermann Oesterley.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 43.

26. October 1870.

Forschungen zur Deutschen Geschichte. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Academie der Wissenschaften. Zehnter Band. Göttingen, Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. IV und 672 Seiten in Octav.

Im 46. Stück des Jahres 1862 sind die beiden ersten Bände dieser Zeitschrift angezeigt worden, von der jetzt der zehnte vorliegt, der als Abschluss einer ersten Reihe angesehen werden mag und Aufforderung giebt einen Blick auf das zu werfen, was hier geleistet ist. Eine Uebersicht des Inhalts der zehn Bände nach den Verfassern, die diesem beigefügt worden, bietet dazu bequeme Gelegenheit. Sie ergiebt, dass 101 Gelehrte Beiträge geliefert haben, allerdings von sehr verschiedenem Umfang; nicht wenige auch mehrere, bis zu 12, die der Unterzeichnete beigesteuert hat.

Die Verfasser gehören den verschiedensten

Theilen Deutschlands an; unsere Universitäten sind von Grätz bis Kiel, von Bern bis Dorpat betheiligt; den Professoren und Docenten, die an diesen wirken, schliessen sich zahlreiche Lehrer an Gymnasien (wie Dammert in Freiburg, Heide-  
mann in Berlin, Heerwagen in Nürnberg, Reimann in Breslau, G. Schmidt in Nordhausen) oder Freunde der vaterländischen Geschichte in anderer Stellung an. Es fehlen nicht die namhaften älteren Meister der geschichtlichen Wissenschaft: von Ranke hat wenigstens die Eröffnungsrede zur letzten zehnten Jahresversammlung der historischen Commission, die eine Uebersicht über die bisherige Thätigkeit derselben giebt, mitgetheilt werden können; mannigfache Beiträge sind von Droysen, Dümmler, Häusser, Havemann, Hegel, Herrmann, Jaffé, Kampschulte, Köpke, Pauli, Sickel, Stälin gegeben. An sie schliessen sich die jüngeren Abel, Arndt, Cohn, G. Droysen, Geiger, Hahn, Handelsmann, Hartwig, Hirsch, Huber, Junghans, Kaufmann, Kluckhohn, Koppmann, Maurenbrecher, Pabst, Pfannenschmid, Riezler, Scheffer-Boichorst, Schirmacher, Simson, Steindorff, Stern, Ulmann, Usinger, Vischer, Waltz, v. Weech, Weiland, Winkelmann, Wüstenfeld und andere, mit zum Theil grösseren Abhandlungen. Auch Juristen haben einige interessante Mittheilungen gemacht, Franklin, Friedberg, der jüngere v. Richthofen; auf die durch mehrere Bände fortgeführten werthvollen Beiträge zur Geschichte des Geld- und Münzwesens in Deutschland von Soetbeer hat schon die frühere Anzeige aufmerksam gemacht; die Deutschen Alterthümer sind besonders durch eine längere Abhandlung von Prof. Petersen repräsentiert.

Nicht wenige von den Mitarbeitern hat der

Tod uns schon entrissen. Auch hier ist vor allem L. Häussers zu gedenken, dessen Verlust die historische Commission wie die geschichtliche Wissenschaft schwer empfunden hat: er nahm den regsten Antheil auch an den Redaktionsgeschäften. Die hier entstandene Lücke ist durch Prof. Wegele in Würzburg ausgefüllt. — Ich hebe hier ausserdem Dr. Pabst hervor, dessen Tod mir angezeigt ward eben da der letzte Bogen dieses Bandes zur Revision vorlag auf dem auch seine beiden Beiträge: Geschichte des Langobardischen Herzogthums, und Frankreich und Konrad II. in den Jahren 1024 und 1025 verzeichnet waren: sie zeigen, was die Wissenschaft von dem Talent des jungen Gelehrten, der sich die letzten Jahre ganz den Arbeiten für die Monumenta Germaniae historica gewidmet hatte, erwarten durfte: er fiel in der Schlacht bei Metz am 16. August, wie früher ein anderer Mitarbeiter Dr. Rintelen seinen Tod im Schleswig-Holsteinischen Kriege gefunden hat.

Regelmässig ist jedes Jahr ein Band von ungefähr 30 Bogen erschienen. Dazu hat es nie an Stoff gefehlt; manchmal hat wohl ein Beitrag, namentlich von grösserem Umfang, einige Zeit auf die Veröffentlichung warten müssen. Doch hat im ganzen der Raum ausgereicht. Viel mehr freilich hätte in Anspruch genommen werden müssen, wenn nicht die Redaction im ganzen den Grundsatz festgehalten hätte, nicht solche Arbeiten aufzunehmen die für academische Zwecke, zur Promotion oder Habilitation, geschrieben werden: mögen diese nun ihres grösseren Umfangs wegen nicht gleich vollständig von den Verfassern in den Druck gegeben werden, wie es hier in Göttingen wohl der Fall, oder nach dem Gesetz anderer Universitäten lateinisch



abgefasst sein und dann gern in Deutscher Umarbeitung noch einmal ans Licht treten wollen. Unter diesen sind viele, die an sich gewiss zur Aufnahme in die Forschungen durchaus geeignet gewesen wären: aber weder hätte der Umfang dieser dazu ausgereicht, noch wäre es der Redaction, und mir persönlich als Lehrer, leicht gewesen eine Auswahl zu treffen. Ganz ausnahmsweise sind ein paar andere Arbeiten aufgenommen, die in den von mir geleiteten historischen Uebungen vorgelegt waren: dahin gehört der schon erwähnte Aufsatz von Pabst über das Langobardische Herzogthum. Eine Abhandlung im letzten Heft, Ueber die Kriege Heinrichs III. gegen Böhmen, deren Verfasser, M. Perlbach, jetzt der hiesigen Universität angehört, war der Redaction schon früher durch Prof. Wattenbach eingesandt worden.

Der Grundsatz, dass in der Regel blosses Quellen-Material nicht aufgenommen, nur bei wichtigen Actenstücken der neueren Geschichte eine Ausnahme gemacht werden solle, ist nicht mit voller Strenge festgehalten: namentlich hat die Redaction geglaubt durch Mittheilung ungedruckter Urkunden Fränkischer und Deutscher Könige, wie sie Sickel und Dümmler beigezeichnet haben, sich den Dank aller Forscher zu verdienen. Und ebenso sind sonst einzelne andere durch ihren Inhalt oder für kritische Fragen wichtige Denkmäler, Fragmente von Annalen, Briefe u. s. w. zum Abdruck gelangt. Ebenso aus neuerer Zeit Briefe bedeutenderer Persönlichkeiten, wie Sleidans, Auszüge aus diplomatischen Correspondenzen u. s. w. Manches andere aber, das die gezogenen Grenzen zu sehr überschritten hätte, musste hier zurückgewiesen werden.

Die Abhandlungen selbst betreffen, wie theils schon in der Anzeige der beiden ersten Bände, theils oben, wo von den Verfassern die Rede war, hervorgehoben ist, alle Theile, alle Seiten und Zeiten der Deutschen Geschichte. Kritische Untersuchungen über Quellenschriften, genaue Erörterungen über einzelne Punkte, ausführliche Untersuchungen, aber auch zusammenhängende Darstellungen sind gegeben. Nicht bloss die eigentlich politische, sondern auch die Verfassungs-, Rechts- und Kirchengeschichte haben Berücksichtigung gefunden. In die Specialgeschichte ist dem aufgestellten Grundsatz gemäss nur seltener eingegangen, schon deshalb weil ihr andere zahlreiche Organe zu Gebote stehen. Dagegen ist nicht ängstlich an den Grenzen Deutschlands festgehalten: Urkunden Burgundischer und Italienischer Könige, Untersuchungen über Dudo und Amatus, Beiträge zur Papstgeschichte haben Aufnahme gefunden.

Auch verschiedenen Ansichten, einer wissenschaftlichen Polemik hat die Redaction bereitwillig Raum gegeben, nur darauf gehalten, dass diese sich in bestimmten Grenzen bewege: keiner legte darauf grösseres Gewicht als Häusser, strich wohl ohne weiteres was ihm anstössig war. Immer aber sind die Verfasser, noch zuletzt Jaffé, den Wünschen der Redaction bereitwillig nachgekommen. Zu manchen Aufsätzen hat Stälin aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit den Autoren erwünschte Notizen beigesteuert. Hier und da habe auch ich mir erlaubt eine abweichende Auffassung oder kleine Ergänzung in Zusätzen oder Anmerkungen beizufügen.\*) Doch

\*) Zum letzten Heft mag ich hier noch eins nachtragen. Meine S. 626 gegen Usinger ausgesprochene Meinung, dass das von ihm veröffentlichte Vaticanum

ist das keineswegs gleichmässig geschehen, und dass die Redaction nicht den Inhalt der verschiedenen Arbeiten verantwortet, dass sie auch des ungleichen Werths derselben sich wohl bewusst ist, versteht sich von selbst. Sie freut sich der Regsamkeit, die sich auch hier auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte gezeigt hat, und hofft, dass diesen Bänden sich eine weitere Reihe mit gleich mannigfaltigem Inhalt zur Förderung des Studiums und der Erkenntnis Deutschen Lebens anschliessen möge.

G. Waltz.

Mission scientifique au Mexique et dans l'Amérique centrale. Ouvrage publié par ordre de S. M. l'Empereur et par les soins du Ministre de l'Instruction publique. Linguistique.

Besondrer Titel: Manuscrit Troano. Études sur le système graphique et la langue des Mayas, par M. Brasseur de Bourbourg, ancien administrateur ecclésiastique des Indiens de Rabinal (Guatemala), membre de la Commission scientifique du Mexique, etc. Paris. Imprimerie Impériale. Tome Premier VIII, 224 mit einem Supplément au système d'interprétation des signes hiéroglyphiques et de lecture du manuscrit Troano p. 223--244 und 36 Tafeln. gross 4°. 1869. Tome Second XLIX. 464. 1870.

einer Sibylle der Zeit Heinrich IV., nicht Heinrich V. angehöre, findet Bestätigung darin, dass wie ich glaube, schon Benzo l, 15, SS. XI, S. 605, auf dasselbe Rücksicht nimmt: weicht was er von der Prophezeiung einer Sibylle anführt, im einzelnen ab, so kann er das wohl geändert, den Inhalt für seinen Zweck etwas umgestaltet haben.

Die Erforschung der Cultur, welche in Amerika, insbesondere in mehreren verhältnissmässig hoch-civilisirten Staaten Central- und Süd-Amerika's, vor der spanischen Eroberung herrschte, ist für die tiefere Erkenntniss der Gesetze der menschlichen Entwicklung von einer Bedeutung, welche kaum hoch genug veranschlagt werden kann. Während die übrigen Culturvölker grösstentheils von einer Phase ihrer Entwicklung in eine andre fast unmerklich übergegangen sind, die vorhergehende von der folgenden nach und nach innerlich umgewandelt, zerfressen, vernichtet und absorbirt ward, so dass man nicht selten kaum durch die schärfsten Analysen und die sorgfältigste Benutzung geschichtlicher Documente — die oft sogar ganz mangeln — nachzuweisen vermag, welche Elemente in der späteren neu sind und welche sich aus der früheren unversehrt, oder mehr oder weniger modificirt, in sie hinüber gerettet haben, noch weniger, in welcher Art sich das Neue an das Alte schloss, in welchem Verhältniss beides zu einander steht und ähnliches, am wenigsten aber sich eine Vorstellung der Gesamtcultur einer älteren Phase zu bilden im Stande ist — hat sich über die Gestaltungen der amerikanischen Cultur die spanische Eroberung und Zerstörung wie eine Lawine oder ein vulkanischer Ausbruch gewälzt und sie mit einem Male mit Schneemassen oder Aschen- und Lava-haufen überdeckt. So liegen sie vergraben und eingebettet, wie ganze Urwälder im Schosse der Erde, wie verschüttete Städte, wie paläontologische Reste, die, im vollsten frischesten Leben von mächtigen Naturgewalten gewissermassen versteinert, unter der schützenden Decke der Erde für die wissenschaftliche Erkenntniss einer Folgezeit aufbewahrt sind. Wo man die Schichte,

von denen sie überlagert sind, wegzuräumen im Stande ist, treten sie uns, wenngleich erstorben, doch mit den kaum verwitterten Zügen ihres einstigen Lebens entgegen und werden, wenn es einmal gelingen sollte sie vollständig bloss zu legen, eine Einsicht in eine einstige Culturphase des Menschengeschlechts gewähren, wie sie kaum für ein anderes Culturvolk sich erwarten lässt.

Und diese Culturphase ist keineswegs eine solche, welche dem amerikanischen Boden einzig angehörte. Vereinzelte Analogien der Anschauungen, aus welchen ihre Gestaltungen hervortraten, sogar einzelne dieser Gestaltungen selbst finden sich eingesprengt in die Culturorganismen und menschliche Entwicklungen überhaupt fast aller uns bekannten Zeiten und Orte und legen Zeugniß ab für die allgemeinen Gesetze, welche, wenn gleich durch Verschiedenheiten des inneren und äusseren Lebens der naturgemässen Menschencomplexe modificirt, doch im Wesentlichen identisch, das Wachsthum der menschlichen Entwicklung begründen, durchdringen und beherrschen.

Ja wenn diese analogen Elemente einst zusammengeordnet und mit dem Gesamtbild jener amerikanischen Cultur, welches die Forschung enthüllt haben wird, zusammengehalten werden, möchte sich vielleicht als Ergebniss herausstellen, dass die alten Entwicklungen der Culturvölker eine Phase durchgemacht haben, die, natürlich mit den angedeuteten Modificationen, der in Amerika enthüllbaren entsprach, die neueren dagegen bei den culturlosen, den sogenannten wilden Völkern ein Ringen nach dem Ziel darstellen, welches von den amerikanischen Culturvölkern schon erreicht war.

Aber ganz abgesehen von diesem nicht un-

wahrscheinlichen Verhältniss der amerikanischen Culturzustände zu denen andrer Völker, fordern sie, wie jegliche Schöpfungen des Menschegeistes, schon an und für sich die Theilnahme des Forschers heraus und es giebt Momente genug, welche auch in dieser Beschränkung diese Theilnahme zu steigern in nicht geringem Grade geeignet sind; so insbesondere die unzweifelhaft selbstständige Entstehung dieser Cultur, ihr eigenthümlicher Charakter, diese Mischung einer überaus reichen Entfaltung friedlicher Künste und selbst Wissenschaft mit entsetzlich barbarischen Instituten, ihre Verbreitung über grosse Länderstrecken, das Anwachsen einer sehr zahlreichen und in einem gewissen — insbesondere materiellen — Sinn sehr gebildeten Bevölkerung trotz jener barbarischen Einrichtungen und aller Art, was fast einem geschichtlichen Räthsel gleich, zu einem grossen Theil noch immer seiner erklärenden Auflösung entgegenharrt.

Die in diesen Momenten liegenden Mahnungen, so wie überhaupt die Fragen in Betreff der amerikanischen Ethnographie und Geschichte verfehlten denn auch nicht auf die Forscher unsres Jahrhunderts, welches für derartige Untersuchungen eine besondre Neigung, Vorbereitung und Förderung gewonnen hat, den gebührenden Eindruck zu machen und die Forschungen dieser Art, welche im ersten Jahrhundert nach der spanischen Eroberung lebhaft betrieben, dann aber nach und nach fast ganz eingeschlummert waren, wurden — nicht am wenigsten durch den mächtigen Einfluss Alexander von Humboldt's — neu geweckt und begannen diesseits und jenseits des atlantischen Oceans, gefördert durch den Aufschwung der Wissenschaft in den Vereinigten Staaten Nordamerika's

und die politische Selbstständigkeit insbesondere des spanischen Central- und Südamerika's, sich zu neuem und frischem Leben zu entfalten.

Unter den Männern, welche sich diesen Forschungen gewidmet haben, nimmt der Hr. Verf. des vorliegenden Werkes eine ehrenwerthe Stelle ein. Einen langen Aufenthalt und Reisen in Amerika hat er benutzt, sich mit den dortigen Sprachen, Alterthümern und andren für Aufhellung des amerikanischen Alterthums wichtigen Gegenständen zu beschäftigen und mehrere Werke geliefert, welche, mögen sie der Kritik auch manche Blösse geben, doch von seinem lebendigen Eifer für die Erkenntniss der amerikanischen Geschichte und Civilisation ein unverkennbares und anerkennungswerthes Zeugniß ablegen.

Auch das vorliegende Werk liefert dazu werthvolle Materialien, welche, wenn auch nicht schon jetzt, doch vielleicht, ja wahrscheinlich, in Zukunft für die Erkenntniss der alten amerikanischen Cultur von bedeutendem Einfluss sein werden. Diese bestehen vorzugsweise in zwei Veröffentlichungen, deren eine im ersten Bande enthalten ist, die andre im zweiten.

Die erste besteht in einer, augenscheinlich sehr sorgfältig, dem Original nachgebildeten Wiedergabe eines amerikanischen Manuscripts; diese füllt die 36 Tafeln, welche dem ersten Bande des Werkes angefügt sind, und stellt sich würdig den berühmten Kingsborough'schen Reproductionen amerikanischer Documente zur Seite; wie diese, sichert sie in treuer Nachbildung die Erhaltung eines amerikanischen Schriftwerkes für die Zukunft und ermöglicht die Kenntniss desselben in weiteren Kreisen. Die Handschrift ist im Besitz des Professors an der

Madriider Universität Don Juan de Tro y Ortolano, welcher sie dem Hrn. Verf. zur Reproduction lieb. Nach dem Namen des Eigenthümers ist sie als Manuscrit Troano bezeichnet. An sie schliesst sich Bd. I. S. 36 ff. die Mittheilung des Alphabets der Maya-Sprache, so wie der in ihr gebrauchten Symbole oder Hieroglyphen der zwanzig Monatstage und achtzehn Monate aus einem Werke von Diego de Landa, dessen Manuscript Hr. Brasseur de Bourbourg 1863 in Madrid fand und 1864 mit einer französischen Uebersetzung unter dem Titel: *Relation des choses de Yucatan*, de Diego de Landa; texte espagnol et traduction française en regard, comprenant les signes du calendrier et de l'alphabet hiéroglyphique de la langue maya, accompagnée de documents divers historiques et chronologiques, etc. in Paris veröffentlichte; diese Veröffentlichung ist dem Ref. nicht zugänglich.

Die Vergleichung des in diesem Werke enthaltenen Alphabets, so wie der übrigen Zeichen mit dem veröffentlichten Manuscrit Troano macht es nicht unwahrscheinlich, dass letzteres der Maya-Sprache angehört, und in dieser der Schlüssel zum Verständniss desselben wenigstens theilweis gefunden werden möchte. Dieses bestimmte den Herrn Verf. zu der von uns hervorgehobenen zweiten Veröffentlichung, für welche ihm auch die Sprachwissenschaft zu Dank verpflichtet ist, nämlich der im zweiten Bande in französischer Uebersetzung mitgetheilten spanisch abgefassten Grammatik der Maya-Sprache von Anton Gabriel de St. Bonaventura, welche 1684 in Mexiko erschien und jetzt — wenigstens in Europa — sehr selten sein wird.

Zu diesen beiden verdienstvollen Veröffent-



lichungen treten in beiden Bänden Mittheilungen von ungleichem Werthe.

Der erste Band enthält, ausser einem Rapport sur le manuscrit Troano an den Minister des öffentlichen Unterrichts (8 Seiten), unter der Bezeichnung Première Partie und der Ueberschrift: Manuscrit Troano. Monographie et exposition du système graphique, auf 244 Seiten 35 Abschnitte und ein Supplement.

Die ersten acht Abschnitte besprechen die amerikanischen Bücher und insbesondere das Alter und die Verbreitung der Schrift in diesem Erdtheil. Es wird dabei manches beachtenswerthe aus älteren und theilweise unedirten spanischen Schriften mitgetheilt; zugleich tritt aber eine Gläubigkeit — wir wollen nicht sagen: Leichtgläubigkeit — hervor, welche aller Berechtigung entbehrt und schon vornweg schwere Bedenken gegen des Hrn. Verf. critischen Sinn hervorruft. So wird z. B. über das Alter der Schrift in Amerika ohne jede Bemerkung die Angabe in einem in Madrid handschriftlich bewahrten Werke von Montesinos (Memorias antiguas historiales del Peru) mitgetheilt, nach welcher sie schon 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung im Gebrauch gewesen wäre, sich später aber verloren habe, ja unter den Königen von Cuzco feierlich (solennellement) abgeschafft sei; ja der Hr. Verf. fügt als eigne Meinung hinzu: *On sait . . . que le vaste empire — de Pérou — était partagé . . . en un grand nombre de petits Etats indépendants les uns des autres; il y a donc tout lieu de croire que le décret rendu contre les lettres ne saurait s'être appliqué partout avec une égale rigueur* u. s. w. (I. S. 19). In Bezug auf das Alter, die Bedeutung und Verbreitung der Cultur der Antillen heisst es I.

S. 30 sogar: Suivant toute apparence, elles (die Antillen) avaient été le berceau originel de la civilisation, qui de là s'était répandue à *toute la surface du monde*; mais quatre-vingt siècles s'étaient écoulés, (zur Zeit der spanischen Eroberung) peut-être, depuis lors . . . .

Der neunte Abschnitt giebt das schon erwähnte Maya-Alphabet von Landa. Der zehnte handelt von der Schrift des Manuscrit Troano und spricht die Ueberzeugung aus, dass die Maya-Sprache, trotz vieler Umwandlungen, zur Erklärung desselben benutzt werden könne.

Die sieben folgenden Abschnitte (11—17) beschäftigen sich alsdann mit der Erklärung der Schriftzeichen, der Symbole und Namen der Monatstage und Monate, der Symbole der Elemente (Erde, Feuer, Wasser, Luft) und der Zahlzeichen.

Fast bis zu Ende des ersten Bandes (Abschnitt 18—33) gehen dann Erklärungen einzelner Theile des Manuscrit Troano (aus den ersten 10 Seiten.)

In einer Conclusion (S. 196—200) wird über die Namen von Oertlichkeiten gesprochen. Den Schluss des ersten Bandes (S. 200—220) bildet ein Tableau des Caractères phonétiques Mayas, avec leurs variantes, ainsi que les signes figuratifs et numériques, d'après le manuscrit Troano et comparés aux caractères du manuscrit de Dresde et des Inscriptions de Palenqué.

In einem mit dem zweiten Bande ausgegebenen Supplément, welches 223—244 numerirt ist, findet sich eine Retractation des 18. Abschnitts, welcher die Erklärung und Analyse des Titelblatts des manuscrit Troano enthält.

Der zweite Band bietet ausser der schon erwähnten — als Deuxième Partie — bezeichne-

ten französischen Uebersetzung der Grammatik der Maya-Sprache von Antoine Gabriel de Saint-Bonaventara, der eine Chrestomathie oder Choix de morceaux de la littérature Maya angefügt ist, eine vorausgesandte Introduction aux Éléments de la langue Maya (XLIX Seiten) und als Troisième Partie des Werkes ein Vocabulaire général Maya-Français et Espagnol.

Den wichtigsten Theil des Inhalts bietet natürlich die Erklärung der Handschrift, und wir wollen hier sogleich mit Dank anerkennen, dass in Bezug auf das Aeusserliche, insbesondere die Zerlegung der Zeichengruppen in die einzelnen Zeichen, aus denen sie bestehen, des Herrn Verf. Annahmen das Richtige getroffen zu haben scheinen. Was dagegen das Innere: die Enthüllung des Inhalts der Handschrift betrifft, so scheinen in dieser Beziehung des Hrn. Vfs. Versuche dem Ref. keinesweges ihr Ziel erreicht zu haben. Die Gründe für dieses ungünstige Urtheil vollständig darzulegen, macht theils der dieser Anzeige verstattete Raum, theils der Mangel der Zeichen, in denen diese Handschrift abgefasst ist, in unserer Druckerei, unmöglich; doch bin ich keineswegs mit dieser Unmöglichkeit unzufrieden; denn ich möchte nicht dazu beitragen, dass meine Ansicht, welche, da ich mich mit der Aufgabe dieses Werkes nur sehr kurze Zeit beschäftigt, ja sie wesentlich erst aus diesem Werke selbst kennen gelernt habe, eigentlich so gut wie gar keinen Werth hat, irgend Jemand bestimmen könnte, der hier vorliegenden Arbeit eine geringere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als sie, unzweifelhaft schon als Ergebniss einer langen, auf unendlich mehr Hülfsmitteln, als mir zu Gebote stehen, beruhenden und entschieden eifrigen Beschäftigung mit Recht in Anspruch nehmen

darf. Ich beschränke mich daher nur auf einige Bemerkungen, welche weniger dazu dienen sollen, die Berechtigung meiner ungünstigen Ansicht zu beweisen, als darauf aufmerksam zu machen, dass man sich des Hrn. Verfs Forschungen und Ergebnisse nicht ohne sorgfältige Kritik bedienen möge. Damit kommen wir auch sicherlich dem eignen Wunsche des Hrn. Verfs entgegen, welcher weit entfernt ist dieselben als endgiltig abschliessend hinzustellen, sondern nicht selten nur einen grösseren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit für sie in Anspruch nimmt.

Das Princip, nach welchem die Erklärung versucht ist, wird im 10. Abschnitt mitgetheilt. Hier heisst es Bd. I. S. 71: .... bien que je retrouve dans ce document (d. h. in dem Manuscrit Troano) tous les caractères phonétiques de Landa, tant alphabétiques que monosyllabiques, ils n'y paraissent néanmoins que rarement employés selon la lecture dont cet écrivain nous a laissé les leçons. A côté d'un petit nombre des caractères que je lis phonétiquement, je trouve constamment les symboles des jours du calendrier. Diese Erscheinung, fügt er hinzu, habe ihn lange verwirrt; toutefois, heisst es aber dann, je suis venu à bout d'en comprendre la signification. Au lieu de prendre ces caractères pour les symboles des vingt grands chefs ou des vingt dieux des nations du Mexique et de l'Amérique centrale, ainsi que les prêtres l'enseignaient au vulgaire et comme ils les traduisirent aux religieux espagnols, au temps de la conquête, *il s'agit tout simplement de les lire comme des mots, mono ou polysyllabiques, comme des vocables ordinaires, joints à la suite les uns des autres, et nullement comme des noms propres: car chacun de ces noms ou symboles s'exprime par une ou deux syllabes, qui*

sont toujours soit un, soit deux mots séparés, unis seulement pour le sens de la période: c'est-à-dire que *les signes des jours, ainsi qu'un assez grand nombre d'autres, sont tout simplement des rébus figuratifs*, entremêlés de mots et de lettres vulgaires. Zur Erläuterung dieser Annahme werden drei Beispiele gegeben: Das Zeichen des achtzehnten (im Text steht irrig dix-septième) Monatstages, welches als solches *imix* gelesen wird, soll bedeuten le trou profond, l'issue du foyer ou le bout de la mamelle, le teton; (denn in *im* und *ix* zerlegt ist,) *im*, mamelle, chose haute et profonde, et *ix* le petit trou, le sexe de la femme, l'extrémité qui émet un liquide. Das Zeichen des vierzehnten Monatstages, als solches *caban* gelesen, soll, wenn *cab-an* getheilt, bedeuten lave ou miel monté, ou bien (nämlich wenn *ca-ban* getheilt) celui qui a bouleversé. Das Zeichen des 16., gelesen *cauac* soll in *ca-uac* getheilt, bedeuten celui qui est trop plein, surabondant, qui va se répandre.

So auffallend es wäre, dass eine Sprache, welche in dem ihr zugesprochenen Landa'schen Alphabet eine ausreichende Schrift besitzt und davon, nach Annahme des Hrn Vfs, im Mst Troano einen, wenn auch untergeordneten, Gebrauch macht, statt diese in einer Verständniss ermöglichenden Weise anzuwenden, zu jener, jedes einfache Verständnis verdunkelnden, Rebusartigen Darstellung ihre Zuflucht genommen hätte, so würde man sich doch diese Hypothese, für welche sich ja auch manches Analoge aus dem Aegyptischen Schriftgebrauch beibringen lässt, gefallen lassen müssen, wenn die Bedeutungen, welche den Zeichen der Monatstage und andern Symbolen von dem Hrn Vf. gegeben werden, auf einer festen Grundlage beruhten

und vermittelt derselben in einer den hermeneutischen Principien entsprechenden Weise ein Sinn gewonnen würde, welcher für wahr oder auch nur für wahrscheinlich gelten dürfte.

Sehen wir zunächst, wie der Hr. Vf. die Bedeutungen gewinnt, welche er den Zeichen und Namen der Monatstage giebt. Es geschieht diess im zwölften Abschnitt (Bd. I. S. 71—97), wo die Namen der Monatstage eingehend behandelt werden. Ich erlaube mir daraus die Erklärung des oben als Beispiel benutzten achtzehnten vollständig mitzutheilen. In Bezug darauf heisst es S. 93: *Ymix* (worauf das hieroglyphische Zeichen folgt). Cet hiéroglyphe . . . . est exprimé par un vocable qui, selon Pio Perez, est inconnu à la langue maya actuelle; mais, en l'analysant, on trouve le sens conforme à l'image. *Ym* ou *im* exprime à la fois l'idée de la profondeur unie à l'ampleur, comme *l'imus* latin; c'est la source de la substance, la mamelle, le conduit de ce qu'il y a de plus profond, d'où tant d'autres vocables dans les langues dites indo-européennes et dans celles du groupe mexicoguatémalien. *Yæ* ou *ix* . . . est le signe du féminin, de la femelle . . . .; mais il énonce cette idée du féminin parcequ'il en est la marque, c'est-à-dire le fond secret de la femme, de même que *ah*, la canne, est l'organe viril chez l'homme. Le vrai sens de *im-ix* est donc le profond foyer, l'exutoire, la mamelle du foyer volcanique; on en verra la preuve entière, en jetant les yeux sur les folios V. XVII, XX\* etc. du *Manuscrit Troano*, où des femmes, aux seins nus, laissent comprendre précisément l'identité de cette partie de leur corps avec le caractère *ymix*. Si on le compare ensuite aux autres images du même genre réunies dans ce document on de-

meurera convaincu que c'est là un des symboles les plus communs, pour exprimer le stigmat d'un volcan, exutoire du foyer de la terre. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass diese wenigen Worte Annahmen, Schlüsse und Voraussetzungen enthalten, welche um auf einen philologisch gebildeten Mann Eindruck zu machen, des eingehendsten Beweises bedurft hätten.

Ich erlaube mir noch einiges aus der ausführlichen Erklärung des Namens des vierzehnten Monatstages und des zwölften hinzuzufügen, um zugleich einige Beispiele von des Hrn Vfs Art zu etymologisiren vorzulegen. In Bezug auf den Namen des vierzehnten *caban* heisst es S. 88: Pio Perez ne donne point de traduction du vocable *caban*: analytiquement il vient de *cab*, le miel ou la lave, ainsi qu'on le reconnaît dans les premières pages du *Manuscrit Troano*, et de *an*, support, aide et signe du passé. Ou bien se compose de la syllabe *ca*, ce qui, celui qui est, le lieu visible, déterminé etc. et de *ban*, bouleversé de fond en comble, renversé, amoncelé . . . . . Si, maintenant, nous analysons *cab*, nous pouvons y trouver encore pour racine première *ka*, l'argile, les sécrétions volcaniques de la terre, et *ab*, le souffle ou l'écoulement, *kab*, le bras, la force qui soulevait la terre, *γᾱ*, en grec, comme *ka*, en Maya. Bezüglich des 12., dessen Namen *men* lautet, heisst es S. 85: Le vocable . . . . *men* signifie »artiste, artisan,« selon Pio Perez: c'est, suivant les grammairiens anciens du Yucatan, un verbe qui a l'acception de »fonder, bâtir, soutenir, etc.« Son etymologie a un sens profond que je crois devoir faire connaître. *Men* est un mot composé de *me* et de *en* ou *hen*: *me-en* ou *me-hen* est le fils, le

rejeton, par conséquent, le fondateur et le soutien de sa maison. *Me*, à son tours, est une racine *composée* qui appartient à l'ensemble des langues mexico-guatémaliennes: car *me* est le nom commun, original, de l'aloès; il en exprime les formes courbes, qu'on retrouve en particulier dans les feuilles de cette plante .... Le vocable *me* est ainsi un radical qui signifie »courber, plier, contourner« et c'est dans ce sens qu'il est appliqué, dans la langue quiché et ses dialectes, énonçant l'action de plier, en les brisant, les épis de maïs, déjà mûrs, pour les faire sécher sur pied dans les champs. De là, en mexicain, le verbe *meya*, couler l'eau en serpentant; de là *metl*, l'aloès, c'est-à-dire ce qui est courbé et dentelé ou ce qui vit en courbe. Dans la langue maya, *men* vient donc de *me*, instrument, chose courbée et perçante comme la feuille de l'aloès, et de *en* ou *hen*, ce qui est ouvert lentement. Voilà pourquoi *mehen* est devenu »le fils« en général, c'est-à-dire celui qui perce en courbe: car il perce sa mère pour en sortir, ainsi que le feu du volcan perçant la terre sa mère, dont la forme courbe affectait plus ou moins celle d'un croissant, avant le cataclysme. Voilà pourquoi encore *men* est le fondateur, le fondement, comme le fils, fondement de la famille, comme le feu d'un côté et l'eau de l'autre, fondement de la mer, *men-u*, le fondateur, le fondement du bassin de la mer, dans l'Inde comme en Amérique, fondateur et fondement de la terre, telle quelle existe aujourd'hui. L'hiéroglyphe .... ne présente, non plus que ses variantes, rien de bien intelligible pour l'analyse du vocable.

Diese Beispiele werden, ohne weitere Auseinandersetzung, die Ueberzeugung liefern, dass



weder des Hrn. Verf. Verfahren in Bezug auf Analyse noch Ableitung oder Bedeutungsvermittlung im Stande ist, den Ergebnissen, zu denen er gelangt, eine wissenschaftlich überzeugende Grundlage zu gewähren.

Nehmen wir aber einen Augenblick an, sie wären richtig und sehen zu, was er weiter damit anfängt.

Für die zwanzig Benennungen der Montage werden Bd. I. S. 72. 73 folgende, in der angegebenen Weise S. 73—97 eruirte Bedeutungen aufgestellt:

<i>káan</i>	<i>chie-chan</i>	<i>cimi</i>
terre soulevée	accru en s'élevant	mort
<i>ma-nik</i>	<i>lam-at</i>	<i>muluc</i>
sans force	abîmé dans l'eau	amassé
	<i>chu-en</i>	<i>oc</i>
		entré
		<i>eb</i>
calebasse descendue peu à peu		monté
<i>be-en</i>	<i>ix</i>	<i>men</i>
la voie descendue	trou caché	fait
<i>civ</i>	<i>ca-ban</i>	<i>ex-a-nab</i>
lave bouillante	amoncelé	surface d'eau glacée
<i>ca-uac</i>		<i>ah-au</i>
trop plein, débordé		l'énergie volcanique
<i>im-ix</i>	<i>ik</i>	<i>ak-bal</i>
profond foyer	soufflé	en eau tourne.

Diese Bedeutungen werden dann in einer freien Uebersetzung vermittelt einiger Einschreibungen, welche wir durch Cursivschrift bezeichnen wollen, und Umänderungen zu folgenden Sätzen gestaltet:

*La terre soulevée s'est accrue en s'élevant. Morte elle était demeurée sans vigueur, abîmée sous les eaux amoncelées (statt amassé). Elle est sortie (statt entré) de la calabasse descendue peu à peu: elle a monté, surface (statt la voie) descendue, foyer (statt trou) caché fait de la*

lave en ébullition *qui a amoncelé les feux* (statt surface d'eau glacée); *puis a débordé l'énergie volcanique, foyer profond qui a soufflé de la terre changée en eau.*

So hat sich ein unschuldiges Verzeichniss der Namen der Monatstage vermittelt etymologischer und anderer Schrauben und Hebel in eine Art Darstellung der Sindfluth verwandelt. Diese Sindfluth hat das ganze Gedankenvermögen des Hrn. Verf. so sehr überschwemmt, dass er sie allenthalben — nicht bloss in Entwicklungen und literarischen Erzeugnissen der neuen, sondern auch der alten Welt — wieder findet. So heisst es I. S. 34: *l'alphabet et les autres signes de la langue maya, conservés par Landa . . . . s'expliquent par les épisodes du cataclysme dont ils sont des images expressives, bien qu'abrégées, et dont il renferment phonétiquement l'expression. Ils en sont les symboles doublement parlants, en ce sens que l'idée qu'en donne l'image se reproduit dans le nom, analysé grammaticalement . . . .* Er verweist daher die Aegyptologen, für die Enklärung der ägyptischen Hieroglyphen eben dahin und S. 97 werden wir selbst in Bezug auf das griechische Alphabet mit der Entdeckung beschenkt: *que les noms de l'alphabet grec, d'alpha à omega, traduits simplement à l'aide du Maya, nous ont donné un chant complet, bien qu'abrégé, des événements du cataclysme.*

Wie das Alphabet Landa der Maya-Sprache durch die Episoden der Sindfluth von dem Hrn. Verf. erklärt wird, lässt sich nicht ohne Wiedergabe der Zeichen deutlich machen. Doch kann man es sich vielleicht einigermaßen nach folgenden Worten aus der Behandlung des Zeichens für *i* (S. 52, 10) vorstellen. Dieses besteht aus einem fast ovalen Umkreis, in welchem sich

eine Figur befindet, welche, wie der Hr. Verf. annimmt unten zwei Spitzen hat (dem Ref. scheinen es eher Beine und die Figur ein Käfer). In Bezug darauf heisst es nun: La voyelle *i* exprime par elle-même en maya et en quiché l'embryon, le petit-fils de la femme, le rejeton de la terre: en haïtien il dit la vie, l'activité qui entre ou qui sort, l'idée du mâle agissant, ce qui pousse dehors ou dedans, une pointe quelconque: ce sont, à leur origine, les pointes des îles, poussant à la surface de l'eau, ainsi qu'on le voit dans le même signe placé à l'envers; enfin, en mexicain, c'est l'action de boire, d'avaler un liquide, dont l'idée première se rapporte aux volcans, poussant sous les eaux et d'avance abreuvés.

In ähnlicher Weise, wie bezüglich der Zeichen und Namen der Monatstage, werden im 13. Abschnitt auch die der Monate so erklärt, dass sie sich auf die Sindfluth beziehen; am Schluss dieses Abschnittes heisst es S. 108: Ici se termine l'explication des noms des mois mayas: malgré le doute qui en enveloppe encore quelques-uns on reconnaît, avec évidence (???), que tous également se rapportent aux phénomènes du cataclysme.

Selbst von den Zahlwörtern, welche im 16. Abschnitt behandelt werden, heisst es S. 134 ces noms numéraux paraissent dériver tous des parties du grand corps de l'Amerique avant le cataclysme.

So werden wir uns denn auch nicht wundern, wenn es S. 140 in Bezug auf den Inhalt des Manuscrit Troano heisst: qu'il était le récit de l'histoire d'un cataclysme géologique, sur lequel était fondé le système religieux des populations du Mexique et de l'Amérique centrale.

Und in der That lässt sich begreifen, dass ein Mann, der sich überzeugt hat, dass die Namen des griechischen Alphabets, aus der Maya-Sprache erklärt, ein vollständiges Gedicht über die Begebenheiten der Sindfluth enthalten, auch im Stande ist sich überzeugt zu halten, dass er vermittelt der von seiner Grundanschauung von der Alpenetranz der Sindfluth beeinflussten Lesung, Zertheilung, Analysirung, Etymologisirung und Erklärung, eine im Grunde richtige Deutung dieses dunkeln Schriftwerks geliefert habe. Allein so wenig er Jünger finden möchte, die seine Hypothese in Bezug auf das griechische Alphabet anzunehmen geneigt sein dürften, eben so wenig scheinen uns seine Proben der Erklärung dieses Dokuments auf Beifall rechnen zu können. Auf diese selbst hier noch näher einzugehen, müssen wir uns versagen, da wir uns nicht verbergen können, für diese Anzeige schon mehr Raum als billig in Anspruch genommen zu haben. Aus demselben Grund können wir auch nicht mehr näher auf den zweiten Band eingehn. Wir beschränken uns in dieser Beziehung darauf zu bemerken, dass in der Introduction aux éléments de la langue Maya, abgesehen von einigen Mittheilungen über minder bekannte amerikanische Sprachen, fast nur Behauptungen, Annahmen und Beweisversuche vorkommen, welche den für richtig geltenden wissenschaftlichen Resultaten, Anschauungen und Beweisführungen so fern stehen, dass sie sich jeder Kritik entziehen. Man vergleiche nur z. B. S. XXIV ff. die Mittel, durch welche der Hr. Verf. l'homogénéité générale de la langue grecque avec le Maya beweisen will. Auch der Werth des Maya-Wörterbuchs wird durch derartige völlig widerwissenschaftliche Beigaben nicht wenig verringert.

Unendlich werthvoller würde es geworden sein, wenn der Hr. Verf. alle seine Etymologien und insbesondere die Vergleichenngen mit Sprachen der alten Welt weggelassen und statt dessen die Bedeutungen der Wörter genauer, etwa durch Beispiele aus der Literatur — soweit als möglich, — belegt hätte.

Wir benutzen diese Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine Veröffentlichung zu ziehen, welche ebenfalls dem Gebiete der amerikanischen Studien angehört und den Titel führt:

Glossarium Azteco-Latinum et Latino-Aztecum curâ et studio Bernardini Biondelli collectum ac digestum. Mediolani apud Valentiner et Mues. 1869. I. 257. 4°.

Diese Arbeit ist mit vielem Geschick redigirt und für das Studium der amerikanischen Sprachen von unzweifelhaftem Nutzen. Der Hr. Verf. hat damit seinen früheren Verdiensten um das Aztekische ein dankenswerthes neues hinzugefügt.

Th. Benfey.

Grammatica syriaca. Quam post opus Hoffmanni refecit Adalbertus Merx. Halis, impensis librariae orphanotropei. 1867—1870. — Bis jetzt in zwei Heften, VIII und 387 S. in 8.

Das erste dieser beiden Hefte erschien bereits 1867: wir liessen es damals liegen in der Hoffnung bald das ganze Werk vollendet zu sehen. Da sich diese Vollendung jedoch länger hinzuziehen scheint indem die beiden Hefte nur bis etwa in die Mitte des Ganzen reichen, so

haben wir die Untersuchung des Werkes so weit es bisjetzt erschienen ist nicht länger zurückhalten wollen. Wir bemerken jedoch an dieser Stelle dass das Werk zwar mit p. 1 aber mit §. 7 ff. beginnt, die ersten 73 Seiten des Hoffmann'schen Werkes also ganz fehlen, wahrscheinlich weil der jetzige Herausgeber sie erst am Ende umgearbeitet veröffentlichen will. Ausserdem fehlen in dem uns hier vorliegenden S. 129—136, enthaltend das Ende des ersten der drei Haupttheile.

Andreas Gottlieb Hoffmann's, des jetzt verstorbenen Professors in Jena, Syrische Grammatik erschien 1827: sie gab nach ihren Vorgängerinnen unter welchen besonders das Werk der beiden berühmten Michaelis (des Hallischen und des Göttingischen) noch heute mit Auszeichnung zu nennen ist, zwar manchen neuen Stoff, fiel aber insofern in eine ungünstige Zeit als sie von dem beinahe gleichzeitigen Anfange einer Verbesserung aller Semitischen Sprachwissenschaft welche das bekannte Buch des Unterzeichneten vom Jahre 1826—1827 eröffnete noch gar nicht sich berühren lassen wollte. Ueber den wissenschaftlichen Werth dieser Grammatica syriaca entstand demnach zu jener Zeit ein genug bekannt gewordener öffentlicher Streit. Wäre dieser nun nicht sofort damals sehr bald entschieden, so würde er wenigstens jetzt zu Gunsten unserer neueren Wissenschaft vollständig entschieden seyn, da Herr Adalb. Merx bei aller Geneigtheit das Werk so wie es sein Verfasser schrieb beizubehalten, es nicht bloss mit vielen Zusätzen versehen sondern auch seinem Wesen nach so stark verändert hat dass es wie ein ganz neues aussieht, und zwar in

dem zweiten Hefte welches von S. 139 an beginnt noch viel mehr als im ersten.

Nachzutragen war hier, wenn man das wollte, von Seiten der Stoffe viel. Das Werk Hoffmann's war schon von Anfang an auf eine solche stoffliche Ausführlichkeit angelegt: und seit 1827 war kein grösseres in demselben Syrischen Fache erschienen. Die Menge der uns zugänglichen Stoffe hat sich seitdem ansehnlich gemehrt; manches ist auch seitdem viel genauer erforscht. Der neue Herausgeber nimmt nun auch auf alle die sehr verschiedenen Aramäischen Mundarten älterer und neuerer Zeit Rücksicht, freilich etwas sehr ungeordnet, da er S. 250 plötzlich von einer Chaldäischen Mundart wie von vorne an zu reden beginnt. Auch der Name des ganzen Werkes passt nicht dazu: Syrische Sprache ist nur eine ganz bestimmte Aramäische Mundart; und wollte man alle Aramäischen Sprachen und Mundarten aufnehmen, so hätte man das Werk besser als »Aramäische Sprachlehre« bezeichnet. Indessen hat es immer seinen Vortheil dass die hier gesammelten Stoffe besonders vom zweiten Hefte an so ansehnlich vermehrt sind und der Vf. z. B. auch das Mandäische oder Ssâbische mit aufnimmt.

Allein mit dem Geiste in welchem das Werk jetzt erscheint, sind wir wenig zufrieden, und finden dass er vom zweiten Hefte an noch weniger als bei dem ersten den Beifall der Sachkenner gewinnen kann. Wir wollen hier übergehen dass die Reihe in welcher der Vf. die mannichfaltigen Stoffe vorführt, gar keinen wissenschaftlichen Grund hat: er war darin von der einen Seite durch das Hoffmann'sche Buch gebunden (wiewohl wir es überhaupt für besser gehalten hätten wenn er ein ganz neues Werk entworfen

und gut ausgeführt hätte), von der andern fehlte es ihm bei der Umarbeitung von vorne an deutlich an einem sichern Plane. Sieht man aber rein auf die Urtheile des Vfs über die einzelnen Spracherscheinungen: so ist schon oben bemerkt wie er sich an den Vorgang Hoffmann's nicht halten, sondern wie er auch in der Vorrede sagt in allen Theilen des Werkes, in der Schrift- und Lautlehre eben so wohl wie in der Wort- und Satzlehre wissenschaftlicher zu Werke gehen wollte. Wer nun einer nicht mehr in ihren ersten Windeln liegenden Wissenschaft reinen Nutzen schaffen will, der muss vor Allem diese Wissenschaft nach ihren bisherigen guten Fortschritten und sicheren Ergebnissen erschöpfend und genau sich zu eigen machen, um alsdann was in ihr noch unvollkommen ist vielleicht sehr nützlich weiter zu ergänzen. Der Vf. versäumt diese erste Pflicht, und gibt sich dagegen einer Menge von Einbildungen und Vermuthungen hin welche wol neu scheinen aber keinen Grund haben und sicheren Thatsachen widerstreben. Da es ihm weiter aber auch nicht an persönlichen Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten fehlt (und solche schaden in der Wissenschaft wenigstens vorübergehend ebensoviel), so ist das Gesammtergebniss für unsre Erkenntniss, wenn man danach fragt, kein sehr erfreuliches. Wir wollen dies an einigen zufälligen Beispielen veranschaulichen, die Schriftlehre aber dabei sogleich übergehen.

Die Lautlehre aller Semitischen Sprachen steht heute fest genug, weil ihre wesentlichen Grundlagen richtig erkannt sind. Es versteht sich dabei auch schon lange dass insbesondere die Vocale und die diesen nächsten Mitlaute sich nach den einzelnen Semitischen Sprachen



sehr verschieden gestalten, ohne dass eine letzte Gleichheit derselben unter ihnen aufhört: ganz ähnlich wie es mit der Wortbildung in diesen Sprachen ist; und gerade mit der Wortbildung hängen die Vocale im Semitischen so durchgängig und so gewichtig zusammen wie in keinem andern Sprachstamme. Indem der Vf. aber einem neuesten wieder aufgebrachten Irrthume folgend das Arabische als Mustersprache zu Grunde legen und so auch die Syrische Vocaleussprache aus der Arabischen ableiten will, fällt er in eine Menge Fehler. Die Laute von Bildungen wie z. B. **ܫܒܝܐ** *sh'bé* (Gefangener) **ܫܒܝܝܐ** *shabjo*

**ܫܒܝܬܐ** *sh'bitho* aus dem Arabischen abzuleiten ist eine vollkommene Unmöglichkeit: ist auch die Urbildung dieses *part. pass.* in allen Semitischen Sprachen dieselbe, so sind die Worte doch in ihren Lautgesetzen geschichtlich so weit aus einander gegangen dass man zuvor die jeder Sprache eigenthümlichen erst richtig erkennen muss, wenn man überhaupt sich über die blosse äussere Erscheinung etwas erheben will. Hätte der Vf. nun die ächten Syrischen Lautgesetze zuvor erkannt, so würde er begriffen haben dass die S. 48 aufgeführten Fälle welche hieher gehören sich aus zwei Grundgesetzen erklären welche diese Sprache überall durchziehen: 1) dem Gesetze dass ein Halbvocal *j* an jeder Stelle des Wortes wo er nicht durch einen folgenden vollen Vocal gestützt wird sogleich sich selbst in den reinen Vocal *i* auflöst, anders als es noch im Hebräischen möglich ist; danach muss ein Wort wie **ܫܒܝܬܐ** (von **ܫܒܝܬܐ**, **ܫܒܝܬܐ**) sogleich in **ܫܒܝܬܐ** zusammenfallen, woneben höchstens noch eine vorne etwas hellere Aussprache

שְׂבִיחָא erträglich ist; — 2) dem Gesetze dass ein *e* (ganz verschieden sowohl von *é* als von *ê*) im Syrischen (weil dieses überhaupt die bunten Farben der Laute sehr vereinfacht) in *i* übergeht, woraus sich *ܡܫܬܝܟܐ* *mashtikûn* (e u e r T r a n k) nach dem Hebräischen *st. constr.* מִשְׁתֶּה von מִשְׁתָּה = מִשְׁתָּ = מִשְׁתָּ ebenso erklärt wie das Befehlwort *ܡܠܝ* *g'li* von einem Hebräischen מִלֵּה neben מִלֵּה. Und so würde die Darstellung des Vfs an unabsehbar vielen Stellen sowohl klarer und richtiger als übersichtlicher und kürzer geworden seyn, wenn er die Syrischen Lautgesetze zuvor erkannt hätte. Sogleich S. 50 stellt der Vf. wieder unrichtig eine Syrische Bildung wie *ܩܘܠܐܠܐ* *qûlôlo* mit ei-

ner Arabischen *قُلُل* zusammen: allein weder der Entstehung und Bedeutung noch den Lauten nach ist hier eine Gleichheit; *قُلُل* ist wol wie *غُلَام* eine nur mundartige Abweichung von der Arabischen Verkleinerungsbildung in der Bedeutung des lat. *paullulum*; und *قُدَّاس* ist zwar in der Bedeutung *eucharistia* von *ܩܘܕܫܐ* *qûdôsho* entlehnt, aber nur als einer der vielen ins Arabische herübergenommenen christlich-syrischen Ausdrücke.

Gehen wir aus Mangel an Raum sogleich zur Wortlehre über, so überrascht uns alsbald bei ihrem Eingange S. 164 der allgemeine Satz welchen der Vf. só ausdrückt man möge nicht *res usu definitas secundum certas rationes ex-*

*plicare, usus enim est tyrannus.* Wir haben dies in der Jugend oft gehört: dass man aber noch jetzt in der wissenschaftlichen Sprachlehre daraus einen Grundsatz machen will, ist neu und scheint uns nicht jugendlich. Denn dass der Sprachforscher sich über den wirklichen Sprachgebrauch nicht leichtsinnig hinwegsetzen und nirgends sich willkürlichen Voraussetzungen und Annahmen überlassen soll, ist freilich wahr; inderthat wird das jedoch auch kein guter Sprachforscher thun. Allein will man bei der Wissenschaft d. i. zunächst der Forschung von diesem Grundsatz ausgehen, so wäre wohl eher zu rathen sie lieber ganz aufzugeben. Denn der allererste Grundsatz für alle Wissenschaft muss seyn sich bei der blossen äusseren Erscheinung des unendlich Einzelnen nicht zu beruhigen, und gerade dann am wenigsten wenn sie etwas Ungewöhnliches enthält, also unsere Lust das in allen Dingen waltende Gesetz zu finden desto stärker hervorfordert. Mag dann der Weg die Schwierigkeit zu lösen auch noch so lang seyn und Vieles uns für den Augenblick unerklärlich bleiben: allein die Schwierigkeit mit dem *usus tyrannus* zu umgehen ist vielmehr der Anhang zu allen Rückschritten in einer wirklich schon begonnenen Erkenntniss und Wissenschaft; und so kann der Unterzeichnete bei dieser Veranlassung wol sagen dass ihn nun seit bald 50 Jahren weder in der Sprachforschung noch sonst irgendwo ein solcher Tyrann geschreckt hat.

Betrachten wir jedoch den besondern Fall bei welchem der Vf. dieses sein Gesetz aufstellt. Die Frage ist wie im Syrischen neben dem männlichen Fürworte *ܠܗܐ hōnô* (dies er) das weibliche *ܠܗܐ hōdé* stehen könne. Auf den ersten Blick

ist das freilich unerklärlich. Das Schwierige liegt für uns aber nicht sowohl darin dass ein *-no* mit *-dé* oder *-do* wechselt: denn dieses kann man aus dem sonstigen Baue und dem Ursprunge der Fürwörter hinreichend einsehen. Das Son-  
derbare und wie es scheint unerklärliche ist viel-  
mehr wie ein *-dé* welches dem Hebräischen männlichen  $\text{הוא}$  gleich klingt, im Syrischen das weibliche bezeichnen könne. Zwar könnte man nun sofort sagen ein Syrisches *hódé* entspreche doch fast ganz dem Arabischen  $\text{هذي}$  *hādī*, welches ursprünglich (d. i. ehe die Sprache immer  $\text{هذه}$  zu sagen lernte) ebenfalls das weibliche Fürwort bezeichnete. Allein so gewiss das Syrische in dieser ganzen Bildung dem Arabischen gleich steht, so genügt es doch hier nicht uns bloss auf das Arabische zu berufen, da die erste Frage bei diesem ebenfalls wiederkehrt. Wir müssen vielmehr folgendes betrachten, wenn wir hier zu einem guten Ziele kommen wollen. Das ursprüngliche Fürwort lautet nicht so fein zugespitzt wie das Hebräische, sondern *tâ* oder *dâ*, wie sich leicht weiter beweisen lässt und schon bewiesen ist. Aber das Hebräische hat in der weiblichen Bildung  $\text{היא}$  noch das ganz ursprünglich erhalten, nur dass hier *ô* erst aus *â* umlautete. Kann nun aber ein solcher Lautball wie  $\text{היא}$  sich nach bekannten Lautgesetzen auch zu  $\text{היא}$  umfärben (vgl.  $\text{היא}$ ,  $\text{היא}$ ) und dieses nach ebenso sichern Lautgesetzen sich weiter zu  $\text{היא}$  umfärben, so haben wir hier gerade jenes Syrische *-dé*, da der Abfall eines schliessenden weiblichen *-t* nach dem Vocale gerade im Aramäischen sehr alt und sehr allgemein verbreitet ist. Wir sind damit am Ziele angelangt

und stehen nicht mehr unter jenem Tyrannen als könnte er uns in der Wissenschaft weiter fesseln.

Weit ernster ist aber in diesem Zusammenhange folgendes zu berücksichtigen. Der Verf. will im zweiten Hefte auch über die letzten Gründe der Ausbildung des Semitischen Sprachstammes, die Entstehung von Wurzeln, die Bildung der Stämme und dergleichen seine eignen Meinungen den Lesern mittheilen, und verschwendet dabei vielen Raum. Wir finden das schon an sich nicht am rechten Orte. Die letzten Gründe oder (wenn man so sagen will) die Metaphysik eines ganzen weiten Sprachstammes und damit das was alle Semitischen Sprachen gleichmässig angeht, sollten nicht in jedem Werke über eine einzelne in aller Ausführlichkeit immer wiederkehren, sondern entweder in einem besondern Werke oder bei der besondern Sprache abgehandelt werden welche heute als die älteste und in diesem Alterthume als die am reichsten und deutlichsten erhaltene anerkannt ist. Das ist aber im Umfange des Semitischen die Hebräische: und dort sind diese Ursprünge und wesentlichsten Eigenschaften alles Semitischen heute schon vollständig und sicher genug erläutert. Wir wollen damit durchaus keine bindende Vorschrift aufstellen: wir behaupten nur dass, wie die Dinge jetzt liegen, die in Buchstabenschriften erhaltenen Aramäischen Sprachen zu einer solchen vorläufigen Weitläufigkeit keine Veranlassung geben, und der Verf. den Raum besser für die möglich vollkommenste Zusammenstellung aller uns so heute erhaltenen Aramäischen Sprachstoffe gespart hätte. Auch so hätten wir nichts einzuwenden wenn der Verf. indem er sich hier auf das Meer der Sprachen-

metaphysik wagt, für das Semitische irgend-  
etwas ebenso richtiges wie neues aufgestellt  
hätte: allein er folgt hier von vorne an keinem  
wissenschaftlichen Gesetze. Das erste was die-  
ses verlangt ist dass man über die Unendlichkeit  
der einzelnen Erscheinungen nichts aufstelle  
was dem Aufsteller vielleicht ein paar selbst  
noch nicht verstandene Einzelheiten zu erklären  
scheint, inderthat aber nur auf einer Verwirrung  
der Thatsachen beruhet und durch eine Menge  
von Einzelheiten sogleich widerlegt wird. Dem  
Verf. aber wird dieses möglich, weil er mit dem  
einen Auge Sprachgesetze aufstellen will, mit  
dem andern sich unter den Schutz des oben er-  
wähnten *usus tyrannus* stellt, ohne zu bedenken  
dass er so mit dem einen Auge alles im wilden  
Chaos lässt was er mit dem andern Auge klar  
zu sehen meint. Und da die Ursprünge des  
Semitischen Sprachstammes bis in einen letzten  
Zusammenhang mit dem Mittelländischen und  
allen andern ältesten Stämmen der menschlichen  
Sprache zurückgehen, der Verf. aber über dies  
alles keine klare Vorstellung hat, so verfällt er  
auch dadurch in eine Menge von Irrthümern.

Schon was er von S. 144 an über die Semi-  
tischen Wurzeln (eigentlich Wortwurzeln) sagt,  
entbehrt der genauen Vorstellung welche man  
heute über ihre eigenthümliche Art haben kann;  
noch mehr, was er S. 210 ff. über die Ent-  
stehung und Bedeutung der Wortstämme meint,  
indem er sie mit den Wurzeln vermischt aus  
welchen sie doch erst durch eine ganz neue  
gleichmässige Bildung hervorgehen. Sonst hätte  
der Verf. ja nicht einmal Grund von *stirpes* zu  
reden, wie er doch thut. Auch wollen wir nur  
beiläufig bemerken dass was er S. 217 f. gegen  
die vollkommen richtige Beobachtung sagt dass

der Verbalstamm *Shaktab* ursprünglich mit *Aktab* einerlei sei, auf einer leeren Behauptung beruhet; auch ist er auf diese zunächst nur durch seine grundlose Annahme gekommen dass der besonders im Arabischen sehr ausgebildete Stamm des Steigerungsadjectivs *aktabu* derselbe mit jenem sei, was eben schon deswegen unrichtig ist weil sich neben diesem nie ein jenem entsprechendes *saktabu* findet. Was er aber S. 194 ff. über die Entstehung der Personalendungen des Thatwortes aufstellt, ist nicht aus einer genaueren Kenntniss der Dinge selbst, sondern unter anderm vorzüglich nur aus dem Irrthume hervorgegangen dass das jetzige Arabische das Ursemitische sei und man mit irgendeiner äussern Erscheinung an ihm beliebig alles deuten könne. Wir sind jetzt so weit gekommen dass wir erkennen können wie die Anfänge eines Nominativs im Semitischen waren: was dort richtig zu erkennen allerdings schwierig aber doch möglich ist, da die Wörter aller menschlichen Sprache einem Thongefässe gleichen welches so viel und so stark es auch durch spätere Hände umgedrückt und umgestaltet sein mag, doch immer noch genug von seiner ursprünglichen Gestalt und Farbe beibehält. Wir haben eingesehen dass bei den Nennwörtern der Begriff der Selbstständigkeit und Starrheit im Satze zum Unterschiede von der Abhängigkeit und Flüssigkeit durch ein ursprüngliches *ân* unterschieden werden konnte, woraus die Arabische Nominativendung *-u* (*un*) sich erhielt; sowie dass jenes Wörtchen dem Nennworte entweder vorgesetzt werden konnte, was sich noch in dem *an-* der beiden ersten Personfürwörter *אֲנִי* und *אַתָּה* (*אתה*) erhalten hat, oder nachgesetzt wie im gewöhnlichen Nennworte und in dem Fürworte

der dritten Person *huá* welches vielen Spuren nach aus *huám* verkürzt ist (vgl. das Aramäische ܡܢܐ aus *hem-môn*). Wir haben im Zusammenhange damit eingesehen dass noch in der späteren Arabischen Bildung ھٰذَا hernach etwas ähnliches wie ein Ueberbleibsel aus alter Zeit sich vollzieht, da die Sprache statt wie im Lateinischen ein Wort wie *post* auch starr als Adverbium zu setzen, die flüssige Beziehung welche jede Präposition ursprünglich fordert noch durch ein allgemeines *es* ausdrückt und so ھٰذَا verkürzt aus ھٰذَا nach ihm sagt. Dies alles ist jetzt klar. Allein indem unser Verf. den Ursprung der Personzeichen des Semitischen Thatwortes erklären will, kommt er auf den Gedanken das *-u* der ersten Person im Arabischen *katabtu* (ich schrieb) entspreche dem *-u* des Arabischen Nominativs, das *-a* in *katabta* (du schreibst) dem *-a* des Arabischen Accusativs, und zuletzt sei (wie er sagt) *luxuriante quasi linguae fertilitate* von letzterem noch ein weibliches *katabti* mit *i* unterschieden. Wie nun das *ich* dem Nominative, das *du* dem Accusative nicht etwa im spielenden Denken z. B. eines Hegel sondern in der Strenge der Begriffe (und menschliche Sprache hält sich an Begriffe) entsprechen könne, müssen wir dem Verf. weiter zu beweisen überlassen. Wir bemerken daher nur noch dass das *-u* im Arabischen *katabtu* (äth. *katabku*) sehr wohl von dem ursprünglichen *-ôki* in *anôki* erhalten sein kann; in welchem Falle das *-i* im Hebräischen und Aramäischen daraus nur verdünnt ist. Indessen zeigt auch schon die Mehrheitsbildung bei allen diesen Wörtern wie wenig diese allerdings neue Vorstellung des Verf. haltbar sei.



Fast das äusserste was sich auf diesem Wege leisten lässt, zeigt sich jedoch bei dem Verf. erst in seiner Vorstellung über die Bildung des Semitischen Imperfects S. 196 ff. Die Grundwahrheit zwar dass alle Semitische Zeitbildung zunächst nur den festen Unterschied vom Perfectum und Imperfectum hervorrufe und dass man diese Namen als die besten gebrauchen könne, hält er mit unsrer heutigen Wissenschaft aufrecht. Allein derselbe neueste Irrthum welchen man durch Missverstand von der Arabischen Seite aus (wie oben schon gesagt) einführen wollte, leitet ihn hier zu der Vorstellung dass das ganze Imperfectum ursprünglich nichts als ein Nennwort sei und dass daraus die in ihm der Wurzel vorgesetzten Laute *na- ta- ja-* zu erklären seien. Er nimmt nämlich an dass ein Nennwort mit vortretendem *ta-* dieser Stamm des Imperfects sei, und dieses *ta-* sich dann so ausgebildet habe wie bekanntlich auch gewisse Nennwörter sich mit *ja-* und *na-* bilden. Wie der Verf. diese Meinung durchführe, müssen wir der in den Gel. Anz. uns immer sehr wünschenswerth scheinenden Kürze wegen den Lesern überlassen weiter zu verfolgen: hier genügt zu bemerken dass wenn man in jenen Vorsätzen nicht Abkürzungen entsprechender Personfürwörter sieht, das Imperfect gar keine Unterscheidungen dieser haben würde, während deren genaue Unterscheidung wie zu jedem Thatworte so auch zum Imperfect nothwendig gehört. Aber bekanntlich hat man auch längst sicher genug nachgewiesen dass jene Vorsätze wirklich nichts als die abgekürzten Laute aller drei Personfürwörter sind. Allein auch die Grundvorstellung selbst von welcher der Verf. hier ausgeht, ist ohne Grund. Das Thatwort ist das gerade

Gegentheil des Nennwortes, kann also von vorne an nie ein blosses Nennwort sein oder bleiben; und die Sprachgeschichte zeigt dass sich zwar von jedem Nennworte auch ein Thatwort bilden lässt, dieses aber dann immer so gleich an Laut Stellung und Gebrauch etwas ganz anderes wird als ein blosses Nennwort. Das trifft sogar in solchen Sprachstämmen ein welche wie der Aegyptische oder der Tatarische oder vielmehr Nordische keine so feine Wortbildung haben wie der Semitische und Mittelländische. Allerdings kann sogar in diesen Sprachstämmen nach ihren letzten Ausbildungen ein blosses Participium oder ein Infinitiv mit dem Personalzeichen verwachsen, und für die dritte als die nächste Person die blosser Beziehung auf ein gegebenes Subject hinreichen; wohin sogar im Sanskrit die eine der beiden Zeitbildungen für das Futurum (—*ṣi*) gehört. Allein weiter gehen solche Sprachen sogar in ihren spätesten Bildungen nicht; denn dass das Lat. *amamini* die blosser Mehrheit eines passiven Participium sei und doch die zweite Person bezeichne (worauf sich der Verf. beruft), ist ein Irrthum Bopp's welcher schon vor mehr als dreissig Jahren widerlegt wurde. Schliesslich aber genügt es ja nicht entfernt zu sagen eine Zeitbildung sei aus einem Nennworte erwachsen: es muss dann immer gezeigt werden warum gerade dieses bestimmte Nennwort gewählt sei; und auch das hat der Verf. bei seinem Nennworte mit *ta* hier nicht gezeigt.

Der einzige Grund welchen der Verf. auf diese Vorstellung geführt hat, ist wie er selbst gesagt der dass das Imperfect im Semitischen *modi* habe. Dies haben wir längst gewusst: die *modi* entsprechen beim Thatworte (so weit es möglich ist) den *casus* beim Nennworte:

allein wie diese erst im Nennworte möglich werden, so muss auch erst ein Thatwort in seinen zwei Grundzeiten dasein, bevor modi in ihm sich unterscheiden können. Alles das ist gerade im Semitischen so nahe und so leicht zu verstehen. Wenn der Verf. aber das *-inn-* welches im Aramäischen und Hebräischen den Accusativ des angehängten Personfürwortes bezeichnet, von dem Arabischen *modus emphaticus* ableiten kann, so ist das nicht bloss an sich unrichtig (da auf diese Art Bildungen wie עָנִי, עָנָה welche dahin gehören nicht erklärt werden könnten), sondern enthält auch eine völlige Verwirrung aller modi, welche man der Sprache nicht zuschreiben kann wenn man sie nicht selbst verwirren will. — Indess nimmt der Verf. auch bei dem bekannten לִיּוֹרָא im Biblisch-Aramäischen worüber er S. 254—7 unnöthig weit handelt, unrichtig an es bedeute überall befehlend sei! Vielmehr ist es, vergleicht man alle Stellen wo es sich findet, der Bedeutung nach nichts als das Syrische ܠܝܘܪܐ. Aber auch seine weitere Bildung bezeugt wie wenig man hier mit dem Verf. an eine Ableitung von einem -לִי zu und einem Infinitive denken kann; schon die weibliche Bildung לִיּוֹרָא, welche überall am rechten Orte eintrifft aber von dem Verfasser nicht berücksichtigt wird, erlaubt keine solche Meinung.

Wir halten hier ein, wünschen dass der Verf. sein Werk nun bald ganz zu Ende führe, und hoffen dann auf es zurückzukommen. Der Druck ist soweit wir ihn näher beachtet haben, ganz nach Wunsch genau. H. E.

---

The book of Isaiah chronologically arranged. An amended version with historical and critical introductions and explanatory notes. By

T. K. Cheyne, M. A., fellow of Balliol College, Oxford. London, Macmillan and Co., 1870. — XXXIII und 241 S. in 8.

Ein Buch mit wesentlich derselben Aufschrift, auch in demselben Verlage erschienen und in allem äusseren diesem ähnlich, aber die Psalmen enthaltend, brachten wir in den Gel. Anz. 1868 S. 707 ff. zugleich mit dem damals überall soviel gelesenen Englischen Buche *Ecce homo* zur Kenntniss unsrer Leser. \*) Wir bemerkten dort dass jenes Buch vorzüglich bestimmt war die richtigen neueren Vorstellungen über die Psalmen welche unter uns in Deutschland seit 30 bis 40 Jahren emporgekommen sind, den Engländern zugänglicher zu machen. Wirklich scheint diese Absicht in England vielen und beinahe unverhofften Beifall gefunden zu haben, da bereits eine zweite und eine dritte Auflage von ihm nöthig geworden, wie wir vor kurzem vernahmen. Jetzt nun tritt ihm mit dem oben verzeichneten ein neues ganz ähnliches Buch zur Seite, nachdem der sogenannte erste Theil Jesaja's K. 1—33 schon im vorigen Jahre nach dem Werke des Unterz. zu Cambridge von Herrn C. Glover, B. D., fellow of Emmanuel College veröffentlicht war. Während aber jenes Werk über die Psalmen nur von vier Freunden besorgt war welche sich in der Aufschrift nicht näher bezeichnen wollten, geht dies neueste Werk über das B. Jesaja von einem jüngeren Oxforder Gelehrten aus, welcher sich in der Aufschrift offen nennt und von dessen Hand in demselben Verlage 1868 *Notes and criticisms on the Hebrew text of Isaiah* (42 S. in 8.) er-

\*) Wir erlauben uns hier in jenem Aufsätze folgende Druckfehler zu verbessern: S. 708 Z. 1 lese man Ruhe-sucht für Ruhmsucht, und S. 717 Z. 6 zuvor für zwar.

schiene. Dieser hält sich bei dem oben bemerkten für allgemeinere Leser bestimmten Werke im wesentlichen an das Werk des Unterz., fügt jedoch auch von sich selbst und von anderen Gelehrten einige Erläuterungen hinzu.

Wir theilen dieses hier nur mit weil es nicht ohne einen Nutzen ist auch in Deutschland die Fortschritte zu verfolgen welche die allgemeinere Theilnahme der Engländer an unsern heutigen Erkenntnissen in Religion und Christenthum macht. Wie die Lage der grossen Dinge in der Welt noch immer ist, müssen wir aufrichtig wünschen dass zwischen den Engländern und uns eine höhere Gemeinschaft alles geistigen Strebens sich immer mehr befestige welche sowohl ihnen als uns, dann aber durch ein innigeres Zusammenwirken beider auch den übrigen Völkern der Erde ihre gesunden Früchte bringt, alle vor dem Zurückfallen in eine neue Verwilderung sichert, und alle die guten Fortschritte fördert welche auf dieser Bahn liegen können. Wie vieles höchst Nützliche können die heutigen Deutschen noch von den Engländern lernen, und wie nützlich die bei ihnen jetzt aufgespeicherten und täglich wachsenden wissenschaftlichen Hülfsmittel ausbeuten! Dass im Biblischen Fache gegenwärtig der Strom der wissenschaftlichen Erkenntniss bei uns reichlicher fliesst ist wie zufällig: denn wie ganz anders war dies noch vor zweihundert ja beinahe noch vor hundert Jahren! In welcher Weise man aber jetzt die bei uns gewonnenen Ergebnisse dort zum allgemeineren Gebrauche verwerthe, ob in vollständigen Uebersetzungen oder in Auszügen und Verarbeitungen, darüber steht uns kein Urtheil zu: wenn nur die freien Mittheilungen selbst nicht unterbrochen werden.

H. E.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 44.

2. November 1870.

Erasmus von Rotterdam. Seine Stellung zu der Kirche und zu den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit. Von Franz Otto Stichart. Leipzig. Brockhaus 1870. VIII und 398 SS. in 8<sup>o</sup>.

Die Stellung des Erasmus zur Reformation und zur katholischen Kirche ist in Biographien des Mannes und in Schilderungen jener Zeit vielfach besprochen worden. Aber man kann nicht sagen, dass man durch öftere Beleuchtung des Gegenstandes dahin gelangt ist, ihn vollständig zu erhellen. Fast überall kehrte derselbe Gedanke wieder, oft dieselbe Ausdrucksweise, man ging fast niemals auf die einzigen Quellen, auf Erasmus' Werke zurück.

Der Verf. des vorliegenden Buches hält es nicht für seine Aufgabe, die vorhandenen Darstellungen um eine neue zu vermehren, wie man vielleicht aus dem Titel des Werkes schliessen möchte, sondern giebt eine Sammlung aller Aussprüche des Erasmus über beregten Gegenstand in deutscher Uebersetzung. Diese Uebersetzung ist meist lesbar und gut; besonders glückliche

Wendungen sind S. 106 und 387, Härten und Unrichtiges S. 14, 19, 43, 289, 329, 368 in den Versen S. 383 zu bemerken. Da wir in der Lage sind von des Erasmus Werken eine Gesamtausgabe zu besitzen (10 Foliobände, Leyden 1703—1706), die nicht eben allzu selten ist, so hätte diese citirt werden müssen und nicht für die Briefe die Baseler Ausgabe von 1529, die keineswegs vollständig ist, für die übrigen Schriften, die zum Theil in sehr vielen Auflagen erschienen sind, alte und neue Drucke bunt durcheinander, wie sie gerade dem Verfasser zu Hand waren. Diese durch nichts gerechtfertigte Mannigfaltigkeit macht es dem Leser oft geradezu unmöglich, die Stellen zu vergleichen.

Der Verf. will, wie gesagt, keine neue Darstellung geben, und unterbricht auch den Zusammenhang der mitgetheilten Stellen selten durch Betrachtungen oder thatsächliche Bemerkungen. Doch hätte auf letztere Werth genug gelegt werden sollen, um sie nicht durch mannigfache Irrthümer zu entstellen. Die unter dem Titel: Einleitendes S. 1—9 mitgetheilten Lebensnachrichten des Erasmus sind unvollständig und bedürfen vielfach der Berichtigung, die Schriften hätten übersichtlicher geordnet werden müssen, — die Herausgabe der Werke des Hieronymus wird gar nicht erwähnt. Dass Justus Jonas durch einen Brief des Erasmus veranlasst wurde, das Rechtsstudium mit der Theologie zu vertauschen (S. 75) ist unrichtig; der Brief enthält einen Glückwunsch zu der bereits erfolgten Aenderung (Pressel, J. Jonas S. 12, Kampschulte, Universität Erfurt II, S. 34). Clerions S. 256 A. 1 soll wohl Clericus heissen; Huttens Werke sollten nach Böcking citirt werden (S. 340).

Die Mittheilung der zahlreichen Aussprüche des Erasmus musste natürlich nach einer gewissen Ordnung und Eintheilung erfolgen. Aber hier durfte nicht das Streben allein vorwalten, die Aeusserungen, aus welcher Schrift sie auch gezogen wurden, beliebig zusammenzustellen, wenn sie nur dem Inhalt nach zu einander passten, man musste darauf Rücksicht nehmen, zu welcher Zeit, und bei welcher Gelegenheit das Wort gesprochen wurde. Wir werden nothwendig zu falschen Schlüssen geführt, wenn wir eine in der Zeit der ersten Lebenskraft des Humanismus 1510—1515 gethane Aeusserung einer den letzten zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts angehörenden gegenüberstellen, oder wenn wir eine Bemerkung aus einer öffentlichen an den Papst oder einen Kirchenfürsten gerichteten Schrift nach demselben Massstabe beurtheilen, wie die in Privatbriefen an Freunde.

Für die sogenannte, oft schadenfroh hervorgehobene, Sinnesänderung, Charakterlosigkeit, den Mangel an Muth des Erasmus darf meiner Meinung nach, das Eine nicht ausser Acht gelassen werden, dass es niemals den denkenden Menschen schändet, nach reiflicher Ueberlegung eine lange gehegte Ansicht aufzugeben, und einer früher bekämpften sich zuzuwenden. Muth gehört allerdings zu einem zähen Ausshalten in geistigen Kämpfen; was aber für einen unabhängigen Gelehrten, wie Erasmus war, nachdem die Reformation auf dem Wormser Reichstage ihre Feuerprobe bestanden hatte, für Muth erforderlich war, um sich Luthern gegenüber günstig auszusprechen, kann ich nicht sehen. Vielleicht zeigt es doch mehr moralische Kraft, Luther bei seinem Auftreten freudige Anerkennung zu bezeigen, wie Erasmus in Briefen



an den Erzbischof von Mainz, an den Churfürsten von Sachsen that, als später in den grossen Chor der Andern mit einzustimmen; dann bis ans Lebensende freie Grundsätze zu vertreten, in fast isolirter Stellung, in einem durch die Umstände halb erzwungenen Bündniss mit den Katholiken, die ihren Hass gegen Erasmus nur nicht offen zeigten, aber im Innern fortglimmen liessen, in steter Fehde mit den Reformatoren, deren Grundsätze nicht die seinen waren. Selbst Päpsten und Cardinälen gegenüber scheute er sich nicht, bis zuletzt von jeder heftigen Massregel gegen Luther und seine Genossen abzurathen (S. 334 fg.); Milde war stets das Wort, das er den erbitterten Kämpfern beider Partheien zurief (S. 284); trotz seinem Verharren in der katholischen Kirche trat er furchtlos gegen die Pariser Universität, das Bollwerk der Altgläubigkeit, auf (S. 176).

Man hat oft gesagt, Erasmus scheute die Consequenzen, die Luther furchtlos zog. Das ist nur insofern richtig, als Erasmus in der That die Loslösung von dem bestehenden Kirchenthum als zuweit gehend betrachtete und verwarf: er hielt eine Reform innerhalb der katholischen Kirche für möglich. Diese Reform sollte vom Papst, überhaupt von Oben ausgehn, und nach und nach alle andern Kreise erfassen. Sie sollte sich gründen auf moralische und geistige Erhebung Aller; mit der allgemein werdenden Pflege der Wissenschaften und einer das Volk und vor Allem den geistlichen Stand ergreifenden sittlichen Verbesserung war für ihn die Reform da; die Abschaffung oder geistige Durchdringung einzelner Dogmen war ihm gleichgültig. Was er aber über Dogmen und einzelne Ceremonien sagt, das entbehrt keineswegs des

freisinnigen Hauches. Er ist gegen den überladenen Schmuck, der sich an die Stelle der Andacht gesetzt hat, er spricht für Einfachheit der Kirchenmusik (S. 122); der Gottesdienst soll in einer dem Volk bekannten Sprache gehalten werden (S. 123); die Bibel, die er hoch verehrt (einzelne Spöttereien gegen dieselbe bedeuten nichts) soll von Allen gelesen und in alle Sprachen übersetzt werden (S. 234 ff.); kein Fest soll gefeiert werden, für das nicht in der Bibel ausdrücklich ein Gebot gegeben ist (S. 169); für die Dreieinigkeit ebenso wie für die ewige Jungfräulichkeit Marias läugnet er ein evidentes Schriftzeugniss (S. 253 ff.); gegen den übertriebenen Marienkultus spricht er sich mit starken Worten aus S. 143 ff. (Der von Er. erfundene S. 145—146 mitgetheilte Brief ist allerdings sehr frivol). Sehen wir, dass Er. schon hier manchmal mit Luther übereinstimmt, oder noch weiter geht, als dieser, so ist das gewiss der Fall, wenn er für das Gestatten der Ehescheidung eintritt (S. 230 ff.), oder wenn er seinen Unglauben an die Höllenstrafen offen ausspricht in Aeusserungen, die selbst einen leisen Zweifel an Unsterblichkeit der Seele einschliessen (S. 264 ff.). Er tritt aus der confessionellen Beschränktheit seiner Zeit heraus, wenn er weit entfernt, Jeden Ketzer zu schelten, der seine Meinung nicht theilt (S. 268), als echter Humanist, Heiden und heidnischen Schriftstellern ihre volle Geltung und Berechtigung lässt (S. 265, 271 ff.). Wie die Theologen der ganzen Periode, Luther an der Spitze, so widmet auch er dem Apostel Paulus eine fast überschwängliche Verehrung (S. 126, 129, 135, 243); es ist wohl denkbar, dass aus dessen Verurtheilung der Juden als der Werkheiligen, und

Formverehrern die Missachtung gegen diese Glaubensgenossenschaft zum Theil entstanden ist (S. 57, 68, 95, 118 u. a. m.).

Durch die Reformation, die Jeden zum offenen Bekennen seiner Ansicht zwang, ist, so sagt man, und der Verf. des vorliegenden Werkes theilt diese Ansicht, Erasmus schwankend geworden, hat einige frühere Behauptungen abgeschwächt, manche allzu freie Aeusserungen ganz zurückgenommen. Vor allem soll dies in vier Punkten geschehen sein: in Betreff des Mönchswesens, der Ceremonieen, der Heiligenverehrung, und der Bibel. Bei Betrachtung dieser Vorwürfe ist von vornherein festzuhalten, dass die Stärke oder Schwäche eines einzelnen Ausdrucks nichts entscheidet, dass die Untersuchung nur dahin gerichtet werden muss, ob den verschieden lautenden Worten ein gemeinsamer Gedanke zu Grunde liegt.

Das Mönchswesen hatte er in seinem Knaben- und Jünglingsalter gründlich kennen gelernt. In Herzogenbusch und Gouda hatte er geistlosen, unwissenschaftlichen Unterricht empfangen; in seiner Nähe hatte er das sittliche Verderben zu beobachten Gelegenheit gehabt, das in den Klöstern herrschte, und von diesen ausgehend das Volk ergriffen hatte; er hatte gesehen, wie trotz geistiger und sittlicher Mängel gerade der Stand der Klostergeistlichkeit es allen andern an Stolz und Eitelkeit zuvorthat. Unwissenheit, Unsittlichkeit und Aufgeblasenheit verspottete Erasmus mit den stärksten Ausdrücken an unzähligen Stellen. Und doch rieth er Einem ins Kloster zu gehn (S. 195), weil er die Einrichtung des Klosters an und für sich keineswegs missbilligte, und nur die eingeschlichenen Missbräuche angriff (vgl. namentlich S. 197); wenn

er nach dem Eintritt Oekolampads in Zweifel war, ob dieser den Schritt nach Ueberlegung oder in einer Art Geisteskrankheit gethan habe, so liegt die Erklärung hierfür wohl darin, dass er den Oek. zu einer grossen Wirksamkeit in der Welt für geeigneter hielt.

Was die einzelnen Ceremonien betrifft, so ist Erasmus' Ansicht über die Beichte durchaus einheitlich, und nur im Ausdruck abweichend. Er weiss nicht und will nicht untersuchen, ob die Beichte von Christus eingerichtet ist, doch hat man sie zu ehren und Christo stets zu beichten, den Priestern nur, wenn man sie als ehrenhaft erkannt, Beichtvater zu sein sei eine schwierige Aufgabe und selten erreicht (S. 199 ff.). Ueber das Abendmahl mochte er sich nicht bestimmt erklären, gewiss aus dem Grunde, weil er darin nicht das Wesen des Christenthums erkannte, und durch darüber gethane Aeusserungen Parteigenossen nicht erbittern und den Gegnern keine Handhabe zum Angriff bieten wollte (S. 218, 220). Die Messe ist ihm eine äusserliche Ceremonie, die gleichfalls nicht zu verwerfen ist (S. 223 ff.); ebenso der Ablass, der aber nur ertheilt werden oder von Wirkung sein kann, wenn eine wirkliche Reinigung und Besserung im Innern des Menschen vor sich geht.

Das Uebertriebene und Lächerliche der Heiligenverehrung, dass man für Schmerzen an jedem einzelnen Körpertheil einen Patron anrief, und dass man die Gebete an diese niederen Vermittler weit häufiger erschallen liess, als an Gott selbst, hatte Erasmus stark gegeisselt, in einer Zeit, wo diese Verehrung hoch im Schwange war. Nachdem die Reformation die Heiligen ganz abgeschafft hatte, hob Erasmus, ohne irgendwie das früher Getadelte zu billigen, nur

hervor, dass gegen eine besondere Hochhaltung der Heiligen als über gewöhnliche Menschen hervorragender Wesen nichts einzuwenden sei. (162 ff.) Wenn er, allerdings in allzugrosser Nachgiebigkeit gegen fürstliche Wünsche, für einen burgundischen Prinzen ein Gebet an die Jungfrau Maria verfasst, so sagt er ausdrücklich, dass er sich mehr der kindlichen Ausdrucksweise angeschlossen habe, als dem eignen Urtheil (S. 165); die Anrufung der heil. Genoveva war Zeichen physischer Schwäche (S. 166).

Dass er die Bibel verehrte, haben wir gesehen; wenn er manche biblische Aussprüche, Sätze des alten und neuen Testaments, in den heidnischen Schriftstellern des Alterthums oder der Weisheit des Volkes, den Sprüchwörtern, wiederfand, so möchte wohl nicht Jeder mit dem Verf. (S. 245) darin einen »Mangel der heiligsten Scheu, die den heiligen Büchern gebührt,« erblicken, sondern es eher mit Herzog (Oekolampad I, S. 129 A. 1.) »eine schöne Verschmelzung des Humanismus mit der kirchlichen Richtung« nennen. In der Auslegung der Stellen über die Geburt Christi (S. 256 fg.) bedient sich Erasmus allerdings einer mindestens sehr deutlichen Sprache, aber ich möchte dies Verfahren nur dem nüchternen Verstande zuschreiben, der Uebernatürliches nicht zu begreifen vermochte. Die S. 246 ff. angeführten Stellen aus dem »Lobe der Narrheit« versteht der Verf. gewiss falsch: hier will die Narrheit, die alle Stände unter ihrer Herrschaft versammelt hat, ihre Berechtigung mit Aussprüchen der heiligen Schrift erweisen. Das ist naiv witzig, aber nicht frivol, und gerade diese Stellen haben gewiss am wenigsten selbst die frömmsten Zeitgenossen gegen »das Lob der Narrheit« aufgebracht.

Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, eine Charakteristik von Erasmus' Spott, eine Anschauung von seiner ganzen Denkweise zu geben, es genügt an einigen Punkten zu zeigen, dass die fast allgemein verbreitete Ansicht über Erasmus vielfacher Berichtigung bedarf. Nur eins soll noch hervorgehoben werden. Zum eingreifenden Reformator fühlte Erasmus sich nicht berufen. Nachdem er in seiner früheren Wirksamkeit fast in jedem Wort auf die Mängel und Schwächen des bestehenden Kirchenthums hingewiesen, aber es versäumt hatte, Rathschläge zu einer gründlichen Besserung zu ertheilen, war ein selbständiges Reformiren nach dem Auftreten Luthers und seitdem die bestehenden Kirchengewalten ihr Augenmerk allein darauf richteten, die drohende Gefahr zu beseitigen, unmöglich geworden. Wenn Erasmus trotzdem dem Papst Adrian Reformvorschläge machte (S. 283 ff.), so wird man Erasmus nicht verargen, dass er sich das Briefgeheimniss sichert, (während der Verf. und schon Strauss Ulrich v. Hutten II, S. 291 dies Erasmus verdacht hat; des letzteren Schilderung von Erasmus Stellung zur Reformation hätte mit gutem Erfolg benutzt werden können), und müsste bei der Beurtheilung des Briefes bedenken, dass er in der Mitte abbricht. Bei Besprechung der Schrift: »von der Eintracht der Kirche« (S. 289 fg.) hätte Nachdruck darauf gelegt werden sollen, dass Erasmus noch 1533 an eine Wiedervereinigung der abweichenden Meinungen innerhalb der Kirche glaubt.

Der Verf. hat die aus vielen Schriften des Erasmus fleissig gesammelten Aussprüche natürlich nicht willkürlich aneinander gereiht, sondern nach bestimmten Hauptabschnitten geord-

net, von denen jeder wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfällt. Die 5 Abschnitte sind: 1. Ueber die Kirche und den Clerus. 2. Ueber Gottesdienst und Ceremonien. 3. Ueber den christlichen Glauben. 4. Ueber Reform der Kirche. 5. Ueber Luther und sein Werk. Ich will die Frage ausser Acht lassen, ob die gesamte religiöse Bewegung wirklich unter diesen 5 Punkten zusammengefasst werden kann; aber die Ordnung, in der dieselben auf einander folgen, scheint mir nicht angemessen. Zuerst wäre jedenfalls von Erasmus Ansichten über den christlichen Glauben zu reden gewesen, daran hätte sich seine Anschauung von Reform und Reformation, die man füglich in einen Abschnitt hätte zusammenfassen können, schliessen sollen. Bei der Schilderung des Streites mit Luther, der Stellung zur Reformation hätte sich naturgemäss das angereiht, was Erasmus über Dogmen, Ceremonieen, kirchliche Einrichtungen, in Widerspruch oder Uebereinstimmung mit der alten Kirche, und der neuen Glaubensform dachte, das darauf Bezügliche stellt der Verf. im ersten und zweiten Abschnitt zusammen. So hätte sich ohne Zweifel für den Leser ein klareres Bild ergeben, als er jetzt empfängt; bei der vom Verfasser gewählten Eintheilung steht in den früheren Abschnitten sehr Vieles, was sich auch auf Reformation bezieht und erst da seine Stelle haben sollte.

Aber immerhin, trotz der gerügten Mängel, mögen wir die Schrift als eine mit Fleiss gearbeitete Materialiensammlung, als eine bequeme Grundlage für eine wirkliche Beurtheilung des Erasmus, willkommen heissen.

Berlin.

Ludwig Geiger.

Der Golfstrom und Standpunkt der thermometrischen Kenntnisse des Nordatlantischen Oceans und Landgebiets im Jahre 1870. Mit drei Karten. Von A. Petermann, Gotha, J. Perthes. Aus den »Geographischen Mittheilungen.« 1870. Heft VI und VII, 63 Seiten in Quart.

Mit dieser Monographie hat ein erst im letzten Jahrzehn in dem physikalischen Theile der Geographie, zunächst in der Hydrographie und Meteorologie, wenn auch nicht erst gefundenes doch erst klarer verstandenes, wichtiges centrales Gebiet, betreffend den Uebergang des Atlantischen in das Polarmeer, von  $35^{\circ}$  bis  $80^{\circ}$  N, eine sicherlich im Allgemeinen schon gültige Darstellung in der neuen Auffassung erfahren. Und da auch mehre neue, bestätigende oder erweiternde, Befunde darin zum ersten Male mitgetheilt oder benutzt sind, so zeigen sich hier die bisherigen Grenzen der Wissenschaft beträchtlich vorgerückt, und zwar mit jener übersichtlichen und raschen Belehrung, wie nur die anschauliche kartliche Weise der Darstellung gewähren kann. Man ist freilich schon seit einer nicht kleinen Reihe von Jahren gewohnt, dass die »Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt« in Gotha, welche ihre Materialien weither auf der Erdkugel einsammelt und sie, verarbeitet, auch weithin wieder verbreitet, fast in jedem ihrer Monatshefte einen Fortschritt für unser Wissen, zumal auch im physikalischen Theile der Geographie, bringen, und als dem entsprechend erweist sich nun auch die vorliegende Schrift, durch die Vollständigkeit und die Kritik der benutzten Thatsachen wie durch deren rationelle und sinnige Verarbeitung



auf colorirten Karten. In diesem Sinne darf man den Verfasser und dessen gelehrte Mitarbeiter an der berühmten Anstalt zu denjenigen Männern der Wissenschaft zählen, auf welche das bekannte Bild von Kleist anwendbar ist: »ihre Lampe erleuchtet den Erdkreis«. — Ueberhaupt aber muss das unbefangene geschichtliche Urtheil anerkennen, dass die physikalische Geographie besondere Pflege und Ausbildung in Deutschland erfahren hat, und dass diese edle Wissenschaft hier auch in der Gegenwart auf der Höhe der Zeit sich erhaltend fortschreitet. Davon giebt Zeugniss eben das auf dem besonderen geographischen Raume, von welchem die Rede ist, erst in den letzten Jahren rasch geförderte Verständniss. Dies bezog sich bisher weniger auf die originäre Aufnahme der That-sachen (indess ist bekanntlich vor wenigen Wochen eine neue reiche Zufuhr davon, auf deutschen Schiffen gewonnen, in den sicheren Hafen eingelaufen) als auf deren rationelle Verwendung zu einem zusammenhängenden Ganzen, d. i. deren mit Hülfe der Theorie unternommene Construction zum bestehenden natürlichen Systeme. Freilich bleibt dann immer noch die Aufgabe übrig, dies zu rechtfertigen, und auch bei anderen Nationen zur Anerkennung zu bringen. Auch hierzu dient das vorliegende Werk in vorzüglicher Weise.

Der Gegenstand desselben umfasst mehr als der Titel besagt; denn unter »Golfstrom« ist hier verstanden der ganze in das Polarmeer einflussende (wärmere) Arm der oceanischen Circulation, und da damit auch der ausfliessende (kältere) Arm, zu dessen Compensation jener dient, nicht wohl unberücksichtigt bleiben konnte, findet man hier überhaupt das System

der Meeresströmungen oberhalb der 35sten Parallele bis hoch in das Polarmeer hinein behandelt, und zwar zunächst nach der besonderen Anleitung der räumlichen Temperatur-Vertheilung. Also bedeutet hier der Golfstrom die ganze wärmere antipolarische, behufs der Compensation für den älteren Polarstrom eintretende, Meeresströmung.

Man kann aber oder muss in diesem grossen Arme der allgemeinen Circulation unterscheiden einen kleinen im Südwesten sich sehr bemerklich machenden Theil, welchen man bezeichnen kann, wenn man will, als den »kleinen Golfstrom«, oder »im eigentlichen oder engeren Sinne«. Das ist der aus dem mexicanischen Golf kommende Theil, welcher dort mehr erwärmt ist (bis  $24^{\circ}$  R), dann, eingeeengt in der wenig breiten und wenig tiefen Strasse zwischen Florida und den westlichsten Bahama-Korallen-Inseln, hier den bekannten raschen Ausfall macht, ähnlich wie über ein Wehr hin, und dann in seinem weiteren Laufe vom übrigen Meere scharf sich abhebt, ausgezeichnet durch höhere Temperatur, grössere Geschwindigkeit und blauere Farbe, an Gestalt vergleichbar einem Fächer mit schmalem Stiele, allmählig sich ausbreitend, flacher, langsamer und kühler werdend, bis er zu endigen scheint, aber nur weil er seine Deutlichkeit und Unterscheidbarkeit verliert, etwa bei  $42^{\circ}$  bis  $45^{\circ}$  N und  $45^{\circ}$  bis  $42^{\circ}$  W. Es ist leicht erklärlich, dass dieser Golfstrom im engeren Sinne es ist, welchem die erste und die vorzügliche Beachtung, und auch die nähere Untersuchung längs seinem Verlaufe nahe der Küste der Vereinten Staaten, zugewendet worden ist. Aber auch lassen so sich erklären die beim ersten Anhören sehr auf-

fallenden, noch in den jüngsten Zeiten geäußerten, heftigen Einreden namhafter Hydrographen (z. B. von Findlay in England und von Blunt in Nord-Amerika, wie angegeben wird in der Vorbemerkung unserer Schrift) gegen die Fortsetzung des Golfstroms nach Island, nach Norwegen, geschweige denn weit in das Polarmeer hinein. Also besteht bei diesem Streite fürerst nur eine mangelhafte Verständigung über den Begriff des Gegenstandes, um welchen es sich handelt. Freilich wird die Frage sofort geändert und wichtig falls wirklich der allgemeine polwärts langsam fließende Compensations-Arm und damit überhaupt das allgemeine System der oceanischen Circulation, verkannt wird. Dies bleibt aber nicht länger möglich, sobald die Meeresströmungen nicht länger nur empirisch aufgefasst werden, sondern der Lehre derselben die theoretischen Principien zugebracht werden, zunächst sobald man sich die Frage stellt, was die Ursache, das Motiv, des Golfstroms sei, und darauf geantwortet ist, es ist das Bedürfniss der Compensation für den Polarstrom, welches Motiv also auch nicht etwa als im Rücken, sondern als vorn sich befindend zu denken ist. Eben der näheren Anwendung der Theorie sind die in neuester Zeit erreichten bedeutenden Fortschritte in der oceanischen Hydrographie vorzugsweise zuzuschreiben.

Früher dachte man zu wenig an die Nothwendigkeit einer im Circumpolar-Becken bestehenden Circulation und mangelte die Vorstellung, dass dort die Gewässer, in Folge der am Aequator und am Pole entgegengesetzten Temperaturen, ein in regelmässiger Bewegung befindliches System darstellen müssen. Es ist auch schwierig, dort unmittelbar das Vorhandensein,

und noch mehr die normale Richtung der Strömungen zu erkennen, weil deren Fliessen nur sehr langsam geschieht (etwa 1 bis 3 geogr. d. s. 4 bis 12 nautische Meilen in einem Tage), und weil die Winde so täuschende Aenderungen darin bewirken. Jedoch giebt es mittelbar zwei genügend sichere Anzeichen dafür, das sind die verschiedenen Temperaturen und gewisse mitschwimmende Gegenstände, welche beide die Herkunft der Strömung kundgeben. Wohl hatte man auf diese Weise schon früher in Erfahrung gebracht, dass ein weithin wärmeres Gewässer, von Südwesten herkommend, hinfliesse längs den Westküsten von Ireland, Norwegen u. s. w. nach Nordosten hin, das man, nach allgemeinem Gebrauch, als den Golfstrom bezeichnete, und wohl waren einzelne Thatsachen von wissenschaftlichen Seefahrern in höheren Breiten wahrgenommen, welche gedeutet wurden als Fortsetzungen des Golfstroms auch längs der Westküste von Spitzbergen, und von Island, und von Novaja Semlä, ja es fehlte auch nicht die Vermuthung, dass jener Strom weithin in das sibirische Polarmeer eintrete; allein jene Thatsachen blieben vereinzelt und unbenutzt, insofern der sie verbindende, ein Ganzes bildende, Zusammenhang nicht erkannt wurde. \*) Sondern im Allgemeinen be-

\*) Z. B. selbst Clavering sprach geradezu aus (1828), er habe keinen Grund gefunden zu der Annahme der Walfischjäger, an der Ostküste Grönlands gehe eine starke Strömung südwärts (der s. g. „arktische Strom“). Die Theorie hat keinen Zweifel an der Existenz jener Strömung; fehlte es noch an deren Anerkennung, so konnte sie unmöglich deutlicher und vollständiger erwiesen werden als geschehen ist im letzten Winter 1869/70 durch die, freilich grösstentheils unfreiwillige, so denkwürdige Fahrt der Mannschaft des Schiffes „Hansa“ auf einem Eisfelde von 70° bis 60° N. (Scoresby führt

stand als Vorstellung, das Polarbecken sei bedeckt mit einer festen Eisdecke, möge diese als Unterlage haben Festland oder Meer, und man suchte die südlichen, mit den Jahreszeiten schwankenden, Grenzen dieser Eisdecke, wenigstens für den Winter und den Sommer, zu bestimmen, wenig unterscheidend, dass die Eisdecke in beständiger Bewegung sei und geflösset werde von einer Meeresströmung, aber auch nicht die Frage sich stellend, welche Ursache die schon anerkannten Fortsetzungen des Golfstrom's in ihrer beständigen Bewegung erhielte.

Es fehlte also noch an der theoretischen d. i. physikalischen, Betrachtung der empirisch schon wahrgenommenen die Meeresströmungen betreffenden Thatsachen. Genauer angegeben aber kommen hierbei vier theoretische Sätze in Anwendung, nämlich: 1) die Ursache, oder das Motiv, der allgemeinen grossen Meeresströmungen ist die Temperatur-Differenz und die damit verbundene Schwere-Differenz am Aequator und im Polargebiet, in Folge davon wird eine Circulation unterhalten, — 2) das Dichte-Maximum des Meerwassers tritt ein bei demselben Temperatur-Grade wie beim salzfreien Wasser, — 3) der Ursprung der Temperatur des Oceans

ähnliche Fälle an). Auch hätte man mit vollständigerer Vorstellung vom geographischen System der Meeresströmungen im Circumpolar-Becken schon früher die Kenntniss haben können, dass das Treibholz nur an den östlichen Küsten angeschwemmt gefunden werde, was die schwedischen Polar-Expeditionen, welche Spitzbergen so gründliche Untersuchungen gewidmet haben, erst in neuester Zeit erkannt und erwiesen haben, während sie früher deren Transport dem Golístrome zuschrieben, der doch vorzugsweise die Westküste berührt und berühren muss, und von ihnen an der Westküste Sibiriens auch sehr wohl erkannt war.

ist nicht etwa tellurisch, sondern solarisch, sie kommt ihm zu also allein von der Oberfläche nicht vom Grunde des Meeres her, — 4, die Achsendrehung der Erdkugel ertheilt den beiden oceanischen Circulations-Armen eine allgemeine Tendenz nach deren rechten Seite hin.

Mit der Anwendung jener theoretischen Grundsätze erkennt man dann, dass die That-sachen, sonderlich die Temperatur-Beobachtungen, sich ordnen zu einem bestehenden natürlichen System der Meeresströmungen, und die Erkenntniss dieses Systems hilft dann wieder rückwirkend mit grossem Erfolge zu der Auf-findung neuer und bestätigender That-sachen.

Man kann hinzufügen, eben durch die Anwendung der bezeichneten theoretischen Auf-fassung sind charakterisirt die deutschen For-schungen, welche in neuester Zeit, in den Jahren 1868, 1869 und 1870, im nördlichen Polarmeere unternommen sind, und deren Befunde vom Verf. benutzt sind, ja grossentheils hier zum ersten Male mitgetheilt werden. Bekanntlich hatte das wissenschaftliche Interesse für die Lösung der im nördlichen Eismeere liegenden grossen Pro-bleme in Deutschland seit einem Jahrzehn so sehr sich gesteigert, dass es seit 1865 zu dem Entschlusse führte, (und dereinst muss die Ge-schichte der Entdeckungen unserem Verf. die grössten Verdienste darum zuerkennen), in je-nen Gegenden selbständig neue Forschungen an-zustellen. So begannen im Jahre 1868 mehre deutsche wissenschaftliche Polarfahrten. Im er-sten und im zweiten Jahre waren es drei ver-schiedene Sommerfahrten, alle von Bremerhafen ausgehend. Auf der Karte finden sich die Fahr-linien der drei Schiffe und die gefundenen ther-mischen That-sachen verzeichnet. Die Befunde

von Koldewey, im Sommer 1868, dessen damalige Fahrt indessen nur angesehen werden kann als eine vorbereitende für die grössere, mit Ueberwinterung an der Ostküste Grönlands verbundene, im folgenden Jahre (von welcher letzteren wir nun bereits sagen können, dass die Entdeckungen, zumal die eines »arktischen Montblanc«, die Erwartung rechtfertigen, das grosse Grönland enthalte auch Grosses, was für beide Schiffe gilt, auch für das unter Hegemann's Führung), sind schon bekannt aus einer werthvollen (indessen mit Ausnahme der gezeichneten s. g. »Isametralen«) Darlegung durch von Freeden. — Von Dorst's Seefahrt aber, 1869, werden hier zum ersten Male die Ergebnisse, wenigstens die Temperatur-Befunde des Meeres im Juli bekannt; sie sind gewonnen innerhalb der eisflössenden südwestwärts fliessenden Polarströmung im Grönland-schen Meere, nahe an deren östlicher Grenze; ausführlichere Mittheilungen werden hoffentlich nicht vorenthalten werden. — Auch von Bessels' Erfahrungen, im Sommer 1869, bekommen wir hier die erste Kunde. Dessen Fahrlinien liegt zu Grunde ein ebenso kühner wie einsichtsvoller Plan, und dies beweist deutlich, wie die Kenntniss des Systems schon im Voraus die Oertlichkeit erkennen lässt, wo vorzugsweise die Probleme für die Lösung günstig vorbereitet vorliegen, und also ein ergiebiger wissenschaftlicher Gewinn zu erwarten ist. Dies verdient hier etwas näher hervorgehoben zu werden.

Eine solche vorzugsweise günstige Oertlichkeit befindet sich zwischen der Ostküste von Spitzbergen und der Northwest-Spitze von Novaja Semlä, nahe der Parallele von  $75^{\circ}$  N. Denn dort treffen zusammen unter eigenthümlichen Verhältnissen die beiden Arme der oceanischen

Circulation, der -aus dem Circumpolar-Becken austretende kältere und der eintretende wärmere, und in solchen Richtungen, dass beide damit genöthigt werden, durch ihr gegenseitiges Verhalten empirisch Antwort zu bekennen auf mehre theoretische Fragen. Bisher war dies wenig beachtet; ja jener Raum selbst war noch gar nicht befahren gewesen; er galt vielmehr für unzugänglich, einige Versuche (namentlich drei von Lütke) hatten die Meinung herrschend gemacht, dort liege eine feste Eisbank, die Weiterfahrt verhindernd. Die Theorie aber musste eine andere Vorstellung von den Verhältnissen sich bilden, nämlich: der Polarstrom, herfliessend von Osten der Sibirischen Küste entlang und angelangt an der Northwest-Spitze von Novaja Semlä, findet hier den offenen Ausgang des Circumpolar-Beckens für sich versperrt, was daraus sich ergibt, dass er seinen Weg nach Westen hin fortsetzt und grösstentheils längs der Nordseite Sibiriens weiter fliesst, bis er erst längs der Ostküste von Grönland ungehindert seinen Austritt aus dem Becken vollführt. Das Hinderniss was bei Novaja Semlä ihn nöthigte, jenen Umweg zu machen, ist der eintretende wärmere, nach Nordost hin fliessende, Golfstrom, welcher in Folge der Achsendrehung der Erdkugel nach rechts drängen muss. Ferner war vorauszusehen, dass bei den angegebenen Richtungen der beiden in Conflict gerathenden Ströme nothwendig einer derselben untertauchen müsse und dadurch als den schwereren sich erweisen werde, und dass dies in diesem Falle der eintretende wärmere sei, in Folge seines dortigen aus der Analogie mit den bekannten Befunden an der Westküste in gleicher Polhöhe, ziemlich sicher zu vermuthenden Temperaturgrades



von sehr nahe bei  $8^{\circ}.3$  R., wodurch in der grossen Natur selbst in der entschiedensten Weise das Dichte-Maximum des Meerwassers als übereinstimmend mit dem des süssen Wassers angegeben werden würde.

Wie nun die Karte anschaulich uns unterrichtet (hoffentlich wird dem Wunsche nach einem ausführlicheren Berichte über die Fahrt entsprochen werden) fuhr Bessels vom 1. bis 29. August zuerst nahe dem 76sten Breitengrade entlang ostwärts, also im eisflössenden Polarstrom, anstatt einer vermeinten Eisbank, und fand dort, auf der Strecke von  $40^{\circ}$  bis  $60^{\circ}$  O, die Temperatur des Meerwassers als die bekannte des Polarstroms, nämlich auf der Oberfläche meistens etwa  $0^{\circ}.5$  R (zwischen  $-0^{\circ}.3$  und  $1^{\circ}.8$ ); dann umkehrend fuhr er längs der um zwei Breitengrade südlicheren Parallele,  $74^{\circ}$  N westwärts, und fand hier, auf der ganzen Strecke, von  $51^{\circ}$  bis  $46^{\circ}$  O, die Temperatur beträchtlich wärmer, damit bezeugend den Anti-Polarstrom oder Golfstrom, meistens etwa  $8^{\circ}.2$  R (zwischen  $2^{\circ}.8$  und  $4^{\circ}.5$ ). Uebrigens ist anzunehmen, dass das Schiff während seiner überraschenden Fahrt den Polarstrom aufwärts ausnehmlich begünstigt gewesen ist, durch die im damaligen Sommer bekannter Weise in jenen Gegenden vorherrschend gewesenen Südwest-Winde; der Golfstrom ist dagegen quer durchschnitten, und wahrscheinlich völlig eisfrei gefunden. Die Hauptsache ist, dass die oben vorgetragenen problematischen Vorstellungen vom Verhalten der beiden Meeresströmungen und damit von deren geographischem Systeme, und die physikalischen Theorien, willkommene Bestätigung erfahren haben. — In dieser Hinsicht mögen hier noch einige Hinweisungen geäussert werden.

Wenn der Polarstrom im Sommer die Nordküste Sibiriens entlang westwärts fließt, mit sich flösend die an dieser Küste gebildeten und die aus den Flüssen gespülten Eisschollen, so ist zu erwarten, dass vorzugsweise auch an der Ostseite der Halbinsel Taimyr die Eisstücke angeschwemmt sich anhäufen. So verhält es sich auch wirklich, es ist so gefunden und darf anerkannt werden. Middendorff sagt darüber (Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens, B. IV, 1867), an der Ostseite jener Halbinsel sei zwar einmal gelungen (Pronschischtschew) bis  $77\frac{1}{2}^{\circ}$  N hinaufzuschiffen, aber dessen Nachfolger haben fruchtlos in demselben Fahrwasser gegen unüberwindliche Eismassen angekämpft. — Noch mehr ist an der so concaven Ostseite von Novaja Semlä eine Ansammlung von angeschwemmten Eise zu erwarten, und es ist wohlbekannt, dass diese dort nicht fehlt, so dass man das Karische Meer genannt hat einen Eiskeller oder -fang. Da vor Kurzem, im Sommer 1869, in Folge des anhaltenden Südwest-Windes diese Meeresbucht frei von Eise und durchaus zugänglich angetroffen und auch weit herum befahren ist (von Johanneßen u. A.), ist im Gegensatz hier zu erinnern, dass dies als eine zu Zeiten vorkommende Ausnahme schon früher russischen Seefahrern bekannt gewesen ist. Auch hierüber findet sich Belehrung bei Middendorff (l. c.), welcher angiebt, das Karische Meer sei fast beständig eisgefüllt, obgleich es seine eisfreie Zeiten und Jahrgänge habe. (Wirklich soll es im heurigen Sommer der Seefahrt wieder verschlossen gefunden sein).

Da nun anzunehmen ist, dass auch das Eis nördlich von Spitzbergen nicht festliegt, sondern in einer regelmässigen Bewegung nach Westen

hin begriffen ist (wie denn auch anerkannt das Treibeis und das Treibholz. aus den sibirischen Flüssen stammend, nur an den Ostseiten der Küsten gefunden werden), so muss man folgern, dass im Norden von Spitzbergen die von Sibirien her fließende eisführende Strömung convergirend zusammentrifft mit einer gerade von Norden her kommenden, und dass dort wegen Zusammen-drängens von Eismassen keine günstige Stelle erwartet werden darf für den Versuch, zu Schiffe polwärts zu dringen, was bekanntlich im Sommer 1868 von zwei Schiffen abermals in Erfahrung gebracht ist. In Bezug auf das angeblich bestehende Vorhaben der schwedischen Naturforscher, genauer der k. schwedischen Akademie der Wissenschaften, an jener Stelle auf der Eisdecke selbst polwärts zu gelangen, kann man dem Plane insofern zustimmen als es sehr wünschenswerth erscheinen muss (ohne Rath ertheilen zu wollen), die dort gemachten Erfahrungen Parry's zu erproben, welcher bekanntlich fand, dass die schwimmende Eisdecke zunehmend nordwärts schwächer wurde, wie wenn sie nur ein breiter Eisgürtel wäre.

Neu ist die Bestimmung des ziemlich verwickelten Verhaltens des Polarstroms an der Ost- und Südost-Seite der Spitzbergen'schen Inselgruppe, aber noch nicht ganz sicher und klar. Man konnte erwarten aus der Theorie und schliessen aus den dort den Zugang zur Küste so erschwerenden Eisfeldern, dass ein Zweig des Polarstroms entlang südwestwärts gehe; aber nun werden wir auch belehrt, dass in dessen Verhalten zum Zweige des Golfstroms, der die Westküste hinauf geht, einigermaassen das eben an der Nordspitze von Novaja Semlä besprochene Verhalten sich wiederholt; der

wärmere Golfstrom, mit  $3^{\circ}.5$  R., wird unterseeisch, der Polarstrom bleibt oben, jedoch nur eine Strecke lang; und wo er untertaucht ist anzunehmen und zu finden, dass ein guter Theil seiner Eisschollen auf den Golfstrom übergeht, homolog wie an der Südspitze von Grönland.

Im weiteren Laufe des Polarstroms ersieht man auf der Karte nicht ohne einiges Erstaunen, wie an der Südost-Küste von Grönland die Eismassen so sehr schmal geworden sind, also dass von dessen Eislast bereits so viel geschmolzen ist. Dies wird erklärlich aus der Wirkung der in weiter Ausdehnung immer seitlich nahe sich befindenden und fortwährend erneuerten wärmeren Wassermassen unseres Golfstroms. Wirklich ist hier auch ersichtlich, dass der Zweig desselben, welcher an der Westseite von Island hinauf fließt, weit beträchtlicher ist als man bisher wusste; dass nämlich eine breite Fortsetzung sogar im Norden von Island besteht (nachgewiesen von Dufferin), wenigstens im Sommer, im Juli sich erstreckend bis  $67^{\circ}$  N mit einer Temperatur der Oberfläche von  $4^{\circ}$  R., womit ja auch übereinstimmt das milde Winterklima an der Nordküste von Island, obgleich dort reichlich vorhandenes Treibholz beweist, dass auch der Polarstrom schwankend die Küste berührt, was noch mehr bestätigt wird durch Treibeis im Winter und Frühling, was Reisende berichtet haben und auch die Karte für den Januar darlegt. Dass Andeutungen davon auch an der Ostküste vorkommen, ist an sich wahrscheinlich, und müsste den Handelsschiffen auf dem Wege nach Akreyri,  $65^{\circ} 20'$  N, an der Nordküste, bekannt sein; sie fehlen aber auf unserer Karte ganz, auch für Januar. In der erwähnten raschen Abnahme der von Norden

her geflösten Eismassen, ist zugleich noch ein Zeugniß enthalten für ein Problem; denn es spricht dafür (wir sagen nicht es beweise), dass nicht viel Eis aus dem Centralraume des Polarbeckens hinzukomme, sei es weil es dort festliegt oder weil es dort mangelt.

Indessen kann nicht wohl unterlassen werden, über die Stelle der Karte, welche die Südost-Küste von Grönland betrifft, ein Bedenken zu äussern. Man muss der Meinung sein, dass dort vom Verf. die wärmeren Isothermalinien und zunächst die Farbenzone des Meers von  $4^{\circ}$  R, für den Juli zu weit nach der Küste hin vorgeschoben sind, und so der Polarstrom zu sehr geschmälert worden ist, da dieser hier doch als von ziemlicher Breite erwiesen ist, sowohl durch die Richtung der vorhandenen Strömung mit Eismassen beladen, wie auch durch die niedrige Temperatur des Wassers, welche gefunden ist (von Graah) auf der Strecke von  $65^{\circ}$  bis  $60^{\circ}$  N im Sommer als sich haltend zwischen  $-1.09$  und  $0.09$  R.

Die Tiefsee-Temperatur. Das nähere Eingehen auf diesen Gegenstand wird freilich verspart, auch ist er nicht auf der Karte dargestellt, aber hervorzuheben ist schon, dass der Verf. anerkennt als physikalisches Gesetz, das Dichte-Maximum trete ein im Meerwasser bei gleichem Temperatur-Grade wie im süßen Wasser, d. i. bei  $3.03$  R. Unter den neuen That-sachen ist von besonderem Werthe die hier, nach handschriftlichen Mittheilungen gegebene Uebersichts-Tabelle der bathothermischen Befunde, und zwar reichend von der Oberfläche bis zum Meeresgrunde, im nordatlantischen Ocean, in der Gegend westlich, nordwestlich und nördlich von den britischen Inseln, von

47° N, 11° W bis 60° N, 8° W, aufgenommen in dem bekanntlich zu diesem besonderen Zwecke ausgesendeten englischen Kriegsschiffe »Porcupine«, von Carpenter, Jeffreys, Hunter, Wyville Thomson u. A., im Sommer 1869. Mittelst vier Diagramme sind hier die endgültigen Ergebnisse übersichtlich vor Augen gelegt. In einer neueren Erklärung von Carpenter (s. »Nature« 1870, Aug. 23) findet man anerkannt nicht nur die allgemeine oceanische Circulation, sondern auch als deren motivirende Ursache die Temperatur-Differenz zwischen Aequator- und Polar-Gebiete; sogar soll dies nun auch experimental erwiesen sein (durch Odling), mittelst gefärbter Wässer. Die Mächtigkeit des Golfstroms (d. i. des Anti-Polarstroms) findet man geschätzt zu einigen tausend Fuss. Allein in der Gegend zwischen den Faröern und den Shetlands-Inseln 61° N, 3° W, hat sich ergeben in 2400' und 3800' Tiefe eine Temperatur unter dem Frostpunkte. An allen Ostküsten ist zu erwarten, dass der Polarstrom seine ganze Mächtigkeit entwickelt (und an den Westküsten der Antipolar); so ist auch erklärlich, dass Scoresby an der Ostküste Grönlands exceptionel die Meeres-Temperatur nach unten hin nicht zunehmend fand. Sonst bestätigte sich, dass am Meeresgrunde (gemessen ist bis 14600' Tiefe), beginnend etwa bei 5400' Tiefe, eine ziemlich gleichmässige Temperatur besteht, in der Weise, dass sie nahe sich hält dem Dichte-Maximum des Wassers; indessen genauer gesagt, zeigt sie sich unten noch etwa um einen Grad niedriger, von 2° 3 R., wie auch die früheren Untersuchungen in noch nördlicheren Breiten des atlantischen Meers und im Polarmeer ergeben haben (mit wenigen Ausnahmen z. B. von Beechey),

so in noch unerklärter Weise sich einigermaßen unterscheidend von den Befunden auf der Südhemisphäre. Sowohl von den bereits aufgenommenen wie von den fortgesetzten (im Sommer 1870) Untersuchungen des »Porcupine« in den Meerestiefen, bis zum Grunde, ist noch viel Belehrung zu erwarten, nicht nur für Zoologie und Geologie, sondern auch besonders für die Theorie der grossen Meeresströmungen und für deren allgemeines System. Gelegentlich sei jedoch die Erinnerung erlaubt, dass zur Vorstellung von der oceanischen Circulation gehört, sich zu denken, submarin geht die polarische Strömung nicht nur nach Südwest hin, nach Westindien, sondern ein Theil davon geht auch nach Südost hin, und diese, auf der Oberfläche erscheinend sehr wahrscheinlich schon an der Westküste von Portugal (homolog wie im Grossen Ocean an der californischen Küste), aber deutlicher (mit Nebeln) längs der Westküste von Afrika, fliesst noch weiter südwärts, bekannt als Guinea-Strom, bis in die Bucht von Benin, motivirt, d. i. gezogen, durch das Bedürfniss der Compensation für die Aequator- oder Rotations-Strömung. — Auch bekennt Ref., dass ihm völlig unverständlich ist die angedeutete Vorstellung von einer in der Grundschicht des atlantischen Oceans der Nordhemisphäre bestehenden antarktischen Zuströmung.

Die räumliche Vertheilung des Salzgehalts im Atlantischen Meere ist vom Verf. in Untersuchung gezogen, sowohl auf Grundlage der Thatsachen, (zumal nach Forchhammers Sammlung), wie auch wieder unter Mitwirkung der Theorie, und zum ersten Male ist eine Salinitäts-Karte entworfen, mit Linien gleicher Salinität, welche jedoch, weil unbeen-

digt, hier noch nicht veröffentlicht ist. Die Hauptsache ist, dass der Verf. eine gewisse bestehende räumliche Verschiedenheit des Salzgehalts im Ocean (die immer sehr gering bleibt, ausser local in abgeschlossenen, dem Flusswasser ausgesetzten Theilen) nicht für die Ursache, von dessen regelmässigen Strömungen hält, während die entgegengesetzte Meinung sonderbarer Weise noch ziemlich allgemein gültig ist, wobei die grosse Autorität M. Maury's mitwirkend ist, welcher jedoch, was nicht zu übersehen ist, auch die Temperatur als Ursache nicht ganz verkennt. Vielmehr hält der Verf. sie für deren Folge, und letztere Ansicht erweist sich hier als die richtige aus der räumlichen Vertheilung der Thatsachen, also in Uebereinstimmung mit der Temperatur-Vertheilung. In der That der kältere ausfliessende Polarstrom giebt deutlich kund auch einen etwas geringeren Salzgehalt als der wärmere einfliessende Golfstrom. Indessen muss in Betracht gezogen werden, dass diese Untersuchungen doch nur im Sommer angestellt sind, wo das schmelzende Treibeis salzfreies und also leichteres auf der Oberfläche schwimmendes Wasser liefert, und dass nur im Winter angestellte entscheidend sein können. Gewiss muss die ganze Frage an Bedeutung verlieren, wenn nicht ferner in der Vertheilung des Salzgehalts des Meers die Ursache der grossen oceanischen Circulation anerkannt werden kann, und zu solchem Nachweis enthält die vorliegende Darlegung der Thatsachen einen wichtigen und lehrreichen Beitrag.

Betrachten wir nun im Ueberblick die zwei für die beiden extremen Monate, Juli und Januar, hier dargebotenen Temperatur-Karten des grossen Golfstroms, welche umfassen das Atlantische



Meer von  $35^{\circ}$  bis  $80^{\circ}$  N, so gewähren uns diese den Vorthail, aus der Temperatur-Vertheilung anschaulich zu erkennen, die Existenz einer allgemeinen wärmeren, nach Nordost hin gerichteten Strömung, während daneben an der westlichen Seite des Meers, weniger umfangreich auf der Oberfläche erscheinend, eine allgemeine kältere, nach Südost hin gerichtete Strömung deutlich sich kund giebt durch ihre abkühlende Wirkung, so dass im Allgemeinen die oceanischen Isothermlinien oder -zonen, von  $45^{\circ}$  N an, von der Westseite nach Nordost hin aufsteigen, also die Temperatur als zunehmend sich darstellt nach Osten hin. Z. B. die oceanische Isothermlinie des Juli von  $8^{\circ}$  R verläuft von Neufundland ( $45^{\circ}$  N) über die Westseite Islands ( $65^{\circ}$  N) nach der Nordküste Norwegens hin ( $71^{\circ}$  N), und auch im Winter verläuft etwa die Temperaturlinie  $3^{\circ}$  in derselben Richtung. Dies Verhalten ist völlig genügend erklärlich bei der Vorstellung, dass eine jede der beiden allgemeinen, eine Circulation darstellenden, und verschiedenen temperirten, oceanischen Strömungen, indem sie dem vor ihnen befindlichen Zuge folgt, zugleich, als Wirkung der Achsendrehung der Erde, ein Drängen nach ihrer rechten Seite hin ausüben muss. — Dagegen im südlicheren Gebiete, zumal südlich von  $45^{\circ}$  N, zeigt die Temperatur-Vertheilung ein ganz verschiedenes Verhalten; hier befindet sich das wärmere Wasser, umgekehrt, auf der westlichen Seite des Oceans. Dies ist Folge davon, dass hier die südliche Hälfte des ganzen Golfstroms in einem Halbkreis ostwärts und dann südostwärts fließt, d. i. der Compensations-Arm der Aequator- oder Rotations-Strömung, und dass dieser Arm, während seiner Umkehr, nothwendig in höheren Breiten

von der auf der intertropischen Zone, und zwar am meisten auf der Westseite, aufgenommenen Wärme allmählig wieder verliert. Die Karte, welche nur bis  $35^{\circ}$  N darstellen wollte, enthält nur einen kleinen Theil dieser der longitudinalen oceanischen Circulation angehörenden Rückströmung, und er kann uns hier nicht weiter beschäftigen. Aber auf der Karte giebt sich auch deutlich zu erkennen, im äussersten Westen der besprochene »kleine Golfstrom«, erscheinend für den Juli wie eine wärmere Zunge mit  $22^{\circ}$  R, sich erstreckend bis  $40^{\circ}$  N und  $45^{\circ}$  W, also jener schon besprochene sehr kleine Theil des allgemeinen grossen Golfstroms, welcher aus dem mexicanischen Golfe kommend aus der Meerenge bei Bemini den bekannten Ausfall macht; dessen grössere Wärme ist so leicht erklärlich. Aber eben so sicher ist, dass auch wenn jener Golf gar nicht vorhanden wäre, dennoch unsere nach Nordost hin ziehende, oder genauer gezogen werdende, antipolarische, zur Compensation des Polarstroms dienende, Strömung, also unser Golfstrom im weiteren Sinne, nicht fehlen würde. Ein Beweis dafür ist schon darin enthalten, dass die Bahama-Inseln, im Osten der Bemini-Strasse ( $21^{\circ}$  bis  $27^{\circ}$  N), noch ganz das tropische Klima der westindischen Inseln besitzen, was ihnen in solcher Weise zufliesst, und wodurch sie Contrast bilden mit der so nahe gegenüberliegenden Halbinsel Florida; aber ferner und am besten wird es erwiesen durch die auch im pacifischen Ocean bestehende unserem Golfstrom homologe grosse Strömung, d. i. der sog. japanische Strom.

Nach Anblick der zwei Karten kann Niemand länger zweifeln, dass es der Golfstrom vorzugsweise ist, mit welchem dem westlichen

Europa das milde Winter-Klima zufließt; wir sagen nur »vorzugsweise«, denn es kommt noch hinzu eine günstige Luftströmung, das Vorherrschen auch des atmosphärischen antipolarischen Compensations-Stromes, des Anti-Passats, also eines feuchten SW-Windes, der nicht nur freie, sondern auch latente Wärme spendet, und ohne welchen die milde Luft nicht so weit über den Continent sich verbreiten würde, was ja auch zeitweise aufhört, sobald die Bahn jenes Südwest-Stromes die Stelle wechselt. — Hier ist erwähnenswerth, dass an der Westseite von Nord-Amerika zwar auch in diesem Verhalten Homologie sich bewährt, jedoch nicht vollständig; denn dort besteht gleichfalls mildes Winter-Klima und auch das Vorherrschen eines Südwest-Passats (obgleich in seiner unteren Schicht mit einer Deflection längs dem Gebirgszuge und so unten als SO sich darstellend), aber ohne dass eine dem Golfstrome gleiche wärmere Meeresströmung die Küste berührt. Daraus darf man folgern, dass dennoch in weiterer Entfernung auch auf dem weiten Pacifischen Ocean die Temperatur ungefähr gleich warm ist wie im Atlantischen, wenigstens bis zu den mittleren Breiten, wenn auch nicht in den höheren Breiten, zumal nicht nördlich von der Aläuten-Inselkette ( $51^{\circ}$  N). — Gelegentlich sei noch eines Problem's gedacht; an der Westseite Nord-Amerika's fehlen die Stürme, welche auf dem Atlantischen Meere, zunehmend nach den höheren Breiten, in der winterlichen Zeit bekanntlich fast regelmässig mehrmals sich ereignen, in der Bahn des Südwest-Stromes, und damit auch über einen Theil Europa's sich ergießen. Kennten wir nun die Ursache von deren Absenz auf dem pacifischen Ocean, so kennten wir sehr wahrscheinlich da-

mit zugleich die Ursache der Stürme selbst auf dem atlantischen Ocean.

Als Zugabe sind, zwar weniger ausgeführt aber von nicht geringerer Bedeutung, fünf kleinere Karten veröffentlicht, auf einer Tafel vereinigt, enthaltend Darstellung der Isothermlinien in den arktischen Regionen in Polarprojection. Sie zeichnen sich aus durch zwei Aenderungen in der üblichen Methode, welchen man die Zustimmung nicht versagen kann.

Die erste Aenderung besteht darin, dass keine hypothetische Isothermlinien gezogen sind, in richtiger Anwendung einer anerkannten Regel der Meteorologie, nämlich, dass niemals im Voraus die meteorologischen Verhältnisse eines Gebiets bestimmt werden können und dürfen, wenn dort noch nicht Beobachtungen aufgenommen sind; in Folge dieses Grundsatzes sind hier weder die Curvenlinien weiter verlängert, noch ist deren Reihenfolge weiter fortgesetzt als die vorhandenen empirischen Kenntnisse dazu berechtigen. Sicherlich ist dies die echte wissenschaftliche Discretion.

Die zweite Aenderung besteht darin, dass die empirischen Temperatur-Befunde auf dem Landgebiete angegeben sind unmittelbar, d. h. ohne vorherige vertikale Reduction der Orte auf die Meeresfläche; also ist hier der Versuch gemacht zu einem realen Isothermsysteme, was die praktische Klimatologie eigentlich verlangt und was auch erscheinen muss als eine Forderung der Zeit.

Ueber die Isothermen mag hier eine sehr kurze episodische Bemerkung gestattet sein. — Die hochverdienten Humboldt'schen Isothermlinien (1817)\*) haben immer nur einen idealen Cha-

\*) S. Kleinere Schriften, B. I. 1853; da dort die

rakter, insofern sie die Befunde auf die Meeresfläche reducirt darlegen. Sie sollten ursprünglich nur sein, zur Vergleichung mit der vertikalen klimatischen Temperatur-Vertheilung, eine übersichtliche thermische Graduation der Erdoberfläche auf empirischer anstatt mathematischer Grundlage. In der weiteren Ausbildung aber durch Andere haben sie allmählig mehr oder weniger, ohne dass darüber klare Rechenschaft gegeben wäre, Uebergänge erfahren zur Darstellung der realen klimatischen Temperatur-Vertheilung, was denn doch ihrer Natur nicht entspricht. Auch für die künftigen, sehr wünschenswerthen, kartlichen Darstellungen der realen Isothermlinien — welche voraussichtlich den Höhenschichten-Karten sich anschliessen würden — werden sie immer bleiben die unentbehrliche (und anzu-deutende) Unterlage, zur Auffassung und Bestimmung der Stellung der Orte im allgemeinen Systeme der horizontalen Temperatur-Vertheilung auf der Erdkugel. Aber es ist unrichtig, sie zu nennen »klimatische Linien«, und diese nach dem Humboldt'schen Princip entworfenen und weiter ausgeführten Isotherm-Karten zu gebrauchen, um die wirklich bestehenden Temperatur-Verhältnisse der Orte daraus zu ersehen (was beides schon geschieht), weil sie nur an den Küsten und einigermaassen auch weiterhin nur auf niedrigen Küstengebieten (angenommen und beibehalten die Höhenreduction um  $1^{\circ}$  R. für 750 Fuss vertikale Bodenerhebung, oder um  $1^{\circ}\text{C}$ . für 600 oder 200<sup>m</sup>) die realen Verhältnisse

Karte nicht wiederholt und daraus gefolgert ist, dass sie nicht existire, so sei erwähnt, dass diese, dereinst Epoche machende, freilich nur sehr primitive, Kartenskizze, auch zu finden ist in den *Annales de Chimie et de Physique*, 1817.

enthalten und angeben können. — Ueber die kartliche Construction der realen Isothermen kann und soll hier kein competentes Urtheil abgegeben werden, aber folgende Erwägung ist vielleicht nützlich. Alle Isothermlinien stellen dar bekanntlich keine ruhende Zustände; sie sind gleichsam schwingende Saiten, deren mittleren Stand man zu fixiren sucht, nachdem man ihn gefolgert hat aus möglichst vielen und rationell gewählten Zeitpunkten. Also sind die Isothermlinien Abstractionen, am meisten die Angaben des Mittels des ganzen Jahrs. Indessen man muss bedenken, dass deren Excursionen nach der Tiefe des Bodens hin rasch schmaler werden und schliesslich völlig verschwinden, so dass jener berechnete und abstracte Mittelwerth auf der gemässigten Zone etwa schon in 50 Fuss Tiefe, auf der kalten Zone in 30' Tiefe, auf der heissen Zone in 2' Tiefe, als ein constanter Zustand wirklich sich vorfindet, und so die reale klimatische Temperatur eines Ortes ziemlich sicher zu ermitteln ist. Freilich für die praktische Klimatologie ist immer wichtiger zu kennen die Temperaturen der beiden extremen Jahreszeiten, und für diese müssen wir uns begnügen mit der Methode der aus vielen Beobachtung berechneten Mittelzahlen. Besser wäre es allerdings, die Summen der Wärme zu messen, was noch nicht erfunden ist (aber was die selbstregistrirenden Thermometer vielleicht doch ermöglichen, aus dem Flächeninhalt der Curven).

Sehen wir nun auf die vorliegenden Karten, so gewährt es einen erfreulichen Eindruck, zu finden, dass im Centralraume des Circumpolar-Beckens eine leere Stelle gelassen ist, dort keine Isothermkreise gezogen sind; denn damit ist offen bekannt, dass uns die Berechtigung dazu

noch fehlt. Eine Lücke im allgemeinen Wissen klar zu erkennen und offen anzuerkennen, ja sie vor Augen zu legen, ist immer besser als sie auszufüllen mit vermeinten Wahrheiten. Und eben auf den Karten mit Temperatur-Linien ist in solcher Weise mehrfach sogar Missbrauch getrieben; es ist so leicht und verführerisch, die Curvenlinien zu verlängern und auf solchem Wege das Wissen zu erweitern. Wie Hypothesen sicherlich nicht ganz zu entbehren sind, aber so lange sie nicht Wahrheit geworden sind auch deren Gewand nicht tragen dürfen, in gleichem Sinne kann man verlangen, dass die hypothetischen Temperaturlinien wenigstens immer als solche deutlich kennlich gemacht werden. — Dem angegebenen Grundsatz gemäss fehlen auf den vorliegenden Karten die Isothermlinien für den Winter auch auf einigen Theilen des umgebenden Landgebiets; so längs der Nordküste Sibiriens auf einer beträchtlichen Strecke, von  $75^{\circ}$  bis  $125^{\circ}$  O, ferner auf Spitzbergen, und als grösstes unbekanntes Klima erscheint hier ganz Grönland, mit Ausnahme der ganzen sehr schmalen Westküste.\*)

Die Gestalt dieser realen Isothermlinien ist hier nicht bedeutend verschieden von derjenigen der schon bekannten idealen, weil bekanntlich das circumpolare Küstenland, zumal wo es bewohnt ist, ein niedriges Flachland darstellt, mit

\*) Seitdem ist diese Lücke ausgefüllt an einem Punkte der Ostküste ( $74^{\circ} 30' N$ ); damit ist zugleich abermals ein Beispiel erhalten, wie trügerisch hypothetische Isothermlinien sein können; solche waren hier gezogen; die nun empirisch gewonnenen Zahlen aber haben ergeben um mehr Grade tiefere Werthe; diese verhalten sich zu jenen, so weit es Ref. schon bekannt geworden ist, für das Jahresmittel etwa wie  $-9^{\circ}$  zu  $-4^{\circ} R$ , und für das Wintermittel etwa wie  $-18^{\circ}$  zu  $-12^{\circ} R$ .

Ausnahme kleiner Theile, d. s. die nicht beträchtlich hohen Ausläufer der Cordilleren in Amerika, der Scandinavischen Hochebene, und des Ural. Künftig freilich muss als eine weit grössere Ausnahme mitgezählt werden Grönland, was sehr wahrscheinlich in seinem von Fjorden durchschnittenen Innern ein unerwartetes Alpenland birgt, sich erhebend, wie schon nachgewiesen ist, bis zu 14000 Fuss. Man erkennt, dass im Winter zwei Kältepole bestehen, in Amerika und in Asien, um welche die Temperatur-Linien sich schlingen. Dabei kann nicht unbeachtet bleiben, dass auf der kleinen Karte, welche die Isothermen des Winters giebt, ein sehr kleiner Raum mit der grössten Kälte ( $-28^{\circ}$  R), in der Mitte und im Norden des Parry Archipels,  $76^{\circ}$  N,  $95^{\circ}$  W, eine Ellipse bildet, welche auch nach dem Pole hin geschlossen ist, womit angezeigt ist, dass jene grösste Kälte nicht weiter nach dem Pole hin sich fortsetzt. Uebrigens soll und kann hier keine specielle Kritik der einzelnen gezogenen Linien ausgeübt werden, denn dazu ist allein befähigt wer selber eine Karte gleicher Art construiert hat. Wir haben keine Gründe, an deren allgemeiner Richtigkeit zu zweifeln, aber uns dünkt, die Karte würde noch gewonnen haben, wenn die Beobachtungs-Orte, mit den dazu gehörenden Temperatur-Werthen, zahlreicher oder vollständig eingetragen sich fänden, denn dadurch würde sie nicht nur mehr Beweiskraft, sondern auch mehr Leben bekommen haben; und in Sibirien, so scheint uns, wäre besser auch der Raum im Westen des Kältepols bei Jakuzk zu den unbekannten Gebieten gezogen worden. Im Sommer hat offenbar der kälteste Raum das umgebende Landgebiet verlassen und befindet sich im Allgemeinen auf dem oceanischen Circumpolar-Becken,



besonders aber an Stellen, wo Eismassen bleibend angesammelt lagern.

A. Mühry.

Resumé d'Études d'Ontologie générale et de Linguistique générale ou Essai sur la nature et l'origine des êtres, la pluralité des langues primitives et la formation de la matière première des mots par T. G. Bergmann Doyen de la Faculté des Lettres de Strasbourg. Seconde Édition augmentée. Paris, Joël Cherbuliez, Libraire-Éditeur. Genève, A. Cherbuliez et Cie. 1869. VII. 315. (12).

Der Inhalt dieser Schrift ist schon früher vereinzelt erschienen; die erste Abtheilung im Bulletin de la Société littéraire de Strasbourg 1862, die zweite im Recueil des Mémoires lus en Sorbonne (Histoire, Philologie et Sciences morales) 1864, die dritte als Einleitung zu dem Glossar in des Hrn. Verf.s Poèmes islandais, texte, traduction et glossaire Paris. 1838. Sie sind hier vereinigt und durch Zusätze erweitert. Der Hr. Verf. beklagt sich in der Vorrede, dass seine Arbeiten weder beachtet noch diskutirt sein (ni aperçus ni discutés) und wirft die Frage auf, ob die Resultate seiner Studien aujourd'hui un terrain beaucoup mieux défriché que il y a quelques années finden werden. Ref. kann nicht umhin zu bezweifeln, dass ihnen jetzt eine grössere Beachtung als früher zu Theil werden möchte, ja er glaubt, dass der Hr. Verf. gut gethan haben würde, die schon 1838 publicirte dritte Abhandlung, welche dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft ganz fremd, oder vielmehr veraltet gegenübersteht, der Vergessenheit nicht wieder zu entziehen.

In der Verbindung, in welcher sie hier vorliegen, stellen sie eine Art zusammenhängenden

Systems dar, in welches der Hr. Verf. seine Ansichten über Gott, Welt, Mensch und Sprache gebracht hat. Die erste Abhandlung (S. 1—147) »*Études d'Ontologie générale*« beschäftigt sich zunächst mit der Wesenlehre, wie »Seien, Substanz, Gott, Welt, Kraft, Stoff, Leben u. s. w.«, dann mit der Entstehung der Naturwesen, wie des »Sonnensystems, der Erde, der unorganischen Körper, der Pflanzen, Thiere, des Menschen und dessen Racen.« Die beiden andern Abhandlungen beschäftigen sich mit der menschlichen Sprache und führen die Ueberschrift »*Études de Linguistique générale*«; die erstre (S. 151—212) »*pluralité des langues primitives et unité des lois de leur formation*« sucht zu beweisen, dass es, trotz der in der vorhergehenden Abhandlung angenommenen einheitlichen Wurzel des menschlichen Geschlechts, mehrere Ursprachen gegeben habe, dass aber die Bildungsgesetze derselben einheitliche seien. Die zweite (S. 213—304) ist *Formation de la matière première des mots* überschrieben und beschäftigt sich mit dem Nachweis der Art, wie sich nach der Ansicht des Herrn Verf. die Themen gebildet haben. Er unterscheidet in dieser Beziehung zwei Hauptperioden der Sprachbildung (S. 221), die, in welcher nur Empfindung ausgedrückt wurden und die in welcher Empfindungen und Begriffe. In Bezug auf Beide bestimmt er den begrifflichen Werth der lautlichen Mittel; den der Vokale und Consonanten in der ersten Periode im zweiten bis sechsten Kapitel, den derselben Elemente, so wie der Diphthonge, Vocal-Einschiebung und -Umwandlung im 10ten bis 25sten. Die Worte, welche in dieser letzteren gebildet werden, theilt er in onomatopöetische und mimische (Kapitel VII, S. 233) und be-

spricht sie im Allgemeinen im 8ten und 9ten Kapitel. Die beiden letzten Kapitel, das 26ste und 27ste, geben einige allgemeine Betrachtungen über das Verhältniss von Begriff und Lautform. Den Schluss (S. 305—315) bildet ein Index.

Das ganze Werk ist eine mit Geschick und Klarheit ausgeführte Verkettung von einer Fülle von Hypothesen, welche aber, fast ausnahmslos, schon bekannt sind; etwas die Wissenschaft wesentlich Förderndes ist dem Ref. in demselben nicht begegnet, obgleich er nicht verkennen will, dass ein und die andre Einzelheit — Bemerkung oder Hervorhebung sprachlicher Thatsachen — Beachtung verdienen möchte. Ob dies Urtheil auch für die erste Abhandlung ganz zutreffend ist, will der Ref., da er sich mit deren Inhalt nicht selbstständig beschäftigt hat, nicht mit Sicherheit behaupten; doch kann er nicht umhin zu bemerken, dass einerseits gerade in ihr das Adjectiv *probable* und ähnliche das Hypothetisch der darin gegebenen Mittheilungen charakterisirende Zusätze überaus häufig vorkommen; andererseits die Mittheilungen selbst — mit einer einzigen Ausnahme — auch dem Referenten — nicht unbekannt waren. Diese Ausnahme bildet eine Hypothese, durch welche die Entstehung der Pflanzen und Thiere auf Erden erklärt werden soll; danach wären nämlich die Keime derselben aus andern Weltkörpern in die Erdatmosphäre und so zur Erde gelangt (S. 71 - 73); dass irgend ein Naturforscher in unsrer Zeit diesen wenn nicht sonderbaren, doch originellen, Gedanken ausgesprochen habe, ist dem Ref., wie gesagt, nicht bekannt. Ob auch die Abtrennung der semitischen Völker von der weissen Rasse (S. 129) ein selbstständiger Gedanke des Hrn. Verf. sei, wagt Ref. bei der grossen Verschiedenheit, welche

bei den Naturforschern in Bezug auf die Eintheilung der Menschheit und Rassen herrscht, weder zu behaupten noch zu verneinen. Doch bemerkt er, dass er sich nicht erinnere, dieser Abtrennung bis jetzt begegnet zu sein. Auch die Ansicht, dass die Basken zu der gelben Rasse (der mongolischen) zu zählen sein (S. 138), ist ihm bei Naturforschern nicht begegnet. In beiden Fällen scheint der Hr. Verf. sprachlichen Rücksichten nachgegeben zu haben — im letztern der sehr zweifelhaften Annahme einer Verwandtschaft der baskischen mit den ural-altaïschen Sprachen; — sprachliche Rücksichten spielen aber bei Beurtheilung der Rassenfragen eine untergeordnete Rolle; denn Rasse und Sprache braucht sich nicht zu decken.

Was dagegen die beiden andern Abtheilungen betrifft, so glaubt Ref. sein Urtheil wenn nöthig, vollständig erhärten zu können. Mehrere Ursprachen werden vielfältig angenommen, eben so, neben der starken Differenzirung der geschichtlich bekannten Sprachen, vieles ihnen Gemeinsame. Freilich geht wohl Niemand in Bezug auf das in ihnen hervortretende gemeinschaftliche oder einheitliche Moment so weit, wie der Hr. Verf. gehn zu wollen scheint; allein die Erscheinungen, welche er für »die Einheit der Gesetze, nach denen die verschiedenen Sprachfamilien gebildet sein« geltend macht, lassen keinen so weitgreifenden Schluss zu; ja die meisten sind Hypothesen, denen kein Unbefangener die entfernteste Wahrscheinlichkeit, oder gar eine beweisende Kraft zusprechen möchte. So heisst es z. B. S. 175 *Toutes les langues ont ... formé leurs thèmes sous l'empire de la conscience qu'avait l'homme du rapport naturel qui existait entre les sons des mots et leur signification. Ainsi pour ex-*

primer une sensation ou notion *simple*, les langues ont-elles formé les thèmes les plus simples, c'est à dire des mots composés d'une seule consonne, dont la signification exprimait cette sensation ou notion simple; ex. sansc. *ga* (mouvement) aller. Pour exprimer une sensation ou notion plus complexe, on a composé des thèmes de *deux* consonnes: ex. sansc. *Ra Ga* (mouvement en saillie) surgir (es ist das unbelegte Verbum *rang* gemeint, welchem die indischen Wurzelverzeichnisse dieselbe Bedeutung, wie dem Vb. *gá*, des Hrn. Verf. *ga*, geben). Enfin pour exprimer une sensation ou notion plus complexe encore, on a composé des thèmes de *trois* consonnes: Ex. héb. *Ba Rak* (mouvement saillant dans une chose) éclater. Eben so wenig wird man der in Kapitel X vorgetragenen Ansicht über die Bildung des Verbum seine Beistimmung gewähren können.

In der dritten Abtheilung haben wir wesentlich einen Cratylus redivivus; freilich werden den Lauten andre begriffliche Werthe zugesprochen, als von Platon und viele — meinetwegen alle — mögen des Hrn. Verf. Eigenthum sein; wie die Sprachwissenschaft aber nichts durch die platonischen Einzelerklärungen gewonnen hat, eben so wenig ist sie auch durch dessen jüngsten Nachfolger auf dieser mehr als schlüpfrigen Bahn gefördert worden. Mit der grössten Bestimmtheit werden hier die verschiedenen Klassen der Laute, den Labialen, Dentalen, Gutturalen u. s. w. gemeinschaftliche Bedeutungen gegeben und daraus Etymologien abgeleitet, welche in der That alles übersteigen, was bis jetzt auf diesem, an Sonderbarkeiten so reichem, Gebiete geleistet ist. Beispiele zu geben würde Papierverschwendung sein.

Th. Benfey.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 45.

9. November 1870.

Proceedings of the American Pharmaceutical Association at the seventeenth annual meeting held at Chicago, Ill. September 1869. Philadelphia, Merrihew and Son, printers. 1870. 467 Seiten in Octav.

Die Berichte der American Pharmaceutical Association haben einen doppelten Werth, einmal als Documente für das in den Vereinigten Staaten erwachte Interesse der Apotheker, einen geachteten, ehrenhaften und wissenschaftlich gebildeten Stand zu schaffen, worüber wir bereits früher aus Anlass eines Gesetzentwurfes zur Regelung der Ausübung der Pharmacie und des Giftverkaufes in diesen Blättern referirten, dann als wissenschaftliches Buch, das uns in den Stand setzt, die gegenwärtige Lage der wissenschaftlichen Bestrebungen der nordamerikanischen Pharmaceuten zu würdigen. Die Anstrengungen zur Hebung der Pharmacie als Stand in der Union documentiren sich in den uns vorliegenden Verhandlungen nicht allein deutlich in den Debatten über die Pharmacy and Poison Act auf dem Congresse

zu Chicago, sondern noch besonders durch eine für die Pharmaceutical Association allerdings unangenehmen, in ihrem Ausgange aber den festen Willen der Majorität der Versammlung, sich Humbug und Quackery vom Halse zu schaffen. darlegende Affäre, die Affäre Frederick Stearns in Detroit. Die letztgenannte Persönlichkeit, nicht ohne Wissen und Talent, dargethan durch verschiedene Publicationen über pharmaceutische Gegenstände, wurde nämlich aus der American Pharmaceutical Association mit einer Zweidrittelmajorität ausgestossen, weil Mr. Stearns Cinchonin unter dem Namen von Chinin verkauft resp. öffentlich angepriesen hatte. Es gelangte durch den genannten Herrn ein »Sweet Quinine« in den amerikanischen Drogenhandel, das sich bei der Analyse als Cinchonin mit Glycyrrhizin erwies, aber keine Spur von Chinin enthielt, obschon es ja allerdings in doppelt so hohen Gaben die Action des Chinins besitzt. Hat Mr. Stearns eine Fälschung nicht beabsichtigt, so ist doch jedenfalls das Aushängeschild, dessen er sich bedient, ein Missbrauch, und es ist uns ganz verwunderlich, dass der ehrenwerthe Gentleman, der den Sitzungen in Chicago beiwohnte, erst durch den Beschluss der Versammlung zu der Ueberzeugung gebracht werden konnte, dass er nicht gentlemanlike gehandelt. Vielleicht trug seine obstinate Haltung zu der Fassung des rigorösen Beschlusses auf Expulsion das ihrige bei; ein Amendement auf strengen Tadel war gestellt und auffälliger Weise mit dem Bibelworte: »Wer sich frei fühlt von aller Schuld, der werfe einen Stein auf ihn« motivirt, ein Amendement, dessen Annahme unsres Erachtens bedauerlich gewesen wäre, da solchem Schwindel gegenüber Schwäche und

Gutmüthigkeit zeigen nichts Andres heisst wie denselben fördern und patronisiren! Wenn man in einem Lande, das die Wiege des Humbug genannt wird, einen ehrenwerthen Stand der Apotheker schaffen will, wenn eine Association sich selbst achten und im Auslande geachtet dastehen will, so muss sie sich emancipiren von Allen denen, die sich nicht frei wissen von der Schuld, das Publicum angelogen und betrogen zu haben.

Eine sehr zweckmässige Einrichtung, um das Interesse der Apotheker in der Union für wissenschaftliche und Standesfragen wach zu halten, besteht in der bei der jedesmaligen Jahreszusammenkunft der Pharmaceutical Association stattfindenden Aufstellung von Fragen, deren Lösung eines der Mitglieder für die nächstfolgende Jahresversammlung übernimmt, worauf dieselbe in den Bericht Aufnahme findet. Solche Reports finden sich auch in dem diesmaligen Berichte neben einer Anzahl freiwilliger Vorträge und Abhandlungen, die während der Session zur Vorlesung gelangten, in einer ziemlichen Anzahl. Aus verschiedenen derselben erkennt man das Bestreben, Medicamente, welche bisher in die Union aus fernen Gegenden eingeführt wurden, dort selbst zu produciren oder durch einheimische zu ersetzen. So erfahren wir nun durch P. Wendower Bedford, dass man die Korkeiche in verschiedenen Gegenden Nordamerikas angepflanzt hat und dass es nicht im Bereiche der Unmöglichkeit liegt, dass später Europa seinen Korkbedarf von den Vereinigten Staaten Amerikas beziehen wird, zumal da man schon jetzt durch verschiedene Korkschnidemaschinen, die die Handarbeit ersetzen, dahin gekommen ist, weit schönere und mehr gleich



gestaltete Körke zu erzielen, als bei uns. Der um die amerikanische Pharmacie so sehr verdiente John M. Maisch lenkt die Aufmerksamkeit auf die in Amerika wachsenden Lycopodium Arten, die ausgenutzt werden können, um einheimisches Hexenmehl zum Nutzen der Know-nothing Säuglinge zu bekommen, sowie auf *Lactuca canadensis*, die möglicher Weise ein Material zur Bereitung von *Lactucarium americanum* hergeben könnte. Das ist gewiss anerkennenswerth und löblich. Manche andre Arbeiten beziehen sich auf die amerikanische Pharmakopoe und sind so ebenfalls von mehr nationalem Interesse; andre fassen dagegen Gegenstände von allgemeiner Bedeutung für Pharmaceuten ins Auge. Hervorragende chemisch-pharmaceutische Artikel, wie wir sie wohl in andren früheren Reports gefunden, sind diesmal nicht vorhanden; doch betreffen einzelne Arbeiten recht wichtige Präparate, wie Rhabarber, Collodion, Acetum vini, *Magnesia sulfurica*. Ein früherer Zögling der Georgia Augusta, Dr. Sam. S. Garrigues, bekannt durch seine Entdeckung des Panaquilons im Amerikanischen Ginseng, bringt Analysen des Salzes von Michigan und einer Mineralquelle bei St. Louis in Michigan, so dass auch dem für Balneologie sich Interessirenden das vorliegende Buch eine Gabe bietet. Mehr wissenschaftliches Interesse dürfte die Beantwortung der für den nächstjährigen Congress gestellten Fragen bieten, von denen einzelne übrigens sehr in das pharmakodynamische Gebiet hinüberstreifen. So eine über den medicinischen Werth und den Aloëingehalt des in Wasser unlöslichen Theiles der Aloë, über die Wirkung des Insectenpulvers als Insecticidum und die Möglichkeit, dass dasselbe

durch eine amerikanische Pflanze zu ersetzen, über die Eigenschaften des Kaffee als Deodorans, Antidot und Corrigen des Geschmacks für Salze, über die Wirkung des Camphors auf Insecten u. a. m. Manche Fragen bezwecken die Auffindung des wirksamen Princips in amerikanischen Pflanzen und dessen Charakterisirung; so die des Bitterstoffs von *Eupatorium perfoliatum*, des emetischen Princips von *Gillenia trifoliata*, die der Cathartinsäure in *Cassia marylandica*, während die Mehrzahl auf rein pharmaceutische Gegenstände, z. B. Pfefferminzcultur in Amerika, Bestimmung des Morphingehaltes im Opium, amerikanisches Opium, Filter u. s. w. sich bezieht. Möge diesen Fragen auf der zu Baltimore im September d. J. stattgefundenen Versammlung die Antwort nicht gefehlt haben!

Weitans der grösste Theil des in Frage stehenden Buches wird ausgefüllt durch die Erstattung eines Berichtes über die Fortschritte der Pharmacie während des Jahres 1868. Die grosse Wichtigkeit, welche derartige Berichte, wenn sie zweckmässig abgefasst sind, für die Erleichterung des Studiums der betreffenden Doctrinen haben, ist in Deutschland längst erkannt, wo der jetzt von dem Canstatt'schen Berichte völlig losgelöste Wiggers'sche Bericht über Pharmacie bereits sein 25jähriges Jubiläum hinter sich hat. In Frankreich kennt man das Institut solcher Berichte allerdings auch schon längere Zeit; aber einestheils der Glaube an die civilisatorische Spitzenstellung der grossen Nation, andererseits die Unkenntniss fremder Sprachen, die zu verstehen ja für einen solchen Berichterstatter nicht nöthig erachtet wird, da ja in Frankreich Alles producirt wird, macht die *Annales de Pharmacie* oder *de Thérapentique*

zu wahren Pygmäen gegenüber den in Deutschland verfassten analogen. Man hat speciell auf dem Gebiete der Pharmacie in England vor mehreren Jahren den Versuch gemacht, einen Jahresbericht herauszugeben, aber es scheint, als ob ein derartiges Privatunternehmen im Lande der Guineen nicht die nöthigen Früchte trage, und so hat sich denn die »Britische Pharmaceutische Gesellschaft« in dem letzten Jahre zu dem Entschlusse veranlasst gesehen, ihrerseits mit ihren Jahresverhandlungen gleichzeitig einen solchen erscheinen zu lassen. Aehnlich mag sich die Sache in der amerikanischen Union verhalten: wo der Lesenden nicht so viele sein würden, wenn es sich um ein Privatunternehmen handeln würde, um das Unternehmen auf eignen Füßen stehen zu machen und besondrer Subvention nicht zu bedürfen, wo aber allerdings die Unterstützung eines Vereins, wie es die American Pharmaceutical Association ist, dasselbe haltbar machen wird. Ihrer Aufgabe, die wissenschaftliche Pharmacie zu fördern, wird sie kaum in einer zweckmässigeren Weise entsprechen können, freilich aber eben nur dann, wenn der Bericht ein umfangreicher, auf alle Staaten ausgedehnter ist, nicht, wie die Französischen, die Grenze des Französischen Sprachgebietes als Grenze der Wissenschaft respectirt. Dann werden die Mehrkosten des Berichtes, die, wie aus den Verhandlungen in Chicago erhellt, allerdings erheblich und unvermeidlich sind, von den Mitgliedern gewiss gern getragen werden.

Es lässt sich bezüglich des diesjährigen Berichtes nicht verkennen, dass der Verfasser höchst umfangreiche Studien gemacht und die hauptsächlichsten pharmaceutischen Journale

Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz, Russlands, Belgiens und Hollands neben den amerikanischen benutzt hat, so dass die pharmaceutische Literatur Europas bis auf die scandinavische und italienische ihm in genügender Vollständigkeit zu Gebote gestanden zu haben scheinen. Auch können wir in Bezug auf die Art der Abfassung, zumal was Kürze und Deutlichkeit im Ausdrucke anlangt, demselben unsere Anerkennung nicht versagen, wie wir auch die leitenden Principien, nach denen der Bericht ausgeführt ist, als richtige und wohlmotivirte anerkennen müssen. Vor dem Wiggers'schen Berichte hat er ein Kapitel über pharmaceutische Gesetzgebung und Statistik, sowie ein Register der Todesfälle bedeutender, um die Pharmacie verdienter Männer voraus, während andererseits ein eigentlicher toxicologischer Bericht, dessen Verbindung mit dem pharmaceutischen in Deutschland dringendes Bedürfniss ist, vermisst wird. Es mag durch die Verhältnisse der amerikanischen Pharmaceuten bedingt sein, dass uns hie und da rein medicinische Mittheilungen begegnen, die, wenn darüber ein Apotheker referirt, dem solche nicht e fundamento bekannt sind, manchmal den Reiz der Neuheit längst eingebüsst haben, wie z. B. die S. 171 referirte Mittheilung über die locale Action der Belladonna auf die Milchsecretion ein dem englischen Praktiker seit langer Zeit bekanntes Factum vorführt. Die Eintheilung des Berichts ist zweckmässig so, dass auf eine kurze Uebersicht der Fortschritte der Pharmacie und der Wissenschaften, mit denen sie am engsten verbunden ist, Kapitel über specielle Leistungen der Pharmacie, der Pharmakognosie und der pharmaceutischen Chemie folgen, denen

sich die beiden oben erwähnten (Gesetzgebung und Statistik, Todesfälle) anreihen, worauf die Aufzählung der pharmaceutischen Literatur den Beschluss bildet. Das Kapitel über Pharmacognosie ist selbstverständlich naturhistorisch geordnet; dasjenige über Pharmacie bringt der Reihe nach die Abschnitte: Apparate, Operationen und Processe, Collodia, Aquae distillatae, Extracte, Fluid Extracts (eine den Amerikanern eigenthümliche Arzneiform), Mixturen, Olea pingua, Olea volatilia, Salben und Pflaster, Pillen, Pulver, Seifen, Salze, Spiritus, Suppositorien, Tincturen, Weine, Miscellen und Geheimmittel. In dem Kapitel über pharmaceutische Chemie ist der organische Theil gruppirt in: Kohlenwasserstoffe, Alkohole und Aether, organische Säuren, Aldehyde, Cyanverbindungen, organische Basen, unclassificirte organische Verbindungen, animalische Substanzen. Wenn wir bedenken, dass alle Eintheilungen in der modernen organisch-pharmaceutischen Chemie nicht ohne Fehler sind, werden wir den der vorliegenden anklebenden Mangel eines einheitlichen Eintheilungsprincips nicht zu streng beurtheilen.

Die Nichtberücksichtigung unvollendeter Arbeiten und der »vorläufigen Notizen,« die auch in der Pharmacie immer mehr aufkommen, während sie in der Medicin bei uns bekanntlich im üppigsten Masse wuchern und sogar als Zugmittel für einzelne Journale benutzt werden, mögen sich andre analoge Berichte zum Muster nehmen! Ebenso rechtfertigt sich, dass die modernen theoretischen Studien in der Chemie nur so weit Erwähnung gefunden haben, wie sie nähere Beziehungen zur Pharmacie entweder

von allgemeinen oder praktischen Gesichtspunkten aus besitzen. Die chemische Schreibweise und Nomenclatur der einzelnen Autoren ist beibehalten; kritische oder ergänzende Notizen finden sich nur an wenigen Stellen, da der Verfasser des Berichtes von dem richtigen Grundsatz ausgeht, dass der Zweck des letzteren das Referat und die Mittheilung der Leistungen, nicht aber die Kritik dieser sei.

Theodor Husemann.

---

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Fünfter Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1870. VIII und 343 Seiten gross Octav.

Von den in vorliegendem Bande enthaltenen Abhandlungen sind zwei bereits von früher her bekannt, nämlich die über Walther von der Vogelweide, so wie die »Zur Geschichte der Freischiessen«, erscheinen jedoch hier gleich den andern mit mannigfachen Zusätzen und Erweiterungen von der Hand Uhlands, so dass der Wiederabdruck auch dieserwegen willkommen sein wird. Dahingegen ist die Inauguralrede »Ueber die Sage vom Herzog Ernst« nichts anderes als die bereits im siebenten Bande S. 566—588 mitgetheilte Untersuchung dieser Sage, welche Uhland für jenen Zweck bloss abkürzte, indem er namentlich alle Citate und sonstigen Anführungen wegliess, dagegen aber eine Stelle aus der Geschichte der altdutschen Poesie (Bd. I) benutzte und dann dem Ganzen einige für die specielle Veranlassung passende Worte als Ein-

leitung und Schluss hinzufügte. Erstere erstreckt sich nämlich in gegenwärtigem Bande von S. 325—327 Z. 6 v. u. und letzteren von S. 342 Z. 21 v. o. »Der Sagenheld Ernst u. s. w.« bis zum Schluss S. 343. Die Stelle S. 327 Z. 5 v. u. »Kaiser Otto vermählt sich u. s. w.« bis S. 329 Z. 5 v. u. »Werner seine Herrschaft« steht Bd. I S. 479—481 Z. 12 v. o. Statt der daselbst folgenden Worte (bis Z. 17 v. o.): »Dem Reiche schenkt Ernst den herrlichen Edelstein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht, und der, sagt das Gedicht, noch heut in des Reiches Krone leuchtet und der Waise genannt wird. Ernst liegt zu Rossfeld begraben, wo auch Frau Irmegart ruht, zu deren Gnade grosse Wallfahrt ist,« statt dieser Worte also heisst es hier bloss so: »Der Mutter aber ist der wiedergewonnene Sohn, wie das Gedicht sagt, ihr klarer Sonnenschein und ihres Herzens Freude.« Das hier dann Folgende (S. 329 Z. 2 v. u.) »Es sind ohne Zweifel u. s. w.« bis S. 342 Z. 20 v. o. »rückwirkend auf die Geschichte« steht Bd. VII S. 568 Z. 12 v. u. bis S. 588 Z. 8 v. o. Wir ersehen hieraus also, dass der Abdruck dieser Inauguralrede sich auf deren Eingang und Schluss hätte beschränken können. Abgesehen von dem kleinen Aufsätze »Ueber die Aufgabe einer Gesellschaft für deutsche Sprache« finden wir von eigentlich neuen Abhandlungen also nur die eine »aber es ist ein Löwe«, nämlich die über den Minnesang, hinsichtlich deren der Herausgeber Holland mit vollkommener Wahrheit bemerkt, dass, obwohl in den vielen Jahren, seitdem sie niedergeschrieben worden, die lyrische Dichtung des deutschen Mittelalters Gegenstand eifriger Forschung gewesen, nichts destoweniger Uhlands Darstellung

ein eigenthümlicher Werth gesichert bleiben wird. Nirgends sei das Charakteristische des deutschen Minnesangs klarer herausgestellt, nirgends die Abwechslung und das Mannigfaltige unter der scheinbaren Eintönigkeit und Gleichförmigkeit deutlicher aufgezeigt worden. Die lange Beschäftigung mit seiner Aufgabe habe jedoch den Verfasser nicht zu einseitiger Bewunderung des Gegenstandes derselben verleitet, vielmehr habe er ihre Mängel rückhaltslos nachgewiesen. Nach dieser allgemeinen Charakteristik der in Rede stehenden Abhandlung wollen wir die einzelnen Abschnitte derselben namentlich anführen, um den Gang derselben erkennen zu lassen, zumal ein solcher Nachweis in dem Inhaltsverzeichniss des vorliegenden Bandes nicht gegeben worden ist. I. Aelterer Minnesang. II. Minnesang und Frühling. Man vergleiche hier die nahe verwandten Ausführungen in Uhlands Abhandlung über das Deutsche Volkslied, Schriften Bd. III S. 13 ff. 17 ff. (S. auch das Vorwort S. X). III. Minnesang und Ritterleben. IV. Hohe Minne. V. Geistige Richtung des Minnesangs. VI. Tagelieder. Dieses Wort bezeichnet zunächst den Sang des Wächters, wenn es tagt, dann aber die Minnelieder, welche den Wächterruf zum Anhalt nehmen. Ein antikes Tagelied der letzteren Art, wo aber statt des Wächters der Morgenstern angeredet wird, habe ich in meiner Anzeige von Bd. IV (oben 1870 S. 393) mitgetheilt, wodurch also Uhlands Ausspruch (S. 176): »Schon seine (des Tagelieds) Anlage, Handlung und Gespräch deutet auf höheres Alterthum« in noch grösserm Verhältniss bestätigt wird als er selbst es voraussah, und wenn er dann hinzufügt: »Gleichwohl erscheint es bei



unsern ältesten Minnesängern noch nicht in der oben angegebenen Form; bei Dietmar von Aist weckt noch ein Vögelein vom Zweig der Linde u. s. w., so werden eben auch die griechischen Liebenden nicht durch den Wächterruf, sondern durch den Morgenstern zum Scheiden gezwungen. Uhland hat in seiner unvollendeten Abhandlung über die deutschen Volkslieder, unter denen sich gleichfalls Tagelieder finden (s. z. B. bei Uhland no. 76—87), diese Liedergattung nicht besprochen (vgl. Schriften Bd. III S. X), so dass wir hier eine sehr willkommene Ergänzung finden. Mit den Tageliedern schliesst sich der Kreis des eigentlichen Minnesangs. VII. Die Formen. VIII. Die Sänger. IX. Ulrich von Lichtenstein. X. Der Gegengesang. Dass der Minnesang auf die Dauer dem Spotte nicht entgehen konnte, wird unsere Zeit vielleicht begreifen, als dass er so lange mit solchem Ernst getrieben wurde; deshalb bildete sich ein entschiedener Gegengesang, der in komisch entstellendem Spiegel die schmachkende Miene des Minneliedes wiedergiebt, und zwar ist ausser den einzelnen Spottgedichten besonders auf das grössere Gegenbild des ritterlichen Minnesangs hinzuweisen, das sich in einer Reihe scherzhafter ländlicher Dichtungen aufgestellt hat. Unter den Dichtern dieser Klasse findet namentlich Nithart eingehende Beachtung. XI. Nachklänge des Minnesangs. Hier wird vorzugsweise Hadloub geschildert, in dessen klarer Seele der scheidende Minnesang noch einmal sein freundliches Licht gespiegelt hat. — Hiermit schliesst die Abhandlung, und mögen hier nur noch einige wenige Bemerkungen über verschiedene einzelne Punkte des vorliegenden Bandes folgen. So ist S. 15, 58 und 61 für Leo-

pold VII. vielmehr Leopold VI. zu lesen, welches Versehen wahrscheinlich daher kommt, dass beide Herzöge den Beinamen »der Glorreiche« führten; der hier gemeinte kann jedoch nur Leopold VI. sein, der Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide, der von 1198 bis 1230 regierte. Leopold VII., auch »der Milde« beigenannt, der Mitregent Friedrichs III., starb 1326. Dieses Versehen, wahrscheinlich von Bodmer herstammend, ist auch in andere Werke übergegangen; s. MSH. 4, 165a, Gödeke MA. 920b u. s. w. — S. 131 Anm. Ueber den Mythos vom Rosenlachen s. auch Benfey Pantschat. 1, 380. — S. 53 f. (vgl. S. 124) erklärt Uhland, »wie es mit dem Blumenbrechen gemeint sei,« von dem bei den Minnesängern so oft die Rede ist, und führt bei dieser Gelegenheit nicht nur das bekannte Gedicht Walters »Under der Linden an der heide« vollständig an, sondern ausser mehrerem auch noch eine andere Stelle Walthers, wo es heisst: »Müsste ich noch erleben, dass ich die Rosen — Mit der Minniglichen sollte lesen, — So wollt ich mich so mit ihr erkosen, — Dass wir immer Freunde müssten wesen.« Ueber die Bedeutung dieses Blumen- oder Rosenbrechens kann durchaus kein Zweifel walten, und wenn von Hoffmann von Fallersleben Hor. Belg. VI, 188 bei Anführung einer mittelhochd., allerlei Spiele aufzählenden Dichtung bemerkt wird: »Ich begreife nicht, wie Massmann auf die schlüpfrige Auslegung kam, dass alle dort genannten Spiele, so mannigfaltig sie klingen, natürlich auf Ein Spiel hinauslaufen, nämlich auf der Minne Spiel«, so muss man gleichwohl Massmann beistimmen, und es genügt in dieser Beziehung die Anfangsverse jenes Gedichtes anzuführen, die der letzterwähnten Stelle Walthers

zum Theil wörtlich entsprechen. »Zwei begunden kôsen, — zwei die brâchen rôsen, — zwein was mit einander wol, — zwei die suchten viol u. s. w.« Andere Verse lauten No. 8: »zwei wolten in bluomen yallen«, No. 11: »zwei die brachen blüemelin«, No. 12: »zwei brachen des meien ris« u. s. w. Die übrigen Spiele werden also auf gleiche Weise erklärt werden müssen. — Von Druckfehlern habe ich nur folgende bemerkt. S. 247 Anm. 3 st. IV S. 213 l. III S. 215. — S. 326 Z. 12 v. o. und S. 342 Z. 8 v. o. st. 1188 l. 1180. — Der vorliegende Band, der eigentlich der letzte hätte sein sollen, wäre jedoch nach einer Bemerkung der Verlags- handlung zu umfangreich ausgefallen und wird daher noch ein achter folgen, nach dessen Erscheinen die beiden nach Pfeiffers Dahinscheiden nun noch allein mit der Publication betrauten Herausgeber, A. von Keller und Holland, ihre vielfach schwierige Arbeit auf eine in jeder Beziehung befriedigende und verdienstvolle Weise zu Ende geführt haben werden. Noch einmal aber muss ich mit einer dringenden Mahnung um genügende Register über die sämtlichen Bände schliessen; denn nur dann erst kann die Fülle des Reichthums, den sie enthalten, gehörig nutzbar werden!

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Noack, Aus der Jordanwiege nach Golgatha. 1775

Noack, Ludwig, Prof. zu Giessen: Aus der Jordanwiege nach Golgatha. Darstellung der Geschichte Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen über das Evangelium und die Evangelien. In vier Büchern. Erstes Buch: Einleitung. Das hohe Lied vom barmherzigen Samariter. Mannheim, J. Schneider, 1870.

Ref. ist durchaus der Meinung, dass der Kritik gegenüber den evangelischen Berichten in der neutestamentlichen Sammlung ganz und gar keine Schranken von aussen her gesetzt werden dürfen, schon deshalb nicht, weil es doch in der That keinerlei Instanz giebt, die dazu berechtigt und qualifizirt wäre, und sodann auch, weil es doch scheinen will, dass das Interesse evangelischer Frömmigkeit selbst mit der freien Bewegung der biblischen Kritik in der mannigfaltigsten Weise verknüpft sei. Gleichwohl möchte es doch sehr fraglich sein, ob die Art, in welcher der Verf. vorliegenden Buches die Kritik gehandhabt hat, auch selbst von denen gebilligt werden könne, die mit ihm, wie er es kein Hehl hat, dem Christenthume gegenüber auf dem Standpunkte des Unglaubens stehen, und Ref. muss bekennen, dass er sich überzeugt hält, es würde ein Verfahren, wie das vom Verf. angewendete, wenn es gegenüber einem Profanscribenten zur Geltung gebracht werden sollte, von allen Seiten zurück gewiesen werden müssen. Es giebt kaum etwas Willkürlicheres, als die Art, wie der Verf. die Angaben der biblischen Berichte corrigirt oder combinirt und so eine Geschichte Jesu zu Stande bringt, die freilich von den hergebrachten Anschauungen Nichts übrig lässt, die aber auch schwerlich anderswo Wirklichkeit gehabt hat, als in dem Kopfe des

Verf., ja, die an manchen Stellen, sowohl in Ansehung des Inhaltes, als auch des Tones der Darstellung, ganz den Eindruck macht, als sei es dem Verf. selbst nicht sowohl auf nüchterne und gewissenhafte Ermittlung des Thatbestandes angekommen, sondern vielmehr darauf, ein, allerdings geistreiches, Pasquill auf die Geschichte Jesu zu schreiben, wie sie von der christlichen Kirche bisher geglaubt worden ist. Dies Urtheil mag hart sein, aber Ref. kann es einmal nicht zurückhalten, und wie er sich dafür überhaupt auf das Buch selbst berufen darf, so glaubt er es hier auch ganz in der Kürze bewähren zu können.

Allerdings mag über das die Erörterung noch anstehen, was der Verf. in der »Einleitung« von den beiden Urevangelien sagt, die er meint annehmen zu müssen. Ganz entgegen dem, was bis dahin als das Resultat der kritischen Untersuchungen festzustehen schien, dass nämlich das 4. Evangelium eine verhältnissmässig späte und jedenfalls die letzte der vier Bearbeitungen der evangelischen Geschichte sei, welche unsere kirchliche Sammlung enthält, und dass unter den drei sogenannten synoptischen Evangelien entweder dem Matthäus oder dem Marcus die Priorität zugeschrieben werden müsse, ist der Verf. der Meinung, es seien zwei andre ursprüngliche Berichte anzunehmen, einmal ein Urlukas, der mit dem Evangelium Marcions identisch sei und uns das paulinische Evangelium darstelle, und sodann, dass wir so sagen, ein Urjohannes, ein Bericht, der unserm 4. Evangelium zu Grunde liege und keinen geringeren zum Autor habe, als den Judas Simonis Ischarioth, den eigentlichen Busenjünger, wie der Verf. meint. Auch enthält, nach des Verf. Dafürhalten, eben dieser

dem 4. Evangelium zu Grunde liegende Bericht das eigentliche und ursprüngliche Evangelium, vor allem die Anschauungen, wie sie Jesus selbst über seine Person und sein Werk gehabt hat, weshalb gerade dieser denn auch von dem Verf. bei seiner Darstellung der Geschichte Jesu, welche der vorliegende Band bringt, hauptsächlich zu Grunde gelegt wird, freilich ohne dass man genau sieht, wie und nach welchen leitenden Grundsätzen der Verf. den von ihm angenommenen Urbericht aus dem jetzigen 4. Evangelium ausgeschieden hat. Man erfährt nur, dass der Verf. einen solchen Urbericht annimmt, der dem 4. Evangelium zu Grunde liege, und dass er, um zu dem ersteren zu gelangen, Alles ausgeschieden wissen will, was die letzte Katastrophe nach Jerusalem und nicht nach Galiläa resp. Samaria verlegt, wo der Verf. den Schauplatz der Kreuzigung u. s. w. suchen zu müssen meint. Dagegen von den Gründen, welche den Verf. zu diesen Benehmen mögen bewogen haben, erfährt man in diesem Bande nichts Genaueres, dieselben sollen vielmehr erst in dem noch verheissenen 3. Bande beigebracht werden, und deshalb eben bescheiden wir uns, hier noch keine Kritik dieser Meinungen liefern zu wollen, wiewohl wir doch auch schon jetzt die Ueberzeugung nicht verhehlen können, dass diese ganze Combination lediglich auf der Willkür des Verf. beruhen werde, nicht bloss, weil uns eine Zerlegung des 4. Evangeliums, wie sie uns da zugemuthet wird, ganz und gar unmöglich scheint, sondern auch weil das Buch des Verf. überhaupt so voll von willkürlichen Combinationen und Annahmen ist, dass er uns verzeihen möge, wenn wir auch da, wo wir ihn noch nicht controlliren können, kein grosses Zutrauen zu sei-

ner Besonnenheit und deshalb zu der Stichhaltigkeit seiner Annahme hegen.

Oder was soll man zu der Art sagen, mit der Verf., um nur das Eclatante und sofort Einleuchtende anzuführen, die im 4. Kapitel des Johannesevangeliums erzählte Geschichte von der Begegnung Jesu mit dem Samaritischen Weibe näher zu deuten und zu illustriren sucht? Danach verhält sich die Sache so, dass die Jünger, sinnliche Menschen, wie sie waren, das Weib auf ihrem Wege nach der Stadt getroffen und es, wie der Verf. auf das Unmissverständlichste andeutet, der Reihe nach missbraucht hätten. Auf diesen, von dem am Brunnen zurückgebliebenen Jesus aus der Ferne beobachteten Vorgang soll es sich dann beziehen, wenn derselbe zu der Frau sagt: »Fünf Männer,« nämlich die fünf Jünger, »hast du gehabt, aber der, den du jetzt hast,« nämlich Jesus selbst, »ist eigentlich dein Mann nicht, und eben daraus soll sich denn auch weiter die Verwunderung der Jünger erklären, als sie zurückkehren und ihren Meister in vertrautem Gespräche mit der Dirne erblicken, von der sie aus der eben erst gemachten Erfahrung wissen, wess Geistes Kind sie ist. Aber ist nun das nicht eine Willkürlichkeit des Combinirens von Angaben des biblischen Berichtes, wie sie, wir sagen nicht: für ein gläubiges Gemüth, sondern für den nüchtern und besonnen urtheilenden Mann der Wissenschaft rein unerträglich ist, mehr die unreine Phantasie des Verf., als seinen Scharfsinn im Entdecken des wahren Zusammenhanges verrathend? In der That, wir wüssten nicht, was wir noch für Wissenschaft halten sollten, wenn diese »Enthüllungen« des Verf. dafür gelten dürften, und — viel erträglicher

erscheint uns da doch immer die andre Deutung, welche die »fünf Männer«, die das samaritanische Weib gehabt haben soll, auf die fünf Hauptgötzendienste des Samariterlandes beziehen möchte und den Mann, den die Frau jetzt hat, der aber nicht »eigentlich ihr Mann ist,« von der Verehrung des Judengottes versteht, welche die Samariter angenommen. Aber in ähnlichen Ausdeutungen, wie die hier genannte, bewegt sich die Darstellung des Verf. überhaupt, und namentlich zeigt sich das auch wieder in dem, was er über den Tod Jesu meint feststellen zu dürfen.

Danach wäre der gewaltsame Tod ein von Jesus künstlich und geflissentlich veranstaltetes Ereigniss gewesen, und der Verräther, den die vorliegenden Evangelien allerdings in dem schwärzesten Lichte darstellen, hätte lediglich im Auftrage Jesu gehandelt, um die beabsichtigte Katastrophe schliesslich herbei zu führen: es sei dieser Judas, identisch mit dem Simon Celotes, eben der Busenjünger gewesen, von dem das 4. Evangelium in seiner ursprünglichen Gestalt herstamme, der Vertraute des Herrn, der lediglich ausgeführt habe, was ihm der Meister aufgetragen, und — Jesus habe sterben wollen, weil es doch eigentlich nicht gut möglich gewesen sei, ein langes Menschenleben auf dieser schwindelnden Höhe des schwärmerischen Bewusstseins der specifischen Gottessohnschaft zu bleiben, zu welcher sich Jesus allgemach emporgeschraubt, weil der Tod ihm da als das letzte Refugium erschienen sei. Die Stätte aber der Hinrichtung, das wirkliche Golgatha, liege nicht bei Jerusalem, überhaupt nicht in Judäa, sondern in Samaria am Berge Garizim, wohin sich Jesus aus Galiläa mit seinen Jüngern nächtlicher



Weile begeben habe, um dort zu sterben. Aber allen diesen Angaben gegenüber, wie sie der Verf. da in dem Tone unumstösslicher Gewissheit vorträgt, obgleich er eigentlich gar nicht darthut, worauf sie denn nun gegründet sind, muss man nicht ausrufen: welch ein Wust von Willkürlichkeiten! welch ein Ueberwuchern combinirender Phantasie und welch ein Mangel an derjenigen Besonnenheit und Vorsicht, die nicht bloss den biblischen Berichten gegenüber angewendet werden, die man vielmehr überhaupt bei kritischen Untersuchungen alter Schriftdenkmäler verlangen muss?

Unter allen Umständen müssen wir unser Urtheil dahin zusammen fassen, dass die biblische Wissenschaft sich zu hüten hat, dem Verf. auf die Wege zu folgen, auf welche er sie leiten möchte. Was wir ihm zugestehen, ist, wie einestheils eine blühende — für den Zweck seines Buches freilich auch zu blühende — Diction, so anderentheils mancherlei Kenntnisse über die biblische Zeitgeschichte und über die Topographie des heiligen Landes, aber die Art, wie das Alles verwerthet wird, ist eine so wenig lobenswerthe, dass wir geradezu sagen möchten, der Verf. treibt Missbrauch mit seinen Gaben und sollte sich damit lieber auf anderen Gebieten bewegen, als auf diesem, wo die Uebungen der Phantasie so wenig am Orte sind. Allerdings geht der Verf., wie er sich rühmt, über Strauss und Renan hinaus, ob aber namentlich auch der erstgenannte deutsche Kritiker in dem vom Verf. Beigebrachten einen wirklichen Fortschritt erkennen würde, ist sehr zu bezweifeln.

Dr. Brandes.

**Scheffer-Boichorst, Annal.Patherbrunnenses. 1781**

**Annales Patherbrunnenses eine verlorene Quellenschrift des zwölften Jahrhunderts aus Bruchstücken wiederhergestellt von Paul Scheffer-Boichorst. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. 1870. 208 Seiten in Octav.**

Unsere Kenntniss mittelalterlicher Annalen hat in dem letzten Jahrzehnt erfreulichen Zuwachs erhalten. Auch abgesehen von dem glücklichen Fund der für das 11te Jahrhundert so wichtigen Annales Altahenses ist viel werthvolles Material zu Tage gekommen: die erste Recension der grossen Kölner Annalen, die Pöhl-der Annalen, wenigstens ein Fragment Iburger: diese gehören alle Norddeutschland an. Bald hat sich auch gezeigt, dass dieselben in einem gewissen Zusammenhang unter sich und mit anderen früher bekannten Werken, namentlich der reichen Compilation des sogenannten Annalista Saxo, stehen. Die Untersuchung seiner Quellen, überhaupt die Würdigung der früher bekannten Werke hat dadurch ganz neue Grundlagen erhalten, und es müssen sich nothwendig andere Resultate ergeben, als möglich waren, solange man es nur mit einem beschränkten Material zu thun hatte. Wohl durfte oder musste man auch hier manchmal auf verlorne Quellen hinweisen und statt Benutzung eines Autors durch den andern eine gemeinschaftliche Grundlage annehmen. Doch war es in den meisten Fällen nicht blos das Zunächstliegende, sondern auch den Umständen nach das Richtige, nicht ohne dringende Noth unbekannte Grössen zu statuieren, sondern soweit es ging für die vorliegenden Texte das Verhältniss zu bestimmen, dabei immer als selbstverständlich

die Möglichkeit voraussetzend, dass irgend ein unbekanntes Mittelglied oder ein weiter zurückliegendes Original die Verwandtschaft vermittelt habe.

Als ich im Jahre 1848 den Annalista Saxo herausgab, konnte gewiss nichts anderes geschehen als die mit den Annales Hildesheimenses übereinstimmenden Stellen auf diese zurückzuführen und darnach im Druck zu bezeichnen; andererseits diejenigen Stellen als selbständiges Besitzthum des Autors hervortreten zu lassen, deren Quellen nicht nachzuweisen waren. Und wenn diese jetzt zum grossen Theil mit einer grösseren oder geringeren Sicherheit auf solche, freilich meist nur in anderen Ableitungen vorliegende, zurückgeführt werden können, so würde doch auch jetzt an der Ausgabe hier wenig zu ändern sein. Selbst einige Stellen, die man eine Zeit lang geneigt sein konnte auf später zuerst oder doch besser bekannt gewordene Quellen, die Annales Yburgenses und Rosenfeldenses zurückzuführen, erhalten durch die in der vorliegenden Schrift gewonnenen Resultate insofern wieder einen selbständigen Werth, als es wahrscheinlich gemacht wird, dass sie nicht aus den uns erhaltenen Texten stammen, sondern auf andere, ältere oder vollständigere Formen zurückgehen. Dasselbe gilt aber auch von dem Meisten dessen was als entlehnt aus der letzten Fortsetzung der Annales Hildesheimenses bezeichnet war. Nach dem Bekanntwerden der Annales Palidenses und namentlich der ersten Recension der Annales Colonienses lag das deutlich zu Tage, und ich selbst habe am wenigsten das noch für gültig angesehen, was ich früher aufgestellt hatte.

Wohl hat auch noch der Herausgeber der

Kölner Annalen den Text dieser auf eine Combination aus den Annales Hildesheimenses, Palienses und dem Annal. Saxo zurückführen wollen (SS. XVII, S. 724). Wie aber schon Böhmer (Fontes III, S. LXII) für die jüngere ihm allein bekannte Recension eine gemeinschaftliche Quelle mit dem Annal. Saxo angenommen hat, so ist dies später weiter ausgeführt von Wattenbach (Geschichtsquellen S. 292 N. 499), Lehmann (De Annalibus qui vocantur Colonienses maximi S. 22) und Giesebrecht (Kaiserzeit III, 2. Aufl. S. 1014; 3. Aufl. S. 1043); und wie schon Pertz den letzten Theil der Hildesheimer Annalen als Paderborner Fortsetzung bezeichnete, so hat Giesebrecht das zu Grunde liegende in seiner originalen Gestalt uns verlorne Werk sehr bestimmt als Paderborner Annalen benannt.

Hier knüpft die vorliegende Arbeit des Herrn Dr. Scheffer-Boichorst an. Sie zeigt noch einmal in umfassender Weise das Vorhandensein solcher in den genannten und auch noch in anderen Werken benutzter Annalen, weist ihre Heimath in Paderborn, oder genauer dem Paderborner Kloster Abdinghof nach, und macht den Versuch, sie aus den verschiedenen Ableitungen wiederherzustellen und uns so einen Ersatz für den Verlust dieser allerdings sehr wichtigen und trotz aller erhaltenen Bruchstücke schmerzlich vermissten Aufzeichnungen zu geben. Dabei macht es der Verf. wahrscheinlich, dass sie nicht bloß, wie man wohl früher annahm, als Fortsetzung der Hildesheimer existiert, sondern ein selbständiges Werk gebildet haben, welches auch die ältere Zeit umfasste; sucht auch zu zeigen, dass sie weiter als jene Fortsetzung, bis zum Jahre 1144 hinabgingen und

dann noch eine Fortsetzung bis tief in die zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts hinab erhielten, die freilich nur von dem späten Gobelinus benutzt sei. Die ganze Untersuchung ruht auf umfassenden Studien sowohl in der mittelalterlichen Literatur wie in der Geschichte selbst; sie zeugt von nicht gewöhnlichem Scharfsinn und verbreitet Licht über allerlei dunkle und zweifelhafte Punkte. Aber der Verf. geht auch mit einer gewissen Kühnheit zu Werke, die, glaube ich, ihn nicht selten über das rechte Mass hinausführt, so dass er das Sichere und Zweifelhafte nicht genug unterscheidet. Das Hauptresultat ist gewiss vollständig gesichert: an dem Vorhandensein solcher Annales Patherbrunnenses kann kein Zweifel sein; aber ob der Verf. ihren Umfang überall richtig bestimmt, nicht zu viel für dieselben in Anspruch genommen hat, das wird weitere Untersuchung erfordern. Einer sorgfältigen Nachprüfung im einzelnen scheint mir die Frage allerdings bedürftig. Aber auch ohne diese angestellt zu haben, muss ich hier einige Bedenken aussprechen.

Der Verf. hat, wie es bei einer solchen Arbeit wohl begreiflich, die Neigung für sein herzustellendes Werk in Anspruch zu nehmen, was irgend möglich. Bei den zwei Hauptableitungen, den Hildesheimern und Kölnern, führt er alles was sie bringen auf das Original zurück und giebt kaum eine Aenderung oder einen Zusatz zu. Aehnlich verfährt er bei den Annales Yburgenses. Auch der Annal. Saxo muss für diese Quelle manches hergeben das man wenigstens zunächst geneigt sein kann auf anderen Ursprung zurückzuführen. Dazu kommt der späte Gobelinus, und auch aus ihm wird nicht ganz wenig für die Paderborner Annalen

in Anspruch genommen, von dem in den älteren Ableitungen keine Spur sich findet.

Vorsichtiger verfuhr Jaffé, als er den verlorenen Theil der Rosenfelder Annalen herzustellen versuchte, indem er den Grundsatz aufstellte (Archiv XI, S. 864): nur das werde mit ganzer Gewissheit dem Jahrbuch zugerechnet werden dürfen, worin die Ableitungen, von geringeren Abweichungen im Ausdruck abgesehen, völlig übereinstimmen; er fand es ausserdem gerathen, den Wortlaut der beiden Texte, um die es sich hier handelte, neben einander zu setzen.

Ein solches Verfahren hätte allerdings dieser Publication einen sehr viel grösseren Umfang gegeben, und wie wünschenswerth es auch in mancher Beziehung gewesen wäre, doch darf man dem Verf. kaum einen Vorwurf machen, dass er es nicht innegehalten: das Bessere wäre hier vielleicht der Feind des Guten geworden. Er hat einen Ersatz dafür so zu geben gesucht, dass er bei den einzelnen Sätzen und Satztheilen möglichst genau die Art der Ueberlieferung angiebt und, wo eine mehrfache statthat, erhebliche Abweichungen in den kritischen Noten verzeichnet, besonders wichtige auch in den erklärenden Anmerkungen bespricht. Hie und da scheint freilich eine solche Bezeichnung ausgefallen zu sein, z. B. 1133 zweiter Satz, 1136 S. 163 fünfter Satz, P (Palidenses), und auch 1141 war wohl hierauf zu verweisen. Mitunter war wohl zur Deutlichkeit die Angabe zu wiederholen: z. B. 1000 (so gut wie 900) S. (Ann. Saxo), aus dem das vorhergehende Jahr ist.

Die Grundsätze, die der Verf. der Restitution zu Grunde legt, wird man im allgemeinen billigen können, auch wo sie erheblich weiter führen als das von Jaffé beobachtete Verfahren.

Ausser der Uebereinstimmung der verschiedenen Ableitungen ist es der Zusammenhang, der innere oder äussere, in dem andere Stücke mit dem schon Verbürgten stehen, der mehr oder minder locale oder provinzielle Charakter der Nachrichten, endlich auch die Ausdrucksweise und Sprache, worauf Gewicht gelegt wird. Doch ist dann wohl nicht immer genau genug auf alles, was in Betracht kommen musste, geachtet oder zu viel Gewicht gelegt auf Möglichkeiten und Vermuthungen, die als unsicher erscheinen.

An 6 Stellen heisst der Staufer Friedrich dux Alsatie (1117 S. 134. 1126 S. 147. 1128 S. 151. 1131 S. 156. 1134 S. 161. 1135 S. 161); einmal schreiben die Ann. Hild. 1126 S. 115: Sueviae vel Alsatie, während die Col. und Ann. S. auch hier nur 'Alsatie' haben. Nichts kann deutlicher sein, als dass 'Sueviae vel' hier ein Zusatz der Hild. ist, gleichwohl hat es der Verf. in seinen Text aufgenommen (S. 149).

Derselbe stellt seiner Ausführung über die Form der Herstellung den Satz voran (S. 62): »Die mittelalterlichen Annalisten pflegen die Form, in welcher sie eine Ueberlieferung vorfinden, unverändert zu lassen oder zu verkürzen, nicht zu erweitern«. Dies kann man in solcher Allgemeinheit aber in der That nicht gelten lassen. Es ist gar nicht selten, dass Autoren, die mit einem gewissen literarischen Sinn ihre Jahrbücher verfassen, erläuternde Zusätze machen, eine Person näher oder anders bezeichnen als die Vorlage, aus andern Quellen, die ihnen zu Gebote standen, einzelnes einfügten, auch wohl mitunter einen kurzen Text umschreiben, amplificieren. Ich habe von dem Letzteren neulich in der kleinen Untersuchung über die Annalen von Lüttich, Lobbes

und Fosses (Nachrichten d. J. Nr. 14) Beispiele gegeben; zu dem anderen bietet fast jede Seite des Ann. S. Beleg: die gesperrt gedruckten Worte der Ausgabe sind eben als solche Zusätze hervorgehoben. Und wenn ihre Zahl auch geringer wird, sobald wir erkennen, dass nicht die Ann. Hild., sondern eine reichere Quelle derselben dem Annalisten zu Gebote stand, so bleiben doch aus andersher entlehnten Stücken Beispiele genug, die uns berechtigen, ja verpflichten, auch den Paderborner Annalen gegenüber ein ähnliches Verfahren des Autors zu statuieren. Der Ann. S. fügt dem Text des Ekkehard hinzu, 1076 Bucco sive (zu: Burchardus) 1081 sive Gregorio (zu: Hildebrando), 1083 filius Azzonis (zu: Welfo), 1084 Ravennatem (zu: episcopum); 1085 de Brunewic (zu: Ecbertus marchio). Wer kann darnach zweifeln, dass z. B. 1083 de Northeim (wenn nicht mehr), 1117 Saxoniae, 1127 Monasteriensis, 1111 und öfter sive Lotharius (zu: Liutgerus) Beifügung des Annalista zum Wortlaut der Paderborner Annalen ist, wenn auch im letzten Fall die beiden andern Ableitungen abweichen, nur Hild. das niederdeutsche Liudgerus beibehalten, Colon. dafür Lotharius setzen? Ebenso kann ich die Worte 1163 'castellum ejus' zu: Horneburch nur für einen Zusatz des Ann. S. ansehen, der in den Halberstädter Angelegenheiten so zu Hause war, dass er sehr wohl dies aus eigener Kenntnis ergänzen konnte; dass die Hild. es als selbstverständlich weggelassen, wie der Verf. meint (S. 16), hat dagegen wenig Wahrscheinlichkeit. Auch die Worte 1123: Igitur rex Liuderus electus et consecratus versus Bawariam tendit, scheinen mir nur ein amplificierender Zusatz, um zu erklären, dass der König in Regensburg: regio more excipitur.



Auch bei grösseren Sätzen, die aus dem Ann. S. aufgenommen sind, scheint mir die Herkunft oft recht zweifelhaft, so 1102. 1103 den Flandrischen, 1104 den Magdeburger, 1121 den Slavischen, 1123 den Bremer Nachrichten. Dass der Verf. irgend einen Bezug dieser entfernten Gegenden mit Paderborn aufzufinden weiss, genügt doch nicht, um irgend welche, ich sage nicht Sicherheit, auch nur Wahrscheinlichkeit für diese Herkunft zu geben. Und Gründe, wie der dass der Ann. S. an der einen Stelle 'Sclaviam', nicht wie gewöhnlich 'Slaviam' schriebe, sollten wohl nicht geltend gemacht werden, da der Mangel an Gleichmässigkeit in solchen Wortformen bei allen Schriftstellern bekannt genug ist: der A. S. schreibt 1136 und 1137 (S. 770. 777), wo er den Pad. folgt, 'Slavorum', ebenso 1059, wo er den Adam ausschreibt, 1065 aus demselben aber 'Sclavi'. Auf das 'Post haec', das diesen Satz mit dem vorhergehenden verbindet, ist aber auch kein Gewicht zu legen; denn gerade so wird 1113 ein Satz der Ann. Pad. einem vorhergehenden des Ekkehard ange reiht (s. den Verf. S. 126 N. g), während sonst häufig Inter hec, Interea und anderes als Uebergang von einer Nachricht zur andern gebraucht wird.

Noch weniger kann ich mit dem Verf. einverstanden sein, wenn er den ganzen Text der ersten Recension der Kölner Annalen, dass ich so sage, mit Haut und Haaren, für die Paderborner in Anspruch nimmt, so dass bis zum J. 1144 hin der Autor derselben nichts gethan haben soll als abschreiben, nur mit Weglassung dessen, was ihm nicht wichtig oder interessant erschien. Für ein solches Verfahren wird sich kaum ein Beispiel in der Annalen-Literatur aufweisen lassen. Ist die Sache bei der Fort-

setzung der Hildesheimer Annalen im wesentlichen so anzusehen, so kommt in Betracht, dass es sich hier überhaupt nicht um eine selbständige Arbeit handelt, sondern nur um einen Auszug aus den Paderborner, der in der Absicht gemacht ward, um ein vorhandenes Werk weiterzuführen. Und ähnlich ist es bei dem späteren Theil der Ann. Sangallenses majores. Dagegen der Verfasser der Kölner Annalen unternimmt ein grösseres Werk über die Weltgeschichte, bei dem er verschiedene Quellen benutzt. Wenn auch leider von dem Text der ersten Recension die Beschaffenheit im einzelnen nicht genau vorliegt, so ist doch nicht zu zweifeln, dass bis zum Jahr 1106 wie die Chronik Ekkehard's auch andere Werke benutzt sind. Und nun sollte der Autor von da an nur die Paderborner Annalen abgeschrieben haben, und dann doch, wo diese aufhörten, im Stande gewesen sein, eine im Umfang nicht sehr verschiedene Fortsetzung zu geben? Das ist an sich durchaus nicht glaublich. Dazu kommt, dass der Inhalt mancher Stellen, die allein diese Kölner Annalen bringen, durchaus nicht für einen fremden, Paderborner Ursprung spricht. 1119 über die Aufnahme Heinrich V. in Köln sollte in Paderborn geschrieben und von da nach Köln übertragen sein? Ebenso verhält es sich 1116 mit dem Tod des zu Köln begrabenen, zu Schwelm verstorbenen Cardinals. Und auch was 1120 (die Quellenangabe ist S. 139 ausgefallen), 1122 ff. nur die Kölner haben, wird man mit keiner Art von Wahrscheinlichkeit für Paderborn vindicieren können. Darnach trage ich auch grosse Bedenken einzelne kleinere Zusätze dieser, z. B. 1106 das sehr bedenkliche 'simul cum marchia' auf die ältere Quelle zurückzuführen.

Auch eine bekannte und öfter besprochene Stelle der Ann. Colon., die 1142 über die Weiber von Weinsberg, nimmt Hr. Dr. Scheffer für die Paderborner Annalen in Anspruch, giebt der Nachricht dadurch den Werth eines ganz gleichzeitigen Zeugnisses und sucht ihr in einer eignen Beilage die historische Glaubwürdigkeit zu sichern. Ich muss auch da widersprechen. Vergleichen wir die Annales Palidenses, so sehen wir, dass die Belagerung Weinsbergs in den gemeinschaftlich benutzten Annalen erzählt war. In diesen fand sich ohne Zweifel auch die Nachricht über den Angriff Welfs und die Schlacht, welche die Pal. folgen lassen und kaum andersher entlehnen konnten. Statt dessen fügen die Col. die Geschichte von der Uebergabe und ihrer eigenthümlichen Bedingung hinzu. Jeder, der den Charakter der Pal. kennt, muss es im höchsten Grade als unwahrscheinlich ansehen, dass der Autor eine so romantische Geschichte weggelassen hätte: von allen Annalen des 12ten Jahrhunderts zeichnen sich jene durch Vorliebe für solche Erzählungen aus, oft genug begeben sie sich nach Anleitung einer alten Kaiserchronik auf das Gebiet der Sage und Dichtung: hier sollten sie eine so interessante, noch dazu durch einen gleichzeitigen Berichtstatter beglaubigte Geschichte verschmäht haben? Was der Verf. dagegen vorbringt: »für die Treue der Weinsbergerinnen fehlte ihm der Sinn, scheute er das kostbare Pergament; der Kölner beschränkte das Kriegerische und freute sich um so mehr an dem Weiblichen«; »wer weiss denn, ob der einfältige Mönch, den die geschmacklose Enthaltensamkeit Heinrichs und Kunigundens so sehr erfreut, auch den rechten Sinn für die Treue deutscher Frauen hatte«, ist so subjectiver, hypothetischer Art, dass mit solchen Erwägungen

wohl nicht operiert werden darf. Viel erheblicher scheint mir, dass die Sache aller inneren Glaubwürdigkeit entbehrt, ich will nicht sagen die viel gepriesene Liebe der Frauen, aber das Zugeständnis dass der König bei der Uebergabe gemacht haben soll. Wann ist je eine Capitulation unter solcher Bedingung erfolgt? Wie sollten die welche die Stadt oder Burg vertheidigten darauf kommen sie zu stellen? etwa um den König zu betrügen? Eine ähnliche Geschichte erzählen dieselben Annalen bekanntlich im Jahr 1159 bei der Belagerung Cremas, aber von einer einzelnen Frau; und diese trägt ihren Mann nur permissu caesaris, weil er schwach ist, also selbst nicht gehen kann. Den Männern und Weibern war der freie Abzug mit dem was sie tragen konnten gewährt (Otto Morena, SS. XVIII, S. 608). Dieselbe Bedingung findet sich bei Tortona (eb. S. 594). Sie entspricht also den Gewohnheiten der Zeit. Dagegen die Rettung des Mannes durch die Frau gehört der Sage an: sie findet sich an vielen Stellen, wird von den verschiedensten Burgen erzählt (Müller und Schambach, Sagen der Niedersachsen Nr. 12. 14; vgl. 1, wo es ein Sohn ist; Münstersche Geschichtsquellen I, S. 177 N. u. s. w.).

Es würde zu weit führen das Verhältnis zu andern Ableitungen hier in derselben Weise zu besprechen. Aber auch da geht der Vf. ohne Zweifel zu weit. Er mag Recht haben, wenn er auch in den uns erhaltenen Fragmenten Iburger Annalen eine Benutzung der Paderborner annimmt; aber er hat mich nicht überzeugt, wenn er auch einiges von dem was mit der Vita Benonis übereinstimmt und auf diese zurückzuführen ist für die Paderborner Quelle in Anspruch nimmt. Wo er gegen Thyen (Benno II. S. 7 ff.) von der Uebereinstimmung im Ausdruck spricht,

S. 207, übergeht er das am meisten in Betracht kommende: *antiqua amicitia*, ob *antiquam amicitiam*; und die Worte: *incendiis* (— o) et *praeda*, die er dagegen geltend macht, finden sich wohl noch einmal in den Iburger Annalen, aber nicht, soviel ich sehe, in einer unzweifelhaften Ableitung der Paderborner, sondern hier: *praeda*, *flammis* (1107), *flamma et praeda* (1114 S. 128), was nicht identisch, sondern eben verschieden ist; blos verwandte Wendungen aber lassen sich in allen Schriften der Zeit nachweisen (vgl. z. B. Ann. Disib. 1109: *praeda et incendio*, 1110: *rapina et incendio*). Auch sonst bleiben noch Zweifel über den Ursprung mancher Iburger Nachrichten, die mir durch das was S. 39 gesagt ist nicht erledigt scheinen. Nicht am wenigsten Bedenken erregt aber einzelnes was aus Gobelinus aufgenommen ist. Hat er auch gewiss diese Annalen benutzt, wo keine Uebereinstimmung mit älteren Ableitungen sich zeigt, muss die Zurückführung seiner Nachrichten auf sie als sehr unsicher erscheinen, wenigstens nur dann als erlaubt gelten, wenn keine andere Quelle sich nachweisen lässt. Dies gilt namentlich auch von dem was für eine Fortsetzung der Annalen von 1144—1190 in Anspruch genommen wird. Einzelnes hat sicher hier ganz anderen Ursprung. So gehen 1176 in der Erzählung von der Zusammenkunft Friedrich I. und Heinrich des Löwen die Worte: *juxta lacum Cumanum occurrit et humilior quam imperatoriae majestati congruebat rogavit eum*, doch offenbar auf Chron. Ursperg.: *veniens super lacum Cumanum cum magna humilitate postulavit*, und Otto Sanbl.: *plus quam imperialem deceret majestatem humiliter efflagitavit*, zurück, und nimmermehr möchte ich hier eine Bestätigung für Chiavenna als Ort der Zusammenkunft finden. Die Nachricht 1180

über die Vertheilung Sachsens nach dem Sturze Heinrich d. L. wird Gobelinus in der Hauptsache der Gelnhäuser Urkunde entnommen haben, und es scheint mir ganz unberechtigt, wenn der Verf. aus seinem Wortlaut eine Erklärung dieser gewinnen oder bestätigen will, wonach die Verleihung an Köln sich nur auf das Bisthum, nicht das Erzbisthum, bezogen haben soll. Wenn bei Gelegenheit dieser Frage gegen eine Bemerkung von mir, dass ich den Grund nicht einsehe, warum er früher zwei Ausfertigungen der Gelnhäuser Urkunde angenommen habe, angeführt wird (S. 202 N.), dass in dem Abdruck aus dem Original bei Lacomblet zwei in den älteren Ausgaben vorhandene Zeugennamen fehlen, so kann ich darauf kein Gewicht legen, da die Auslassung leicht auf einem Versehen beruhen kann: jedenfalls würde es einer neuen Einsicht des Originals bedürfen, um die Frage zu entscheiden, wie sie wohl bei der in Aussicht stehenden Ausgabe in Heinemanns Codex Anhaltinus erwartet werden darf.

Ich kehre noch einmal zu den alten Annalen zurück. Auch die Frage, ob nicht wieder für sie eine ältere Quelle nachgewiesen werden kann, musste aufgeworfen werden, und der Verf. hat gezeigt, dass die Hasunger Annalen, die uns in der sogenannten Annales Ottoburani erhalten sind, da in Betracht kommen.

Schwieriger ist das Verhältniss zu den Annalen von St. Alban, mit deren Ableitungen sich eine gewisse Verwandtschaft wenigstens in den Hild. auch nach 1109 zeigt (S. 19). Der Verf. meint, sie sei nicht gross genug, um einen wirklichen Zusammenhang anzunehmen; doch scheint mir, dass eine Uebereinstimmung, wie sie sich 1114 zwischen den Ann. Disibod. und Hild. (resp. Colon.) zeigt, nicht zufällig sein kann. Es

kommt dazu, dass auch das Chron. Sampetrinum hier im Wortlaut verwandt ist. Ob dies aber auf Ableitung aus den St. Albaner Annalen zurückgeht, muss deshalb zweifelhaft sein, weil die andere Ableitung derselben, die Rosenfelder, hier abweicht, und überhaupt unsicher ist, ob jene bis zu dem genannten Jahre fortgeführt waren. Die Rosenfelder Annalen sind nicht, wie der Verf. anzunehmen scheint, direct aus den St. Albaner geflossen, sondern, wie Jaffé gezeigt hat (Archiv XI, S. 855), durch Vermittelung von Annalen aus St. Burchard in Würzburg. Wahrscheinlich dass diese auch in Disibodenberg vorlagen (vgl. 1113), und sich so die Verwandtschaft beider über das Jahr 1101 hinaus, wo die Ann. St. Albani wenigstens in dem uns erhaltenen Text aufhören — sie erstreckt sich bis 1110 und findet sich einzeln noch 1118 — und das Vorhandensein einiger gemeinschaftlicher Nachrichten, die in den anderen Ableitungen fehlen (s. d. Verf. S. 189), erklären: denn, dass man in Rosenfeld und Disibodenberg, wie der Verf. annimmt (S. 189), zwei gemeinschaftliche Quellen gehabt und gleichartig verbunden haben sollte, lässt sich in der That kaum denken. Mit dem, was die Ann. Hild. — 1109 bringen, zeigt sich gar keine Verwandtschaft. Dass auch dies nach Mainz weist, ist gewiss richtig (S. 5); aber es mit voller Bestimmtheit als Fortsetzung der Ann. St. Albani zu bezeichnen, scheint mir doch kaum erlaubt. Noch weniger darf man die Ann. St. Pauli Vird. bis 1115 als ein Abklatsch der Annalen von St. Alban bezeichnen; die beiden Sätze 1113 und 1115, um die es sich nach 1101 handelt, finden sich so in keiner Ableitung, und auch anderes ist jenen fremd und weist auf eine norddeutsche Quelle hin, die die auf St. Alban zurückgehenden Nachrichten vermittelte. Manches stimmt

mit den Ann. Magdeburgenses überein (vgl. 1002 mit A. Magd. 1009, und 1147), während andere Jahre (1056. 1152. 1184) noch auf eine andere Form der Ueberlieferung schliessen lassen. Das Chron. Sampetrinum, an das man wegen der Erfurter Nachricht 1184 denken könnte, kommt nicht in Betracht. — Ob dies, wie der Verf. mit Giesebrecht annimmt, über das J. 1101 hinaus Annalen von St. Alban gekannt hat, lasse ich dahingestellt: eine gewisse Verwandtschaft mit den Ann. Hild. zeigt sich einzeln allerdings.

Das Angeführte genügt, um zu zeigen, wie viele interessante Untersuchungen hier angeregt sind, wie viele Schwierigkeiten und Dunkelheiten aber auch bleiben, da offenbar an annalistischen Werken des Mittelalters mehr verloren ist, als wir früher anzunehmen geneigt sein mochten.

Wenn diese Anzeige besonders solche Punkte hervorgehoben hat, wo man, wie ich glaube, nicht oder wenigstens nicht unbedingt den von Hrn. Dr. Scheffer aufgestellten Ansichten beistimmen kann, so soll sie am wenigsten das Verdienst der Arbeit überhaupt in Abrede nehmen. Im Gegentheil gebührt dem Verf. der lebhafteste Dank für die mannigfache Förderung und Anregung die er unserer Kenntniss der Historiographie namentlich des 12ten Jahrhunderts gebracht hat. Und auch manche geschichtliche Fragen sind, wie zum Theil schon bemerkt, in den Anmerkungen und Excursen behandelt. Und wenn ich auch da einige Male dem kritischen Verfahren, das befolgt ist, habe widersprechen müssen, so bleibt anderes was man als eine entschiedene Berichtigung oder Vervollständigung früherer Annahmen betrachten muss. Der Verfasser gehört zu den sorgfältigsten und scharfsinnigsten unter den jüngeren Forschern. Ich glaube nur vor einer etwas zu grossen Neigung zu neuen An-



sichten, einem zu starken Vertrauen auf eine gefasste Meinung warnen zu sollen. Auch finde ich es nicht schön, wenn er, da er einmal eine Textausgabe liefert, eine gewisse Geringschätzung philologischer Akribie kundgiebt (S. 63. 65). Vielleicht hat sich das dadurch gerächt, dass sein Text in unangenehmer Weise von Druckfehlern entstellt ist.

G. Waitz.

---

Plath, Lic. C. H. Ch., Missionsinspector und Privatdocent: Missions-Studien. Berlin, W. Schultze, 1870. 216 Seiten.

Der Verf. hat sich sonst schon als Schriftsteller im Interesse der Mission vortheilhaft bekannt gemacht, und auch das vorliegende Heft beweist, wie sehr derselbe auf diesem seinem Gebiete zu Hause ist. Es ist, wie er selbst in der Vorrede sagt, »eine Sammlung von missionswissenschaftlichen Aufsätzen, von denen einige bereits in Zeitschriften erschienen und hier nur vervollständigt sind, von denen aber die Mehrzahl neu ist, und welche nun in dieser Zusammenstellung dazu dienen sollen, dem Leser sowohl »die Hauptwendepunkte der Missionsgeschichte« überhaupt, als auch »die vier Hauptrichtungen« vor Augen zu stellen, »in welchen sich während unsrer neueren Kirchenzeit die Missionsarbeit der ganzen Christenheit auf Erden ausprägt«, und wir müssen bekennen, dass dies nicht nur gelungen ist, sondern dass der Verf. auch noch auf manches Andre die Blicke zu lenken gewusst hat, was im Interesse des Werkes, um das es sich da handelt, beachtenswerth ist. Die grosse Arbeit, welche hier noch immer gethan werden muss, tritt in den Aufsätzen des Verf. wie in ihrer Wichtigkeit und in ihrem Umfange, so auch in all ihrer Schwie-

rigkeit entgegen, und überall hat man bei dem, was man da liest, das Bewusstsein, dass da ein Mann redet, der den Dingen selbst nahe steht und deshalb auch eine genaue Kenntniss von ihnen hat.

An der Spitze steht, gleichsam als Einleitung, eine »Antrittsvorlesung« über »Missionsstudien« überhaupt, gehalten von dem Verf. beim Beginn seiner Vorlesungen »über den gegenwärtigen Bestand des Missionswerkes der christlichen Kirche«, und wir finden hier in eingehendster Weise von der »Missionswissenschaft« gehandelt, sowohl von ihrem Gegenstande und ihrer Methode, als auch von dem Zwecke, den sie hat — ein Aufsatz, recht geeignet, die Bedeutung des Missionswerkes selbst zur Erkenntniss zu bringen und für dasselbe zu erwärmen. Dann folgt eine Reihe von geschichtlichen Arbeiten, welche über verschiedene Epochen der Missionsgeschichte Licht zu verbreiten suchen. Der Aufsatz über die Bedeutung Willibrord's für die deutsche Mission weist einestheils darauf hin, welche Wichtigkeit das Wirken dieses Mannes überhaupt für die Christianisirung des deutschen Nordens gehabt hat, und sucht anderentheils — und wir meinen: mit Recht — die Ansicht derer zu begränzen, welche in Willibrord noch einen völlig von Rom unabhängigen Missionar haben erblicken wollen. Weiter finden wir dann »die erste Mission in Amerika« geschildert, nämlich das Verhalten der ersten Entdecker mit all der habgierigen Grausamkeit dieser Leute und den damals leider vergeblichen Kampf der Dominikaner und ihres tapferen Predigers Anton Montesino gegen die Gewaltthätigkeiten, welche an den Ureinwohnern verübt wurden: ein dunkles Gemälde, das aber für die Erkenntniss jener Zeiten lehrreich genug ist und bei welchem man

nur getröstet wird durch die Erwägung, dass, zu derselben Zeit in Deutschland der Grund zu besserer Erkenntniss des Christenthums gelegt wurde, der dann auch dahin führen sollte, der Heidenwelt gegenüber ein durchaus anderes Verfahren einzuschlagen. Die Missionsbestrebungen, wie sie nun eben auf dem Grunde des evangelischen Christenthums erwachsen sind, finden wir dann charakterisirt in dem dritten Aufsatze: »Was haben die Professoren Francke, Vater und Sohn, für die Mission gethan?« und hier sehen wir, wie der protestantisch-evangelische Geist ein völlig uneigennütziges Interesse an den heidnischen Völkern nimmt, wie es ihm nur darum zu thun ist, auch diesen das Licht des Heiles zu bringen: in der That ein Gegensatz zu jenem Verhalten der Spanier, wie er nicht grösser sein kann, wie er aber auch auf die Veränderung der Zeiten ein schönes und erfreuliches Licht wirft. So sind es drei charakteristische Bilder aus der Missionsgeschichte, was der Verf. uns hier geboten hat, und an diese drei schliesst sich dann noch als ein viertes eine Besprechung des »Krieges, den die Buhrs des Oranjestaats gegen die Bassuto's« im Jahre 1865 geführt haben, also ein Stück aus der Geschichte eines »Missionslandes« in der allerneusten Zeit, und welches recht geeignet ist, uns einen Blick in die gegenwärtigen Zustände der Afrikanischen Heidenwelt zu gewähren. —

Den Schluss der Sammlung bilden zwei Aufsätze, die noch besonders der Beachtung empfohlen werden dürften, der eine, weil er eine Frage zu beantworten sucht, welche zu den schwierigsten auf dem Gebiete der Mission gehört, und der andre, weil er Aufschluss über ein Arbeitsfeld giebt, das den evangelischen Missionsgesell-

schaften eben sowohl, wie denen der römischen Kirche verschlossen ist: über das der griechisch-katholischen, vor allen Dingen der russischen Kirche. Der erst genannte Aufsatz behandelt nämlich die Frage, »welche allgemeinen Gesichtspunkte die Missionare hinsichtlich der Rechte, Sitten und Gewohnheiten der Heiden im Auge behalten sollen?« und bekannt ist ja, dass noch in der neuesten Zeit lebhaft Debatten darüber geführt worden sind, namentlich auch in Beziehung auf die Kasten in Indien, ob dieselben von Seiten der Mission geduldet und geschont werden sollen oder nicht und wie sich der Missionar überhaupt zu diesen so tief in das sociale Leben jener Völker einschneidenden »Ordnungen« zu stellen habe. Ein verkehrtes Verfahren von Seiten der Mission kann hier sehr viel Unheil anrichten, sowohl die verkehrte Strenge, als auch die verkehrte Toleranz, und gewiss ist es nicht leicht, hier immer sogleich den rechten Weg zu finden. Der Verf. nun stellt da Gesichtspunkte auf, die richtig aufgefasst und angewendet, auch wohl das Richtige enthalten möchten. Zunächst unterscheidet er zwischen solchen Gewohnheiten u. s. w., welche absolut unvereinbar mit dem Christenthume, und solchen, welche rein gleichgiltig und indifferent sind, und während er es mit Recht als selbstverständlich betrachtet, dass die letzteren durchaus geduldet werden müssen, nennt er es mit dem gleichen Rechte ebenfalls selbstverständlich, dass von einer Duldung der ersteren nicht die Rede sein kann. Aber zwischen beiden giebt es ein mittleres Gebiet, Sitten, Gewohnheiten und Lebensordnungen, bei denen es darauf ankommt, in welchem Geiste sie geübt und gehandhabt werden, die eben desshalb auch nicht absolut verwerflich sind, sondern bei denen es nur darauf ankommt, sie mit christlichem

Geiste zu durchdringen und von diesem umgestalten zu lassen. Nur ausrotten wollen, hiesse nach dem Verf. das ganze Leben des zu bekehrenden Heiden entwurzeln und tabula rasa machen, während es vielmehr darauf ankommt, der umbildenden und von innen heraus erneuernden Macht des Christenthums zu vertrauen. Der Verf. macht darauf aufmerksam, wie das apostolische Wort vom Tragen der Schwachen auch hier seine Gültigkeit hat, nur freilich dass man die Schwachen, die man in der Gemeinde duldet, nicht zu Vorstehern und Beamten der Gemeinde machen darf. Es ist gewiss viel Richtiges, was der Verf. da hervorhebt, nur dass es auf die Anwendung in den einzelnen Fällen ankommt und dass da denn freilich dem guten Tact und der gewissenhaften Beurtheilung des betreffenden Missionars stets Vieles überlassen bleiben muss.

Die Abhandlung über die »Missionsarbeit der griechisch-katholischen Kirche« hat den Ref. besonders wegen der Aufschlüsse interessirt, welche in derselben über Russland und dessen Verhalten zu den Missionsbestrebungen gegeben werden. Sie ist mit vieler Sachkenntniss geschrieben, und wenn wir in derselben auch erfahren, dass und wesshalb die nicht der russischen Kirche angehörenden Missionsgesellschaften in dem Gebiete des grossen Zarenreiches keinen Zutritt haben, so doch auch, dass auch von Seiten der russischen Kirche selbst, sowohl von der Hierarchie, als auch von mehr oder weniger freien Vereinen aus eine missionirende Thätigkeit unter der zahlreichen Heidenwelt dieses Reiches geübt wird. Zugleich entwirft der Verf. auch ein Bild von dem hier zu bearbeitenden Felde, sowohl hinsichtlich der geographischen Verhältnisse desselben, als auch hinsichtlich der unter den russischen Heiden vorhandenen Religion.

F. Brandes.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 46.

16. November 1870.

**Wilhelm Oncken**, Die Staatslehre des Aristoteles in historisch-politischen Umrissen. Ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Staatsidee und zur Einführung in die Aristotelische Politik. Erste Hälfte. Leipzig, Verlag von W. Engelmann, 1870. XVI und 299 S. gr. 8.

Die Arbeit, deren erste Hälfte hier vorliegt, ist aus Vorlesungen entstanden, oder mit dem Verf. zu reden, »aus Studien, die wiederholten akademischen Vorträgen zur Grundlage dienten.« Der Augenmerk ist dabei auf drei verschiedene Punkte gerichtet gewesen, einmal auf die Beschaffung »einer philologisch-kritischen Grundlage für die methodische Behandlung und Auslegung des Textes«, zum andern auf Würdigung der historischen Stellung, welche Aristoteles als politischer Denker sowohl zur Staatslehre seiner Vorgänger als zum wirklichen Staatsleben der hellenischen Welt einnimmt, und drittens auf »Heraushebung der bleibenden politischen Ergebnisse der Aristotelischen Gedankenarbeit« (S. Vorwort S. VII).

Der Inhalt des vollendeten ersten Theils scheidet sich in eine Einleitung und ein erstes Buch. Die Einleitung behandelt 1) Aristoteles als Naturforscher und Lehrer der Politik, 2) die ethisch-politischen Schriften des Aristoteles und giebt 3) eine Textgeschichte der aristotelischen Politik vom 13ten Jahrhundert bis auf unsere Tage.

Das erste Buch dagegen trägt die Aufschrift: »Aristoteles Bruch mit der Romantik in der hellenischen Staatslehre« und zerfällt in die zwei Betrachtungen 1) Aristoteles und die theoretischen Staatsideale seiner Vorgänger, 2) Aristoteles und das Lykurgische Sparta. — Die zweite Hälfte soll uns nach einer Andeutung am Schluss des Vorworts »die Neugründung und Fortbildung der hellenischen Staatslehre« bringen.

So viel ich hieraus ersehe, ist demnach von den oben aufgestellten drei Gesichtspunkten der erste in der Einleitung durch die Charakteristik der bisherigen Behandlung und Interpretation der Politik zur einen Hälfte verfolgt, während die Rechenschaft von der Art, wie sich der Verf. »die Lösung der vielen sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten unserer Ueberlieferung zu recht zu legen versucht hat,« bisher nur zum kleinen Theil gegeben ist; der dritte Gesichtspunkt kommt naturgemäss in dem bisher Gegebenen relativ selten zur Geltung wie denn auch S. VIII versichert wird, dass er in der zweiten Hälfte des Buches noch mehr hervortreten werde als in der ersten. Auch der zweite hat in dem ersten Buche nur in den wesentlichsten Punkten Beachtung gefunden, während in Betreff der Aristotelischen Kritik der Athenischen, Kretischen und Karthagischen Verfassung die Behandlung mit einstweiligen

Verweisungen auf Schneider's Commentar, Hoeck's Kreta, Movers' Phönicier und des Verf.'s »Athen und Hellas« S. 161 ff. als an dieser Stelle ausserhalb der Aufgabe liegend abgelehnt wird (dass die zweite Hälfte dafür eine passendere Stelle bieten werde, gestehe ich freilich nicht abzusehen).

Bei dieser Sachlage würde es verfrüht sein, schon jetzt darüber sprechen zu wollen, ob der Verf. seine Absicht, das Verständniss der Aristotelischen Politik zu erleichtern, erreicht hat und überhaupt ein allgemeines Urtheil über das Buch abzugeben; eine Einzelbesprechung dessen, was in dieser ersten Hälfte in sich abgeschlossen vorliegt, wird aber gestattet sein. Sehen wir dabei ab von den lichtvollen und erschöpfenden Darlegungen der Resultate der bisherigen Forschungen, so verdienstlich sie ohne Zweifel für eine Einführung des von dem Verf. in's Auge gefassten weiteren Leserkreises (s. S. XI) in das Studium der Aristotelischen Schrift sind, und halten uns — wie es bei einer Recension in diesen »gelehrten« Anzeigen gestattet ist — allein an das, was an selbständigen wissenschaftlichen Untersuchungen von dem Verf. geboten ist, so sind es zwei bis zu vollständiger Erledigung durchgeführte *πάρεργα*, auf die der Verf. selbst das grösste Gewicht legt und die bei dieser vorläufigen Besprechung herauszugreifen deshalb nicht unbillig scheint. »Im Verlaufe dieser Darstellung im ersten Buche, sagt der Verf. S. VII, habe ich Gelegenheit genommen, — — über die Aechtheit der Gesetze eine eigene Ansicht zu begründen und zum ersten Male versucht, eine quellenmässige Geschichte der Entstehung und Entwicklung des Lykurgideals, vor wie nach Aristoteles, zu geben.«

Nach Zeller's scharfsinniger Erstlingsschrift



(Platonische Studien 1839) hat kein Urtheilsfähiger die bedeutenden Widersprüche verkannt, die sich nach Inhalt und Form in den »Gesetzen« gegen anerkannt ächte platonische Schriften finden: nur über die aus dieser That-  
 sache zu ziehende Folgerung kann verschiedene Meinung bestehen; Zeller selbst urtheilt jetzt (die Philos. d. Gr. II 1<sup>2</sup> S. 641) milder und sicher richtiger als früher. Von bedeutendem Gewicht bei diesen ganzen Verhandlungen ist immer das bestimmte Zeugniß des Aristoteles über den Platonischen Ursprung der Gesetze gewesen: dies Zeugniß glaubt nun Oncken für den einen Theil der Schrift beseitigen oder vielmehr gegen denselben anrufen zu können. Es ist ihm (S. 194) unzweifelhaft, dass das Aristotelische Exemplar nicht alles enthalten habe, was in dem unsrigen steht, zunächst schon deshalb, weil die Inhaltsangabe, die Aristoteles von dem Buche giebt, nicht zu dem heutigen Umfang desselben passe. Denn wenn jener (II 6) sage: *τῶν δὲ νόμων τὸ μὲν πλεῖστον μέρος νόμοι τυγχάνουσιν ὄντες, ὀλίγα δὲ περὶ τῆς πολιτείας εἰρηκεν*, so stimme das nicht mit dem Inhalt unserer Gesetze, in denen höchstens Buch VI—XII von den Gesetzen handelten, also mindestens I—V übrig blieben, auf welche die Bezeichnung *ὀλίγα* ebensowenig gehen könne als die *περὶ τῆς πολιτείας*: die vier ersten Bücher und wenigstens ein Stück des fünften könnten also zu Aristoteles Zeit noch keinen Theil dieses Werkes gebildet haben. Gewiss findet auf diese ersten Bücher — werfe ich dazwischen — die Bezeichnung *περὶ τῆς πολιτείας* keine Anwendung; sollen denn aber die Worte des Aristoteles nicht vielleicht etwas anders sein als eine strikte Inhaltsangabe? Beachtet man den ganzen Zusammenhang,

in dem diese Worte stehen, so ist doch klar, dass Aristoteles sagen will, in den Platonischen Gesetzen ist — wie auch in der Politie *περὶ ὀλίγων πάντων ἀνέειπεν ὁ Σωκράτης* — von der Verfassung des Musterstaates nur wenig, viel mehr von den Gesetzen desselben die Rede. Und ist denn das etwa in dem gegenwärtigen Exemplar der Gesetze anders? Wird nicht über die Verfassung des Idealstaates allein von V 7 (S. 734 e) bis VI 14 (S. 768 e) gehandelt, von da ab bis zum Schluss über seine Gesetze? Die Kritik des Aristoteles *περὶ τῆς ἐναντιῶσα πολιτείας* (Kap. 6. Anfang) bezieht sich seinem Zweck gemäss eben nur auf diesen kurzen Abschnitt, die Gesetzgebung in den späteren Büchern lässt er ebenso bei Seite als die vorausgeschickten allgemeinen Betrachtungen über Tugenden im Staate und deren Förderung durch Gesetze und ähnliche ethisch-politische Erörterungen, wie sie mit philosophischer Beleuchtung früherer und bestehender Verfassungen in den ersten Büchern gegeben werden. Damit schon erledigt sich auch das Bedenken Oncken's (S. 195 ff.), dass Aristoteles die in diesen früheren Büchern befindlichen Angriffe auf Sparta und Kreta, auf die dortige Zuchtlosigkeit der Knaben und Weiber, auf die Knabenliebe, auf Gymnasien und Syssitien »als Hegestätten derselben«, hätte erwähnen müssen, weil sie ihm im Munde des Gegners doppelt erwünschte Waffen geboten hätten, einmal gegen die Politie Platon's selbst und dann gegen Sparta, und dass er gleichwohl von ihnen keine Ahnung habe, folglich sie nicht gelesen haben könne. Zudem ist es ja mit solchen Argumentationen *ex silentio* immer ein misslich Ding: konnte Aristoteles nicht vorziehen, mit seinen eignen Waffen zu kämpfen, statt mit fremden?

Nun finden sich aber ähnliche und sehr heftige Angriffe auf die Knabenliebe in Sparta und Kreta, auf die Zuchtlosigkeit der spartanischen Frauen auch in den späteren Büchern (VIII S. 836 b und VII S. 806), und Aristoteles gedenkt auch ihrer nicht! Aber es sollen ferner unveröhnliche Gegensätze zwischen dieser Polemik in den früheren Büchern und den Hauptgrundlagen des Staatsideals in Politie wie Gesetzen bestehen. Auch hier kann ich nicht beistimmen. Die unläugbaren Gegensätze gegen die Politie können doch unmöglich beweiskräftig für die spätere Zuthat einer einzelnen Partie sein, wo so viele nicht minder unzweifelhafte Gegensätze gegen platonisches Denken und Darstellen in andern Partien sich finden; und der Widerspruch mit den Einrichtungen des Idealstaates der Gesetze besteht in der That nur scheinbar. Denn es liegt auf der Hand, wie in diesem, der ja überhaupt einen Compromiss darstellt, alle möglichen, mit grosser Ausführlichkeit besprochenen Vorkehrungen getroffen werden, um die bei Kretern und Spartanern gerügten Laster und Nachtheile, die Knabenliebe und den Mangel an Erziehung und Beaufsichtigung der Jugend, die ausschliessliche Förderung kriegerischer Tapferkeit zu verhindern und vermeiden, ohne dass Syssitien und Gymnasien sowie gemeinsame Erziehung der Kinder, deren Vorthelle auf der andern Seite bedeutende, auch hier wieder entwickelte sind, ganz beseitigt würden.

Endlich soll der Stoppler, der die vier ersten Bücher später angefügt habe, sich in seiner Flickarbeit im fünften Buch ertappen lassen; denn dieses ganze Buch sei nichts als ein überaus schwerfälliger aus dem Dialog fallender Versuch mittelst feierlicher Erörterungen *de omnibus*

*et de aliis quibusdam* eine Art von Zusammenhang zwischen den ersten vier Büchern und den Büchern VI—XII herzustellen. Aber gerade diesen »Monolog von 16 schlecht verbundenen Kapiteln« kennt Aristoteles nachweisbar vom 7ten Kapitel an, wo die Darstellung der Verfassung des Idealstaates beginnt! So kann ich mich nicht überzeugen, dass mit dieser Hypothese die Frage nach der Aechtheit der Gesetze einen glücklichen Schritt vorwärts gerückt sei.

Noch minder kann ich meine Zustimmung zu des Verf.'s Behandlung der Tradition über Lykurg (S. 219 ff.) erklären: eine »quellenmässige Geschichte« der Entstehung und Entwicklung des Lykurgideals ist sie sicherlich nicht.

Zu voller Würdigung der kritischen Beleuchtung, die Aristoteles der vielgepriesenen spartanischen Staatsverfassung zu Theil werden lässt, ist gewiss ein näheres Eingehen auf diese selbst unerlässlich. Eine genauere Untersuchung thut hier um so mehr noth, als wir keinesweges rühmen dürfen, dass die bisherige Forschung bereits die wünschenswerthe Klarheit geschaffen habe; und doch würde diese wenigstens in höherem Grade, erreichbar sein, wenn man von dem Sichern ausginge, dem ziemlich klaren Bild, welches sich von der spartanischen Verfassung zur Zeit des peloponnesischen Krieges und insbesondere in der unmittelbar folgenden Periode gewinnen lässt, und die so erkannten Formen als feste Basis benutzte für eine Reconstruction der älteren Zustände. Auch für eine kritische Behandlung unserer Tradition ist noch viel zu thun, und ein besonders interessantes, wenngleich keineswegs das einzige Kapitel daraus ist das Lykurg betreffende.

Es bot sich also hier viel Stoff für eindringende Specialuntersuchungen, von denen einige von dem Verf. nur gestreift werden konnten; aber auch die Darstellung der Entwicklung der Tradition über Lykurgos ist in wesentlichen Punkten irrig und lückenhaft. Nach Oncken's Schilderung bewegt sich diese Tradition in folgenden drei Stufensätzen. Bei dem über Lykurg ziemlich wortkargen Herodot erscheint dieser von der Pythia geweihte Gesetzgeber als Vormund seines Neffen Leobotes und richtet die spartanische Verfassung nach kretischem Muster ein, indem er namentlich die Organisation des Volks in Waffen als eines stehenden Heeres einführt. Die erste Ausbildung erfährt dann das Lykurgideal in dem Kreise der attischen Lakonisten in der zweiten Hälfte des 5ten Jahrhunderts: ein anschauliches Bild der Ansichten, welche in dieser ersten »Schule lakonistischer Romantik« verbreitet waren, ist in Xenophons Schrift vom Staate der Lakedämonier gegeben (deren vom Verf. angenommene Aechtheit gegen manche nicht ganz leichte Bedenken nach Sprache und Inhalt mindestens einer specielleren Vertheidigung bedarf); Lykurg tritt hier als die »Weisheit« selbst auf, er ist in all seinen, auch den kleinsten sehr ausführlich geschilderten Einrichtungen der höchsten Bewunderung würdig, aber kein Mensch mit Körper und Seele; von seiner Persönlichkeit erfährt man nichts, als dass er das delphische Orakel um Rath gefragt habe.

Endlich — das ist nach dem Verf. das dritte Stadium — in der zweiten Hälfte des 3ten Jahrhunderts, als die Könige Agis und Kleomenes zur gründlichen Heilung der entsetzlichen socialen Schäden Spartas auf den Gedanken einer radikalen Wiederherstellung des Lykurgischen Sparta und

der alten verlassenen Sitte verfielen, gewann Lykurg auf einmal bestimmte Umrissse, Körper und Leben; in den Kreisen der zweiten Schule lakonistischer Romantik, die sich so in der Umgebung der beiden Könige bildete, fand er und sein Werk eine Wiederbelebung, die sich überall mit den Idealen und Wünschen der Gegenwart verschmolz. Aus dem in diesen Kreisen entstandenen Roman »Lykurg und seine Zeit« hat Plutarch den Stoff zu seiner gleichnamigen Lebensbeschreibung geschöpft. Und wenn Polybios mit einer Bestimmtheit, die »der verschwommenen Unklarheit alles dessen, was irgend ein Früherer bis zum zweiten Jahrhundert v. Chr. zu berichten weiss,« durchaus widerstreitet, von Werk und Person des Lykurg zu reden weiss, so ist auch er »erfüllt von den Nachklängen jenes kurzen Sommernachtstraums spartanischer Romantik«.

Damit ist denn die von Grote ausgesonnene, von Peter (n. Rhein. Mus. XXII S. 62 ff) modifizierte Idee von der erst in den Kreisen des Agis und Kleomenes ausgebrüteten Fabel der spartanischen Gütergleichheit, der von Haus aus nur ein sehr bescheidener Theil Wahrheit zu Grunde lag, bis zu einer Höhe aufgetrieben, die ihre ersten Urheber kaum billigen möchten.

Glaubt der Verf. nun wirklich, dass bis zur Zeit der Reformen des Agis und Kleomenes in der hellenischen Tradition Lykurg nur als »der Schatten eines Schattens« herumgegangen ist, »ein blosser Name, der aus grauer Vorzeit kaum mehr verständlich herüberklang«, dass dagegen in der Plutarchischen Biographie alles Persönliche einem Schriftsteller jener Kreise (Phylarchos oder Sphairos) verdankt wird? Und wie vermag er hiermit zu reimen, was alles Aristoteles

in den Politien (Frg. 146—151 bei Rose, Aristot. pseudépigr. S. 488 ff.), welche Fülle von persönlichen Erlebnissen Ephoros (Frg. 64 bei Müller Frg. h. G. I S. 249 ff.) von Lykurgos zu erzählen weiss? um einmal ganz zu schweigen von dem offenbar mit dem anschaulichsten Detail ausgestatteten Roman einer Hauptquelle aller späteren Biographen, des Kallimachiers Hermippos (Frg. 4, welches bei Müller jedoch zu weit ausgedehnt ist, bis 6 bei Müller Frg. h. G. III S. 37), da dieser Scribent erst unmittelbar nach jenen Reformen schrieb, obwohl er auch bei diesem Leben des Lykurg in Unabhängigkeit von der spartanischen Höflitteratur lediglich nach der bekannten Peripatetiker-schablone arbeitete, d. i. erdichtete. Und sind nicht von diesen allen und noch manchen andern, wie z. B. für den antiquarischen Theil von der in Sparta selbst mit kanonischem Ansehen bekleideten Schrift des Dikaiarchos über die spartanische Verfassung, deutliche Spuren direkter oder indirekter Benutzung in Plutarchs Biographie? Ich begnüge mich hier auf die Dissertation von Flügel, die Quellen in Plutarchs Lykurgos (Marburg 1870) hinzuweisen, die ich zwar durchaus nicht in allen ihren Einzelheiten vertreten möchte, die aber doch auf einem richtigeren Gesamtstandpunkt, als Peter und der Verf., steht. Die Abhängigkeit Plutarch's von einem Publicisten aus der Umgebung des Agis und Kleomenes (aller Wahrscheinlichkeit nach Phylarchos, nicht wie Oncken mit Gröfe meint, Sphairos, s. Flügel S. 2 f.) ist in der That unläugbar, aber ungleich eingeschränkter, als sich Peter und Oncken vorstellen, jedenfalls bestimmt nachweisbar nur an zwei Stellen im 5ten und 8ten Kapitel (vgl. Flügel S. 25 f., 34 f.), wo theils

direkte Uebereinstimmung mit Phylarchischen Worten im Agis und Kleomenes des Plutarch vorliegt, theils die unmittelbare Einwirkung der Zeit in der Fassung des Berichts hervortritt (in betreff des gewaltsamen Auftretens des Lykurg zur Rechtfertigung des Verfahrens des Kleomenes, sowie der Theilung der Ackerlose, wobei die Periöken mit hineingezogen werden und die Zahl auf das Doppelte der des Agis erhöht ist, weil damals Messenien mit vertheilt war).

Also der Plutarchische Bericht über die Art und Weise, wie Lykurg die Gütergleichheit in Sparta hergestellt habe, ist von seinem Gewährsmann zugestutzt zu einem Vorbild der Reform des Agis: ist deswegen aber — um auf diesen Ausgangspunkt der ganzen Hypothese, in dem auch Oncken mit Grote und Peter völlig übereinstimmt, mit ein paar Worten noch einzugehen — die ganze Tradition über die spartanische Gütergleichheit lediglich von diesen Hofhistoriographen erfunden? Mit gelindem Entsetzen habe ich bei dieser ganzen Streitfrage, deren Behandlung durch Grote man sogar als besonderes Muster kritischer Methode gepriesen hat, immer die Leichtigkeit betrachtet, mit der einem Forscher wie Polybios zugetraut wird, dass er eine Fiction, die erst ein Menschenalter vor ihm, in einer Zeit, über die er selbst genaue Studien gemacht hatte, und zwar in einem der Partei seines Vaters und seiner eignen feindlichen Kreise entstanden und publicistisch verbreitet worden sein soll, ohne die leiseste Ahnung ihrer Unbegründetheit wieder gebe, noch dazu an einer Stelle, wo er den angesehensten der älteren Autoren wegen ihrer leichthin gemachten Angaben eine Zurechtweisung ertheilt. Es müssten doch sehr zwingende Gründe vorliegen,



wenn man sich zu solchem Glauben an eine derartige Unzuverlässigkeit eines Polybios bekennen sollte. Verräth denn ein sicheres Merkmal, wie die Zahl der Loose, das Hereinziehen der Perriöken jene angenommene Quelle? Durchaus nicht; τῆς μὲν δὴ Λακεδαιμονίων πολιτείας, sagt er einfach, ἴδιον εἶναι φασὶ πρῶτον μὲν τὰ περὶ τὰς ἐγγαίους κτήσεις, ὧν οὐδενὶ μέγιστον, ἀλλὰ πάντας τοὺς πολίτας ἴσον ἔχειν δεῖ τῆς πολιτικῆς χώρας. Und was sind es denn sonst für Gründe, die man hiefür anführt? Niemand vor Polybios, auch solche Schriftsteller nicht, die es nothwendig hätten thun müssen, gedenke einer Gütergleichheit in Sparta, behauptet man; während man von Herodot an bis auf Aristoteles herunter positiv von gegenwärtiger Güterungleichheit höre. Nun schliesst spätere Güterungleichheit ja ursprüngliche Gütergleichheit nicht aus; bei verschiedenen der angeführten Schriftsteller lassen sich leicht plausible Erklärungen ihres vermeintlich befremdlichen Stillschweigens oder noch befremdlicheren Redens finden; so lag z. B. für Aristoteles, der das historische Detail in seinen Politien hinlänglich besprochen hatte, gar keine Nöthigung vor, sich in jenen Vorträgen über Politik, wo die Kritik der Verfassungen die Hauptrolle spielte, besonders über einen längst vergangenen und veränderten Zustand auszulassen; genug, wenn er die Ursachen des jetzt bestehenden Zustandes bloss legte. \*) Dazu ist es, da man aus sehr prakti-

\*) Die Worte des Isokrates Panathen. §. 259, auf die Peter wieder stark drückt, heben es eben nur als einen Vorzug Sparta's hervor, dass es von jeder revolutionären Bewegung verschont geblieben sei, welchen Vorzug Ephoros und Genossen bei Polybios VI 46, 7 eben durch die von Lykurg erwirkte Beseitigung der

schen Gründen streben musste, mit seinen Er-  
dichtungen in Sparta Glauben zu finden, sehr  
wenig wahrscheinlich, dass man in der Umge-  
gebung des Agis und Kleomenes auf den Gedan-  
ken verfiel, eine gleichmässige Vertheilung der  
Ackerhufen unter Spartiaten und Periöken dem  
Lykurg beizulegen, falls nicht eine Ueberliefe-  
rung vorhanden war, die wenn auch nicht ge-  
rade das, so doch etwas verwandtes, etwas was  
sich ohne allzu grosse Mühe so zurecht machen  
liess, bezeugte. Das alles sind allgemeine Er-  
wägungen, die man im conservativen Interesse  
anstellen kann und theilweise auch angestellt  
hat; doch vermögen sie die Frage nicht zu er-  
ledigen. Entscheidend kann nur der Nachweis  
sein, dass sich in der That auch vor Polybios  
Spuren einer verwandten Tradition finden.

Und an solchen fehlt es doch eben nicht:  
Plato spricht in den Gesetzen (III S. 684 e und  
V. S. 736 c) von einer bei der Einwanderung

*πλεονεξία* erklären, Polybios selber (VI 48, 3) sogar di-  
rekt mit der *ισότης περὶ τὰς κτήσεις* in Zusammenhang  
bringt. Unter den schlimmsten socialen Uebeln, die in  
Gefolge solcher revolutionären Bewegungen gehen, nennt  
der Rhetor *χρεῶν ἀποχρᾶς* und *γῆς ἀναδασμόν*, ganz  
einfach deshalb, weil »Schuldenerlass und Landverthei-  
lung!« im alten Hellas der stetige Parteiruf aller radi-  
kalen Revolutionäre war (s. Büchschütz, Besitz und  
Erwerb im hellen. Alterthume S. 35 Anm. 4). Isokrates  
mag also, falls er sich überhaupt darüber klare Vor-  
stellungen machte, die dereinstige Gleichheit des Grund-  
besitzes sich immerhin ähnlich, wie Plato durch eine  
gleich bei der Eroberung vorgenommene Assignment von  
Hufen, nicht durch einen revolutionären Akt des Lykur-  
gos erklärt haben: gegen eine ursprüngliche Gütergleich-  
heit in Sparta kann er jedenfalls nicht zeugen. Schlimm-  
sten Falls wäre ja aber auch ein durch übertreibende  
Panegyrik hervorgerufenes historisches Versehen bei einem  
griechischen Redner doch wahrlich nichts Unerhörtes!

vorgenommenen Theilung des spartanischen Landes in gleiche Ackerlose: dass es bei den Spartanern stehende Sitte war, erobertes Gebiet zu vermessen und zu gleichen Theilen zu assigniren, bezeugt das Orakel, welches den Spartanern nach Herodot I 66 über Tegea ertheilt wurde: *δώσω τοι — — καλὸν πεδὶον σχοίνα διαμετρήσασθαι* (vgl. auch den Ausspruch des nach Messenien ausrückenden Polydoros in Plutarchs apophth. Lacon. n. 2, er ziehe *ἐπὶ τὴν ἀκλήρωτον τῆς χώρας* mitsammt der Erzählung des Pausanias IV 24, 4 *Λακεδαιμόνιοι — — ὡς ἐπεκράτησαν τῆς Μεσσηνίας τὴν μὲν ἄλλην — — αὐτοὶ διελάγγανον*). Und mit dieser Tradition stehen die Aeusserungen des Aristoteles in der Politik keineswegs im Widerspruch (vgl. Hildebrand, die sociale Frage des Grundeigenthums im klassischen Alterthum Anm. 17 in s. Jahrb. f. Nationalök. u. Stat. Bd. XII Heft 1.) Man darf aber wohl noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, dass auch der sorgfältigste antike Forscher auf dem Gebiete der älteren hellenischen Geschichte, Ephoros, die ursprüngliche *ἰσότης τῆς οὐσίας* in Sparta ausdrücklich bezeugt habe. Die Gründe, welche hiefür sprechen, will ich wenigstens noch kurz hervorheben.

Betrachten wir zunächst das vielbesprochene Kapitel des Polybios (VI 45), aus welchem Peter (a. a. O. S. 73) durch eine Schlussfolgerung herausliest, Ephoros Xenophon Kallisthenes und Plato hätten nichts von einer Theilung des Lykurg gewusst. Insofern dieser Schluss lediglich darauf beruht, dass die von Polybios getadelte Identität der Schilderung spartanischer und kretischer Verfassungszustände bei jenen gepresst wird, ist er schon hinfällig; denn der

summarische Tadel des Polybios ist, wie er ja leicht in seiner Polemik etwas zu negativ wurde, wenigstens bei einem der angeführten Historiker, bei Ephoros einseitig und ungerecht, da dieser sich vor einer unbedingten Gleichstellung beider Verfassungen namentlich in der spätern Gestalt gehütet hat, wie insbesondere seine Worte bei Strabo X. S. 481 zeigen, λέγεσθαι δ' ὅπό τινας, ὡς Λακεδαιμονία εἴη τὰ πολλὰ τῶν νομιζομένων κρητικῶν, τὸ δ' ἀληθὲς εὐρεῖσθαι μὲν ἐν ταύταις, ἐκρίβειναι δὲ τοὺς Σπαρτιαίτας, τοὺς δὲ κρητικὰς ἀκριβοῦς εἶναι und weiter unten οὕτω δὲ τῶν νῦν καθιστημένων τὰ παλαιὰ τεκμηριουμένους εἶναι εἰς τὴν ἀντιθέσιν ἐκατέρωθεν μεταπεπρωμένων. Doch dürfte eine genauere Betrachtung der Argumentation des Polybios noch einen andern Umstand ins Licht stellen. Die Kette seiner Beweisführung ist kurz diese: δεῖον ἀπιστῆσαι, πῶς οἱ λογιστάτοι τῶν ἀρχαίων συγγραφέων, Ἐφωρος, Ξενοφῶν, Καλλιμάχης, Πλάτων, πρῶτον μὲν ὁμοίαν εἶναι φασὶ καὶ τὴν αὐτὴν (τὴν Κρητικὴν πολιτείαν) τῇ Λακεδαιμονίᾳ, δεύτερον δ' ἀπαινετὴν ὑπάρχουσαν ἀποφαίνουσιν: εἰς οὐδέτερον ἀληθὲς εἶναι μοι δοκεῖ (45. 1. 2). Also zwei Irrthümer, die sich in Bezug auf die kretische Verfassung bei den besten Schriftstellern finden, will Polybios berichtigen: er wendet sich zunächst zur Widerlegung des ersten, der vermeintlichen Gleichheit der kretischen und spartanischen Verfassung und demonstriert die Falschheit dieser Anschauung, indem er die eignen Aeusserungen jener Gewährsmänner über die Lykurgische Verfassung confrontirt mit dem thatsächlichen Zustand in Kreta, mit dessen Ignorierung jene die Identität beider Politien behaupten. πρῶτον ὑπὲρ τῆς ἀγνοουμένης διέξωμεν, τῆς μὲν δὲ Λακεδαιμονίᾳ πολιτείας ἰσχυρὸν εἶναι φασὶ πρῶτον μὲν τὰ παρὰ τοῖς ἑγγύτοις κρητικῶς (45, 3) — δεύτερον τὰ παρὰ τῶν τοῦ διαφύ-

ρου κτῆσαν (45, 4) — — τρίτον παρὰ Λακεδαι-  
 μονίοις οἱ μὲν βασιλεῖς (45, 5) — —. παρὰ δὲ  
 Κρηταιεῦσι πάντα τούτοις ὑπάρχει τάναντία (46, 1)  
 — — ὥστε πολλάκις διαπορεῖν πῶς ἡμῖν περὶ  
 τῶν τὴν ἐναντίαν φύσιν ἐχόντων ὡς οἰκείων καὶ  
 συγγενῶν ὄντων ἀλλήλοις ἐξηγγέλκασι (46, 5).  
 καὶ χωρὶς τοῦ παραβλέπειν τὰς τηλικαύτας δια-  
 φορὰς καὶ πολὺν δὴ ἕνα λόγον ἐν ἐπιμέτρῳ διατί-  
 θενται φάσκοντες τὸν Λυκοῦργον μόνον τῶν γεγρονό-  
 των τὰ συνέχοντα θεωρηκέναι (46, 6) — — —  
 ταῦτα δ' ἀποφηνάμενοι καὶ θεωροῦντες ἐκ παρα-  
 θύσεως Κρηταεῖς — — ἐν πλείστοις — — στα-  
 σεσι — — ἀναστρεφομένους οὐδὲν οἶονται πρὸς  
 σφᾶς εἶναι, θαρροῦσι δὲ λέγειν ὡς ὁμοίων ὄν-  
 των τῶν πολιτευμάτων. (46, 9). Es liegt hier  
 deutlich eine doppelte Argumentation vor. Die  
 letztere von 46, 6 bis 46, 9 stellt einander  
 gegenüber die politischen Ergüsse jener Schrift-  
 steller über die Einigkeit der Bürger er-  
 zielenden Einrichtungen Lykurgs auf der einen  
 Seite, und die thatsächliche Uneinigkeit in  
 Kreta auf der andern Seite, und zieht das  
 Facit, dass die genannten Schriftsteller ohne  
 Rücksicht auf die notorischen Zustände in Kreta  
 den Muth haben, die Gleichheit beider Ver-  
 fassungen zu behaupten. Die erstere Schlussreihe  
 von 45, 3 bis 46, 5 muss eine parallele Ge-  
 stalt haben; denn der Schluss, die Verwunde-  
 rung über jener Behauptung von der Verfassungs-  
 gleichheit in Sparta und Kreta (46, 5) und  
 das zweite Glied, die Constatirung der fakti-  
 schen Verschiedenheit in Kreta (46, 1) sind der  
 zweiten Schlussreihe durchaus analog gebildet;  
 demgemäss erwarten wir in dem ersten Glied  
 erwähnt eine auf Kreta nicht passende Schilde-  
 rung, die jene Schriftsteller von der spartani-  
 schen Verfassung geben; und in der That finden

sich hier die Worte *τῆς Λακεδαιμονίων πολιτείας ἴδιον εἶναι φασί* (45, 3). Ich meine, es ist danach nothwendig zu *φασί* dasselbe Subjekt zu ergänzen, welches im Anfang (45, 1) zu *φασί* und *ἀποφαίνουσιν* wirklich ausgeschrieben ist, sonst aber in der ganzen Erörterung (46, 5 zu *ἐξηγγέλκασι*; 46, 6 zu *διατίθενται φάσκοντες*; 46, 9 zu *ἀποφηνάμενοι καὶ θεωροῦντες* — — *οἶονται* — —, *θαυροῦσι δὲ λέγειν*) stillschweigend supplirt wird, nämlich *οἱ λογιώτατοι τῶν ἀρχαίων συγγραφέων, Ἐφορος, Ξενοφῶν, Καλλισθένης, Πλάτων*. Damit scheint mir auch ein ungleich verständigeres Raisonnement gewonnen, als wenn Polybios die bedeutendsten Autoritäten des Alterthums mit einer Sage, einem man weiss nicht wie beglaubigten Gerede widerlegen will, wie er das nach Peter (a. a. O. S. 80) und Oncken (S. 245 Anm. 2) thun soll\*).

Ist diese Darstellung nicht verfehlt, so ist ein bestimmtes Zeugniß gewonnen, dass jene *λογιώτατοι*, vielleicht nicht gerade alle, aber doch sicher zwei, drei von ihnen schon von der Gleichheit des Grundbesitzes in Sparta gesprochen haben, wobei nur ungewiss bleibt, ob im Allgemeinen oder sie auf eine Theilung Lykurgs zurückführend. Dass nun aber unter ihnen gerade Ephoros sich befunden habe, macht eine doppelte Erwägung wahrscheinlich. Einmal ist nämlich Ephoros der von Polybios in erster Linie angegriffene: das zeigt sowohl der geschärfte Tadel, der ihn speciell am Schluss

\*) Schoemann (recognitio quaestionis de Spartanis homoeis. 1855. S. 31 = opusc. acad. I. S. 147) lässt die Sache gänzlich unentschieden: *hoc φασί potest quidem infinite dictum accipi — — potest autem etiam ad eos pertinere videri, quos antea nominavit Ephorum Xenophontem etc.*

der Widerlegung des ersten Irrthums (46, 10) trifft, als auch der Passus über die politische Würdigung des Lykurgos als besten Gesetzgeber, der ohne Zweifel auf Ephoros zielt. Denn die von Polybios hervorgehobene Ausführung: *δυνεῖν ὄντων δι' ὧν σφίζεται πολίτευμα πᾶν, τῆς πρὸς τοὺς πολεμίους ἀνδρείας καὶ τῆς πρὸς σφᾶς αὐτοὺς ὁμονοίας, ἀνηρηκότα τὴν πλεονεξίαν ἅμα ταύτῃ συναρηρηκέναι πᾶσαν ἐμφύλιον διαφορὰν καὶ διασιν ἢ καὶ Λακεδαιμονίους ἐκτὸς ὄντας τῶν κακῶν τούτων κάλλιστα τῶν Ἑλλήνων τὰ πρὸς σφᾶς αὐτοὺς πολιτεύεσθαι καὶ συμφρονεῖν* (46, 7, 8) schmeckt nicht bloss im Allgemeinen sehr nach Isokrateischer Schule, sondern zeigt auffallende Uebereinstimmung mit den Worten des Ephoros (bei Strabo X 16 im Anfang S. 480) über die kretische Verfassung, und erweist sich auch durch Vergleichung der Worte des Isokrates im Panathenaeus §. 258. 259 als eine in diesen Kreisen circulierende Parole; dazu kommt endlich, dass auch bei Diodoros (VII 12), als dessen Hauptquelle für griechische Geschichte mit zunehmender Sicherheit eben Ephoros nachgewiesen wird, und als dessen Gewährsmann er auch für verschiedene Partien der ältesten peloponnesischen Geschichte erkannt werden kann, eine ganz verwandte Betrachtung sich findet\*).

Und zum Andern kommt, wenn auch nur zur Erhöhung der Probabilität in Betracht, was bei der Art, wie Trogus seine Quellen ver-

\*) Ganz analoge Anschauung zeigt auch der erste Satz des 31. Kapitels des Plutarchischen Lykurgos, und es erhält damit die Vermuthung Flügel's S. 31 f. eine weitere Bestätigung. Charakteristisch ist aber, dass Polybios selber bei seiner Besprechung der spartanischen Verfassung sich ganz in denselben Gedankenreihen bewegt (VI 48, 8).

arbeitete, allein von ungenügender Beweiskraft wäre, dass sich bei diesem inmitten einer aus Ephoros stammenden Partie \*) eine Notiz findet, welche die Aeckertheilung zwar bestimmt an den Namen des Lykurgos knüpft, aber von einer direkten Beeinflussung durch die in Agis' Kreis herrschenden Anschauungen ebenso wenig als Polybios eine Spur zeigt, da weder die Periöken eingeschlossen werden noch die verrätherische Zahl erscheint; vgl. Justin. III 3: »fundos omnium aequaliter inter omnes divisit, ut aequata patrimonia neminem potiores altero redderent«. Geht endlich, wie ziemlich wahrscheinlich ist (s. Flügel S. 9 f.), die Beschreibung der spartanischen Verfassung in den Politien des sog. Herakleides (bei Müller frg. hist. Gr. II S. 210) auf Ephoros zurück, so giebt der hier in §. 7 gegebene Zug eine gut stimmende Ergänzung zu der Justin'schen Notiz.

Das beträfe zunächst Alles nur den Nachweis, dass eine alte Tradition existirte, welche die ursprüngliche Gleichheit der spartanischen Ackerlose bezeugte, und die dann durch die schriftstellernde Umgebung der »Revolutionäre auf dem spartanischen Königsthron« gegen Ausgang des dritten Jahrhunderts nur eine der Zeit und ihren Anschauungen entsprechende Ausmalung erhielt. Was an dieser Ueberlieferung aber historisch richtig ist, und wie es mit der für spätere Zeiten bestimmt bezeugten und sich stetig mehrenden Ungleichheit des Grundbesitzes

\*) Vgl. hiefür einstweilen Wolffgarten, de Ephori et Dionis historiis a Trogo Pompeio expressis (Bonn 1868) S. 11 ff., 17 f., obwohl die hier geführte Untersuchung über Trogus und sein Verhältniss zu Ephoros mannichfaltiger Revision bedarf und vor allem viel specieller angegriffen werden muss; s. auch Flügel S. 9 f.



in Sparta in Einklang zu setzen ist, ist eine ganz andere Frage, und diese lässt sich nur in grösserem Zusammenhange beantworten, wofür mir hier der Raum fehlt. —

Die typographische Ausstattung des Buches ist vortrefflich, Druckfehler sind aber nicht ganz selten.

Göttingen.

Curt Wachsmuth.

---

Adolph von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled Beny 'Yssà und Beled el Hadschar. Herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von 'Obne versehen von Heinrich Freiherr von Maltzan. Nebst Karte und Facsimile der Inschrift von 'Obne. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1870. — VIII und 375 S. in Oct.

Im Jahre 1843 machte Adolf von Wrede aus Westfalen eine Entdeckungsreise in einen gänzlich unbekannten Theil Südarabiens. Leider wurde er durch die Missgunst der Verhältnisse und unbegründete Zweifel an seiner Zuverlässigkeit verhindert, die bedeutenden Ergebnisse seiner Reise nach seiner Rückkunft zu veröffentlichen. Es ist eine betäubende Thatsache, dass selbst Alexander von Humboldt und Leopold von Buch sich durch einige auffallende, wahrscheinlich von ihnen selbst missverstandene, Mittheilungen des Reisenden verleiten liessen, ihn für einen Schwindler zu erklären und dazu beitrugen, dass der grössere Theil seiner Entdeckungen der Wissenschaft so lange vorenthalten blieb. Jetzt, wo diese uns ganz vorliegen, wird kein Verständiger jene Zweifel mehr

theilen. Es bedarf dazu gar nicht erst der Vertheidigungsrede des Herausgebers, bedarf gar nicht der Thatsache, dass in der himjaritischen Inschrift, die Wrede aus Obne mitgebracht haben wollte, ohne dass er einen Buchstaben davon lesen konnte, wirklich der Name Obne (עבני) vorkommt. Vielmehr wird jeder unbefangene Leser, der sich ein bischen in Beschreibungen orientalischer Reisen umgesehen hat, aus diesen anspruchslosen Schilderungen sofort den Eindruck vollkommener Glaubwürdigkeit gewinnen. Man braucht nicht geradezu erdichtete Reisen, zu denen nach des Herausgebers Nachweisungen die von du Couret gehört, man braucht nur etwas aufgeputzte wie die Palgrave'schen damit zu vergleichen, um den Unterschied zu empfinden. Da ist Alles einfach und nüchtern; wir erfahren manches Auffallende, aber Nichts, das dem, welcher mit den Zuständen orientalischer Länder einigermaassen bekannt ist, unwahrscheinlich klänge; wir vernehmen einzelne Abenteuer, aber im Grunde müssen wir uns wundern, dass Wrede unter so ungewöhnlichen Umständen nicht mehre erlebt hat.

Wir sind daher dem Freiherrn von Maltzan, selbst einem kühnen Orientfahrer, zu hohem Dank verpflichtet, dass er es nach so langen Jahren unternahm, die Reisebeschreibung herauszugeben und mit werthvollen Erläuterungen zu versehen. Nicht minder verdient der Herausgeber des »Globus«, Karl Andree, unsern Dank, der Maltzan Wrede's Manuscript verschaffte.

Schon das war ein ungewöhnliches Wagestück, in einem so heissen und dabei schattenarmen Lande gerade im Sommer (Juni bis September) zu reisen; finden wir doch in den für jeden Tag dreimal angegebenen Wärmebeobach-

tungen zuweilen eine Hitze von 36°, ja von 45° R. im Schatten bemerkt. Aber eine weit grössere Gefahr lag in der dort herrschenden Rechtlosigkeit und namentlich in dem furchtbaren Fanatismus der Einwohner. Das Land Hadhramaut nennt sich mit Stolz »das Land des Glaubens« (*beled ed dîn*); jeder Nichtmuslim wäre, wenn er erkannt würde, augenblicklichen Todes sicher. Wrede reiste unter der Maske eines Aegypters, der eine Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten Hûd machen wollte. Bei dem Argwohn, den die Besitzergreifung von Aden durch die Engländer allgemein in Südarabien erregt hatte, und dem dadurch gesteigerten Fanatismus war er in beständiger Gefahr, als Christ erkannt zu werden. Glücklicherweise waren die Beduinen, mit denen er zu reisen pflegte, von dem Fanatismus der Städtebewohner ziemlich frei; auch erleichterte ihm die Unwissenheit der Bewohner, denen er z. B. seine deutschen Notizen als türkische vorstellen konnte, die Ausführung seiner Pläne. Aber zweimal wurde doch die Vermuthung, der Reisende wäre ein Christ oder doch ein Spion der Engländer, ausgesprochen und von wüthenden Volkshaufen geglaubt, so dass es nur mit Mühe wohlwollenden Leuten gelang, ihn zu retten. Nur einmal fand er einen gebildeten Araber, der in Indien gewesen, englisch sprach und las, ihn sofort als Europäer erkannte, aber nicht daran dachte, ihn zu verrathen, und ihm vielmehr werthvolle Mittheilungen über Land und Leute machte.

Wrede schildert seine Erlebnisse und Beobachtungen sehr schlicht. Wer eine Reise im Feuilletonstil lesen will, findet bei ihm gar nichts für sich; wer sich überhaupt mehr unterhalten als belehren will, wird von dem Buch

nicht recht befriedigt werden. Es fehlt freilich nicht an spannenden Scenen und Schilderungen, aber wie bei Burchardt und Seetzen macht sich auch hier ein bischen die Trockenheit und Eintönigkeit geltend, die ein gewissenhafter Mann nicht vermeiden kann, wenn er die Reise durch ein im ganzen einförmiges Land beschreibt. Dabei ist aber auch Alles bei Wrede so zuverlässig wie bei den beiden Genannten, wie er denn für Hadhramaut etwa dasselbe geleistet hat, was Burckhardt für Hidschâz.

Wrede fuhr von Aden bis Borum auf einem höchst gebrechlichen arabischen Fahrzeuge. Von da zog er eine kleine Strecke an der brennend heißen schmalen Niederung (Tihâma) her, die auch in diesen Theilen Arabiens das Meer begränzt, um dann in das Gebirge, (von dem er einzelne Gipfel auf 6—8000 Fuss Höhe schätzt) und weiter in's Innere vorzudringen. Die Bodenerhebung machte sich hier zum Theil schon durch ziemlich kühle Nächte fühlbar. Er durchstreifte das Land in mehreren Richtungen, musste aber vor Erreichung seines angeblichen Hauptziels, des Prophetengrabes, umkehren, da ihm ein räuberischer Stadtfürst (Sultan) sein Geld abnahm und ihn nach der Küste zurückschickte. Den Rand der Wüste Ahkâf hat er erreicht; von dem berühmten Barahût, einem breiten Spalt, der Schwefeldünste ausstösst, kann er wenigstens eine Beschreibung aus dem Munde eines Eingebornen geben, die vermuthlich genügen wird, dem Kenner einen Begriff von der Beschaffenheit dieser Oertlichkeit zu geben. Vermuthlich werden auch die zoologischen und botanischen Beobachtungen Wrede's den Fachleuten willkommen sein.

Unter Hadhramaut versteht man heutzutage

nicht ein grosses Land, welches bis zur Küste reicht, sondern nur ein ziemlich kleines Gebiet im Binnenlande, während Beled Benî Isâ und Beled el Hadschar an das Meer stossen. Diese engere Begränzung von Hadhramaut ist den arabischen Schriftstellern nicht unbekannt (vgl. verschiedene Angaben bei Jâkût s. v.); doch brauchen sie den Namen gewöhnlich im weiteren Umfang, und dass das nicht willkürlich, zeigt die Erwähnung dieses Namens Gen. 10, 26, der für ein kleines Binnengebiet undenkbar wäre; sowie der Gebrauch der griechischen Geographen.

Wrede lehrt uns Hadhramaut (im weiteren Sinn) als ein zum grossen Theil ödes, aber doch stellenweise sehr fruchtbares und gut angebautes Land kennen mit vielen Städten von je einigen tausend Einwohnern. Herr aber der einzelnen Districte sind die Beduinen, die auch hier ihre charakteristischen Züge aufweisen, aber doch roher sein müssen als im Norden; denn wie sehr man sich auch von einer zu idealen Auffassung dieser Wüstensöhne hüten muss, wie wahr es ist, dass kein Land zu einer wirklichen Blüthe gelangen kann, in welchem die Beduinen nur einigermaßen frei schalten dürfen, so würden doch rohe Neckereien und gar Misshandlungen des Reisenden von Seiten des zu seinem Schutz verpflichteten Beduinen in den nördlichen Ländern kaum vorkommen, und noch weniger glaube ich, dass da Vater- und Brudermord häufig sein sollte, wie bei den Beduinen von Hadhramaut. Und doch sind nach Wrede diese Wilden noch immer den falschen, bigotten Städtern vorzuziehn. Von den Nomaden hängen nun die Häupter der einzelnen Städte ab, die den hochklingenden Titel »Sul-

tan« führen; sie werden von ihren Oberherrn nur als Werkzeuge benutzt, um die Städter nach Herzenslust auszubeuten, was denn auch in der gewaltsamsten Weise geschieht. Auf die Frage, wie es komme, dass sich die Bewohner einer Stadt, obwohl an Zahl weit stärker, so geduldig brandschatzen liessen, antwortete dem Reisenden ein alter Beduine mit einem verächtlichen Blick auf den Ort »kann denn eine Heerde Schafe einen Wolf erlegen?« Dazu rechne man die Streitigkeiten innerhalb der kleinen Dynastien und die allgemeine Unsicherheit der Wege, und man wird eingestehen, dass der Zustand dieses Landes ein höchst trauriger ist. Nicht immer war das so. Als Zeugen besserer Tage finden sich da Trümmer gewaltiger Bauwerke, deren Bestimmung schon den Arabern des 13ten Jahrhunderts unbekannt war (vgl. die interessante Stelle in Sprenger's »Die Post- und Reiserouten des Orients S. 142 ff.). Wrede ist nun sehr geneigt, den Islam für die ganze jetzige Barbarei verantwortlich zu machen. Aber man muss bedenken, dass zur Zeit Muhammed's Hadhramaut schwerlich bessere Zustände hatte als jetzt. Die Tage jener Blüthe, welche nur die des himjaritischen Reiches gewesen sein können, waren schon damals längst dahin; die Herrschaft der Aethiopen und Perser, wenn sie sich überhaupt ernstlich bis in diese Gebirgslandschaften erstreckte, wird hier keine sittigende Macht entwickelt haben. Aber auch das grosse arabische Reich hat gewiss nur auf sehr kurze Zeit diesen Ländern den Segen einer festen Staatsgewalt geschenkt; dieselben sind von den Mittelpunkten der arabischen Herrschaft und Bildung zu sehr entlegen und daher, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, den arabischen Schriftstellern fast unbekannt.

Uebrigens beurtheilt Wrede den Islam auch sonst leicht etwas zu hart. Wenn er ihn als eine Religion ohne alle Barmherzigkeit ansieht, so vergisst er z. B., dass die zahlreichen Wasserbehälter (*Sabîl*), ohne welche das Reisen dort unmöglich wäre, nach seiner eignen Angabe durchgängig milden Stiftungen aus religiösen Motiven ihre Einrichtung und Erhaltung verdanken. Mit dem Christenthum des Orients braucht der Islam den Vergleich im Allgemeinen nicht zu scheuen; dass er über der Religion Abyssiniens steht, wird jeder Unbefangene zugeben. Freilich ist ein solcher Vorzug ein äusserst bescheidener und ich bin weit entfernt, den Lobredner des Islams zu machen.

Sehr seltsam ist es, dass in einem so bigotten Lande Eigennamen vorkommen, die jedem nachdenkenden Muslim den stärksten Anstoss geben müssen: *Abd errasûl* »Knecht des Gottgesandten (Muhammed's),« *Abd elhûd* »Knecht des (Propheten) Hûd«, da sich des Propheten Jünger doch nur Gottes Knechte nennen dürfen. Ja sogar den Namen *Abd eljaghûth* »Knecht des (heidnischen Gottes) Jaghûth« (nach welchem auch ein Ort *Dchûl bâ Jaghûth* heisst) finden wir hier noch. Während man im Christenthum altübliche Namen wie Isidoros, Jovianus u. s. w. trotz ihrer heidnischen Bedeutung unbedenklich beibehielt, widerspricht eine derartige Benennung dem Geist des Islams entschieden und erklärt sich hier nur aus völliger Unwissenheit über ihren Sinn.

Wrede war in Aegypten des Arabischen mächtig geworden und scheint sich mit den Bewohnern von Hadhramaut ohne Mühe verständigt zu haben. Der Dialect dieser Gegenden muss demnach den uns näher bekannten arabischen nicht allzu fern stehn. Das östlich von

Hadhramaut gelegene Land, in welchem das unzweifelhaft mit dem Aethiopischen in einer gewissen Verwandtschaft stehende *Ehkili* gesprochen wird (vrgl. Hindeutungen auf diese Sprache schon bei Istachrî S. 14 und Sprenger a. a. O. S. 145) hat Wrede nicht berührt. Die Erforschung dieses Landes und seiner Sprache ist eine der dringendsten Aufgaben für kühne wissenschaftliche Reisende. Gerade in diesen Tagen erfahren wir, dass Munzinger eine Entdeckungsreise in Südarabien gemacht hat, welche ihn freilich lange nicht so tief in's Land hineingeführt hat, wie Wrede. Munzinger wäre aber wohl der Mann dazu, auch jene Aufgabe zu lösen.

Eine streng philologische Kenntniss der arabischen Sprache hat übrigens Wrede so wenig gehabt wie Burckhardt. Dies ergibt sich zum Theil aus der Gestalt, in der er die Ortsnamen schreibt. In *ʾAyn er Râss ed Dyna* ist z. B. jedenfalls der erste Artikel zu streichen. Unter diesen Umständen darf man wohl auch fragen, ob in den oben genannten Namen *Abd elhûd* und *Abd eljughûth* der Artikel entgegen den Gesetzen des Altarabischen im Sprachgebrauch von Hadhramaut wirklich zulässig sein sollte. Wrede hatte versucht, die einzelnen arabischen Consonanten bei der Umsetzung in deutsche Schrift genau zu unterscheiden; doch hat er das nach dem Herausgeber nicht durchgeführt. Hier hat nun Letzterer etwas nachgeholfen. Ob das zweckmässig war, bleibt zweifelhaft; es ist für uns doch das Wichtigste, zu erfahren, wie Wrede die Namen aufgefasst, nicht, welche Form der Herausgeber in ihnen sieht. Mit grosser Kühnheit umschreibt Maltzan in seinen Anmerkungen zahlreiche Ortsnamen arabisch und erklärt ihren Wortsinn. Da findet sich nun viel treffendes, Manches bleibt aber



zweifelhaft, und Einiges ist verfehlt; jedenfalls tritt der Erklärer hier durchgängig mit zu grosser Sicherheit auf. Wie leicht man sich auf diesem Gebiet täuschen kann, mag z. B. seine Bemerkung über die Namen der Engel *Munkar* und *Nâkir* (beide mit *Kêf*, nicht *Qâf*) zeigen (Anm. 165). Bei der Gelegenheit bemerke ich noch, dass die in Anm. 46 ausgesprochne Ansicht, dass die Bewohner Arabiens keine Bergwerke bearbeiteten, unrichtig ist.

Doch es wäre im hohen Grade undankbar gegen den Herausgeber wollten wir ihm einzelne kleine Versehen vorhalten. Derselbe verdient vielmehr nicht bloss für die Herausgabe des Manuscripts, sondern auch für das von ihm Beigegebne unsre warme Anerkennung. Seine sehr lehrreiche Einleitung setzt die Bedeutung von Wrede's Reise in das richtige Licht und verbreitet sich über unsre Kenntniss und Nichtkenntniss von Südarabien. Der Anhang »Ueber die Könige und Völker Südarabiens«, aus Wrede's Papieren von ihm bearbeitet, ist für Geschichte und Völkerkunde von grosser Bedeutung. Sein Versuch einer Erklärung der im Facsimile mitgetheilten himjaritischen Inschrift leistet Alles, was man auf diesem so schwierigen Felde von einem ersten Erklärer verlangen kann, der nicht Linguist von Fach ist. Sehr dankenswerth ist das Register der in dem Buche vorkommenden Eigennamen. Ganz besonders hervorzuheben ist die Herstellung der Karte aus den Angaben Wrede's; die Originalkarte ist leider verloren. Auf dieser Karte finden wir nicht nur die Route Wrede's, sondern auch eine Darstellung der dieser zunächst liegenden Oertlichkeiten, soweit der Reisende diese nach seinen Erkundigungen einigermassen feststellen konnte. Diese Karte wird hoffentlich bald ge-

naueren, mit vollkommneren Mitteln aufgenommenen weichen, aber den Ruhm, der Entdecker von Hadhramaut zu sein, wird Niemand Wreide rauben können.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Dr. Eduard Winkelman, Bibliotheca Livoniae historica. Systematisches Verzeichniss der Quellen und Hülfsmittel zur Geschichte Estlands, Livlands und Kurlands. Erstes Heft, St. Petersburg, 1869, 308 S. in gr. 4.

Schon lange hat man das Bedürfniss gefühlt, die gesammte historische Litteratur der einzelnen deutschen Länder systematisch zusammengestellt zu sehen, da es dem Einzelnen, den seine Studien auf Specialia bald in diesem, bald in jenem Lande führen, fast unmöglich ist, die ganze Masse der grösseren und kleineren Abhandlungen ausfindig zu machen, die in Zeitschriften aller Art aus alter und aus neuer Zeit versteckt liegen. Um so erfreulicher ist es, eine Arbeit dieser Art in der nächsten Zeit von Schleswig-Holstein her erwarten zu dürfen, eine andere schon der Hauptsache nach vollendet vor uns zu haben.

Der Verfasser des uns vorliegenden Buches hat sich bei seiner Arbeit von drei Gesichtspunkten leiten lassen: er wollte eine historische Bibliographie Livlands geben, welche möglichst vollständig, nach einem natürlichen Systeme geordnet und deshalb praktisch brauchbar sei. In Bezug auf die Vollständigkeit wird Jeder mit ihm einverstanden sein, dass dieselbe immer nur eine relative sein kann, und bei der Sorgfalt und der Umsicht des Verf. darf man sich gewiss überzeugt halten, dass die hauptsächlichsten Schriften bereits in dieser ersten Lieferung zusammengestellt sind, dass die zweite

Lieferung, welche die Nachträge und die Register enthalten soll, abgesehen von der inzwischen erschienenen Litteratur, wohl die Zahl der Nummern, nicht aber das eigentlich werthvolle Material beträchtlich vermehren wird. Hinsichtlich der systematischen Anordnung und der praktischen Brauchbarkeit bemerkt der Verf. mit Recht, dass diese einerseits durch jene, andererseits durch alphabetisch geordnete Register bedingt wird. Die systematische Anordnung ist es also, auf die es bei einer Anzeige und Beurtheilung des Buches hauptsächlich ankommt und auf die deshalb Referent ausschliesslich sein Augenmerk gerichtet hat.

Der Verf. sagt über das von ihm aufgestellte System, es habe sich »bei der Arbeit selbst erprobt, insofern als nur wenige Titel und zwar meist »Curiosa« sich nirgends mit der nöthigen Entschiedenheit unterbringen liessen. Allen übrigen kam nach diesem System ein ganz bestimmter Platz zu, dem sie durchaus zugewiesen werden mussten und an dem allein sie gesucht werden können.« Ganz im Allgemeinen lassen sich dazu zwei Bemerkungen machen. — Ein und dasselbe Buch kann für mehrere Dinge in Betracht kommen; dann bedarf es einer ausführlichen Verzeichnung, sowie einer oder mehrerer Hinweisungen; in Bezug auf jene wird man oft zweifelhaft sein, zumal da der Titel zuweilen etwas Anderes als den wirklichen Inhalt erwarten lässt; in den meisten Fällen aber wird man gut thun, sich bei der Registrirung durch den Inhalt leiten zu lassen. Winkelmann ist insofern nicht ganz konsequent geblieben, als er zuweilen eine und dieselbe Arbeit an verschiedenen Stellen in gleicher Ausführlichkeit anführt, während er sich anderswo und wie es scheint in der Regel nach einmaliger ausführ-

licher Verzeichnung des Titels mit einem kürzeren Hinweise begnügt. — Dass alle vorhandenen Bücher bis auf einige Curiosa nach einem gegebenen System einzureihen sind, giebt noch keine vollständige Bürgschaft dafür, dass dasselbe ein logisches oder — um mit dem Verf. zu reden — ein natürliches sei; jene Möglichkeit garantirt eben nur dafür, dass auf alle Rubriken Bedacht genommen ist, nicht aber für die richtige Einreihung der einzelnen Rubriken in die Hauptabtheilungen.

Um zunächst eine Uebersicht über den Inhalt im Grossen und Ganzen zu geben, verzeichne ich die Titel der 6 Theile, in die der Verf. sein Buch zerlegt: 1. Einleitendes, 2. Zeitgeschichte, 3. Ständegeschichte, 4. Provinz- und Ortsgeschichte, 5. Familien- und Personengeschichte, 6. Abschliessendes. — Die Titel 1 und 6 sind insofern nicht glücklich gewählt, als sich der Leser schwerlich denken kann, was er in diesen Theilen zu erwarten habe; auch Titel 2 ist nicht bezeichnend, da man unter Zeitgeschichte die Geschichte der neusten Zeit, die Geschichte unserer Tage, zu verstehen gewohnt ist, keineswegs das, was hier darunter gemeint ist: die Geschichte der baltischen Provinzen, A im Allgemeinen, B nach den einzelnen Perioden.

Indem ich dann auf die einzelnen Theile eingehe, beginne ich mit dem sechsten, dem: Abschliessenden. Es hat derselbe zwei Unterabtheilungen, von denen die eine Curiosa-Varia und Nachträge, die andere die Register umfassen soll. Logischer wäre wohl, nur die Curiosa (Nr. 8151—8164), die sich eben anderswo nicht unterbringen liessen, als einen selbstständigen Theil zu betrachten. Die Nachträge werden, insbesondere wenn ihrer viele sein sollten, nach dem in dem Werke befolgten Schema mit-

zutheilen sein und können also innerhalb dieses Schemas keinen besonderen Platz in Anspruch nehmen. Noch weniger, scheint mir, kann man den Registern eine solche Stellung anweisen: bei einem Werke dieser Art haben sie gewissermassen den Rang einer eigenen zweiten Hauptabtheilung, stehen sie dem systematischen Verzeichniss ebenso ebenbürtig, wie der Nominalkatalog dem Realkatalog, gegenüber. — Der Register sollen vier sein: Register der Autoren, Herausgeber, Uebersetzer, Zeichner und Stecher, Register der anonymen Schriften, Register der Schriften in russischer Sprache (die natürlich nur der Verschiedenheit des Alphabets wegen besonders zu berücksichtigen sind) und Register der Handschriften nach ihrem Aufbewahrungsorte.

Der erste Theil: Einleitendes (Nr. 1—1604) behandelt in 4 Unterabtheilungen I. die Quellen und Hülfsmittel, II. die Geographie und Statistik, III. die Ethnographie und IV. die Alterthümer. Der nahe liegende Vergleich mit der Eintheilung, welche Dahlmann's Quellenkunde der deutschen Geschichte in der Bearbeitung von Waitz befolgt, lässt uns bedauern, dass Winkelmann dieses Buch noch nicht hat benutzen können; freilich bedingen die verschiedenen Aufgaben, die sich die Verfasser der beiden Arbeiten gesetzt, eine Reihe von Unterschieden, aber vielfach waren doch dieselben Arten des Stoffes in beiden Büchern zu berücksichtigen. Es würde zu weit führen und überflüssig sein, den Vergleich im Einzelnen anzustellen. Ich will daher nur hervorheben, dass die Rechtsgeschichte bei Dahlmann-Waitz unter den allgemeinen Werken berücksichtigt ist (II. 5 die Rechtsquellen, IV. 3b die Bearbeitungen der Verfassungs- und Rechtsgeschichte), während Winkelmann dieselbe unter der Rubrik

Zeitgeschichte behandelt, bei den Ständen auf dieselbe zurückkommt und ausserdem zuweilen rechtsgeschichtliche Werke an ziemlich entlegenen Stellen unterbringt. — Von den angeführten Unterabtheilungen des »Einleitenden« interessirt uns zumeist die erste (Nr. 1 — 346). Die Reihe eröffnet A Allgemeines über die geschichtlichen Studien in Beziehung auf die Provinzialgeschichte (Nr. 1—5). Dann folgen B Bibliographische Hilfsmittel (Nr. 6—99), nämlich Litterärgeschichten, Gelehrten-Lexika, Bücherverzeichnisse u. s. w. Ob Arbeiten, welche über Quellenkunde handeln, hierher gehören, möchte zweifelhaft sein; andere Bücher (z. B. Nr. 51 Bunes Beiträge zur Kunde der L. E. K. Rechtsquellen oder Nr. 96 Napierskys Nachrichten von alten rigischen Stadtbüchern) sucht man gewiss eher anderswo, als hier. Daran schliessen sich C Zeitschriften der baltischen Provinzen und andere historischen Inhalts (Nr. 100—189), ein Abschnitt, der von einem späteren F Miscellan-Werke (Nr. 322—346) nicht scharf unterschieden ist. Warum z. B. Nr. 346 (Altpreussische Monatsschrift) unter F, nicht unter C steht, kann ich nicht einsehen. Bei C macht der Verf. eine Unterabtheilung: Publikationen der gelehrten Gesellschaften, wie mir scheint nicht mit Recht, da doch in einer systematischen Uebersicht keine Rücksicht darauf genommen werden kann, wer die Arbeiten herausgegeben oder (wie Nr. 185, 186) subventionirt hat. Im Anschluss an Dahlmann-Waitz möchte ich vorschlagen, C und F zusammenzuziehen und folgendermassen zu gliedern: C Sammelwerke und Zeitschriften; a) Sammelwerke; b) Zeitschriften;  $\alpha$  Zeitschriften allgemeineren Inhalts,  $\beta$  Historische Zeitschriften,  $\alpha\alpha$  Allgemeine,  $\beta\beta$  Provinzielle. Freilich wird nicht Alles, was jetzt un-

ter F steht, unter diese Rubriken zu subzumiren sein, aber ich glaube auch nicht, dass z. B. Nr. 333 (Züge weiblichen Edelsinns aus der livländischen Vorzeit) oder Nr. 340 (Mittheilungen aus dem Strafrecht und Strafprocess in L. E. C.) unter den Miscellan-Werken gesucht werden. Die Abtheilung D (Nr. 190—314) hat zwei weitere Unterabtheilungen: a) Baltische Urkundensammlungen (Nr. 190—249), b) Ausserbaltische Urkundensammlungen (Nr. 250—303) und einen Anhang: Baltische Diplomatie (Nr. 304—314). Innerhalb a) ist mir die Anordnung nicht ganz klar. Unterschieden sind offenbar Manuskripte (Nr. 205—249) und Druckwerke (Nr. 205—249) aber das Prinzip der weiteren Eintheilung vermag ich nicht zu erkennen. Als Nr. 205 ist aufgeführt die *Silva documentorum* in Grubers *Origines Livoniae*, als Nr. 230 folgen Hansens *Additamenta* in *SS. rer. Livon.*, und als Nr. 229 Bunes *Liv- Est- Curl. - U. L.* Diesen umfassenderen Urkundensammlungen ( $\alpha$ ) hätten die übrigen allgemein livländischen nach der Zeit geordnet angeschlossen werden können, die übrigen wären vielleicht am passendsten im Anschluss an die vom Verf. im Allgemeinen befolgte Anordnung: ( $\beta$ ) nach Ständen, ( $\gamma$ ) nach Orten und ( $\delta$ ) nach Familien zu gruppiren gewesen. Jeder dieser Abtheilungen hätten — soweit nöthig — als fernere Unterabtheilungen erst ( $\alpha\alpha$ ) die Regestenwerke, dann ( $\beta\beta$ ) die Nachrichten über die Archive angefügt werden können. Nr. 221 und 222, die sich nicht auf Urkunden, sondern auf Rechtsquellen beziehen, werden kaum in diesem Abschnitte gesucht werden. Nr. 214 steht hier mit Recht, ist aber in derselben Ausführlichkeit schon unter Nr. 60 (und Nr. 61) verzeichnet und dort meiner Meinung nach zu streichen. Unter b) sind diejenigen Urkundensammlungen

der benachbarten Länder aufgeführt, welche für die Geschichte der Ostseeprovinzen in Betracht kommen. Nr. 283 (Styffe, Bidrag till Skandinaviens historia) fehlt der zweite Theil; Svenska Riks-Archivets Pergamentsbref, Bd. I, sind nicht aufgeführt. Im Anhang ist Nr. 309 (Brotze, Proben von Schriftzügen liefländischer Urkunden vom Jahre 1300 bis 1501) die Zahl 1501 verdruckt für 1561; vgl. das unter Nr. 6943 aufgeführte Programm von Albanus S. 13. Brotzes Bemerkungen über — unbekannt gewordene Ausdrücke (Nr. 311) sind anonym erschienen. Die Abtheilung E (Nr. 315—319) enthält die Sammlungen der Finnischen, Russischen, Livländischen und Preussischen Scriptores. — Die zweite Unterabtheilung beginnt A mit der Allgemeinen Geographie der baltischen Provinzen, a) Reisen und Beschreibungen (Nr. 347—464), b) Karten (Nr. 465—566). Dann folgen B Oro- und Hydrographie (Nr. 567), a) Orographie (Nr. 568—579), b) Hydrographie (Nr. 580—707) mit den weiteren Unterabtheilungen: Das Meer (Nr. 580—649), die Landseen (Nr. 650—666) \*) die Flüsse (Nr. 667—707). Ohne nähere Bezeichnung ist angeschlossen, was sich auf »schwimmende Inseln« und einen »unterirdischen Bach« bezieht, jenes (Nr. 664—666) bei den Landseen, dieses (Nr. 707) bei den Flüssen. Den Beschluss macht C die Geographie und Statistik der einzelnen Provinzen (Nr. 708—846), a) Estland (Nr. 708—733), b) Livland (Nr. 734—770), c) Kurland (Nr. 771—822), d) die Inseln (Nr. 823—846). — Die dritte Unterabtheilung wird eröffnet durch die Allgemeine Ethnographie der baltischen Provinzen (Nr. 847—

\*) Hier sind Nr. 654, 657—59 Abhandlungen über Sagen aufgeführt, die ich nachher, wo von den Sagen speciell die Rede ist, nicht wiederfinde.



911); weitere Gliederungen sind a) der finnische Stamm im allgemeinen (Nr. 912—953), speziell die Esten (Nr. 954—1114) und die Liven (Nr. 1115—1137); b) der litthauische Stamm im allgemeinen (Nr. 1138—1192), speziell die Letten (Nr. 1193—1313); d) die Deutschen (Nr. 1314—1353); e) die Russen (Hinweisung auf Ständegeschichte und Ortsgeschichte); f) die Juden (Nr. 1354—1368). Den Beschluss macht ein Anhang: 1. Luxusgesetze (Nr. 1369—1380); 2. Hexenprocesse (Nr. 1381—1398). Bei Esten, Letten und Deutschen sind je zwei weitere Rubriken, nämlich erstens: Sprache, Poesie und Sage, Litteratur, zweitens: Religion, Sitten und Gebräuche bei Esten\*) und Letten und: Aberglauben, Sitten und Gebräuche bei den Deutschen. Unter der letztgenannten Rubrik findet man Nr. 1344 Paucker, die Strafe des Diebstahls nach Land- und Stadtrechten der Ostseeprovinzen, obgleich man doch weder den Diebstahl, noch die Strafe für denselben unter den Aberglauben, oder unter die Sitten und Gebräuche der Deutschen rechnen kann. Die Rubrik: Sprache Poesie und Sage, Litteratur der Deutschen berührt sich mit den Abschnitten: Baltische »Diplomatik« (Nr. 311, 310 und Nr. 1327, 1328 sind identisch, aber an beiden Stellen mit gleicher Ausführlichkeit aufgeführt) und »bibliographische Hülfsmittel«. — Die vierte Unterabtheilung behandelt zunächst die Alterthümer im allgemeinen (Nr. 1399—1434); dann a) Bauerburgen und Ritterschlösser (Nr. 1435—1455); b) Grabstätten (Nr. 1456—1486) mit besonderer Zusammenstellung dessen, was sich

\*) Hier fehlt der unter Geographie und Statistik der einzelnen Provinzen als Nr. 723 angeführte Aufsatz: Sitten, Gebräuche und Lebensweise der höheren Stände in Estland.

auf »eingemauerte Menschen« bezieht (Nr. 1482—1486); c) Münzen (1487—1584), nämlich  $\alpha$  Orientalische und andere in den Ostseeprovinzen gefundene Münzen (Nr. 1487—1515),  $\beta$  Livländische Münzen und Medaillen (Nr. 1516—1563),  $\gamma$  Inländische Münzsammlungen (Nr. 1564—1584); d) Verschiedene Alterthümer (Nr. 1585—1604).

Diese Inhaltsübersicht über den ersten Theil des Buches wird genügen. Es würde zu weit führen, wenn ich dieselbe in gleicher Ausführlichkeit für das ganze Buch wiedergeben wollte. Auch kann die Anordnung in den Theilen 2—5 — von der schon erwähnten Einfügung der Rechtsgeschichte in Theil 2 abgesehen — weniger zu allgemeineren Bemerkungen Veranlassung geben.

Theil 2) Zeitgeschichte, enthält zwei Unterabtheilungen. In der ersten sind die: Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen und der: Geschichte einzelner Zeitabschnitte Erste Abtheilung (bis 1561), in der zweiten die Zweite Abtheilung der Geschichte einzelner Zeitabschnitte (von 1561 ab) behandelt. Abgesehen von der allgemeinen Geschichte, die wohl besser dem einleitenden Theil zugewiesen wäre, hätte man nur wünschen können, dass der Verfasser die Perioden, die er richtig gemacht, etwas schärfer markirt hätte. Abtheilung 1 und 2 bezeichnen bei Winkelmann die Geschichte der baltischen Provinzen A zur Zeit der Unabhängigkeit der Deutschen, B zur Zeit der Abhängigkeit der Deutschen, nämlich a) die polnisch-schwedische und b) die russische Zeit.

Theil 3) Ständegeschichte, enthält 4 Unterabtheilungen. In der ersten sind die allgemeine Geschichte der baltischen Stände, sowie der Schwertritterorden und der Deutschorden behandelt, in der zweiten Kirche und Geistlichkeit

(die katholische Kirche im Allgemeinen und in Rücksicht auf Erzbisthümer und Bisthümer, die Lutherische im Allgemeinen und in Rücksicht auf die einzelnen Provinzen, anhangsweise Schulwesen und Universitäten), in der dritten die Ritterschaften, in der vierten die Städte und in der fünften die Bauern.

Theil 4) Provinz- und Ortsgeschichte, ist naturgemäss in 3 Unterabtheilungen gegliedert, von denen sich die erste mit Estland, die zweite mit Livland, die dritte mit Kurland und Semgallen beschäftigt. Die Geschichte der einzelnen Städte nehmen natürlich den meisten Platz ein: auf Riga z. B. kommen 705, auf Reval 221, auf Dorpat 104 und auf Mitau 87 Nummern.

Theil 5 endlich, Familien- und Personengeschichte, zählt in alphabetischer Reihenfolge 1358 Nummern auf, die auf einzelne Familien oder Personen Bezug haben. Hier vielleicht noch mehr als anderswo ist in Bezug auf Vollständigkeit des Guten etwas viel gethan (man vergleiche z. B. die unter Patkul aufgeführten Schriften); auch hätte hier zwischen Quellen-schriften und Bearbeitungen, wie auch sonst, schärfer unterschieden werden sollen.

In 8164 Nummern ist uns eine Uebersicht über die historische Litteratur der baltischen Provinzen gegeben. Mag auch ein recht grosser Theil des Aufgezählten als werthlos und ein kleinerer Theil als nur ergänzungsweise aus den Litteraturen anderer Länder hinübergenommen in Abzug gebracht werden, immerhin bleibt die Summe dessen, was deutscher Fleiss und deutsche Gelehrsamkeit für die Geschichte der baltischen Provinzen geliefert haben, wahrhaft Achtung gebietend. Achtung gebietend ist aber auch die Liebe, ja man muss sagen die Aufopferung, mit der sich der deutsche Gelehrte von zweifel-

los anziehenderen Studien ab, diesen Registerarbeiten zugewandt hat. Um die Lande, die er inzwischen verlassen, hat er sich durch dieses Denkmal, das er dem deutschen Geiste in den Ostseeprovinzen errichtet, ein dauerndes Verdienst erworben; aber auch die deutsche Geschichtsforschung, die sich durch eine Uebersicht dieser Art nach verschiedenen Seiten hin auf das Wesentlichste gefördert sieht, hat dem Verfasser zu danken.

Um nur Eins hervorzuheben, die Geschichte der deutschen Städte, speciell die hansische Geschichte, wird von dem Buche reichen Gewinn haben: die auf fremdem Boden erwachsenen Gemeinden deutscher Kaufleute haben, wie in Sprache und Sitten, so auch in Verfassung und Recht niemals ihren Ursprung verleugnet, und der lebendige Verkehr, den der Handel mit sich brachte, und die Gemeinsamkeit der Interessen, wie sie insbesondere in dem hansischen Städtebunde ihren Ausdruck fand, haben gewiss nicht wenig dazu beigetragen, jenen Gemeinden ihren rein deutschen Charakter zu bewahren. Eben deshalb erhalten die Geschichte des deutschen Städtewesens, die hansische Geschichte und die Geschichte des deutschen Handels reiche Beiträge aus den baltischen Landen. Insbesondere auch in dieser Beziehung verdient der Verfasser dafür unsern Dank, dass er sich nicht damit begnügt, die gedruckten Bücher und Abhandlungen in sein Verzeichniss aufzunehmen, sondern dasselbe auch auf die handschriftlichen Schätze ausgedehnt hat, welche uns in Bibliotheken und Archiven aufbewahrt sind. Leider hat der Verf. für diese Quellen keine besondere Rubrik in Anspruch genommen, und so sucht man vielleicht zuweilen den Nachweis vergebens (z. B. die Nachricht über den Aufbewahrungsort einer Rigischen

Bursprake in einer Anmerkung zu Nr. 5401). Für städtische Geschichte ist besonders Riga wichtig, das in Bezug auf Erbe- und Rentebücher den Städten Lübeck, Rostock und Hamburg an Reichthum nicht viel nachzugeben scheint, und in Bezug auf Kämmererechnungen, Rathspunkte u. dgl. gewiss zu den begünstigsten Hansestädten gehört (vgl. Nr. 5284—5287, 5349 ff.). Reval verspricht für die Geschichte des Gildewesens reiche Beiträge zu spenden: Nr. 4334—4351 sind Statuten, Protokolle und Rechnungsbücher aufgeführt; von allgemeinerer Bedeutung und hoffentlich für die Herausgabe der Hanserecesse von besonderer Ergiebigkeit sind Nr. 3861: 54 Recesse der livländischen Städtetage 1402—1551 und Nr. 3915: 22 Recesse der Hansetage 1417—1559.

Für Arbeiten ähnlicher Art wird das Buch Winkelmanns — unbeschadet der oben gemachten kleinen Ausstellungen — ein treffliches Muster sein, wenn auch gerade die Geschichte der baltischen Lande ihre mannichfachen Eigenthümlichkeiten hat, die mit Nothwendigkeit auch in einer historischen Bibliographie Ausdruck finden mussten. Der zweite Theil wird, wie wir hören, von Herrn Akademiker Kunik bearbeitet werden, der schon für den ersten Theil Hülfe geleistet hat, und dessen Anregung es verdankt wird, dass die Petersburger Akademie den Druck des Werkes bewilligte. Indem wir diesem Abschlusse der Arbeit mit Spannung entgegensehen, wünschen wir derselben, dass trotz der Ungunst der Zeiten in den baltischen Landen eine immer freudigere, immer wissenschaftlichere Beschäftigung mit der heimischen Geschichte von ihr ausgehe.

Göttingen.

K. Koppmann.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 47.

23. November 1870.

Christi Zeugniss von seiner Person und seinem Werk nach seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von W. Fr. Gess, Dr. th. Prof. zu Göttingen, Basel, Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) 1870. XXIII und 355 S.

Das unter diesem Titel erschienene Buch bildet die erste Abtheilung einer auf drei Bücher berechneten Darstellung von »Christi Person und Werk nach Christi Selbstzeugniss und den Zeugnissen der Apostel.« Im zweiten Buche soll das Zeugniss der Apostel von Christi Person und Werk in seiner geschichtlichen Entwicklung, im dritten die dogmatische Verarbeitung der auf historischem Wege gewonnenen Ergebnisse folgen.

Des Verfassers anno 56 erschienene »Lehre von der Person Christi« war seit etlichen Jahren vergriffen; der Plan der jetzigen Arbeit ist in doppelter Hinsicht erweitert, erstlich durch Hereinziehung der Lehre vom Werke Christi, zweitens durch genaueres Eingehen auf den geschichtlichen Entwicklungsgang des Selbstzeug-

nisses Christi und des apostolischen Zeugnisses von Christo.

Indem ich mir erlaube in dieser Selbstanzeige einen kurzen Ueberblick des vorliegenden ersten Buches zu geben, hebe ich vor Allem diejenigen Punkte hervor, über welche ich das Urtheil der Sachverständigen hauptsächlich vernehmen möchte.

Die sechs ersten der zehn Kapitel geben einen chronologisch geordneten Ueberblick über Jesu Zeugniss von sich und seinem Werk. Der höchst wahrscheinlichen Ansicht mich anschliessend, dass Joh. 4, 3 und Matth. 4, 12 zeitlich zusammenfallen und dass in Joh. 5, 1 das Purimfest gemeint sei, glaube ich den grössten Theil des synoptischen Erzählungsstoffs in sehr einfacher Weise in die Maschen des johanneischen Zeitnetzes einfügen zu können. Für den Beginn der galiläischen Wirksamkeit bis zur ersten Aussendung der Zwölfe ergibt sich die Zeit vom Ende Dezembers (vgl. Joh. 4, 35) bis in die erste Hälfte des März. Während die Zwölfe ihren Auftrag vollziehen, tritt auch Jesus seiner Seits eine Reise an (Matth. 11, 1), und zwar zum Purim, welches einen Monat vor dem Passah, demnach auch vor dem Beginn der Erndte, statt fand. Der Täufer war damals nicht mehr in Wirksamkeit (Joh. 5, 35). Nach Galiläa zurückgekehrt, empfängt Jesus dessen Botschaft aus dem Kerker (Matth. 11, 2). Die Aehren waren um jene Zeit im Reifen (12, 1). Jetzt die Abwendung der Galiläer von Jesus, deren Beginn in Matthäus 11, 20 bis 13, 13, deren Steigerung in Joh. 6, 66 ersichtlich ist. Es war vor der Mitte des April 6, 4. Von nun an hatte Jesus keinen festen Wohnort mehr. Während des Sommers

war es der Norden des Landes, den er durchwanderte. Johannes giebt diese Notiz in 7, 1; bei Matthäus gehört 14, 34—17, 21, bei Marcus 6, 53—9, 29, bei Lukas 9, 18—45 sicher in diese Zeit. Das Gespräch bei Cäsarea Philippi und die acht Tage nachher stattfindende Verklärung sind die wichtigsten Ereignisse derselben. Die Schilderung, welche Johannes in 7, 2—10, 21 von Jesu im Oktober erfolgten Besuche des Laubbüttenfestes giebt, passt trefflich zu dem Charakter dieser Periode: die in Joh. 7, 6 bis 8, 29 ersichtliche Vorsicht Jesu im Handeln und Reden zu dem geschehenen Verzicht auf einen bleibenden Wohnort und zu Mrk. 9, 30; die in Joh. 8, 31—59 so sehr auffallende Schärfe gegen angebliche Gläubige so wie das Wort in 9, 39 zu der nicht minder auffallenden in Mtth. 13, 10—17.

Für die synoptische Erzählung von Jesu öffentlichem Wirken ergiebt sich aus dem bisherigen ein doppeltes. Erstlich, dass sie die ersten drei Viertel Jahre, nämlich was Johannes in 2, 13—3, 21 über sein jerusalemisches Wirken am Passah, in 3, 22—4, 42 über sein achtmonatliches Arbeiten in der Landschaft Judäas und über sein Reisen durch Samaria nach Galiläa berichtet, übersprungen hat. Aber aus Johannes selbst ist zu schliessen, dass jenes Wirken in Judäa vorherrschend eine Fortführung der Johannestaufe war, denn er berichtet in 3, 22—4, 3 gar Nichts von einem Jesu eigenthümlichen Thun. Und das Wirken in Jerusalem war nach 2, 24 ohne durchschlagenden Erfolg geblieben. Andererseits setzt Matthäus in 5, 17 ein früheres Wirken Jesu in der Oeffentlichkeit und in 10, 5 eine von ihm geschehene Ueberschreitung der israelitischen Grenze voraus,



weil ohne ersteres Jesu Abwehr des Verdachtes antinomistischer Gesinnung und ohne letzteres sein Warnen der streng jüdischen Zwölfe vor Heidenstrassen und Samariterstädten der Veranlassung entbehren würde. Zweitens hat Matthäus in 17, 22 f., Markus in 9, 30—32 die etwa dreivierteljährige Zeit von Jesu Verklärung bis zur Todesreise so gut wie übersprungen: denn der letzte Besuch Kapernaums, dessen Matthäus in 17, 24, Marcus in 9, 33 erwähnt, fällt, wie aus der Einforderung der Tempelsteuer in Matth. 17, 24 zu ersehen ist, in den März. Von jetzt an kehren diese Evangelisten zu derjenigen Ausführlichkeit des Erzählens zurück, mit welcher sie die Zeit vom Beginn des galiläischen Wirkens bis zur Verklärung geschildert hatten. Und Nichts kann meines Erachtens in Betreff der synoptischen Weise der Geschichtschreibung instructiver sein. Man sieht hier, dass in der ursprünglichen mündlichen Predigt, deren schriftlicher Niederschlag die Synoptiker sind, das öffentliche Wirken Jesu in zwei Theile zerfiel: vom Auftreten des Nazareners in Galiläa bis zu seinem offenen Bekennen seiner Messianität, so wie seines Verbrechertodes an den bei Cäsarea um ihn versammelten Jüngerkreis und des Vaters hierauf erfolgter Antwort durch die Verklärung auf dem Berg; sodann von der Reise zum Tode bis zur Selbsthingabe in den wirklichen Tod und des Vaters hierauf erfolgter Antwort in der ewigen Verklärung. In merkwürdiger Weise bestätigt sich diese Zweitheilung durch des Lukas Erzählungsweise. Denn dieser giebt zwar nach der Verklärung auf dem Berge (9, 28 ff.) noch eine lange Reihe von Erzählungen, in denen Jesus in sehr verschiedenen Gegenden des Landes

auftritt, aber er stellt sie (9, 51) alle in den Rahmen der Todesreise. Woraus man erkennt, dass auch die ihm eigenthümlichen Erzählungsquellen, obwohl sie vielen von Matthäus und Markus übergegangenen Stoff enthielten, von jener Zweitheilung beherrscht gewesen sind.

Die chronologische Folge in der Entwicklung des Zeugnisses Jesu ist demnach diese: von der Taufe bis zum ersten Auftreten in Jerusalem; von diesem bis zu dem in Galiläa; von dem in Galiläa bis zur galiläischen Krisis; von dieser bis zur Leidenswoche; die Zeugnisse in der Leidenswoche; die Zeugnisse des Auferstandenen.

Die im Reiseberichte des Lukas enthaltenen Reden gehören sämmtlich in den vierten Abschnitt. Aber von genauerer Chronologie muss hier abgesehen werden, denn Wieseler's Combination von Luk. 9, 51 mit Joh. 7, 2 ff.; von Luk. 13, 22 mit Joh. 11, 11 ff.; von Luk. 17, 11 mit Joh. 11, 54 und 12, 1 ist zwar sehr scharfsinnig, aber ohne den nöthigen Halt im Text.

Auf die Punkte, in welchen ich theils die Auslegung, theils die geschichtliche Verwerthung der Reden Jesu gefördert zu haben hoffe, im Einzelnen hinzuweisen, verbietet mir der Raum. Nur zwei seien hervorgehoben, weil sie Fragen betreffen, die gerade in gegenwärtiger Zeit besonders häufig behandelt werden. Für das Verständniß der eschatologischen Reden in Mtth. 24 und 25 (samt Parall.) hat man meines Erachtens den in 21, 42—44 und 22, 7 f. enthaltenen Fingerzeig zu wenig ins Auge gefasst. Denn aus diesen Worten, gegen deren Herkommen von Jesu selbst ein haltbarer Grund sich nicht beibringen lässt, ergibt sich unzweifelhaft, dass nach der Anschauung Jesu erst die Verwerfung Jerusalems den Beginn der eigent-

lichen Heidenmission eröffnen sollte, demnach zwischen den Sturz der heiligen Stadt und die Parusie die Periode der Verkündigung des Evangeliums für die ganze Oikumene fällt 24, 14. So wird Matthäus selbst zum Zeugen, dass die Einfügung der Heidenzeiten zwischen Jerusalems Fall und die Parusie in Luk. 21, 24 nicht erst von Lukas, sondern von Jesus selber kommt. Wie denn aus Luk. 17, 20 bis 18, 8 und aus 19, 11—27 ohne dies erhellt, dass auch die Parusiereden zu demjenigen gehörten, worauf sich der Forscherfleiss des Lukas bezog 1, 3. So bald man nun in Matth. 24, 15—28 die dort übergangenen *καίτοις ἐθνοῶν* (etwa bei V. 21 f.) sich eingefügt denkt, fällt das Befremdliche des *ἐνθωος* in Matth. V. 29 vollständig weg. Und es ist Matthäus selbst, der durch 21, 42—44 und 22, 7 f. diese Ergänzung seines in Kap. 24 gegebenen: Berichts aus Lukas nothwendig macht, weil sonst Jesu Wort in Matth. 24, 29 mit Jesu Worten in 21, 42—44 und 22, 7 f. in Widerspruch kommt. Hiermit sind meines Erachtens alle Schwierigkeiten gelöst. Denn die in Matth. V. 34 (und Par) gefundene kommt nur auf Rechnung der Ausleger, nicht aber des Textes. Keineswegs soll man dem *γυναι* einen anderen Sinn aufdrängen als den von »Generation«, welcher in diesem Zusammenhange der einzig mögliche ist. Allein man enthalte sich nur der willkürlichen Behauptung, dass *παντα πάντα* in V. 34 einen weiteren Umfang habe als in V. 33. In letzterem bedeutet es selbstverständlich nur die Vorzeichen der Parusie, nicht aber diese selbst. Somit auch in V. 34. Diese Vorzeichen aber concentriren sich in dem von den Zeitgenossen Jesu noch erlebten Uebergang des Reichs von der zerstörten Stadt Israels auf die

Völkerwelt. Wie lange Zeit zwischen diesem grossen Ereigniss und zwischen der Parusie, demnach während der Verkündigung des Evangeliums an die Völker, verfliesen werde, war Jesu selbst nach seinem Worte in V. 36 unbekannt, wohl aber war ihm bekannt, dass noch während des damaligen Menschenalters die Verpflanzung des Weinbergs Gottes vom israelitischen auf den heidnischen Boden, dieser epochemachendste Gerichtsakt Gottes innerhalb des gegenwärtigen Aeon, erfolgen werde. — In Bezug auf die Worte, welche Johannes, Matthäus, Lukas von dem Auferstandenen als an die Eilfe gesprochen erzählen (Markus muss hier wegen der wahrscheinlichen Unechtheit von 16, 9—20 ausser Betracht bleiben) hat sich mir die Wahrnehmung aufgedrängt, dass sie, wenn man die Erscheinungen, bei welchen sie dem Auferstandenen in den Mund gelegt werden, nach den Angaben der Evangelisten ordnet, einen Stufengang bilden, dessen planvolle Ordnung einem Unbefangenen einleuchten muss. Die erste für die Eilfe ist die am Auferstehungsabend Joh. 20, 19—23 und Luk. 24, 36 ff. Die zweite, acht Tage hernach, die in Joh. 20, 26 ff. Die am See Tiberias wird in 21, 14 ausdrücklich als die dritte bezeichnet. Demnach kann die auf dem galiläischen Berge Matth. 28, 16 ff. nur die vierte gewesen sein. Denn die in Apg. 1, 4 ff. auf dem Oelberg (V. 12) thut sich durch V. 9—11 als die letzte kund. Fassen wir nun die bei jeder gesprochenen Worte ins Auge, so handelt es sich bei der ersten um die persönliche Identität des Erscheinenden mit dem Jesus der Fleischstage (Luk 24, 39. Joh. 20, 20) und um die Erneuerung des Apostelauftrags (Joh. V. 21) und um die Ertheilung der Apostelkraft

(Joh. V. 22 und 23); bei der dritten um die Verheissung reichen Erfolges für die Arbeit (Joh. 21, 6) und um Erneuerung des Vorsteherauftrags für den Petrus (V. 15 ff.); bei der vierten und fünften um die eigentliche Instruction, und zwar so, dass bei der vierten angegeben wird der Umfang des apostolischen Arbeitens (»alle Völker«) und seine Weise (»taufend und lehrend«) Matth. 28, 19 f., bei der fünften die Zeit des Beginns (Apg. 1, 4. 5) und die Reihenfolge der Orte (V. 8). Die einzige Einwendung, welche man gegen die planvolle Ordnungsmässigkeit dieses Stufengangs erheben kann ist dass bei dieser Darlegung desselben die zweite Erscheinung übergangen ist. Allein diese Einwendung fällt weg, sobald man erwägt, dass die zweite Erscheinung durch die ausdrückliche Bemerkung des Johannes in 20, 24, so wie durch ihren Inhalt (vgl. V. 25 und 27 mit 20), signalisirt ist als nur um des Thomas willen geschehen, der bei der ersten nicht zugegen gewesen war. Gesetzt nun, dass dieser Stufengang nur bei Einem der Evangelisten oder dass er bei jedem Einzelnen derselben uns entgegenträte, so läge der Verdacht nahe, dass er das Erzeugniss, im ersten Falle des betreffenden Evangelisten, im zweiten der gesamten apostolischen Gemeinde wäre; da er aber nur aus der Combination des ersten, dritten, vierten Evangelisten resultirt, und da Jedermann weiss, wie völlig um einander unbekümmert gerade bei der Erzählung der Erscheinungen des Auferstandenen diese Berichterstatter zu Werke gehen, so kann nur der Auferstandene selbst der Urheber dieses planvollen Ganges sein, und wir haben deshalb hier einen neuen, und mei-

nes Erachtens völlig entscheidenden, Beweis für die Realität der Auferstehung.

Da die in den sechs ersten Kapiteln gegebene Auslegung auf andere Ansichten wenig Rücksicht nimmt, so bringt das siebente eine Auseinandersetzung mit diesen. Der Menschensohn, der Sohn Gottes, die Sühnkraft des Sterbens Jesu, sein Wiederkommen sind die Punkte, um die es sich dabei handelt. Beim vierten Punkt kommt, ausser den neuerlich gemachten Versuchen die persönliche Wiederkunft Christi in einen Sieg seiner Sache umzudeuten, insbesondere die Frage zur Sprache, welches Bewusstsein Jesu um seine innere Wesenheit für das in ihm wohnende weltrichterliche Bewusstsein vorausgesetzt werde. Beim dritten war auch die Bemühung zu besprechen, statt auf exegetischem, auf kritischem Wege die Aussagen Christi über die sühnende Bedeutung seines Todes zu beseitigen, sammt den neueren Hypothesen über das Motiv Jesu bei seiner die Katastrophe herbeiführenden Passahreise. Die gewaltigen Widersprüche, in welche die neueren Kritiker gegen einander treten, indem der eine gerade solche Aussprüche Jesu zuspricht, die der andere ihm abspricht, und umgekehrt, gaben hiebei Veranlassung, auf die höchst subjective Art hinzuweisen, in welcher die Kritiker der evangelischen Berichte gegenwärtig ihre Arbeit thun: was sich historische Kritik nennt, sollte häufig genug vielmehr subjectiver Dogmatismus heissen.

»Der Stufengang in Jesu Selbstbezeugung« bildet den Inhalt des achten Kapitels. Die neuere Geschichtschreibung des Lebens Jesu hat zwar schon mehrfach dem Fortschritte innerhalb des Zeugnisses Jesu nachgeforscht, doch bleibt hier noch viel zu thun. Mit Recht wurde von

verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, dass insbesondere das Ereigniss bei Cäsarea Philippi Matth. 16, 13—28 Epoche machte. Wenn aber behauptet wurde, dass erst um diese Zeit Jesus den Sterbensweg erkannt habe als den wahren Messiasweg, oder erst um diese Zeit sich erfasst habe als einen Messias nicht Israels allein, sondern auch der Heiden, wohl gar überhaupt erst um diese Zeit als den von der Weissagung verkündigten König, so ist dies Alles mit den Quellen, dabei auch schon mit der historischen Wahrscheinlichkeit an sich, im Widerspruch. Eine sorgfältige Untersuchung der Quellen führt zu dem Ergebniss, dass Jesus schon im ersten Jahre seines Wirkens mit steigender Klarheit (die Stufenfolge lässt sich z. B. durch Vergleichung von Matth. cp. 10 mit cp. 5—7 und von cp. 11 und 13 mit cp. 10 erkennen) vor Jüngern und Volk in seiner Person die Erfüllung der Königsweissagungen bezeugte, aber ohne je mit directem Worte sich den Messias zu nennen, bei Cäsarea aber zum ersten Male mit directem Worte im Kreise der Jünger seine Messianität aussprach, absichtlich für dieses Aussprechen die Zeit abwartend, da die äusseren Umstände dieser Erklärung gänzlich zu widersprechen schienen, also eine fleischliche Missdeutung der Messianität durch die Niedrigkeit der äusseren Lage um so ferner lag. Ferner dass er schon in diesem ersten Jahre vor den verschiedenen Hörern auf seinen gewaltsamen Tod und auf sein richterliches Wiederkommen deutete, in unverhüllter Weise aber Beides zum ersten Male zugleich mit seiner Messianität bei Cäsarea verkündigte. Aber auch innerhalb der drei viertel Jahre, welche zwischen dem Ereignisse bei Cäsarea und dem Tode verflossen, lässt sich der Fortschritt

des Zeugnisses Jesu nachweisen. Die-Messianität wird bei Cäsarea nur den Jüngern, dem Volke aber erst durch den feierlichen Einzug in Jerusalem direct verkündigt. Den Tod betreffend, spricht sich Jesus bei Cäsarea und von Cäsarea an nur über sein Bevorstehen und seine äusseren Umstände aus, die Unterweisung der Jünger über den göttlichen Zweck seiner Dahingabe beginnt erst auf der Todesreise. In Bezug auf die Wiederkunft und die mit den Wiederkunftsreden verknüpfte Zeichnung der Zeit zwischen Hingang und Wiederkunft besteht der Fortschritt darin, dass erst kurz vor dem Einzug in die heilige Stadt die Verwerfung Israels in das Gemälde der Zukunft aufgenommen wird. Sodann hat Jesus schon bei Cäsarea mit klaren Worten seine Absicht, eine neue Gottesgemeinde zu gründen, ausgesprochen, aber erst vor Beginn der Todesreise beginnt er zu reden von seiner unsichtbaren Gegenwart, welche den verborgenen Lebensgrund dieser Gemeinde bilden wird. Womit zusammenhängt, dass von jetzt an die Unterweisung seiner Jünger im Beten einen wesentlich anderen Charakter annimmt als zuvor. Höchst merkwürdig ist aber gegenüber von der Thatsache, dass Jesu Lehrzeugnisse über alle Hauptpunkte der Wahrheit allmählig zu solcher Vollständigkeit gelangen, die andere, dass eine Frage von dem unmittelbarsten praktischen Interesse, nämlich das Verhältniss der neuen Gemeinde zum alten Gesetze keineswegs von Jesu zum Abschluss gebracht wird; nur andeutungsweise, nicht in directen Worten, zeigt Jesus hier den Jüngern den Weg. Dieses Verfahren zeigt dem tiefer Untersuchenden in schlagender Weise, wie unmöglich es ist, mit der Kategorie eines religiösen Reformators



bei Jesu auszukommen — denn als solcher hätte er gerade diese Frage vor allen andern mit der grössten Klarheit erörtern müssen; es lässt sich nur daraus verstehen, dass ihm sein sühnendes Sterben und nachfolgendes Senden des Geistes der Centralpunkt seines Wirkens war, von welchem aus in eine höhere Stufe des Geisteslebens erhoben die neue Gemeinde erst zur Freiheit vom alten Gesetze gelangen könne. Endlich war auch noch die Lehrweise nach und vor der Auferstehung mit einander zu vergleichen, wobei einer der Hauptdifferenzpunkte dieser ist, dass sich der Auferstandene nicht mehr der Selbstbezeichnung »der Sohn des Menschen« bedient.

Schon dieses achte Kapitel gab Veranlassung in das Verhältniss des vierten Evangeliums zu den drei ersten näher einzugehen. Denn der dargelegte Stufengang von Jesu Zeugniss tritt im vierten nicht mit derselben Vollständigkeit hervor. Es war deshalb zu untersuchen, ob dieser Mangel nicht eine Einwendung gegen die geschichtliche Treue des vierten begründe. Die Antwort lautet, dass für die ganze Zeit des öffentlichen Wirkens Jesu im vierten der Blick des Erzählers in erster Linie gerichtet ist auf Jesu Verkehr mit dem Volke, um das in 12, 37—43 ausgesprochene Schlussurtheil geschichtlich zu begründen, Jesu specieller Verkehr mit den Zwölfen aber nur eben gelegentlich berührt wird; es ist aber der Natur der Sache nach gerade die Unterweisung der Zwölfe gewesen, welche allein einen methodischen Gang von Anfang bis Ende einhalten konnte, im Verkehr mit dem Volke hatte es Jesus mit einer stets wechselnden Hörerschaft zu thun. Immerhin will auch das vierte Evange-

lium den Fortschritt der Glaubenserkenntnis der Zwölfe zeigen, wie es denn die ersten Anfänge des Jünger Glaubens mit liebendster Sorgfalt schildert 1, 37—52 und mit dem Höhepunkt des Jünger Glaubens in 20, 28 seine Erzählung schliesst, daneben auch einige der mittleren Punkte der Glaubens-Entwicklung genau markirt 2, 11 6, 67—69, und das Methodische in Jesu Unterweisung der Jünger betont 13, 34 16, 4. Aber von Jesu öffentlichem Auftreten (2, 13 ff.) an erwähnt es nur selten Gespräche zwischen Jesus und den Zwölfen allein, um dann durch die ausführliche Mittheilung der Abschiedsreden desto eingehender zu zeigen, dass Jesus die Seinen, wie er sie geliebt hatte, so bis zum Ende liebte 13, 1. — Ausdrücklich ist nun aber das neunte Kapitel meines Buches dem Verhältnisse des johanneischen und synoptischen Jesus gewidmet. Auf S. 309 bis 326 wird untersucht, ob das vierte Evangelium aus geschichtlicher Erinnerung geflossen oder für das absichtsvolle Erzeugniß eines religiösen Dichters zu erachten sei. Denn dieses ist seit Baur's Untersuchungen die einzige Alternative, um die es sich noch handeln kann. Es wird gezeigt, dass schon der auffallende Wechsel anschaulichsten und farblosen Erzählens viel eher auf Erinnerung deute, in der sich bald alles Detail, bald nur der Wesensgehalt der Ereignisse erhalten hatte, als auf einen Dichter, den doch wohl Gabe und Bedürfniss der Anschaulichkeit stetig begleitet hätte. Ferner dass nicht wenige der am meisten plastischen Züge der Erzählung, wenn man sie näher untersucht, zu der Voraussetzung eines Gedichts gar nicht, zu der einer Erzählung aus Erinnerung trefflich passen. Zum dritten, dass die ganze Anlage

des Evangeliums, sein Ignoriren solcher synoptischen Stoffe, welche in ein Logosgedicht sehr gut, sein Mittheilen solcher Stoffe, welche in ein solches sehr wenig sich eigneten, dazu sein Einfügen solcher Erzählungen, welche der synoptischen Tradition zu widerstreiten schienen ohne doch von der vorausgesetzten Absicht des Dichters erfordert zu werden, der Hypothese seines Entsprungenseins aus freischaffender Phantasie eines Logoslehrers entschieden widerspreche. Zum vierten, dass der Evangelist selbst nach einer ganzen Reihe von Stellen, die im andern Falle geradezu unbegreiflich bleiben, an die Geschichtlichkeit seiner Erzählungen glaubte. Endlich wie unglaublich es schon an sich sei, dass ein sündiger Mensch Reden, wie z. B. die in Cp 14—17 von sich aus zu erfinden vermochte. — Auf S. 299 bis 309 werden die Differenzen des synoptischen und johanneischen Zeugnisses dargelegt und aus der Hauptdifferenz, dass Jesu Zeugniß bei den Synoptikern Zeugniß vom Reiche, bei Johannes Zeugniß von sich selber ist, abgeleitet; sodann aber dargethan, wie in der That jedes von beiden das andere voraussetzt und in das andere einmündet, so dass in der Wirklichkeit beide neben einander einhergehen mussten. Auch sei es nicht schwer zu begreifen, warum die schriftstellerische Fixirung sich zuerst so vorherrschend auf die Reichspredigt bezog. — Nachdem in solcher Weise die gleiche Glaubwürdigkeit beider Berichterstattungen erhärtet ist, folgt auf S. 326—338 eine aus beiden in gleicher Weise geschöpfte Zusammenfassung des Zeugnisses Jesu in seiner sachlichen Gliederung.

Kap. 10 bildet den Schluss durch einen Rückblick vom Selbstzeugnisse Christi auf das

**Zeugniß des Täufers vom Christus.** Es wird gezeigt, dass Alles, was die Synoptiker einerseits, Johannes andererseits, von des Täufers erstem, dem Auftreten Jesu voraufgehenden, Predigen an bis zu seiner Zweifelsbotschaft aus dem Gefängniß berichten, in ein Gesamtbild von hoher Lebendigkeit und psychologischer Wahrheit sich zusammenschliesst. Ferner wird die Anschauung des Täufers von dem Messias verglichen mit der der alten Propheten von ihm, und das Zeugniß des gekommenen Messias von sich selbst mit der Anschauung des Täufers vom Messias ehe er kam und nachdem er gekommen war. Denn die Anschauung des Täufers schreitet über die der alten Propheten hinaus und vermag doch die Schranken des alttestamentlichen Geistes nicht zu durchbrechen. So gewährt die Betrachtung des Entwicklungsgangs von der alten Prophetie durch den Täufer hindurch zu dem neuen von Christi Selbstzeugniß ausgehenden Licht einen hohen geschichtlichen Genuss. Aber dies nicht allein. Sondern die Schranke die der Anschauung des Täufers gesetzt bleibt und erst bei Jesu verschwunden ist, wird zum Zeichen, wie hoch Jesus das Prophetentum überragt. Wiederum die Höhe, auf welche schon der Täufer den Messias stellt, indem er ihn schildert als den Täufer mit Geist und Feuer und als den Eigenthümer und Richter des Gottesvolks, demnach ihn weit hinaushebt über die Prophetenwürde, wird zum Zeugniß, wie ungeschichtlich es ist, wenn man Jesu kein anderes Selbstbewusstsein als das des vollendeten Propheten zuschreiben will.

Irre ich nicht, so wird diese Berichterstattung zeigen, dass das Buch, so viele Mängel ihm anhaften werden, lauter selbstständige

Untersuchungen und eine Reihe neuer Gesichtspunkte enthält, um deren Beachtung ich die Mitforscher ersuchen darf.

W. F. Gess.

---

**Das Inulin. Ein Beitrag zur Pflanzenphysiologie.** Von der philosophischen Facultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Von K. Prantl. München, Christian Kaiser, 1870. 72 Seiten in Octav. Mit einer Tafel in Farbendruck.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, auf eine Schrift über denselben Gegenstand, die ebenfalls im Laufe dieses Jahres erschienen ist, nämlich auf Dragendorffs Materialien zu einer Monographie des Inulins (St. Petersburg, 1870), näher einzugehen und unser Urtheil dahin abzugeben, dass wir in ihr trotz des bescheidenen Titels eine wahre Monographie des interessanten Kohlehydrats besitzen. Es war uns überraschend, dass nach dieser Schrift der Buchhandel uns mit einer zweiten Schrift über das Inulin beschenkte, da Dragendorff den Stoff nach allen Richtungen hin in einer so gründlichen Weise bearbeitet hat, dass wir erhebliche Neuigkeiten kaum in einer zweiten zu finden hoffen durften und dass wir die Nothwendigkeit zum Erscheinen einer auf Grundlage der Dragendorff'schen Materialien aufgeführten Arbeit nicht begreifen konnten. Es handelt sich aber nicht um eine mit Kenntniss der Dragendorff'schen Schrift gemachte, sondern um eine selbstständige Arbeit, die allerdings ein Prioritätsrecht für diejenigen Facta, welche Dragendorff

und Prantl gegenüber früheren Forschern als neu ermittelten, nicht beanspruchen kann und wird, da Dragendorff's Arbeit schon 1869 abgeschlossen ist und da sie zum grossen Theil auch in dem Jahrgange 1869 der Russischen Zeitschrift für Pharmacie publicirt ist. Wir möchten uns deshalb sogar für berechtigt halten, dem Verfasser der Preisschrift einen Vorwurf daraus zu machen, dass er die Dragendorff'sche Arbeit oder wenigstens einzelne Theile derselben nicht gekannt und dass er selbst im Literaturverzeichnisse die Schrift seines nächsten Vorgängers gar nicht einmal genannt hat, und es ist uns auffallend, dass unter den von Prantl im Vorworte genannten Männern und Rathgebern sich nicht Einer veranlasst gefunden hat, ihn auf dieselbe aufmerksam zu machen, zumal da sich der Name eines Mannes darunter befindet, dem die ausländische pharmaceutische Literatur frühzeitig und in ausgedehnter Weise bekannt zu werden pflegt. Im April 1870 (Datum des Vorwortes) konnte ein grosser Theil der Dragendorff'schen Arbeit aus dem Russischen Journale, das hier ziemlich pünktlich eintrifft, auch in München bekannt sein.

Es wird kaum gerechtfertigt sein, das Werk eines durch so vielfache bedeutende chemische Arbeiten bekannten und bewährten Forschers wie Dragendorff in Parallele zu stellen mit einer Schrift, die, wenn sie auch des Preises an einer deutschen Hochschule werth befunden wurde, und sich als eine gediegene, fleissige Studie characterisirt, doch immerhin als eine Erstlingsarbeit, und zwar als die eines Botanikers an das Tageslicht tritt. Wir würden, wenn wir dieses thäten, vielfach den Nachweis führen können, dass da, wo die chemischen Resultate überein-

stimmen, Dragendorff dieselben aus quantitativ chemischen Ermittlungen ableitet, wo dies Prantl aus bloss qualitativen Untersuchungen thut.

In der That aber muss anerkannt werden, dass Prantl's Studien noch in manchen Punkten Zusätze und Erweiterungen zu unserer gegenwärtigen Kenntniss des Inulins bringen. So sind z. B. noch manche bisher noch nicht untersuchte Syngenesisten von Prantl auf das Vorkommen von Inulin in denselben mit Erfolg geprüft worden. So *Hieracium Nestleri*, *staticifolium* und *tridentatum*, *Crepis biennis*, *Lactuca perennis*, *Sonchus arvensis*, *Scorzonera purpurea* und *hispanica*, *Hypochaeris maculata* und *radicata*, *Aposotis foetida* aus der Abtheilung der Cichoriaceen, *Cirsium rivulare*, *oleraceum*, *bulbosum* und *arvense*, *Centaurea Jacea*, *phrygia*, *montana*, *axillaris*, *Scabiosa*, *maculosa* und *Calendula officinalis* aus der Abtheilung der Cynareen, *Senecio nemorensis*, *Achillea Ptarmica* und *Millefolium* aus der Abtheilung der Senecioideen, *Pulicaria dysenterica*, *Aster parviflorus* und *alpinus* aus derjenigen der Asteroideen, endlich *Tussilago Farfara*, *Petasites niveus* und *spurius*, *Adenostylis albifrons* und *alpina*, sowie *Eupatorium cannabinum* aus der Abtheilung der Eupatoriaceen. Von *Anacyclus officinarum* Hayne gibt Prantl an, dass dieselbe kein Inulin enthalte, und will er die entgegenstehenden Angaben darauf zurückführen, dass die Wurzel von *Anacyclus Pyrethrum* DC, ebenfalls als *Radix Pyrethri* bezeichnet, Inulin führe. Es würde dadurch die einzige einjährige Pflanze aus der Familie der Compositen, die auch noch Dragendorff als inulinhaltig aufführt, ihren Platz nicht behaupten können. Es muss nun

aber bemerkt werden, dass *Anacyclus Pyrethrum* allerdings eine *Radix Pyrethri*, aber die *Radix Pyrethri romani*, liefert, die nach ihrer äusseren Eigenschaft wohl kaum mit der von der bei Merseburg cultivirten *Anacyclus vfficinarum* stammenden *Radix Pyrethri germanici* verwechselt werden kann. Wir möchten deshalb, wenn auch bei J o h n, so doch nicht bei den übrigen Forschern, die grade von der deutschen Bertramswurzel reden, ein solches Versehen nicht supponiren und mit Dragendorff Gewicht darauf legen, dass, wie früher schon Dierbach vermuthete, die fragliche Pflanze in ihrem Vaterlande zweijährig ist. Dagegen hat Prantl unbestritten Recht, wenn er die Angabe, dass *Helianthus tuberosus* L. bei uns Inulin und auf den Antillen Amylum producire, auf ein falsches Citat aus Raspail zurückführt.

Wenn Dragendorff das Inulin als allein der Familie der Synanthereen angehörig betrachtet, vielleicht mit Ausnahme der Mittelmeeralge *Acetabularia mediterranea*, so will dagegen Prantl es wenigstens in einer Campanulacee, nämlich *Campanula rapunculoides* L., und zwar in einem Blütenknospen tragenden Exemplare in grosser Menge gefunden haben. Möglich dass es darin, wie in manchen Compositen, nur zu Zeiten vorkommt, wie es Dragendorff nach dessen ausdrücklicher Bemerkung nicht in dieser *Campanula* und wie es Prantl selbst nicht in andren Glockenblumenarten fand. Jedenfalls ist Marquard's Bezeichnung Synantherin, zumal da das Inulin auch nicht in allen Synanthereen vorkommt, durch Prantl's Befund unmöglich geworden. Was die *Acetabularia* anlangt, so wird deren Inulingehalt freilich auch wieder durch Prantl's



Untersuchungen getrockneter Exemplare sehr problematisch und in Bezug der übrigen Pflanzen, die als inulinhaltig bezeichnet worden sind, kommt auch Prantl zu dem Resultate, dass es sich um Irrthümer handle. Es ist uns aufgefallen, dass bezüglich der Lerp Manna dem Verfasser nur die Notiz bei Rohleder über Anderson's Angabe des Inulingehaltes dieses Productes von *Eucalyptus dumosa* bekannt geworden ist, welche aus dem Journ. f. prakt. Chem. XLIX. 449. entnommen ist, während die neuere Arbeit über Lerp, von Flückiger, die den Inulingehalt beseitigt, obschon in einem in Bayern erscheinenden Journale (N. Jahrb. f. Pharm. XXIX. 276) ausführlich publicirt, von Prantl nicht gekannt wird. Rei Dragendorff ist die Sache richtig dargestellt.

Was den Gang der Darstellung bei Prantl betrifft, so gibt der Verfasser zuerst in einer Einleitung das Historische über Inulin in kurzem Abrisse, wobei insbesondere der Synonymie Rechnung getragen wird. Mit Recht werden *Datiscin* und *Calendulin* als Synonyme verworfen; sowol bei dem *Datiscin* von *Braconot* und *Stenhouse* als bei dem *Calendulin* von *Geiger* ist die Identität mit Inulin schon aus dem Grunde a priori zweifelhaft, weil sich die betreffenden Stoffe in den oberirdischen Axentheilen finden. Ein andres *Calendulin* als das *Geigersche* als reiner Pflanzenstoff existirt aber in der That nicht. Auf die Einleitung folgt ein die Eigenschaften des Inulins behandelndes Capitel, dann ein solches über das Vorkommen, hierauf ein weiteres, das das phyto-physiologische Verhalten dieses Körpers ins Auge fasst, endlich die Literatur. Offenbar liegt der Schwerpunkt der Untersuchungen Prantl's

nicht in dem chemischen, sondern in den eigentlich botanischen und pflanzenphysiologischen Capiteln, ein Moment, welches eben die Vergleichen mit der Dragendorff'schen Schrift ganz unthunlich erscheinen lässt und welches von dem Verfasser selbst erkannt wird, so dass er am Schlusse der Einleitung den Wunsch ausspricht, es mögen die Eigenschaften des Inulins recht bald von einem Chemiker einem gründlichen Studium unterzogen werden, ein Wunsch, der, als er niedergeschrieben wurde, bereits in Erfüllung gegangen war. Immerhin ist es anzuerkennen, dass der Verfasser als Botaniker nicht die chemische Partie vernachlässigt hat und Angaben über Diffusion, Drehung der Ebene des polarisirten Lichtes durch Inulinlösungen auf Grund eignen Studiums bringt. Manche Sachen, die in Dragendorff's Arbeit durch umständliche Versuche dargethan, sind, erscheinen auch hier, aber doch wohl nur als Resultat des Nachdenkens oder der Vermuthung, z. B. der Widerspruch gegen Dubrunfaut's verschiedene Hydratzustände des Inulins. Die apodictische Behauptung Prantl's, es lasse sich unter den Kohlehydraten das Inulin in keiner Weise mit dem Stärkmehl in Parallele stellen, sei vielmehr dem Rohzucker am nächsten verwandt, dürfte durch Dragendorff's Entdeckung der künstlichen Bildung des Levulins von Ville und Joulie aus dem Inulin einen Stoss erleiden. Durch diesen Stoff, der aus Inulin sowol durch Erhitzen mit Wasser als durch Behandeln mit Säuren aus dem Inulin gewonnen werden kann, ist nämlich ein Analogon zu dem aus Stärkmehl unter gleichen Verhältnissen entstehenden Dextrin gegeben, dem Zwischengliede zwischen Stärkmehl und Glykose. Zu dem weiteren Zwischengliede, dem Amidu-

lin, hat Dragendorff ebenfalls ein Analogon im Metinulin entdeckt, und der Process der Ueberführung von Inulin durch Metinulin und Levulin in Levulose würde zwar leichter, aber doch ganz in derselben Weise verlaufen wie derjenige von Stärkmehl durch Amidulin und Dextrin in Glycose. Uebrigens lehrt die Elementaranalyse ja eine Isomerie des Inulins und des Stärkmehls, nicht aber des Inulins und des Rohrzuckers.

In dem auf das Vorkommen des Inulins bezüglichen Abschnitte sind von Synanthereen, welche von früheren Forschern — natürlich von Dragendorff abgesehen — als inulinhaltig bezeichnet sind, *Deronicum Pardalianches* L., in der Berg das Inulin constatirte, und die von Lefranc untersuchte *Atractylis gummifera* L., nicht aufgeführt. Unter den früher für inulinhaltig gehaltenen Pflanzen aus andern Familien werden *Solanum Dulcamara*, *Vincetoxicum officinale*, *Daucus Carota*, *Aristolochia grandiflora*, *Stachys palustris* L., *Cyperus esculentus* und einige andre vermisst. — Ueber das Vorkommen in der Familie der Synanthereen wird von Prantl übereinstimmend mit Dragendorff das Fehlen in den einjährigen Species (auf Grund zahlreicher Einzeluntersuchungen, die es nur einmal in *Calendula officinalis*, wahrscheinlich in einem ausdauernden Exemplare constatirten), betont. Bei zweijährigen Pflanzen (*Lappa*) nimmt der Inulingehalt bis Ende des ersten Jahres zu, im zweiten wieder ab, bis es während der Blüthezeit völlig schwindet. Bei mehrjährigen Pflanzen findet man entweder das Inulin zu allen Zeiten und ein Maximum im Herbst, oder es erschöpft sich durch die Production von Früchten so, dass dasselbe Individuum erst nach eini-

gen Jahren wieder blühen kann, was er daraus schliessen will, dass es sich in bloss vegetirenden Exemplaren von *Cichorium Intylus* in der Wurzel sehr reichlich, dagegen in blühenden nicht einmal spurweise fand. Vollständiges Fehlen in mehrjährigen Compositen will er trotz mannigfacher eigener negativer Befunde nicht zulassen, weil in den betreffenden Fällen sich kein Ersatzstoff für das Inulin antreffen liess, das bei den nächsten Verwandten der fraglichen Species sich fand, z. B. in den oben angeführten *Centaurea*-Arten, dagegen nicht in *Centaurea austriaca*.

Die hauptsächlichsten mikrochemischen Studien von Prantl finden sich im dritten Abschnitte seiner Schrift, dem Gebiete, wo der Verfasser offenbar am meisten heimisch ist. Wir heben daraus nur das interessante Factum hervor, dass das Inulin in ähnlicher Weise wie von den jungen Trieben der Pflanze, deren Wurzel es birgt, auch von den Schmarotzerpflanzen aufgezehrt wird. Der Verfasser hat dies an der auf *Petasites niveus* schmarotzenden *Orobanche flava* Martius zur Evidenz nachgewiesen.

Die Ausstattung des Buches ist gut. Die Abbildungen, welche das Verhalten des Inulins zum Zucker, Stärkmehl und feinkörnigem Amylum in austreibenden Wurzelknollen von *Dahlia*, Knollen von *Helianthus*, sowie in der Wurzel von *Petasites* und *Orobanche* darstellt, sind ziemlich schematisch.

Theod. Husemann.

---

**Der Krieg des grossen Kurfürsten gegen Frankreich 1672—1675.** Von Heinrich Peter. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. VI. 397.

Noch vor dem Ausbruche des Krieges von 1870 ist vorliegendes wichtige Werk erschienen, das in unsern Tagen besondere Bedeutung gewinnt. Ist es ja der erste Zusammenstoss der Brandenburgischen mit der Französischen Macht, den dasselbe zum Gegenstande hat. 1672 und 1870 — welch ein gewaltiger Unterschied! 140 Jahre hat Brandenburg — Preussen gebraucht, um Frankreich militärisch das Gleichgewicht zu halten, aber 200 Jahre hat es gebraucht, um ihm überlegen zu werden.

Das vorliegende Werk zerfällt in Text und archivalische Beilagen. Der Text gliedert sich in 6 Abschnitte: 1) Allianz mit den Niederlanden, S. 1—39. 2) Marsch an den Rhein, S. 40—104. 3) Feldzug in Westfalen und Friede von Vossern, S. 105—159. 4) Allgemeine Coalition gegen Frankreich, S. 160—208. 5) Der Krieg im Sommer 1674, S. 209—270. 6) Feldzug im Elsass, S. 271—362.

Der Verf. bearbeitet kein völlig unbebautes Gebiet, und besonders in dem Werke Droysens: Geschichte der preussischen Politik ist ja der betreffende Abschnitt behandelt worden. Aber einmal hat der Verf. ungedrucktes Material benutzt, dann ist er aber überhaupt ausführlicher als irgend ein Anderer vor ihm. So wird denn auch Droysen einige Male berichtigt. Den meisten Stoff hat der Verf. dem Berliner geh. Staatsarchive, den Romswinckelschen Papieren und dem Anhalter Archive entnommen. Aus dem ersteren sind auch die 38 sehr werthvollen

archivalischen Beilagen, welche Ereignisse von 1674 Aug. 1—1675 Jänner 3 betreffen. \*)

Bevor ich auf den Inhalt eingehe, muss ich zuerst einige Bemerkungen betreffs der Form machen. Wer wollte es verkennen, dass wir hier ein Werk vor uns haben, das in Bezug auf historische Kunst den höchsten Anforderungen genügt? Mag der Verf. kriegerische Vorgänge schildern, mag er den vielfach verschlungenen Pfaden der Staatsmänner nachgehen, wir begegnen überall derselben gewandten Darstellung, derselben Schönheit der Sprache. Der Verf. zeigt ausserdem überall seine gute Deutsche Gesinnung. Da ist es denn wirklich Schade, dass die Sprache oft nicht weniger wie Deutsch ist; ein Fehler, den wir leider in den Geschichtswerken unserer Tage gar so häufig treffen; es scheint eine Art von Krankheit zu sein. \*\*) Und die gewandtesten Geschichtschreiber verfallen, wie es scheint, gerade am leichtesten in dieselbe. Verf. ist dazu noch ein guter Sprachkenner. Besonders häufig sind die Fremdwörter in der Darstellung kriegerischer Ereignisse. Verf. wird uns vielleicht einwenden, die Französische Kriegskunst habe sich eher entwickelt als die Deutsche, so dass wir Deutsche für manche Ausdrücke das Französische Wort uns leihen müssen. Aber abgesehen von der zweifelhaften Wahrheit dieses Satzes — er gilt nur für die Zeit Louis XIV. und Napoleon I., in welcher allerdings die Französische Kriegskunst der Deutschen entschieden den Vorsprung abgewann — sehe ich nicht ein,

\*) Ich glaube übrigens, dass aus Ital. Quellen, die gar nicht herangezogen sind, besonders aus Berichten Ital. Gesandten in Paris, manches zu gewinnen wäre.

\*\*) Vgl. GGA. 1870 Stück 36 Seite 1424.

warum wir nicht statt Reorganisation der Armee Neuordnung des Heeres, statt Retirade der Avantgarde Rückzug der Vorhut, statt Avanciren der Arrièregarde Vorrücken der Nachhut, statt Deployrens der Detachements durch coupirte Defiléen Entwickeln der Abtheilungen (oder besser der ausgesandten Abtheilungen) auf durchbrochener Ebene sagen können. Und so weiter statt recognosciren auskundschaften, statt bombardiren beschiessen, Infanterie, Cavallerie, Artillerie macht sich ganz gut als Fussvolk, Reiterei und Geschütze. Ebenso bei zusammengesetzten Wörtern: statt Defensivallianz Schutzbündniss. \*) — Sonst ist die Sprache nicht nur angemessen, sondern auch gewandt und schön zu nennen. Nur einzelnes ist mir aufgestossen. S. 36 lässt man sich im Haag die geringfügigsten Zugeständnisse tropfenweise abringen. Braucht man ein Bild, so soll man es richtig brauchen: — also auspressen. S. 41: Schlimmer noch stand es mit den inneren Zuständen der Armee. Dasselbst muss es Ende des zweiten Absatzes heissen: konnte statt konnten. S. 42 Text Zeile 5 von unten ist gewönne zu lesen. S. 50 Absatz 2 Kurfürst. S. 55 heisst es: den Feinden das Haupt zu bieten — statt

\*) Schlimmer steht es bei den Wörtern Regiment, Bataillon, Compagnie, Schwadron (welches wohl das Ital. squadrone ist), Batterie. Da aber jedes Regiment nur eine Fahne hat, so können wir richtig eine Fahne Fussvolk sagen, wie wir bei der Reiterei ja jetzt schon von Fähnlein reden. Dann können wir Bataillon durch eine Theilzahl ausdrücken, wie z. B.  $\frac{1}{4}$  Fahne; für Compagnie aber sollte man das echtdeutsche Zug einbürgern, und für den heutigen Zug »Reihe«; für Schwadron Geschwader. Batterie ist wohl am schwierigsten wieder zu geben; da dieselbe aber 6 Geschütze hat, so kann man sich mit Dutzend, halbes Dutzend helfen.

- die Stirn z. b. S. 61. Wenn ich nicht irre, sagt man, sich einer Sache unterfangen. S. 76 Anm. 1 Theil. S. 81 de la Mark wohl richtiger zu schreiben de la Marque; unten Mahnung auf. S. 92. Der Prinz ging nach Maastricht vor. S. 191 sind die beiden Anmerkungen mit 1 und 2 zu bezeichnen. S. 192 fehlt im Texte 2), welches wohl nach »liefern musste« zu setzen. Das S. 213 und weiter oft genannte Befort ist wohl Belfort. S. 227 Absatz 2: nach dem Oberrhein. S. 246 Anm. 6 lies Valckenier. S. 261 Anm. 4: ne sera pas. S. 299 Anm. 4 steht abfällig für geringschätzig, was doch wohl nicht angeht. S. 302 Absatz 3 ist gefürchteten zu lesen. Im selben Absatz heisst es, letzte Zeile: Die meist glücklichen Streifzüge brachten doch keinen wirklichen Vorthail. Es soll wohl heissen: keinen entscheidenden Vorthail. S. 315 Anm. Zeile 2 ist »des gelée« nicht richtig. S. 333 Absatz 2 ist das Wort alert ohne e geschrieben. S. 335 Montauban ist zu trennen Montauban, nicht Mon-tauban. Das. Anm. 4 ist wohl zu lesen *des ennemis*. S. 349 Z. 7 ist zu lesen einen münsterschen Reiter. S. 351 Absatz 1 am Schlusse lies *aufgebrochen* werden.

Ich komme nun zum Inhalte.

Die Französische Staatseinheit war begründet, den Schlussstein hatten Richelieu und Mazarin gelegt (s. GGA. 1869 Stück 12, die Anzeige über Carné); Ludwig XIV. war es, der die reifen Früchte ihrer Anstrengungen geniessen wollte. Das von Peter behandelte Trauerspiel bildet einen Theil dieser Bestrebungen. Es handelte sich um die Unabhängigkeit des Holländischen Freistaates und des noch Spanischen Theiles der Niederlande. Aber Spanien, hochmüthig und ohnmächtig zugleich, betheilt sich



anfangs gar nicht am Kriege gegen Frankreich, ebensowenig der Deutsche Kaiser, der bei dem Kampfe den tertius, qui gaudet spielen will, indem er einerseits von der Uebermacht Frankreichs eine zu geringe Meinung hat, andererseits die Demüthigung des mächtig aufblühenden ketzerischen Freistaates nicht ungern sieht. Da ist es denn nur der grosse Kurfürst, welcher den Muth hat, dem Freistaate beizuspringen, ihn vor Vergewaltigung zu schützen. Er musste das auch schon wegen seiner Besitzungen am Rhein (Kleve) versuchen. Wer wollte es ihm verdenken, dass er der nicht nur stammes-, sondern auch religionsverwandten Macht zu Hülfe eilte? Ob er dabei noch weiter blickte, ob er auch das Wohl von ganz Deutschland oder gar von Europa im Auge hatte, wage ich nicht zu entscheiden. Verf. behauptet es. Aber solche Fragen über die Beweggründe der handelnden Personen sind ja überhaupt am schwersten, am unsichersten zu beantworten. Das Ergebniss entsprach seinen Bemühungen nicht, fast ausschliesslich durch Oestreichs Schuld. Dieses wollte aus dem oben angegebenen Grunde sich in den Kampf nicht einmischen, es wollte aber auch den Brandenburger zugleich in Zaum halten, damit er sich nicht etwa unvermuthete Lorbeeren erringe und allzu mächtig werde. Der Vertreter dieser Politik war Lobkowitz, er hat dadurch seinen Namen für immer befleckt. Lobkowitz äusserte, dass man Kurbrandenburg als ein ungezäumtes wildes Pferd consideriret, welches zu besänftigen man ein ander gezähmtes und gelindes Ross beigesellen müssen, damit es sich nicht à corps perdu in eine Partei werfe. So Esaias Pufendorf (Peter 49). Allerdings Oestreich war gezähmt worden, im 30j.

Kriege, durch Schweden und Franzosen; es war jetzt ein gelindes Ross, besonders an der Krippe des Westfälischen Friedens, aus der es doch noch das beste Heu für sich genommen; aber sollten darum alle andern Deutschen Staaten ohnmächtig liegen bleiben? Es ist nichts als der reine Neid, der aus Lobkowitz Munde gesprochen hat. Gott sei Dank, es ist anders gekommen, aber nicht durch die Umkehr der Oestreichischen Politik, sondern durch Brandenburgs Anstrengung. Aber freilich, der grosse Kurfürst hat an Oestreich bitteres Lehrgeld zahlen müssen; das Oestreichische Netz war so fein gewebt, dass er hineinging. Nicht auf einmal, sondern nach und nach; als er es endlich erkannte, war die kostbare Zeit verstrichen, sein Heer durch die Anstrengungen des unnützen Zuges von Halberstadt bis nach Mainz geschwächt; obwohl man mitten im Winter stand, beschloss er doch, sich von den Kaiserlichen zu trennen und auf eigene Faust zu handeln, weil er einsah, dass man ihn nur gängete — er zog nach Westfalen, um seine eigenen Lande zu schützen. Allein sein Heer war durch den nun folgenden Zug von neuem zu sehr angestrengt und durch die Erfolglosigkeit des ganzen Unternehmens zu sehr niedergeschlagen, als dass es vor dem anrückenden Turenne Stand gehalten hätte — der Kurfürst selbst mochte nicht wenig entmuthigt sein. *Bella fama constant* bemerkt Peter sehr richtig. So kam man denn zum Frieden von Vossems, den der Kurfürst aus Noth, gegen seinen Willen abschloss, oder wie er selbst sagte: *de inevitable necessiteijt die haer . . . . tegens sijne genegentheden hadde gedwongen*.

Das Glück Frankreichs bewirkte eine andere

Haltung Oestreichs und Spaniens, und Ludwig XIV. besorgte, dass auch Brandenburg ihnen sich wieder anschliessen würde. Es bildete sich aber auch eine Friedenspartei, zu welcher Ludwig XIV. nun Brandenburg hindrängen wollte. Ihr Haupt war Schweden, welches die Französischen Hilfgelder zwar weiter beziehen, allein keinen Krieg dafür führen wollte. Es verfolgte wohl dieselbe Absicht, wie kurz vorher Oestreich, die Mächte sich gegenseitig aufreiben zu lassen, um dann selbst mächtig und ungeschwächt dastehen und gebieten zu können. Brandenburg, Baiern, Pfalz-Neuburg und Hannover sollten mit ihm diese dritte Abtheilung bilden. Wie vor dem Westfälischen Frieden 1643, so begannen jetzt 1673 in Köln Verhandlungen, und zwar schon im Sommer. Im Oktober kamen die Schwedischen Gesandten Mardefeld und Wangelin an den Brandenburgischen Hof. Der Kurfürst berieth sich wie gewöhnlich mit seinen Räthen, aber alle waren gegen die dritte Partei. Und nicht ohne Grund. Es wäre ja doch nur ein bewaffneter Friede gewesen, was bekanntlich eine theure Einrichtung ist, denn Brandenburg hätte auf eigene Kosten eine beträchtliche Macht halten müssen. Aber wie, wenn dann der Krieg doch ausbrach? Dann wurde Brandenburg wahrscheinlich in denselben mit hineingezogen. Es blieb ihm dann nur die keineswegs angenehme Wahl, Frankreich oder den Bund (Kaiser, Holland, Spanien) zu bekriegen. Und hätte Brandenburg da Unglück gehabt, so wäre das gierige Schweden wohl gleich über Hinterpommern hergefallen. Aber auch für die westlichen, Rheinischen und Westfälischen Besitzungen musste Friedrich Wilhelm fürchten; im 2. Separatartikel des Bündnisses vom 11. Dez. 1673

## Peter, Der Krieg des grossen Kurfürsten. 1871

wahrte Schweden die Rechte des Hauses Pfalz-Zweibrücken auf Kleve, Mark und Ravensberg.

Dies Bündniss vom 11. Dez. hielt der Kurfürst für gut mit Schweden einzugehen; es war eine Erneuerung des Bündnisses vom 6. April 1666, das allerdings noch nicht abgelaufen. Unter dem 11. Dez. versprach man sich gegenseitigen Schutz der Besitzungen. Man wolle vereinigt Friedensversuche machen; falls dieselben scheiterten, solle jede Macht freie Hand haben, nach ihrem Nutzen zu handeln. Man sieht, sehr festgekettet war das Bündniss nicht. Die Friedensverhandlungen scheiterten, der Kaiser brach mit Frankreich, der Bund (Coalition) gegen Frankreich bildete sich (Kaiser, Spanien, Holland). Neu traten hinzu Braunschweig-Lüneburg und Münster. Dänemark war auf dem Punkte, ebenfalls beizutreten. Spanien und die Niederlande mussten hauptsächlich die Heere unterhalten. Wie aber stand es mit dem Reich? »Das ganze Reich hatte sich durch förmlichen Beschluss des Regensburger Reichstages der österreichischen Politik angeschlossen, und die Vereinigung der Reichsvölker mit der kaiserl. Armee war theilweise bereits erfolgt. Nun stand der Kaiser an der Spitze Deutschlands; er war durch mächtige Verbündete unterstützt, und ein glücklicher Ausgang des Kampfes mit Frankreich, der die österreichische Macht in und ausser dem Reich bedeutend erhöhen musste, war zu hoffen. Das war nicht der Moment, wo Brandenburg auf Zugeständnisse, namentlich die Anerkennung einer gewissen Gleichberechtigung als europäische Macht von Seiten des Wiener Hofes hätte rechnen können.« Dieser wollte Brandenburg so viel wie möglich bei der Sache ausnutzen; Peter theilt darüber eine

hübsche Stelle aus dem Briefwechsel des Kurfürsten mit Schwerin mit. Friedrich Wilhelm schrieb ihm am  $15/25$ . Mai: »Ich sehe auch, dass Baron de Goes auch damit umgehe, mich zu zwingen, Alles einzugehen, was sie haben wollen; er soll sich aber dessen versichern, dass ich eine solche Resolution fassen werde, die ihm nicht anständig sein wird«; und am  $1/16$ . Juni: »Man sieht aber aus Allem, dass man am kaiserlichen Hofe Alles in das weite Feld spielen will; vielleicht mag es ihnen nicht lieb sein, dass ich mit in die Allianz komme.« Nun, das möchte ich bezweifeln, aber man wollte das ungefüge Brandenburgische Ross gut in Zaum und Zügel haben. Doch will ich der Auffassung Peters nicht gerade widersprechen, welcher sagt: »Erst der wenig versprechende Anfang des Krieges am Rhein, noch mehr die Vorgänge in Polen, wo nicht der österreichische Candidat, der Prinz von Lothringen, sondern Joh. Sobieski, und zwar mit in Folge der Unterstützung Brandenburgs zum König gewählt wurde, belehrten den Kaiser, dass man dem Kurfürsten besondere Rücksichten schuldig sei, dass man ihn nicht auf die Seite der Gegenpartei treiben dürfe. Die Auffassung Droysens, dass die polnische Sache hauptsächlich in Wien den Ausschlag gegeben habe, wird .... bestätigt. So kam denn endlich am 1. Juli (1674) der Vertrag, durch den sich der Kurfürst der Coalition anschloss, durch gegenseitige Nachgiebigkeit zu Stande.« Im Haag machte sich besonders Fagel darum verdient. »Am meisten freilich gab der Kurfürst nach, obwohl noch im letzten Augenblicke Schweden sich erbot, ihm Hilfgelder für die Unterhaltung seiner Truppen zu verschaffen, wenn er sich zu einer bewaffneten Mediation, namentlich zu ge-

waltsamer Verhinderung des Reichs, sich am Kriege zu betheiligen, verpflichten wolle.« (Droysen S. 480). Peter theilt die köstliche Bemerkung mit, welche der Kurfürst auf Wangelins Anerbietungen von Hilfgeldern machte, welche wir von Pauw erfahren. Dieser schreibt, der Kurfürst habe Wangelin geantwortet, dat hij wel wiste dat Sweeden geen geld hadde, ende als dat begeerde, hetzelve uit de eerste handt zoo wel konde krijgen als sy, volgens de presentation, die hem gedaen werden. »In der That«, sagt Peter, »waren die Bedingungen der neuen Allianz mit der Republik, dem Kaiser und Spanien für Brandenburg durchaus nicht vortheilhaft. . . . Das Heer, das er für die Coalition zu stellen hatte, sollte bloss 16,000 M. stark sein, d. h. der Kurfürst sollte bloss für 8000 M. Subsidien erhalten. Das waren gegen die Bestimmungen des Bündnisses von 1672 bedeutende Verschlechterungen. Aber freilich war das in der Aenderung der Sachlage begründet. Damals setzte der Kurfürst die Existenz seines Staates für die ganz allein stehende, rings von Verderben bedrohte Republik aufs Spiel; er war der einzige Bundesgenosse, der die Bedingungen der Allianz hätte dictiren können. Jetzt schloss er sich nur einer grossen Coalition an, die seine Hilfe zwar schätzte, aber doch nicht für unentbehrlich und grosser Opfer werth hielt. Man wusste in Wien und im Haag ohne Zweifel, dass Brandenburg auch durch die Rücksicht auf die eigene Sicherheit verhindert wurde, auf Frankreichs Seite zu treten. Während 1672 auf franz. Seite nicht nur Sicherheit, sondern auch Vorthteile für den brandenb. Staat zu gewinnen waren, lief der Kurfürst, wenn er sich jetzt Ludwig XIV. anschloss, Gefahr, von der Uebermacht der Coa-

lition erdrückt zu werden, ehe ihm von Westen her Hilfe kam. Was den alliirten Mächten zu Gute kam, war hauptsächlich doch immer die klare, von persönlichen Gefühlen und augenblicklichen Stimmungen unbeirrte Einsicht des Kurfürsten und seine aufrichtige Hingebung an die allgemeinen Interessen, welche bei dem Kampf mit Frankreich in Frage standen. . . . . Er hat sich wohl auch im Laufe seiner langen Regierung aus Aerger über die Lauheit und Schlaffheit seiner Verbündeten oder durch die Erschöpfung seiner Hilfsmittel gezwungen von dem Kampfe für die Interessen seiner Religion und des deutschen Reiches zeitweise zurückgezogen. Aber mit Wissen und Willen denselben zuwidergehandelt hat er niemals.«

So Peter, doch weiss ich nicht, ob man dem letzten Satze so ohne weiteres beistimmen kann. Niemand wird es dem grossen Kurfürsten verdenken, wenn er zuerst die Interessen seines eigenen Staates im Auge hatte. Der Verf. führt manche Quellenstellen an aber ich habe in ihnen keine Andeutung von dem gefunden, was er hier behauptet. Es kann aber sein, dass er dafür noch anderweitige Beweise hat. »Mit grosser Entschiedenheit hatte sich der Kurfürst gegen die Zumuthung gewehrt, sich zu Eroberungen zu Gunsten der Alliirten zu verpflichten; er mochte wohl einsehen, dass die Hoffnungen auf Wiederoberung Lothringens und des Elsass, auf Restitution des pyrenäischen Friedens nur unsichere Aussichten auf Erfolg hatten. Um nicht wieder in die peinliche Lage zu kommen, in der er sich im vorigen Jahre vor dem Frieden von Vossems befunden hatte, nämlich entweder vertragsbrüchig werden oder den Krieg so lange fortsetzen zu müssen ohne Rücksicht auf den Ruin seines Landes, bis die

Verbündeten ihre Zwecke erreicht hatten, war von ihm die Einschaltung eines Artikels in die Allianz beantragt worden, wonach den vertragenden Parteien die Befugniss vorbehalten blieb, zu jeder Zeit Frieden zu schliessen, wofür nur den Bundesgenossen der Besitzstand vor dem Kriege gesichert würde. Der 24. Artikel des Bündnisses vom 1. Juli erlaubte in der That jedem Theil den Abschluss eines besonderen Friedens- oder Waffenstillstandes, wenn er nur für die Verbündeten gleiche Rechte und Sicherheit wie für sich selbst ausmachte.\* Gott Dank aus diesem Schwächezustande sind wir jetzt heraus. Peter fährt aber fort: »Der Kurfürst wollte sich nicht mit gebundenen Händen an die ausschweifende Eroberungspolitik des Hauses Habsburg fesseln lassen und ahnte nicht, wie später diese Clausel zu seinem eigenen Schaden .... geltend gemacht werden sollte.\* Nun, die Eroberung von Lothringen und Elsass wäre doch sicher im Interesse des Deutschen Reiches gewesen; sie wäre auch keine ausschweifende, sondern nur eine Rückeroberung gewesen, die ja heute Preussen selbst macht und Gott Dank macht. Diese Klausel, sie war und blieb ein Schwächefehler, und musste früher oder später schlechte Früchte bringen. Man muss dabei freilich nicht vergessen, dass Brandenburg damals fast eben so gegen Oestreich wie gegen Frankreich im Fall der Noth Stellung nehmen zu müssen glaubte.

Es folgt nun die Darstellung des Krieges im Sommer 1674 und des Feldzuges im Elsass, auf die wir der Kürze halber nicht weiter eingehen können; nur das sei gesagt, dass diese Dinge uns wie eine Vorgeschichte dessen erscheinen, was kommen konnte oder musste,



1876 Gött. gel. Anz. 1870. Stück 47.

wenn Brandenburg ohne den Rossebändiger Oestreich allein und in verstärkter Macht gegen Frankreich ziehen würde. Auch der Kriegsschauplatz von 1674 hat vielfache Aehnlichkeit mit dem von 1870.

Aufgefallen ist mir, dass Peter das Werk von Rosenkranz: Graf Johann von Sporck, k. k. General der Cavallerie, nicht benutzt hat.\*) Er hätte demselben noch manches Einschlägige entnehmen können.

Peters Werk nimmt einen hervorragenden Platz in der Brandenburg-Preussischen Geschichtschreibung, überhaupt in der Geschichtschreibung des 17. Jahrh. ein.

Münster.

Dr. Florenz Tourtual.

---

Proverbi e Modi di dire dichiarati con racconti da Temistocle Gradi. Coll' aggiunta di poesie e di canti in musica. 1870. Presso G. B. Paravia e Comp. Firenze. 109 Seiten Octav.

Die rubricirte kleine Sammlung von Sprüchwörtern und Redensarten hat besonders deswegen Werth, weil sie fast sämmtlich in den Wörterbüchern nicht zu finden sind, obwohl man sie, wie der Herausgeber bemerkt, ganz gewöhnlich gebraucht, weshalb die Erklärung derselben auch ausserhalb ihrer Heimath willkommen sein wird. Die beigegebenen Geschichtchen, welche den jedesmaligen Ursprung der betreffenden Redensarten nachweisen sollen, haben zwar in dieser Beziehung nicht mehr Autorität als alle dergleichen Histörchen, die gewöhnlich

\*) 2. Aufl. Paderborn 1854.

erst ex post entstanden sind; indess hat Gradi die meisten der von ihm mitgetheilten dem Volksmund entnommen und diesen ihren Ursprung besonders bezeichnet, so dass sie genauere Beachtung wohl verdienen, wie wir an einigen Beispielen bald sehen werden. Die Sammlung beginnt mit der Redensart: »*aver la coda di paglia*«, die man von Personen gebraucht, die ihr böses Gewissen in steter Unruhe sein lässt und die aus Furcht, dass ihre Uebelthaten entdeckt werden, auf jedermann argwöhnisch sind, so dass sie sich vor aller Welt hüten, gleich jenem Füchselein, das für den verlorenen Schwanz einen strohernen trug und sich nun vor jedem Feuer zu hüten hatte. Auf deutsch etwa: »Wer Butter auf dem Kopfe hat, darf nicht in die Sonne gehen.« — »*Esser come Ortensia e Caterina*.« Man sagt's von Schwestern, die in steter Zwietracht leben. Die zur Erklärung angeführte Geschichte ist einem gereimten Volksbuche entnommen, aus welchem der Herausgeber einige Stellen anführt. Man ersieht, dass Ortensia, welche lieber eine Schlange aus der Hölle als das Kind ihrer verstorbenen tödtlich gehassten Schwester Caterina säugen wollte, plötzlich ein solches Gewürm an ihrem Busen hangen sah und darob sterben musste. — »*Fare a to' e mo'*.« Man sagt's von Geschäften, die für baar Geld oder ohne viel Handeln abgeschlossen werden. So erklärt es die Crusca; Gradi giebt hier noch ein weiteres Histörchen (to' = prendi; mo' = dammi). — »*Fare un frate come esce*.« Etwas machen oder vernichten, so gut es eben gehen will. — »*Forbici là!*« Man sagt's von solchen Personen, die nicht aufhören wollen zu widersprechen. Das hierzu beigebrachte Geschichtchen stimmt wesentlich mit dem von mir zu

Basile's Pentamerone 1, 264 Anm. 69 angeführten und geht auf ein Fabliau zurück. S. Dunlop-Liebrecht S. 516 b Nachtrag zu jener Stelle des Basile. — »*Chi pensa col cervello degli altri, si può friggere 'l suo*« d. h. wer sich nach andern richten will, macht es Niemand recht. Der hierzu angeführte Schwank entspricht in den Hauptzügen dem von mir in Pfeiffer's German. 14, 88 no. 4 mitgetheilten vlämischen Märchen so wie dem isländischen bei Arnason, Islenzkar Thiodhsögur etc. Leipz. 1864. II, 505 »Brjams saga«; s. a. Maurer, Isländ. Volkssagen S. 287 ff. — »*Laus Deo! disse suor Chiara*«. So ruft man nach Beendigung einer schwierigen Arbeit aus. — »*Mamma di S. Pietro*« heisst jede geizige Frau, die besonders auch gegen Arme hartherzig ist. — »*Il regalo che fece Marzo alla moglie!*« Spöttisch: »O, welch' ein herrliches Geschenk!« wenn dieses nämlich sehr armselig ist. — »*Sciala, Menghino, t' ho cotto un' uovo!*« Spöttisch: »O welch' herrliche Belohnung!« wenn diese gleichfalls sehr kläglich ausfällt. — »*Catterina di Giovanni!*« oder »*Bianca di Lucia!*« (Catterina Giovanni's Tochter — Bianca Lucia's Tochter). Deutsch: Verlorene Mühe! — »*Quand' è una cert' ora è più presso che a buon' ora.*« Deutsch: »Noth bricht Eisen!« — »*E tu Luca!*« Man sagt es zu dem, der Andern Fehler vorwirft, die er selbst hat. Deutsch etwa: »Fass dich an deine eigene Nase!« Der zur Erklärung dieser Redensart mitgetheilte Schwank von den drei Diebesbrüdern und dem listig gestohlenen Schweine stammt aus dem Fabliau *des trois Larrons* s. Dunlop-Liebrecht S. 208. Das Stehlen von Eiern brütender Vögel kommt auch in Grimm KM. nq. 129 »Die vier kunstreichen Brüder« vor. Der von Gradi angeführte italienische

Spruch: Coll' arte e coll' inganno — Si vive mezzo anno — Coll' inganno e coll' arte — Si vive l' altra parte« findet sich auch im Portugiesischen: »Com arte e engano — Se vive meio anno — Com engano e com arte — Se vive a outra parte.« — »*Quel che avanza, cava la fame*;« d. h. von dem, was der Eine übrig lässt, wird mancher Andere noch satt. — »*Qui diace Nocco!*« Deutsch: »Hier liegt der Hund begraben!« In Betreff der hierzu erzählten Geschichte »von den drei Alten« s. Grimm Deutsche Sagen 1, 464 no. 362, W. Wackernagel, Die Lebensalter, Basel 1862 S. 70; J. H. Schmitz Sitten und Sagen des Eifler Volkes. Trier 1856. II, 151 die Bemerkung von Simrock. Der in der italienischen Erzählung (p. 67) vorkommende Ausdruck »*ire sua que' più* für »sterben« entspricht dem deutschen »he geit int olde heer« Grimm Myth. 893 Anm. und erhält seine Erklärung durch die entsprechende griech. Redensart: *ὅς πλεόνων ἰκέσθαι*; denn mit *οἱ πλείονες* lat. *plures* bezeichnete man die grosse Schaar der Todten, das Todtenland. Vgl. Bachofen, Mutterrecht im Index s. v. *Πλείονες*. — Im Anhang zu den Sprichwörtern hat Gradi dann auch noch einige Kinderlieder beigelegt, welche theils ganz von ihm herrühren, oder er hat die erste Strophe verschiedener Volkslieder, deren Fortsetzung ihm unbekannt war, selbst zu Ende gedichtet. Die beigegebenen Melodien zu erstern rühren von einem ausgezeichneten Sienesischen Componisten her, die zu letztern stammen aus dem Volke, und zu diesen gehören auch noch die Melodien zu zwei epischen Volksliedern, welche in einer der Erzählungen mitgetheilt sind, leider aber nur ihrem Anfange nach. Das erste handelt von einem Soldaten, welchen, als er ins

Feld ziehen soll, seine Geliebte zu begleiten entschlossen ist; im zweiten zieht gleichfalls »des Liedes Herr« in den Krieg und sagt zu seiner Dame, dass, wenn er nicht nach acht Jahren wiederkehre, sie ihn dann nicht länger erwarten solle. Als diese Zeit vorüber ist und sie eines Tages auf dem Balkon steht, überbringt ihr ein Bote einen Brief, worin ihr der Tod ihres Gemals angezeigt wird... Hiermit bricht das mitgetheilte Fragment (sechs zweizeilige Strophen) ab; doch lässt sich muthmassen, dass der Bote selbst ihr verkleideter Gatte ist, der ihre Treue und Beständigkeit prüfen will, und dass also dies Lied einem bekannten Kreise von Volksliedern angehört, über welchen s. meine Ausführungen in der GGA. 1870 S. 395 zu Uhland no. 116. Ausserdem finden wir auch noch zwei *Stornelli* nebst den Melodien (über diese Dichtgattung s. meine Bemerk. in den GGA. 1870 S. 1000) und endlich die Musik zu einem unter dem Landvolke sehr beliebten Tanze, welche Gradi für eine einst beabsichtigte Sammlung und Beschreibung von Volkstänzen und deren Musik bestimmt hatte, die er aber jetzt aufgegeben. Es wäre jedoch zu wünschen, dass er seine ursprüngliche Absicht dennoch einmal zur Ausführung brächte und dann auch zugleich seine bisher noch unedirte Sammlung von Melodien zu Volksliedern bekannt machte, wobei er den Werth derselben vielfach vermehren könnte, wenn er zugleich diese Lieder selbst in ihrer möglichsten Vollständigkeit zu sammeln und herauszugeben sich angelegen sein liesse; er scheint ganz der Mann dazu, um ein solches Unternehmen mit Geschick und Liebe zur Sache auszuführen.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 48.

30. November 1870.

David Chytraeus. Dargestellt von Dr. Otto Krabbe, Consistorialrath, ordentlichem Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Rostock. Stillersche Hofbuchhandlung in Rostock. 1870. Zwei Abtheilungen. VIII, IV, und 468 SS. in 8.

Der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich ausser einer kleinen Arbeit, die einen werthvollen Beitrag zur Geschichte Wallensteins und des dreissigjährigen Krieges liefert, (Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks. Berlin 1863) durch sein Werk: Die Universität Rostock im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. 2 Theile. 1854 einen geachteten Namen als Historiker erworben. Schon dieses Werk hatte wohl, wie seine Beschränkung auf das sog. Reformationszeitalter und die diesem vorhergehenden und folgenden Jahrzehnte zeigt, den theologischen Neigungen des Verf. seine Entstehung verdankt; auch in dem neuen Werk hat der Theologe und Historiker zusammengearbeitet. Bekanntlich vereinigte ja auch Chy-

traeus beide Wissensgebiete in sich; und dem Biographen fehlt auch das nicht, was in dem in der Biographie Geschilderten ein halbes Jahrhundert lebendig war: der rege Eifer für die Universität Rostock.

Damit sind die drei Gegenstände bezeichnet, denen bei einer Biographie des Chytraeus die vorzüglichste Aufmerksamkeit geschenkt werden muss. Ich will aber, indem ich das gleich zuerst betone, keineswegs die Forderung aufstellen, dass das die 3 Abtheilungen für die Lebensbeschreibung hätten sein müssen. Denn ganz von einander sondern lassen sich die 3 Theile nicht. Der Theologe Chytraeus wirkt einigermaßen auf den Historiker und den Reformator der Universität ein: er giebt dem ersteren wenigstens einen bedeutenden Stoff zu seiner Geschichtsschreibung und weist ihm seinen Standpunkt bei Betrachtung der vergangenen Dinge an; er bestimmt den letzteren bei der grössten Anzahl seiner Massregeln, denn bei der Organisation der Universität ist der theologische, speciell der lutherische Gesichtspunkt der bestimmende. Ich möchte durch diese Dreitheilung in der Thätigkeit des Chytraeus nur gegen die durchaus chronologische Behandlung protestiren, die der Verfasser bei seinem Werke anzuwenden für gut befunden hat.

Es versteht sich freilich von selbst, dass in einer Biographie, und gelte sie irgendwem, der überhaupt verdient, dass sein Andenken der Nachwelt erhalten bleibe, die Chronologie, die Erzählung der Lebensereignisse nach der Zeit ihres Eintretens, nie ganz ausser Acht gelassen werden darf, — sonst würde man in den Fehler des Beschreibens nach willkürlich aufgestellten Categorien verfallen und eine Biographie

keineswegs liefern. Aber gewiss ist es ebenso unrichtig, nach Jahren oder gar nach Monaten die einzelnen Ereignisse aufzuzählen, und so, wenn man auch natürlich die annalistische Form, die sich mit unserer Art und Weise nicht mehr recht verträgt, verlässt, im Wesentlichen über die in den Annalen gebotene Darstellung nicht hinauszugehn. Das Leben eines bedeutenden Mannes, wenn es abgeschlossen vor uns liegt, lässt sich nie nach den kleineren Zeitabschnitten, den Jahren, und selten nach den grösseren Abtheilungen, den Lebensaltern, trennen: Pläne, die dem Knaben als Träume vorgaukelten, die der Jüngling mit Gluth und Leidenschaft erfasst, an deren Erfüllung der Mann mit aller Kraft gearbeitet, vermag oft erst der Greis zur Ausführung zu bringen. Der Biograph hat, wenn er seine Aufgabe recht lösen will, die volle Persönlichkeit zu ergreifen, und muss sie auch denen ganz zeigen, denen er sein Bild aufrollt. Mit einer Charakteristik, einer Zusammenfassung der leitenden Ideen im Wirken und Schaffen, wie sie so oft am Ende von Werken begegnet, die der Geschichte bedeutender Männer gewidmet sind, ist es nicht gethan: das Werk selbst muss eine solche Zusammenfassung unnöthig machen. Namentlich darf die Thätigkeit, die wissenschaftliche Arbeit des Gelehrten nicht nach den einzelnen Jahren, in denen zufällig ein Werk oder eine Abhandlung erschienen ist, behandelt und so in vielen Theilen und Theilchen vorgeführt werden. Eine solche Zersplitterung macht es dem Leser, dem Zeit und Gelegenheit mangelt, selbst an das Studium der besprochenen Werke heranzugehn, unmöglich, sich ein eignes Urtheil zu bilden, seine Aufmerksamkeit wird von den vielen dazwischen



liegenden Dingen abgezogen. Wenn irgendwo, so verlangt hier die Einheit des Stoffes eine Concentration. Denn die gelehrte Arbeit ist — wir sehen einstweilen davon ab, dass sie sich mehreren Gegenständen mit gleicher Theilnahme zuwenden kann — eine einheitliche. Zeit und Ort wirken oft auf sie ein, aber Zeit und Ort sind nicht das durchweg Bestimmende und eben darum dürfen sie bei einer Schilderung der gelehrten Arbeit nicht zu sehr in den Vordergrund treten. Chytraeus' theologische Schriften sind nur zum Theil Gelegenheitsschriften, und soweit sie dies sind, hätten sie im Verein mit der praktisch theologischen Thätigkeit des Mannes abgehandelt werden können; die historischen Arbeiten sind doch fast durchgängig hervorgegangen aus dem wissenschaftlichen Triebe des von Melanchthon angeregten Schülers; dass sie sich theils den nordischen Ereignissen, theils der Reformationsgeschichte zuwenden, hat allerdings seinen Grund in der religiösen Stellung und in dem zufälligen Wohnsitz des Mannes, aber sie bilden nichts destoweniger ein Ganzes, das nicht zu seinem Vortheil getrennt werden kann.

Wenn wir die Wirksamkeit des Theologen Chytraeus erfassen wollen, so müssen wir uns die Zeit seines Lebens und seines Bildungsganges ein wenig vergegenwärtigen.

David Chytraeus (Kochhase) geb. zu Ingelfingen 1531, empfing in Memmingen den ersten Unterricht bei Franz Irenikus, studierte in Tübingen bei Camerarius und Erhard Schnepf und kam als dreizehnjähriger Magister nach Wittenberg. Hier wurde er von Melanchthon mit hohem Vertrauen geehrt. In Folge des schmalkaldischen Krieges zog er nach Heidelberg 1547 und fand an Micyllus für die humani-

stischen Studien einen vortrefflichen Lehrer, beschäftigte sich in Tübingen mit Astrologie und Astronomie und begann in Wittenberg 1549 theologische Vorlesungen zu halten. Seinen Freund Aurifaber begleitete er nach Rostock, machte dann eine Reise nach Italien und wurde 1551 als Lehrer an das Pädagogium nach Rostock berufen; an der Universität vereinigte er philosophische mit theologischen Vorlesungen. Seine Stellung wurde hier bald eine geachtete, sein Verhältniss zu dem Herzog Johann Albrecht ein freundschaftlich vertrautes.

Die Geburt des Chytraeus fällt ein Jahr nachdem die Augsburger Confession den Anhängern Luthers ihren Namen gegeben und sie gelehrt hatte, sich als eine Macht zu fühlen. Sein Vater war evangelischer Prediger, die Kreise, in denen er sich von Jugend auf bewegte, waren dem neuen Glauben ganz zugethan; die inneren Seelenkämpfe, welche die Reformatoren der ersten Periode, die Zeugen von Luthers kühner That, hatten durchmachen müssen, um dem alten Glauben sich zu entwinden, konnten an die Spätgeborenen nicht mehr herantreten. Sie waren ein anderes Geschlecht, dem vorangegangenen nicht gerade entfremdet, aber doch mannigfach von ihm verschieden. Die katholische Kirche existirte für sie nicht mehr, dieser Streit war abgethan; man hatte sich die Berechtigung der freien, selbstständigen Existenz errungen, beide Parteien konnten nebeneinander hergehen, ohne stets die Waffen zu zücken. Statt dessen befehdeten sich die Anhänger der neuen religiösen Meinung unter einander in beständigen Kämpfen. Wenn man eine Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung haben will, so darf man sie nicht in der Willkür der einzelnen

Streittheologen des 16. Jahrhunderts suchen, dadurch erkennt man nicht einen gemeinsamen Zug der Zeit. Die Erklärung liegt wohl darin, dass der Glaube noch keineswegs völlig in das Bewusstsein sich eingelebt hatte, dass der Einzelne, wenn er auch mit der katholischen Kirche abgethan, sich mit den Dogmen seines eignen Glaubens noch vielfach auseinanderzusetzen hatte, und dass er einen Ausweg nur darin fand, wenn er entweder starr und streng an der Lehre, selbst an den einzelnen Worten des Meisters festhielt (Lutheraner), oder dass er aus den verschiedenen dem katholischen Kirchenthume opponirenden Lehren sich ein eignes Gebäude schuf (Cryptocalvinisten u. ähnl.) Gemeinsam war beiden Richtungen das eine, dass sie ihre Lehre nur für die einzig wahre hielten, und alle gegenüberstehenden als ketzerisch verfluchten.

Chytræus war strenger Lutheraner. Aber er war unter den Augen Melanchthons gebildet und das trug seine Früchte für das ganze Leben. Es verhinderte wohl, dass er ein Streittheologe wurde, wie die meisten seiner Genossen. Und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil die anscheinende Milde des Lehrers bei dem Schüler eine wahrhafte Friedensliebe, selbst Duldung einer andern Glaubensansicht hervorgerufen hatte, und dann, weil der von Melanchthon den Jüngern eingeflößte wissenschaftliche Geist so mächtig war, dass Ch. ein Streiten um die einzelnen kirchlichen Lehrsätze unmöglich als eine das Leben ausfüllende Thätigkeit ansehen konnte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass Chytræus mehr durch Zeit und Umstände, als durch inneres Bedürfniss zur Theologie gedrängt wurde. In seiner Jugend treibt er die Studien, wie die Humanisten ver-

gangener Jahrzehnte: Camerarius, Micyllus, Melanchthon sind seine Lehrer; er unternimmt eine Reise nach Italien, ohne die im ausgehenden 15. Jahrhundert Niemand den würdigen Schlussstein zu seinen Studien gelegt zu haben glaubte; am Ende seiner Tage giebt er sich ganz und gar profanwissenschaftlichen Arbeiten hin, gleichsam um sein Leben mit dem abzuschliessen, was er für den vollberechtigten Inhalt desselben hielt.

Seine Milde und Friedensliebe zeigt sich an gar vielen Stellen (vgl. S. 266, 351 A.. 433, 435, 438); zu der von Andreae versuchten Einigung in der lutherischen Kirche giebt er sofort seine Einwilligung zu erkennen (S. 201 A. 2). Von der Osiandrischen Streitigkeit will er im Grunde nichts wissen (S. 64 ff.); auch dem Hesshusius gegenüber nimmt er keine aktive Rolle ein (S. 83 fg.); in der Angelegenheit des Prof. Saliger mit den Rostocker Theologen möchte er beiden Stillschweigen geboten haben (S. 230 fg.). Es bezeichnet unsern Chytraeus am besten, wenn er an Maximilian II. schreibt: »Von Natur bin ich allen unnöthigen Streitigkeiten und Zänkereien feind, bestrebe mich, nach der Richtschnur der göttlichen Wahrheit zu leben, Frieden, Ruhe und öffentliche Eintracht zu halten und alles zu dulden, was in Frömmigkeit und mit gutem Gewissen ertragen werden kann, und schliesse mich immer dem Urtheil der Gottesfürchtigen und Gelehrten in der Kirche an, wenn es mit dem Worte Gottes übereinstimmt.« Eben sein echt wissenschaftlicher Grundsatz, statt den Andern zu verdammen, mit ihm gemeinsam die Wahrheit zu suchen, brachte ihn manchmal in Gefahr, als Ketzer oder Abtrünniger verschrieen zu werden,

wie er selbst gar wohl erkannte (S. 220). Und doch sprach er unerschrocken aus: »Ich rufe Gott, der Herz und Sinn prüft, zum Zeugen an, dass ich aus ganzem Herzen jene Mässigung und Anerkennung gegen Andersgläubige billige und sie von Andern verlange, wie mein Lehrer Paul Eber gethan« (S. 377 A. 1), wenn er dafür auch verketzert wurde. Er wollte den Frieden, eben weil er wohl fühlte, dass durch den Streit die Wahrheit nicht gefördert würde, dass die Gegenstände, um die es sich oft handelte, einen Kampf nicht lohnten (S. 393). Für seine Collegen war ihm die Hauptsache, dass sie tüchtige Lehrer waren und der Wissenschaft nützten, dann mochten sie selbst über einige Punkte der Kirchenlehre verschiedener Meinung sein (S. 347 A. 2. Diese Stelle ist, wie die meisten der angeführten von dem Verf. nicht gehörig gewürdigt.) So entspricht es ganz der Gesinnung des Chytraeus und befremdet nicht, (wie der Verf. meint S. 234), dass er sich von dem Amte der Kirchenvisitation zu befreien sucht, nicht nur aus dem Grunde, um nicht durch seine Pflichten der Stadt und den Herzögen gegenüber in Conflicte zu kommen; so lehnt er den »gehässigen und vergeblichen« Titel eines Superintendents ab, »da er auf sich selber genug zu sehn, und noch an sich selbst genug zu operiren habe, weshalb er sich keiner Superintendenz über Andere anmassen dürfe.« (S. 287).

Aber, wenn es eine wirklich segensreiche Thätigkeit galt — die Theologie besteht ihm nicht bloss im Wissen, sondern im Handeln; Rede von 1558 (Pressel S. 14) — wenn es sich um Ausbreitung der Wahrheit handelte, oder um eine Aussöhnung der im harten Kampfe sich

gegenüberstehenden Parteien, war er gleich bereit. Für das erste ist seine reformatorische Wirksamkeit in Oesterreich und Steiermark hervorzuheben, von welcher der Verf. eine sehr sorgfältige Erzählung giebt, (S. 191—225; 270—286); diese hätte aber, wenn die Wirksamkeit auch zeitlich auseinanderliegt (in Oesterreich 1568/69, in Steiermark 1573), zusammen behandelt werden können. Für das Letztere war er vielfach thätig: zu Naumburg, bei der Herstellung der Concordienformel. Trotz seiner grossen Begabung zum Halten von Reden, selbst theologischen Inhalts, sagt Chytraeus wiederholt, dass er nicht zum Prediger geschaffen sei, und lehnt desfallsige Anerbietungen ab.

Gegen Melanchthon trat er nur einmal auf. Melanchthon hatte die von den deutschen Churfürsten in dem Frankfurter Recess 1558 angenommenen Lehrsätze gebilligt, die Mecklenburger unter der Führung des Chytraeus verwarfen sie in dem Wismarer Bedenken. In demselben Jahre 1558 waren auch die Anhänger des Flacius zusammengekommen, und hatten Erklärungen gegen den Frankfurter Recess erlassen, zuerst in Magdeburg, dann in Weimar. Der Verf. verwirrt beide Versammlungen in bedenklicher Weise (S. 144 fg.). Während er sonst so genau im Citiren ist, giebt er S. 144 A. 1 und S. 145 A. 1. zwei Stellen aus Briefen Melanchthons ohne jedes Citat, sie stehen Corp. Ref. IX, 616 und 565, dort ist deutlich zu lesen: in aulam *Wimariensem* und de *Wimariensi* scripto (d. h. Weimar), unser Verf. schreibt *Wismariensem* und i! Für die Sache zu vgl. ist C. R. IX, 565, 617—629, Annales vitae am Anfang des Bandes, Pressel S. 23, Preger, Matth. Flacius II, 77. Aber als Chytraeus sein

Bedenken schrieb, wusste er nicht, dass er indirect gegen Melanchthon auftrat (S. 144 A. 3); er war von der pietätvollsten Zurückhaltung gegen seinen Lehrer bei dessen Lebzeiten, wenn auch Uebelwollende das Verhältniss zu trüben suchten, (S. 75 A. 4; hier hätte die angeblich von Chytraeus herrührende Aeusserung: »So lange Philipp und Flacius leben, wird wohl nie eine Einigung zu Stande kommen« angeführt werden sollen.) Diese Zurückhaltung ist ein schönes Zeichen der Verehrung, die er seinem Meister zollte; er schrieb lieber nicht, um etwaige Verletzungen zu vermeiden (vgl. den Brief Melanchthon's S. 149 A. 1); doch möchte ich nicht meinen, dass der Gegensatz gegen Melanchthon schon vor der Berufung des Chytr. nach Rostock ausgebildet gewesen wäre (wieder Verf. meint S. 35 fg., vgl. dagegen S. 38 A. 3, S. 66 fg.)

Man mag über Melanchthon denken, wie man will; über seine unermüdliche Arbeitskraft, über seine Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit kann nur eine Stimme der Bewunderung herrschen. Chytraeus soll eine Rede zur Hochzeit des Herzogs Johann Albrecht halten, Melanchthon verfasst sie (S. 70; das. Anm. 3 wäre anzuführen gewesen, dass die Rede auch in den *Declamationes* des Melanchthon, im Corp. Ref. XII, 127—138 steht); ähnlich wie der Meister, spricht sich der Schüler über das Studium der Jurisprudenz aus (S. 107 fg.). Auch in den theologischen Schriften des Chytraeus zeigt sich das Vorbild Melanchthons; dessen *Loci theologici* sind die Grundlage, auf der Chytraeus seine oft genannte, viel bewunderte Catechesis gearbeitet hat (S. 44 ff.). Die vielfachen Bedenken, die Chytraeus im Namen seiner Herzoge abzu-

fassen hatte, lassen wir hier ausser Acht, auch die kleineren Streitschriften, mit denen er das Concordienbuch und Anderes, das er hatte errichten helfen, vertheidigte, oder sich gegen persönliche Angriffe wehrte (gegen Possevin und Mylonius S. 381 fg.). In den dogmatischen Schriften soll — nach dem Urtheil des Verf. — Chytraeus die scharfe Unterscheidung gefehlt haben. Treffliches leistete er in der Exegese, wobei ihm die von den beiden Wittenberger Häuptern, Luther und Melanchthon, empfangenen Lehrern zu statten kamen. Er behandelte die Bücher des Alten und Neuen Testaments in Vorlesungen und veröffentlichte dann seine Erklärungen durch den Druck: so erschienen Commentare zum Pentateuch, dem Buche Josua, Richter, Propheten, Jesus Sirach, zu dem Evangelium Matthäi und Johannis, zur Offenbarung Johannis, zum Römerbrief. Der darüber handelnde Abschnitt (S. 114—132) ist in trefflicher Uebersichtlichkeit und mit vollendeter Sachkenntniss gearbeitet.

In den Commentaren wird vor Allem das Sachliche, mitunter auch Sprachliches behandelt, auf das Hebräische hat Chytraeus, wenn er es auch nicht so in den Vordergrund stellte, wie manche seiner Zeit- und Berufsgenossen, doch gehörigen Nachdruck gelegt. Er lernt die Sprache in Wittenberg bei Johann Forster (S. 20). In einer Rede über das Studium der Theologie (1558) stellt er als Erforderniss für den Theologen auch das gründliche Erlernen der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache auf; in der Consistoriumsordnung (1571) heisst es: um Streitigkeiten zu vermeiden, solle man die Sprüche in den Propheten und Aposteln, wie sie in ihrer Sprache in Hebraeis et



Graecis fontibus lauten, sammt den Umständen fleissig gegeneinander halten. (Beide Stellen werden von unserm Verf. nicht angeführt.)

Hauptsächlich aber — und dies bleibt leider bei unserm Verf. ganz unerwähnt — betont er die Nothwendigkeit der Kenntniss der hebräischen Sprache in seinem *Onomasticon Theologicum*. Das Werk ist bekannt genug. Schütz behandelt es vol. I, p. 155—66. Es zeigt schon durch seinen vollen Titel, den die erste Ausgabe führt (die folgenden Ausgaben, wenigstens die mir vorliegende ed. Wittenb. 1585 haben nur *Onom. theol.*, doch citire ich nach dieser, weil sie nach Schütz p. 160 *ultra alteram partem vermehrt* ist): *Onom. Theol., in quo praeter nomina propria quae in Bibliis, omnium Sanctorum, qui Calendario inscribuntur, item Martyrum, hereticorum, Synodorum nomina et historiae breviter annotata sunt, die Reichhaltigkeit seines Inhalts.* Wie beliebt es war, lehren 6 lateinische, 1 deutsche Ausgabe, J. C. Wolf, der berühmte Hebräer lobt das Werk, J. A. Fabricius wollte eine neue Ausgabe veranstalten und auch Schütz hält dieselbe für wünschenswerth; der Biograph hätte ein solches Werk, das auch seinem äusserem Umfang nach nicht unbedeutend ist, (882 SS. in 8<sup>o</sup>) nicht unbeachtet lassen dürfen. Das Werk verdiente gewiss eine eingehendere Besprechung, als ich sie hier zu geben im Stande bin. Es ist die Frucht eines achtungswerthen Gelehrtenfleisses, ein Versuch der Vereinigung einer theologischen Encyclopädie mit einem hebräischen Wörterbuch freilich nur für die Namen, die sich in der Bibel finden. Der Verf. bemerkt in der Vorrede von sich, *qui linguae ebraicae elementa vix degustavi*; einen Fort-

schritt gegen die vorhandenen Wörterbücher zeigt das Werk in der That nicht, den kann man aber auch seines rein praktischen Zweckes wegen von ihm nicht fordern. Die hebr. Formen werden gegeben, wie sie in der Bibel stehn mit lat. Uebersetzung ohne jede grammatische Erklärung, in den meisten Fällen werden die Stellen, wo sie sich finden, gar nicht citirt, oft werden die Worte, die in der betreffenden Stelle neben dem angeführten Ausdrucke stehen, gleich mit diesem genannt und übersetzt. Die hebräischen Worte sind mit den übrigen angeführten Namen alphabetisch geordnet, die meisten Artikel sind ganz kurz, so ist es möglich, Tausenden Platz zu gönnen. Selbst, wenn viele Angaben, woran gar nicht zu zweifeln ist, irrig und unkritisch sind, ist das Werk schon deshalb von Bedeutung, weil es uns den damals vorhandenen Grad von kirchengeschichtlichen Kenntnissen zu erkennen giebt.

Bedeutender dann als Theologe hat Chytraeus als Historiker gewirkt. Die sehr zerstreuten Stellen, in denen der Verf. darüber handelt, sind der schwächste Theil des Werkes. Die Wichtigkeit der Sache erfordert, dass wir hier näher auf das Einzelne eingehen.

Schon als ziemlich junger Mann hat er eine kurze Anleitung zum Geschichtsstudium verfasst. Sein Büchlein: *De lectione historiarum recte instituenda* (vom Verf. S. 105 nur mit einer Bemerkung abgefertigt, das. Anm. der Titel, wobei zu bemerken, dass in demselben Jahr 1563 auch zu Wittenberg eine Ausgabe bei Joh. Crato erschien) stellt Geschichte und Naturwissenschaft als die beiden grossen Lehrmeisterinnen, die Gott den Menschen gegeben, gegenüber, betont den Nutzen der Geschichte

für Staats- und Privatleben, für Stärkung christlicher Gesinnung, giebt der Kirchen- vor der Profangeschichte den Vorzug, und knüpft daran, nachdem sie die Chronologie des Johann Funk als die beste gerühmt, eine Aufzählung der geschichtlichen Daten, nach Nennung der Historiker für jeden Zeitraum. Von wesentlichem Interesse ist wohl, wie er die nachchristliche Zeit behandelt, weil wir dadurch ein Bild von der Kenntniss der mittelalterlichen Historiographie am Ausgang des 16. Jahrh erhalten. Nachdem er gesagt: *De Germanicarum rerum et ecclesiasticis scriptoribus alias fortasse dicam prolixius* (ed. Wittenberg 1563 Bl. E 4 b; doch scheint er den Plan leider nicht ausgeführt zu haben) erwähnt er ausser einer Anzahl römischer und griechischer Schriftsteller, bei denen sich Mittheilungen über Deutschland finden, für deutsche Geschichte: Einhard, Regino, Liudprand (dessen *Antapodosis*, von der er freilich sagt, er habe sie nicht gesehen, führt er unter dem Titel an: *sex libros de rebus sua aetate in Europa gestis*), Widukind, Lambert v. Hersfeld, Siegbert v. Gembloux, Otto v. Freising, Saxo Grammaticus, Abbas Urspergensis, Albert v. Strassberg, Cuspinian, Jovius, Naukler, Cranz, Hedio, Sleidan; für französische Geschichte: Gregor v. Tours, Aimoin (u. d. T. *Annonicus* angeführt) Robert Gaguin, Paulus Aemilius Veronensis, Commines, Froissard. Dem folgen ganz kurze Notizen über spanische, ungarische und englische Historiographie und eine Uebersicht über die Schriftsteller der Kirchengeschichte, aus der ich nur die Nennung des *Hermannus contractus* und des *Fasciculus temporum* hervorheben will. Als trefflichste Zusammenfassung der Kirchen- und Profangeschichte

wird am Schluss die Chronik des Carion gerühmt. Die angeführten Schriftsteller hat Chytraeus gewiss meist gelesen, wie Anführung des Inhalts und einzelne Bemerkungen schliessen lassen. Viel Kritik zeigt er nicht; von des Aimoins Darstellung sagt er *diligenter et copiose ac optima fide*. Hervorzuheben ist noch die Notiz: *cum quibus* (Fortsetzung des sogen. Abbas Urspergensis) *permulta in primis editionibus Chronici Carionis ad verbum congruunt*. Diese Geschichte der Historiographie scheint in dem Werke: David Chytraeus. *Series Historicorum a condito mundo usque ad A. C. 1556 ex edit. Sam. Rachelii Helmst. 1664 in fol. neu herausgegeben bez. erweitert zu sein.*

Hilfswissenschaften der Geschichte hat Chytraeus eifrig bearbeitet; namentlich die Genealogie. Ueber den von Chytraeus in Gemeinschaft mit Herzog Ulrich hergestellten Stammbaum der mecklenburgischen Fürsten hat der Verf. S. 354 ff. (vgl. auch S. 366 A. 3, S. 408 A. 2) eine genaue Darstellung gegeben; doch musste hier der wissenschaftliche Werth dieser genealogischen Mittheilungen untersucht werden. Aber die Liebhaberei zur Genealogie, die Chytraeus überall zur Schau trägt, lässt der Verf. ganz ausser Acht. Ich hebe nur einzelne Beispiele hervor: In der eben behandelten historiographischen Arbeit widmet Chytraeus nach Durchnahme der Historiker der einzelnen Länder, einen eignen kleinen Abschnitt dem genealogischen Werke des Onophrio Panwini; bei Erwähnung des Froissard wird die Genealogie von Ludwig IX. bis Karl V. gegeben; nach Nennung des Otto von Freising wird dessen Verwandtschaft mit Friedrich Barbarossa veranschaulicht. Der Sonderausgabe von Chytraeus Reden über

Karl V., Ferdinand I. und Maximilian II. ist eine Anzahl Tabellen angehängt: von Karls väterlichem und mütterlichen Geschlecht; Genealogie des burgundischen und portugiesischen Hauses (wegen Karls Grossmutter und Gemahlin), der französischen Könige, des Herzogs Ferdinand von Calabrien, des mediceischen Hauses; selbst in dem Onomasticum Theologicum finden sich kleine genealogische Tafeln vgl. p. 270, 488, 523, 667. Es ist bezeichnend, dass Chytraeus in diesen Tabellen nicht in das graue Alterthum herabzusteigen und die üblichen Fabeln vorzubringen liebt; die Genealogieen beginnen meist erst mit dem Ende des 14. Jahrhunderts. Selten macht er davon Ausnahme, z. B. wenn er im Chron. Sax. et Vand., wo fast in jedem Jahr die Genealogie eines fürstlichen Hauses mitgetheilt wird, seriem regum Angliae per octo saecula deductam p. 126—132 giebt, oder die pommerschen Herzöge bis auf Svantiborus stirps sequentis familiae, 1107, der zuerst die christliche Religion angenommen habe, herabführt.

Auch der Geographie wandte Chytraeus seine Aufmerksamkeit zu. Er wollte eine Karte von Mecklenburg hergestellt haben; der Verf. theilt den Brief, aus dem dies hervorgeht in der Anm. S. 359 mit; die Rede De Creichgovia Wittenberg 1562 wird in diesem Zusammenhang gar nicht erwähnt; aus der Chron. Vand. et Sax. sei die Notiz p. 134 hervorgehoben: Plescovia, Russiae urbs. ad. grad. long. 58, lat. 60 sita.

Als historischer Schriftsteller trat Chytraeus zuerst und am häufigsten in seinen Reden auf. Sie alle zu besprechen kann hier unsre Absicht nicht sein. Der ebengenannten: Ueber den

Kreichgau würde sich am passendsten die historisch-geographische über Westphalen anschliessen (sie ist später nochmals mit Anmerkungen herausgegeben in de Goes: *Opuscula varia de Westphalia Helmstadii* 1688), die übrigen Reden sind meistens biographischen Inhalts, und zwar mit geringen Ausnahmen Personen gewidmet, die der Zeitgeschichte angehören. Diese Reden hat Chytraeus in: *Orationum illustrium tomus unus . . . nunc ab autore ipso recognitae atque recusae*. Argentorati 1600 selbst herausgegeben, was verdient hätte, vom Verf. angeführt zu werden. Das Halten solcher Reden hatte bekanntlich Melanchthon eingeführt; von ihm rührte auch die Sitte her, diese Arbeit jüngeren Männern zu irgend welchen feierlichen Gelegenheiten zum Vortragen zu übergeben. Chytraeus erinnerte sich dankbar der erhaltenen Anregung. In einem besonderen Schriftchen (der Verf. spricht nicht davon): *Adhortatio ad Orationes Phil. Mel. Rostochii* 1581 empfiehlt er die mustergültigen Reden des Meisters; ich hebe aus der Einleitung nur hervor, dass er erzählt, er habe den Plan gehabt, die Reden desselben gesammelt herauszugeben, sei aber daran verhindert worden.

Wenden wir uns zu den eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten, so können wir eine ganze Gruppe unter dem Namen »Fortsetzungen« begreifen.

1. Zu Schütz's preussischer Geschichte. (Der Verf. kennt diese Arbeit gar nicht, obwohl er schon aus Wachler, *Gesch. der historischen Wissenschaften* I, S. 232 A. 2 Kunde davon hätte erhalten können.) Fleiss, Treue und Sorgsamkeit, die an Caspar Schütz gerühmt werden (vgl. Töppen, *Gesch. der preussischen Historio-*

graphie S. 252—262 und Kletke, Quellenkunde der Gesch. des preussischen Staats Berlin 1858 S. 133 ff.) dürfen wir auch für den Fortsetzer in vollem Masse in Anspruch nehmen. In der *Historica continuatio rerum Prussicarum*, Das ist: Warhaffte und eigentliche Beschreibung, was in den Landen Preussen sich allenthalben zugetragen von der Zeit an, da es Caspar Schütz gelassen, nämlich von dem 1525. Jahr bis auff gegenwärtige Zeit zusammengetragen durch D. Davidem Chytraeum. (ed. Islebii 1599) gehört unserm Verf. freilich nur das 11. und 13. Buch an; das 12., die Geschichte des Danziger Krieges enthaltend, rührt, dem Titel zufolge, von Georgius Knoff d. Ae. her. Das 11. Buch (Bl. 503—517) schildert die Regierung des Churfürsten Albrecht, die Stiftung der Universität Königsberg, woran sich eine kurze Geschichte derselben und Erzählung der osiandrischen Streitigkeiten reiht, und Verhältnisse Preussens mit Polen bis 1566; das 13. giebt eine annalistische Erzählung der Ereignisse von 1577—1598 (Bl. 549—555).

2. Eine andere Fortsetzung knüpft an den Namen des berühmten Historikers des Nordens, Albert Cranz, an. Cranz war 1517 gestorben, mit einer Verdammung des lutherischen Auftretens auf den Lippen (*Chron. Sax. et Vand.* p. 159) und hatte seine historischen Werke nur bis zum Anfange des Jahrhunderts geführt. Seine *Metropolis*, eine norddeutsche Kirchengeschichte von den ersten Anfängen des Christenthums unter den Sachsen, setzte Chytraeus bis auf seine Zeit fort, mit fleissiger Arbeit, wenn auch, wie das seine religiöse Gesinnung natürlich mit sich brachte, mit wesentlich andrer Auffassung, als der Begründer gewünscht hätte.

Die vom Verf. S. 358 fg. über die Arbeit gemachten Bemerkungen genügen schwerlich; doch scheint mir das Werk nicht wichtig genug, um länger dabei zu verweilen.

3. Nur dem Titel nach ist auch zu den Fortsetzungen zu rechnen: *Vandaliae et Saxoniae Alberti Cranzii continuatio ab anno Christi 1500, ubi ille desiit, per studiosum quendam historiarum instituta . . . Cum praefatione Davidis Chytraei . . . Witebergae 1585, 338 SS. in fol.*; in der That ist dies ein ganz neues Werk. Die eben angeführte erste Ausgabe trägt noch nicht den Namen des Chytraeus als Verf., aber alle folgenden haben ihn. Möglich ist es immerhin, dass, wie es auf den Titel und in der Vorrede heisst, ein Anderer die Materialien zugeliefert; jedenfalls ist die von Krabbe S. 362 Anm. geäusserte Vermuthung, Chytraeus habe sich nicht genannt wegen der Anschuldigung, »dass dieser Sächsischen und Wendischen Lande Chronica dem Hause Mecklenburg zum Schaden gereichen könne« nicht haltbar, denn warum hat sich dann Chytraeus bald in den folgenden Ausgaben offen genannt? Und dann, als den eigentlichen Verf. gibt er sich doch in der Vorrede zu erkennen; und in dem Werke selbst spricht er manchmal in erster Person: von der schmalkalischen Bundesurkunde sagt er: *mepuero in toto imperio in omnium ore erat* p. 305, er spricht von *praeceptor meus Philippus*, p. 196. [Ueber Inhalt, Anlage und Werth des Werkes findet man bei Krabbe nichts, dagegen einige Betrachtungen S. 362 fg.] Die Vorrede enthält eine Zusammenstellung einer Anzahl bedeutender Ereignisse aus der Zeitgeschichte, um zu zeigen, wie nützlich ein Werk, wie das unternommene sei. Dann folgt, nach den von Krabbe S. 362 A. angege-



benen Worten eine Stelle, die mir für Chytraeus und die ganze Zeit so wichtig erscheint, dass ich sie hier wiedergebe. »Ich betrachte es als Dankespflicht für die mir 40 Jahre lang gewährte Gastfreundschaft zum Lehren und Arbeiten, den edlen Versuch des trefflichen Mannes [der ihm die Materialien überreicht hatte s. o.] zu begünstigen, zumal da, soviel ich weiss, noch keiner diese dem Vaterland nützliche und ehrenvolle Aufgabe in Angriff genommen hat. Ich schrieb daher an Viele und bat sie mir die wichtigen Ereignisse ihres Landes oder Fürsten aus diesem Jahrhundert mitzutheilen. Zuerst versprachen es Alle sehr freudig; aber fast Niemand hielt sein Versprechen. Die Meisten erwiderten nach wiederholter Aufforderung, sie hätten wegen anderer Beschäftigungen zum Nachforschen keine Zeit, oder seien von solchen, die ihnen helfen wollten, im Stich gelassen worden, oder auch sie dürften nicht jene geheim gehaltenen Dinge Fremden mittheilen. Andere, die ich persönlich ersuchte, konnten mir nicht einmal die nächsten Verwandten ihrer Fürsten nennen. Zu Brandenburg kannten die Vorsteher des Capitels nicht ihre eignen Vorfahren. Andere sagten, sie dürften dieselben nicht angeben, wenn es der Fürst nicht gestattete. Höflinge, die von sich auf die Uebrigen schlossen, meinten, solches, für den Historiker nothwendige, Streben nach Erforschung der Wahrheit, komme aus Neugier, Ehrgeiz oder Gewinnsucht.«

In der Einleitung — p. 93 handelt er über den Zustand der Länder vom Ausgange des 15. Jahrh. an, deren Geschichte er erzählen will. Ich nenne dieselben, um zu zeigen, was er, nach dem Vorgange von Cranz, unter dem Gesamtnamen: Sachsen und Vandalien begreift.

Es sind: Schwerin, Pommern, Mark, Livland, Russland, Polen, Wallachei, Bosnien, das eigentliche Sachsen, Anhalt, Stolberg, Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Bremen, Lübeck, Schleswig, Paderborn, Geldern, Holland, Brabant, Dänemark. Erst dann beginnt das eigentliche Werk, das in seiner ursprünglichen Gestalt nur bis 1540 reicht. Auch dafür gibt er den Grund in der Vorrede an, er scheute sich, das der Gegenwart Angehörnde zu erzählen, da die offen ausgesprochene Wahrheit den Meisten unerträglich sei. Später fiel das Bedenken weg, die folgenden Ausgaben, die mir leider nicht zur Vergleichung vorlagen, haben Fortsetzungen fast bis zum Jahr des Erscheinens. Die Anordnung des Werks ist streng annalistisch; in jedem Jahr werden die meisten der angeführten Länder und Städte berücksichtigt. Das ist oft nichts weniger als angenehm zu lesen, da die vielen kleineren Abschnitte im Grunde nichts Gemeinsames haben, als die Zeit, dagegen wird in Folge der Anordnung für die ersten 20er Jahre eine werthvolle Geschichte der Ausbreitung der Reformation geliefert; die annalistische Anordnung ist indes kein drückender Zwang: zum J. 1521 wird der hildesheimische Krieg 1521—1527 im Zusammenhang erzählt (p. 179—185), ebenso vor der Belagerung Groningens (1506) die diese Stadt betreffenden Ereignisse v. 1499—1514 (p. 117 fg.) Auch Abschweifungen finden sich: über die englischen Könige während 8 Jahrhunderte (p. 126—132); eine Geschichte Nürnbergs bis 1538 (p. 325 fg.). Wichtige Aktenstücke werden im Wortlaut mitgetheilt: Karl V. Edikt gegen Luther 1521 (p. 186—196), der Nürnberger Friedensvertrag 1532 (p. 272—277), die Bulle Clemens VII gegen Heinrich VIII, 23. März 1534

(p. 293); die schmalkaldische Bundesurkunde 1536 (p. 305 ff.), Protest der Schmalkalder gegen die Entscheidungen des Kammergerichts (p. 325 ff.) — Quellen und Bearbeitungen, deren er sich bedient, gibt Chytraeus nicht an, namentlich nicht in einer Zusammenstellung am Anfange, wie das zu jener Zeit üblich war. Nur gelegentlich finden sich Notizen: er citirt G. Sabinus, de electione Caroli V und nennt ausdrücklich Melancthon als Verf. (p. 163); er verweist für eine Darstellung der Reformationgeschichte auf Sleidan (p. 159) und theilt eine Stelle Guiccardini's mit (p. 255). — Von Einzelheiten mögen die Schlussworte zu seiner ganz kurzen Darstellung des Bauernkriegs, eigentlich nur der Münzerschen Bewegung mitgetheilt werden (p. 228): *Hanc historiam eo etiam interest, posteros tenere, ut habeant exemplum, quo commoveantur, ne quid temere credant ambitiose jactantibus visiones et similia.*

Als grosses selbständiges Werk des Chytraeus bleibt seine Geschichte der Augsburger Confession zu betrachten übrig. Diese Arbeit allein würde Chytraeus einen ehrenvollen Namen sichern. Sie ist, wenn auch nicht der erste Versuch der Reformationgeschichte, so doch die erste Specialarbeit über einen Abschnitt dieses Zeitraums, und zwar eine wahrhaft quellenmässige. Das Buch erschien zuerst deutsch in Rostock 1576, doch hatte, wie Krabbe hätte erwähnen sollen, Chytraeus 6 Jahre vorher das Werk lateinisch bearbeitet (Matth. Ritters Vorr. zur 1. lat. Ausg. Frankfurt a. M. 1580) und dem Georg Coelestinus, der zur Abfassung des Werkes angeregt hatte, übergeben, (Chytraeus sagt zwar in der Vorrede nur: »welches Exemplar einer, so mir erstlich Ursach zu dieser Arbeit gegeben, noch

bey sich hat\*; doch ist es Coelestin, vgl. über die Streitigkeiten des Chytraeus mit ihm wegen des Werks S. 308 ff.). Ueber das Werk selbst gibt Krabbe S. 303—308 lehrreichen und genügenden Aufschluss. Nur eine Frage hätte genauere Erwägung verdient. Chytraeus gibt in seinem Werke neben einer grossen Anzahl anderer Aktenstücke auch den Text der Augsburger Confession. Wie verhält sich derselbe zu dem von Ranke (Deutsche Geschichte VI S. 85—112) hergestellten Originaltexte? Ich erlaube mir darüber kein Urtheil. Chytraeus sagt, er habe das in der erzbischöflich mainzischen Kanzlei aufbewahrte Original abgeschrieben, wie steht es damit? Die Abschrift Spalatins hat er auch benutzt, und beide sollen, wie er sagt (Krabbe S. 308 A. 1) wörtlich übereingestimmt haben. Ich möchte in diesem Punkte seinen Aussagen nicht unbedingt trauen, er setzte sich hier, um den religiösen Gegnern jede Handhabe zu entwinden, über manche Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten leicht hinweg. So hatte er in der 1. Ausgabe gesagt, die späteren Drucke der Confession stimmten mit dem Original »so viel die Lehr und Sach an ir selbs belanget, beinah gantz und gar überein;\* da durch diese Ausdrücke mancherlei Streitigkeiten veranlasst wurden, so ersetzte er sie in den folgenden Ausgaben durch die Worte: »mit welchem auch die alten geschriebenen Exemplar, welche die Zeit des werenden Reichstags anno 1530 auff etlicher Fürsten befehl abcopieret.. gantz und gar übereinstimmen;\* Worte, die einmal nicht ganz richtig sind, und dann zur Entscheidung der Streitfragen ob Confessio Augustana variata oder invariata nicht das Geringste beitragen, da es sich hierbei nur um die gedruckten

Exemplare handeln konnte. In dem von Chytraeus gegebenen Texte der Confession ist es auffallend, dass oft ein paar Worte, bisweilen auch ganze Stellen mit kleineren Typen gedruckt sind, wie denn überhaupt in dem Werke der Druck vielfach wechselt, ohne dass Chytraeus über den Grund dieser doch nicht bloß äusserlichen Massregel Rechenschaft ablegt. Für die Verbreitung des Chytraeus'schen Werkes und die Benutzung desselben bei den Späteren hätte die Schrift: *Tractatus Passaviensis vel pacis religionis ita dictae inter catholicos et protestantes imperii proceres anno 1552 initae compendiosa declamatio ex scriptis Davidis Chytraei concinnata* s. l. 1629 in 4<sup>o</sup>, angeführt werden sollen.

Die nach Raum und Werth geringeren Arbeiten des Chytraeus sollen nur im Vorübergehen hier betrachtet werden. Dass er sich mit livländischer Geschichte beschäftigt, geht aus Krabbe S. 417 A. 3 hervor; die kleine Chronik v. 1593 — 1595 wird S. 363 Anm. erwähnt. Es ist sehr merkwürdig zu betrachten, wie Chytraeus' Blick sich immer mehr erweitert, wie er von der zeitgenössischen Lokalhistorie ausgehend, überhaupt der Zeit —, namentlich Religionsgeschichte seine Aufmerksamkeit zuwendet, dann auch entfernte Gegenden in den Bereich seiner Betrachtung zieht; das angeführte Büchlein liest sich wie eine Zusammenstellung aus Zeitungsnotizen einiger Jahre und verschiedener Länder. Ganz in derselben Art ist eine andere Schrift abgefasst, die wenigstens hätte erwähnt werden sollen, nur dass sie sich noch mehr auf den Norden Deutschlands und die angrenzenden Gebiete beschränkt: *Breve chronicon arctoe partis Germaniae et vicinarum gentium*. Ab anno 1581 usque ad 1587. Excusum 1587. 182 SS. in 4<sup>o</sup>. Hervor-

zuheben ist noch: D. Ch. Vandalia, Regionum ad mare Balthicum Pomeraniae, Prussiae, Livoniae, Moscoviae, Poloniae et vicinarum aliquot gentium principes et statum reipublicae et ecclesiae patrum et nostra memoria, summam exponens. Rostochii 1589. 157 SS. in 8° mit einem Anhang. Die Schrift ist im Wesentlichen nur eine Wiedergabe der oben besprochenen Einleitung zu dem grossen Chron. Sax. et Vand., doch ist eine grosse Anzahl Stellen ausgelassen, Vieles verbessert und nachgetragen. Im Catalog der hiesigen köngl. Bibl. wird ausser den bisher genannten Schriften noch citirt: D. Ch. Catalogus Conciliorum. Argentorati 1601 in 4°, wahrscheinlich nur ein besonderer Abdruck des Anhangs zum Onomasticum theologicum, das, nach einer kurzen Einleitung über den Begriff des Concilium und Synodus, ein alphabetisches Verzeichniss aller stattgehabten Concilien, mit Angabe von Ort und Jahr und Aufzählung der gefassten Beschlüsse enthält. Hervorheben möchte ich die Schilderung des Tridentiner Concils (1542—1563 ed. 1585 p. 877—880).

Das hier über die Wirksamkeit des Chytraeus als Historiker zusammengestellte, soll soweit es Neues enthält, nur auf eine grosse Lücke in dem besprochenen Werke aufmerksam machen, und zur Ausfüllung derselben höchstens einen ersten Beitrag liefern. Von Wichtigkeit wäre es, Genaueres über die Quellenstudien des Chytraeus zu wissen (der Verf. berichtet Einzelnes S. 360 A. 1, 426 A. 1); hervorzuheben ist noch, dass seine Schriften zum Theil ein, ich möchte sagen, officiell herzoglich-meklenburgisches Gepräge an sich tragen, wie denn Chytraeus manchmal, um es stark auszudrücken, den Büttel spielt, und

seinen Herzog auf die Gefährlichkeit gewisser Schriften aufmerksam macht (S. 439 fg.)

Was sich über des Chytraeus Stellung zu der Universität, über sein Verhältniss zu den mecklenburgischen Herzögen und der Stadt Rostock, unter deren Patronat die Universität stand, sagen lässt, hat der Verf. in ausführlicher und sehr gründlicher Weise dargelegt. Chytraeus hat ein halbes Jahrhundert in Rostock gewirkt, und während dieser Zeit die zahlreichen an ihn ergangenen Berufungen an die bedeutendsten Universitäten Deutschlands und des Auslandes ausgeschlagen.

Von interessanten Einzelheiten liesse sich aus dem gehaltvollen Werke gar Manches hervorheben; von allgemeinem Interesse sind die Beziehungen Tycho's de Brahe zu Rostock S. 442, wozu die Abhandlung von Lisch in Mecklenburgische Jahrbücher Bd. 34 (1869) S. 171—191 zu vergleichen ist; interessant ist die Fortsetzung der humanistischen Namenlatinisirung bis an das Ende des 16. Jahrh.: Rostock als *urbs Rosarum*. (S. 353 A. 1).

Als Quellen haben dem Verf. für seine Darstellung ausser den Werken des Chytraeus und den vielen andern gedruckten Hilfsmitteln das Geheime- und Hauptarchiv zu Schwerin, das akademische und Rathsarchiv in Rostock gedient. Biographien waren schon vorher ein paar erschienen, zu erwähnen ist namentlich die 4bändige von O. F. Schütz (Hamburg 1720 ff.), die dieser selbst ein Werk *annalium instar et supplementorum historiae ecclesiasticae saeculi XVI* nennt.

Der Verf. theilt seine Biographie in 18 Kapitel; bei den wenigsten sieht man den Grund der Eintheilung ein. In den Anmerkungen ist

das allzusorgsame Citiren störend: oft 4 und mehrfach denselben ausführlichen Titel einer Schrift; für Ereignisse wie der Augsburger Reichstagabschied brauchten nicht Hortleder, Walch, Coelestin, Förstemann (S. 6 Anm. 1); für den Augsburger Religionsfrieden nicht Häberlin, Zöpfl, Mejer und Daniels citirt zu werden (S. 62 A. 3). Dieses Anhäufen von Büchertiteln schadet oft dem Zurückgehn auf die Quellen. S. 194 wird von einem Briefe Maximilians II. 2. April 1560 an den Pfalzgrafen Friedrich gesprochen, worin der Kaiser die in den Augsburger Glaubenssätzen enthaltene Lehre für den christlichen Glauben anerkennt. Als Quelle wird auf Borbis: Die evangelisch-lutherische Kirche Ungarns Nördlingen 1861 S. 31 verwiesen; Borbis seinerseits citirt: Irinyi, Geschichte der Entstehung des 26. Gesetzartikels von 1790—91 Pest 1857 und dieser S. 6 sagt genau dasselbe, was Krabbe sagt, ohne Citat und ohne Mittheilung des Briefs. Die Sprache bietet manches Seltsame: fehlsam S. 81, enturlaubt 85, Abbürdung, Aufkünften 89, gliedlicher Zusammengehörigkeit 191, ihn in Bezug zu nehmen S. 274. Der Druck in den lateinischen Anmerkungen lässt viel zu wünschen übrig.

Nach den mannigfachen Ausstellungen, die sich durch einige Berichtigungen von Einzelheiten vermehren liessen, sei es gestattet, dem Verf. für die mühevollen Sorgfalt und die grosse Gelehrsamkeit, die er auf's Neue in diesem Werke gezeigt, volle Hochachtung auszudrücken.

Berlin.

Ludwig Geiger.



Anleitung zur Ausmittelung der Gifte und zur Erkennung bei gerichtlich-chemischen Untersuchungen. Von Dr. Fr. Jul. Otto, weil. Medicinalrath und Professor der Chemie in Braunschweig. Vierte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und durch einen Nachtrag vermehrt von Dr. Rob. Otto, Medicinal-assessor, Professor der Chemie und Pharmacie am Collegio Carolino zu Braunschweig. Für Chemiker, Apotheker, Medicinalbeamten und Juristen; Leitfaden in Laboratorien und bei Vorträgen. Mit in den Text gedruckten Holzstichen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1870. 131 Seiten in Octav.

Handbuch der allgemeinen und speciellen Arzneiverordnungslehre. Mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Arzneimittel und der neuesten Pharmacopöen bearbeitet von Dr. L. Waldenburg, Privatdocent an der königl. Universität und pract. Arzt in Berlin, und Dr. Carl Eduard Simon, Apothekenbesitzer in Berlin. Siebente neu bearbeitete Auflage der Arzneiverordnungslehre von Posner und Simon. Berlin, 1870. Verlag von Aug. Hirschwald. 779 Seiten in Octav.

Haben die beiden in der Ueberschrift genannten Bücher auch einen sehr verschiedenen Inhalt und Leserkreis, welcher letztere sich bei dem erstgenannten Werke hauptsächlich auf Chemiker und Pharmaceuten, besonders solche, welche noch in der Entwicklung begriffen sind, bei dem zweitgenannten auf praktische Aerzte und Studirende der Medicin beschränkt: so bieten sie doch manches Gemeinsame, welches zu einer zusammenfassenden Besprechung die Be-

rectigung geben dürfte. Wir erkennen in ihnen zunächst zwei vorzugsweise für die Ausbildung und die Praxis berechnete Arbeiten, welche die Anerkennung des grossen Ganzen in einer Weise erlangt haben, dass mehrfache neue Auflagen nöthig wurden, welche, wenn dabei zum Theil auch äussere Verhältnisse, wie solche z. B. die Einführung des Grammengewichtes in dem grössten Theile von Deutschland, für die Arzneiverordnungslehre fördernd gewesen sein mögen, doch für eine höchst ausgedehnte Verbreitung sprechen und den Beweis liefern, dass es sich um in hohem Grade praktische und brauchbare Bücher handelt. Dies würden sie aber nicht sein, wenn sie nicht auch beide die Anerkennung von Seiten wissenschaftlicher Fachgenossen als gediegene wissenschaftliche Arbeiten gefunden hätten und zu finden berechtigt wären, wenn es auch an einzelnen Ausstellungen nicht fehlt, welche finden, dass es z. B. dem Lernenden zu leicht, zu bequem gemacht werde, dass sie ihm das eigne Nachdenken ersparen, wie z. B. das fragliche Handbuch der Arzneiverordnungslehre durch das auch von uns nicht mit sehr günstigen Augen angesehene therapeutische Register, dessen Beibehaltung in der neuesten Auflage wir bedauern, nicht selten, wie die Erfahrung in Polikliniken lehrt, zu einem gedankenlosen Abschreiben von Recepten führt. Ein drittes den vorliegenden Auflagen der betreffenden Bücher Gemeinsame ist der Umstand, dass durch den Tod der ursprünglichen Verfasser, des Medicinalraths Fr. Jul. Otto zu Braunschweig einerseits und des Sanitätsrathes Dr. L. Posner zu Berlin, die Neubearbeitung von anderer Seite besorgt werden musste. An die Stelle des älteren Otto ist dessen schon bei der Heraus-

gabe der dritten Auflage mitbetheiligter Sohn Rob. Otto getreten, der nach dem Titelblatt auch die äusseren Functionen des Vaters am Braunschweiger Carolinum übernommen hat, und Posners Platz ist von dem durch seine Arbeiten über Inhalationstherapie bekannten Berliner Dozenten Waldenburg eingenommen, der auch noch ein anderes Stück des Nachlasses Posner's, nämlich die von ihm redigirte »Berliner klinische Wochenschrift« übernommen hat, während ein andrer Theil der Erbschaft, Posner's Arzneimittellehre, wohl kaum einen Gelehrten als Erben finden dürfte, der diesen selbst cum beneficio legis et inventarii anträte.

Bezüglich der Otto'schen Ausmittlung der Gifte ist übrigens zu bemerken, dass noch bei Lebzeiten des älteren Otto das Buch vergriffen war und die für die neue Auflage nöthig gewordenen Zusätze von dem jetzigen Herausgeber zusammengestellt sind. Letzterer hat eine völlige Umarbeitung des Werkes mit Recht für nicht nothwendig erachtet, weil einerseits die Methoden, welche zur Auffindung der Gifte in der letzten Auflage empfohlen wurden, als brauchbar und zuverlässig sich erwiesen und weil andererseits in den drei Jahren seit 1867, wo die letztere erschien, auf dem Gebiete der gerichtlichen Chemie sich Revolutionen nicht vollzogen haben, vielmehr nur eine Anzahl neuer Erfahrungen publicirt worden ist, welche zwar unser bisheriges Wissen nicht unerheblich erweitern und ergänzen, aber doch nicht eigentlich umgestalten. Da das Princip der Otto'schen Ausmittlung in den früheren Auflagen nicht etwa möglichste Vollständigkeit und Ausführlichkeit der gerichtlich-chemischen Angaben, sondern, weil der Zweck des Werkes eben ein vorzugs-

weise praktischer ist, die Aufführung nur des als brauchbar Erkannten ist, so konnte der Weg betreten werden, welchen der ältere Otto bei der zweiten Auflage bereits ausführte, das Neue in Form von Nachträgen vorzuführen, welche die Seiten 118—131 füllen. Für die zahlreichen Besitzer der dritten Auflage wäre es sehr wünschenswerth gewesen, wenn auch das bei der zweiten Auflage eingeschlagene Verfahren, den Anhang separat denselben zugänglich zu machen, wiederum befolgt wäre (zu jener Zeit wurde er sogar gratis verabreicht), was sich um so mehr empfohlen haben dürfte, weil ein nicht unbeträchtlicher Theil der Abnehmer sich nicht in der Lage befindet, jede neue Auflage oder grössere Werke, in welchen sich die Novitäten finden, anschaffen zu können.

Die hauptsächlichsten Zusätze der neuen Auflage betreffen das Kapitel über die Alkaloide; doch sind auch andre Abschnitte nicht unerheblich bereichert. So wird dem Abschnitte über Blausäure die Schönbeinsche Reaction hinzugefügt, dem über Alkohol und Chloroform das Verfahren von Carstanjen, die Reaction von Lieben und eine Notiz über die Möglichkeit der Entstehung des etwa im Leichnam nachgewiesenen Chloroforms aus Chloral, dem über die Metalle u. a. die Angabe von Fresenius über Arsengehalt des käuflichen Soda u. a. m. Von den Pflanzenbasen und verwandten Stoffen erstrecken sich die Zusätze auf Anilin, Morphin, wo der beeinträchtigende Einfluss gleichzeitig vorhandener arseniger Säure auf die Morphinreactionen nach Kubel, sowie die Reactionen von A. Husemann, Fröhde und Horsley Besprechung gefunden haben, Narcotin, Narceïn, Thebain, Codeïn, Strychnin, Brucin

(Trennung der Strychnosalkaloide nach Dragendorff), Veratrin (Trapp'sche Reaction u. a.), Colebicin, Pikrotoxin (Reaction mit Schwefelsäure und chromsaurem Kali, zuerst von H. Köhler, dessen Namen nicht genannt ist, angegeben), Curarin, Digitalin, Emetin, Physostigmin, Cantharidin (nach den bekannten Ermittlungen von Dragendorff und Radecki). Manche der genannten Stoffe finden sich überhaupt erst in dieser Auflage des Buches abgehandelt. Bei einzelnen, wie Digitalin, Physostigmin, ist auch mit Recht auf die physiologischen Reactionen hingewiesen; doch ist das Verhalten derselben beim Digitalin ungenau angegeben; nicht die Verlangsamung des Herzschlages, sondern der systolische Herzstillstand ist das eigentlich Charakteristische; denn einestheils kann Digitalin unter Umständen beschleunigend auf die Herzaction wirken und andernteils resultirt eine nicht unerhebliche, sondern gradezu exquisite Herzverlangsamung auch durch verschiedene andre narkotische Gifte.

Auf S. 128 und 129 rechtfertigt Otto sich darüber, dass er das bei Abscheidung der Alkaloide befolgte Verfahren der Extraction mit Aether und Amylalkohol beibehalten und nicht das allerdings complicirtere Ausschüttelungsverfahren mit Benzol und Petroleumäther, welches neuerdings Dragendorff angegeben, adoptirt habe. Er findet dafür unter Anerkennung des Verfahrens selbst genügenden Grund darin, dass es sich bei gerichtlich chemischen Untersuchungen nur in ganz seltenen Fällen um die Auffindung mehrerer Alkaloide neben einander handle, und meint, dass bei der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Falles es sich empfehlen dürfte, immer erst durch Anwendung einer, auf möglichst

viele Alkaloide lösend wirkenden Flüssigkeit (des Aethers oder Benzols) das Alkaloid aus den Massen zu isoliren und erst dann, wenn sich das Isolirte als ein Gemisch herausstellt, dessen Trennung durch successive Anwendung von verschiedenen - Lösungsmitteln zu versuchen. Für den seltenen Fall, dass durch die Sachlage die Anwesenheit mehrerer Alkaloide von vorn herein wahrscheinlich gemacht werde, glaubt er allerdings das Verfahren von *Dragendorff* sogleich zur Anwendung empfehlen zu müssen. Eine genauere Darlegung desselben möchte statt des Hinweises auf das Werk, in dem sie zuerst angegeben wurde, von vielen Käufern des Otto'schen Leitfadens zweckmässiger gefunden werden.

Ebenso dürfte das Fehlen eines Abschnittes über den gerichtlich chemischen Nachweis der Mineralsäuren, der Alkalien und einiger Leichtmetallsalze, das schon in einer Besprechung der dritten Auflage gerügt wurde, Manchem unangenehm sein. Im Uebrigen zweifeln wir nicht daran, dass die in der angegebenen Weise vervollständigte neue Auflage wie die früheren [die dritte ist auch von *Strohl* in Französische übertragen erheblichen Nutzen stiften wird.

Wenden wir uns zu der Arzneiverordnungslehre von *Waldenburg* und *Simon*, so ist zunächst hervorzuheben, dass in der Form und Anlage als einer sich vortrefflich bewährt habenden Aenderungen nicht stattgefunden haben, so dass wir, wie früher, die Arbeit in zwei Theile zerfallen sehen, deren erster die allgemeine Arzneiverordnungslehre enthält, während im zweiten die einzelnen Medicamente in alphabetischer Ordnung vorgeführt werden. Ist nun im Aeusseren eine wesentliche Aenderung nicht eingetreten, so können wir bezüglich des Inhaltes den

Herausgebern unsre Anerkennung nicht versagen, dass sie nicht unwesentliche Aenderungen gemacht und dass sie sich bestrebt haben, den Fortschritten auf dem Gebiete der Arzneimittellehre gemäss reformatorisch zu verfahren. Ein wesentlicher Fortschritt ist es zunächst, dass die Doppelwährung in Grammen und Unzen bei Angabe der Dosis und in den Verordnungen fortgefallen ist, welche noch in der letzten Auflage stehen geblieben war, trotzdem schon damals das Decimalgewicht in Preussen eingeführt war. Wir stimmen den Verfassern vollständig bei, dass es nach gerade Zeit wird, das Grammgewicht und das Decimalsystem in *succum et sanguinem* der Praktiker überzuführen und das bisherige Umrechnen aus dem Unzen — in das Grammgewicht definitiv zu sistiren. Die süddeutschen Staaten werden, zumal Oesterreich ja auch das Grammgewicht adoptirt hat, in ihrer Isolirtheit nicht lange mehr verharren können und mit der Annectirung Roms durch Italien wird auch dem Unzengewichte wiederum ein wenn auch nicht sehr grosses Territorium abgewonnen. Die scandinavischen Staaten sind ebenfalls zum Grammgewicht übergegangen und selbst in Grossbritannien haben sich Vereine gebildet, um das Decimalsystem in Maass und Gewicht einzuführen. Wozu also in den Handbüchern bei uns die alte Krankheit des Unzengewichtes in Ewigkeit fortzuschleppen?

Weitere Fortschritte bekunden die Mehrzahl der einzelnen Artikel, indem von Seiten des neuen Herausgebers verschiedenen Anschauungen Posner's durch die seinigen, mehr den gegenwärtigen Standpunkte der Medicin entsprechenden ersetzt worden sind. Das Capitel von den subcutanen Injectionen und die topische Behand-

lung der Nasenschleimhaut, des Pharynx, des Larynx und der Bronchien geben das beste Beispiel, wie umfassend die Umarbeitung an einzelnen Stellen sein musste. Es ist aber diese Reformationsbestrebung nicht allein in Abschnitten ersichtlich, welche in Folge früherer Studien der neuen Herausgeber so zu sagen ein Lieblingsinteresse darboten, sondern auch in den einzelnen Artikeln des speciellen Theiles. Auch die Recepte haben wesentliche Umgestaltungen erfahren; es sind manche alte Formeln der Censurscheere zum Opfer gefallen und nur wenige alte sog. Autoritäten haben ihren Ehrenplatz neben den von ihnen erfundenen Verordnungen beibehalten; neues Leben ist in Form von Recepten neueren Datums aus den Ruinen der alten Herrlichkeit erblühet und es ergibt sogar eine genauere Zählung, dass die Menge der Arzneiformeln nicht abgenommen hat, sondern von 2059 auf 2333 gestiegen ist. Wir können es nicht verhehlen, dass uns in Wirklichkeit eine Reduction lieber gewesen wäre, die Zunahme erklärt sich indess naturgemäss aus dem Zuwachs von neuen Medicamenten, der ja ein nicht unbeträchtlicher in den letzten Jahren gewesen ist und der natürlich auch sein Pfund Fleisch an Recepten fordert. Diese Arzneimitteln aber möglichst vollständig der neuen Bearbeitung einzuverleiben, ist die Hauptaufgabe Waldenburg's und Simon's gewesen und es dürften nur wenige Medicamente neueren Datums fehlen, die nicht Erwähnung gefunden haben. Solche, welche für Deutschland ein besonderes Interesse haben könnten, fehlen unsres Wissens nicht, aber es sind auch manche amerikanische Mittel, wie *Radix Apocyni androsaemifolii* u. a. hinzugekommen, die kaum jemals sich bei uns acclimalisiren



werden. Wir vermissen das neuerdings in Irland vielgebrauchte Ferrum jodicum, auch Ferrum oxalicum, das in England und den Vereinigten Staaten benutzt wird; die Trichloressigsäure dagegen, welche bisher nie therapeutisch verwendet ist, hätte füglich fortbleiben können. In dem allgemeinen Theile fehlen als besondere Arzneiform die Gelatinae medicatae in lamellis, von Professor Almén in Upsala angegeben und in Schweden sehr viel benutzt, eine zur Darreichung stark wirkender Medicamente sehr geeignete Form, welche auch bei uns meines Erachtens eine Zukunft hat. Von den neueren Pharmakopöen ist besonders die Pharmacopoea austriaca berücksichtigt worden.

Theod. Husemann.

*Αρχαιολογική Εφημερίς εκδιδόμενη υπό της εν Αθηναις αρχαιολογικής εταιρίας δαπάνη της βασιλικής κυβερνήσεως. Περίοδος Β'. Τεύχος ΙΓ'. Πιν. 48, 49, 50, 51. Εν Αθηναις εκ του τυπογραφείου και λιθογραφείου Ιω. Αγγελουπουλου. 1869. p. 317—348. 4. — Τεύχος ΙΔ'. Πιν. 52, 53, 54. Έξεδόθη 10 Απριλίου 1870. p. 349—380. und ein Παραρτημα auf 4 SS. In 4.*

Die 'Εφημερίς 'Αρχαιολογική, welche Kyriakos Pittakys von 1837 an herausgegeben hatte, schloss 1860 mit dem 55. Stück. An ihre Stelle trat im J. 1862 die 'Αρχαιολογική εφημερίς, die in monatlichen Heften von Professor Rusopulos herausgegeben werden sollte, aber ohne Zweifel in Folge der politischen Umwälzung erschien das 12. Heft des ersten Jahrganges erst gegen Ende 1863 und die Fortsetzung blieb bis 1869 aus. Jetzt ist dem am 5. Juni 1869

ausgegebenen 13. Heft, das sich in Zählung der Seiten und Inschriften genau an das 12. Heft von 1862 anschliesst, das 14. gefolgt, das erst vor wenigen Tagen hierher gelangte. Vom 13. Heft an besorgt die Herausgabe der treffliche Panag. Eustratiades, dem jetzt die Oberaufsicht über die Alterthümer in Griechenland anvertraut ist. Da die Ephemeris in Deutschland nur wenig verbreitet ist, wird eine kurze Angabe der zum Theil höchst wichtigen Inschriften, welche hier zuerst veröffentlicht sind, nicht unwillkommen sein.

Unter 404 giebt Eustratiades (p. 317—332) eine grosse Urkunde aus Eretria, die, einzig in ihrer Art, einen Vertrag zwischen der Stadt Eretria und einem Fremden Chaerephanes enthält, der es übernimmt, einen See binnen 4 Jahren zu entwässern, und dafür die Benutzung des gewonnenen Landes für einen Pacht von 30 Talenten auf 10 Jahre zugesichert erhält. Noch besonders wichtig ist, dass eine lange Reihe von Bürgern Eretrias, welche dem Vertrag gemäss denselben beschworen haben, auf dem Steine verzeichnet und jedem der Name seines Demos beigefügt ist. Der Stein gehört in das Ende des 4. oder den Anfang des 3. Jahrh. v. Chr.

405, 406, 407 sind Zauberformeln, in Bleiplatten eingeritzt, aus später Zeit, ähnlich den knidischen, die Wachsmuth Rh. Mus. 18. p. 568 ff. besprochen hat. Die erste theilt Steph. Kumanudes, die beiden andern Eustratiades mit.

Unter 408 giebt Eustratiades acht Hende-casyllabi, durch welche K. Hadrian dem Eros in Thespieae ein Weihgeschenk darbrachte.

Die Inschrift 409 ist ein Bruchstück einer Poleten-Rechnung über den Verkauf confiscirten Eigenthums, höchst wichtig wegen der deutlichen

Erwähnung der ἐπώνια. Herrn Eustratiades, der sonst mit der deutschen Literatur in sehr erfreulicher Weise vertraut ist, entging es, dass die Inschrift von Ulrich Köhler in den Mon. Ber. d. berliner Ak. d. Wiss. 1865 p. 540 ff. ganz ebenso veröffentlicht und ebenso erklärt wurde, der dort auch die von Eustr. S. 339 f. erwähnte Inschrift, in der von einer *καταβολή* die Rede ist, mitgetheilt und richtig erklärt hat. Auch das entging Herrn Eustr., dass schon Kirchhoff in d. Jahrb. d. Philol. 81 S. 238 ff. die ähnlichen Inschriften Rang. 348 und 2254 auf die bei dem Hermokopidenprocess Betheiligten bezogen und in einer Anmerk. zu Köhlers Abh. p. 545 auf die Zusammengehörigkeit unserer Inschrift mit jenen hingewiesen hat.

410 ist die alterthümliche Inschrift aus Tegea, welche seither Kirchhoff Monatsber. d. berlin. Akad. d. W. 1870 p. 51 ff. als spartanische erwiesen hat.

Unter 411 beschreibt Kumanudes drei thönerne Cylinder (zwei auf T. 51 abgebildet), von denen er glaubt, dass sie zur Ueberdeckung irgend eines Werkzeuges und Stoffes weiblicher Handarbeiten dienten.

412, von Eustratiades mitgetheilt, ist eine agonistische Inschrift, aus der wir die Tamyneia, ein Fest des Apollon, zuerst kennen lernen und deren Fundort, Aliveri auf Euboea, zeigt, dass Tamynae richtig dort von Ulrichs und Baumeister angesetzt wurde.

Das neue Heft giebt vier Nummern. Die erste, 413, ist eine ephebische Inschrift aus dem Jahre, in welchem Domitian Archon zu Athen war. Unter ihr steht ein Schiff, ähnlich dem auf Tafel 29 des 8. Heftes. Die *Μετρήσεις* (Dittenberger de ephebis p. 18) und *Πολεῖται*

stehn als getrennte Klassen neben einander und Kumanudes, der die Inschrift mittheilt, meint, dass *Μιλήσιοι* und *ἐπέγγραπτοι*, Fremde, zusammenfallen.

Unter 414 (Taf. 54) bespricht P. Lampros eine Anzahl Münzen von Amorgos und den Städten dieser Insel. Das auf vielen derselben vorkommende Symbol, das einem Steinpilz ähnlich sieht, erklärt er als *σικύα*, die von den Aerzten häufig gebraucht, dann ex voto dem Asklepios dargebracht worden sei.

415 (Taf. 52. 53) ist eine späte, aber höchst merkwürdige Inschrift, die Eustratiades S. 358—378 ausführlich bespricht. Die beiden grossen Steinplatten, jetzt die erste 1.56<sup>m</sup> hoch, 1.25 breit, 0.175 dick, die andere 1.61 hoch, 1.50 breit, 0.220 dick, waren in der Kirche der Pyrgiotissa eingemauert (A. Mommsen Athen. christ. p. 92 ff.). Beide enthalten eine Reihe von Aufzeichnungen, in denen immer erst der Name eines Mannes oder einer Frau, dann der eines Grundstücks (*χωρίον*, *ἔσχαται*, *ἀμπελουργῶν*, *συνάμεινον*, *βῆσσαι*, *κῆπος*) und des Demos, in dem es liegt, oft auch eines früheren Besitzers, dann eine Geldsumme, die mit ✕ (denarius, denarii) als Exponenten beginnt, aufgeführt werden, z. B. A, 24 ff.:

Φλ. Φίλα Χωρ. Κυπρίων Λαμπτραῖσι ✕ΑΡΚΕ  
✕CΠΑ ΔΡΑΣ Θράσωνος Λαμπτραῖσι  
✕ΤΙΒΖ Θρωσίω πρὸς τῷ Μύρμη-  
κι καὶ ἄλλου χωρ. μέρους τρίτου  
✕ΦΛΑ ΔΡΑΣ Ᾱ

Wenn nach einem Personennamen mehrere Grundstücke genannt sind, so steht hinter jedem in der Zeile ein Geldbetrag, ausserdem aber rechts aussen neben der ersten Zeile ein Ge-

sammtbetrag, bisweilen hinter dem letzten Grundstück und seinem Geldbetrag  $\overset{\circ}{\mathcal{M}}$  oder  $\overset{\circ}{\mathcal{M}}$ .

Unter Vergleichung der von Th. Mommsen Hermes 3, 436 f. kurz berührten Inschriften von Thera und Astypalaea erkennt Eustratiades in unsern Steinen Bruchstücke zweier Kataster. Die Zahlen sind durch die Buchstaben des Alphabets ausgedrückt; ausser dem Exponenten  $\times$  kommt noch das Zeichen  $\angle$  für die Hälfte des Denars,  $\mathcal{P}$  für δραχμή,  $\mathcal{S}$  für die Hälfte der Drachme, — für obolos,  $\supset$  für ἡμιόβολον vor.  $\overset{\circ}{\mathcal{M}}$  erklärt der Herausgeber Μέδιμος, Μόδιος und meint, es bezeichne, dass das Grundstück, bei dem es stehe, zu Naturalabgaben verpflichtet sei. Entstanden sind die Bruchstücke nach Eustratiades Ansicht in der Zeit zwischen Diocletian und Theodosius II. Merkwürdig sind die vielen Sondernamen, welche einzelne Grundstücke haben und die ausser dem Namen der Ortschaft, wo sie belegen sind, hinzugefügt werden. Seitdem hat sich über den Charakter der Inschriften Th. Mommsen im Hermes 5, 129 ff. ausgesprochen. Vgl. auch Archäol. Z. 1870 p. 80.

Unter 416 endlich giebt Eustratiades Bild und Besprechung des Steines aus Gytheion mit den Normalmassen χοῦς, ἡμίκεον, κοτύλη, der in Deutschland schon durch den Aufsatz von Carl Curtius im Philolog. 29 S. 700 f. bekannt ist.

Schliessen wir mit dem Wunsche, dass der thätige und gelehrte Herr Herausgeber uns aus der unerschöpften und immer neu quellenden Fülle athenischer Schätze bald wieder eben so werthvolle Mittheilungen machen möge.

H. S.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 49.

7. December 1870.

---

Die Chronik des Gislebert von Mons von  
Arthur Hantke. Leipzig, Duncker u. Hum-  
blot 1871. VII und 70 Seiten in 8°.

In der Geschichte der Wissenschaften und Künste ist es eine besonders schmerzliche Wahrnehmung, wie zahlreiche doch die hoffnungsvollen und zu bedeutender Entwicklung angelegten Talente sind, welche durch Ungunst der äussern Verhältnisse verkümmert oder durch einen frühen Tod im Beginne einer vielversprechenden Thätigkeit hinweggerafft wurden. Wenn, wie in unsern Tagen der allgemeinen Wehrpflicht, der Gelehrte die Feder mit dem Schwerte vertauscht und im Kampfe für die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes den Tod findet, so mindert der erhebende Gedanke, dass der Verblichene für eins der höchsten Güter sein Leben hingegeben hat, den Schmerz der Zurückgebliebenen: dieser Trost mangelt, wo wir einen jugendlich Strebenden erliegen sehen, weil das Mass seiner körperlichen Kräfte den Anstrengungen der geistigen Arbeit nicht gewachsen

war: unsere Theilnahme aber wird ganz besonders rege, wenn wir erfahren, wie der innere Drang zur wissenschaftlichen Thätigkeit so mächtig war, dass darüber jede Rücksicht auf die Gesundheit ausser Augen gelassen wurde, bis zuletzt bei der eifrigen Hingabe an die gelehrte Forschung die schwache Lebensflamme vorzeitig erlosch.

Ein solcher Fall liegt bei dem Verfasser der kleinen Schrift vor, über welche hier zu berichten ihr Werth nicht minder als persönliche Theilnahme mich veranlasst. Arthur Hantke war — wie den Mittheilungen des Herausgebers zu entnehmen ist — am 19. Juni 1846 zu Posen geboren. In die oberen Classen des Gymnasiums aufgerückt, musste er dasselbe anhaltender Kränklichkeit halber verlassen und widmete sich auf den ärztlichen Rath seines Vaters dem Handelsstande. Aber trotz des gewissenhaften Eifers für seine Berufspflichten setzte er in Mussestunden, indem er oft die Nacht zu Hülfe nahm, wissenschaftliche Beschäftigung fort. 'Der Drang nach gründlichen und systematischen Kenntnissen, ein Hauptcharakterzug seines Wesens, veranlasste ihn endlich, eine fast gesicherte Lebensstellung aufzugeben, um wieder auf die Schulbank zurückzukehren.' Er brachte es in verhältnissmässig sehr kurzer Zeit dahin, dass er das Zeugniß der Reife zum Besuch der Universität erhielt und zwar ein glänzendes, 'das von seiner seltenen Begabung und seinem kritischen Verstande grosse Hoffnungen für die Zukunft aussprach'. Selten war diese Begabung gewiss; denn sie war ebenso wie seine Neigung in gleicher Weise für Mathematik wie für die Geschichte vorhanden, so dass er anfänglich schwankte, welcher dieser Wissenschaften

er sich widmen solle: zuletzt überwog doch die Liebe zu den historischen Studien. Er betrieb sie zuerst anderthalb Jahre in Berlin, dann ein und ein viertel Jahr an unserer Hochschule: zu Ende Mai d. J. erkrankte er hier: nach längerem Leiden hauchte er am 6. August in seiner Vaterstadt sein junges Leben aus, zur selben Stunde, als so mancher seiner Altersgenossen in den siegreichen Schlachten bei Wörth und Forbach blutete. Angeregt durch Herrn Prof. Waitz hatte sich Hantke während seines Aufenthaltes hier eingehend mit der Chronik Gisleberts von Mons beschäftigt. Diese wichtige Quelle zur Geschichte der staufischen Zeit war neuerdings mehrfach in den Vordergrund getreten und durch den Abdruck zum Schulgebrauch, welcher von der neuen durch W. Arndt für die Monumenta Germaniae besorgten Ausgabe veranstaltet wurde, sehr zugänglich geworden. Von O. Abel, Ficker und Toeche in neuerer Zeit öfter benutzt, war — wie der zuletzt Genannte treffend bemerkt hat (Kaiser Heinrich VI. S. 704) — ‘dieser ausgezeichnete Geschichtschreiber noch immer nicht völlig gewürdigt’. Es war daher ein glücklicher Gedanke, die Chronik desselben zum Gegenstande einer Einzelschrift zu wählen. Von dem Plane, welcher dem Verfasser vorschwebte, ist allerdings nur ein Theil zur Ausführung gelangt, aber man kann der Familie des Verstorbenen nur Dank wissen, dass sie sich entschloss, die hinterlassene Schrift trotzdem zu veröffentlichen; denn von der richtigen Erwägung abgesehen, welche der Herausgeber (S. VI) zur Rechtfertigung dieses Schrittes anführt, genügt es auf die Abhandlung selbst zu verweisen. Sie wird dem Verfasser, dessen schriftstellerische Thätigkeit damit gleich im



Beginn abgeschlossen ist, ohne Zweifel ein ehrenvolles Andenken unter den Fachgenossen sichern. Denn dieselben Eigenschaften, welche es zu einem Vergnügen machten, ihn zu unterrichten oder wissenschaftliche Fragen mit ihm zu erörtern — leichte Fassungs-gabe, sehr gründliche Behandlung der Dinge und eine seltene Schärfe des Urtheils finden sich in seiner Schrift wieder. Nirgends macht sie den Eindruck einer Erstlingsarbeit; der Verfasser beherrscht seinen Stoff vollständig, mit grosser Vorsicht geht er zu Werke und wenn er eine Sache untersucht, beleuchtet er sie so erschöpfend und übt eine so besonnene Kritik, dass man am Schluss meistens seinen Ergebnissen die Zustimmung nicht versagen kann.

Ich lasse eine kurze Uebersicht des Inhalts folgen.

Im 1. Kap. werden die 'Lebensschicksale' des Chronisten besprochen und dabei manches Einzelne genauer als bisher festgestellt. Es wird z. B. gezeigt, dass Giselbert zuerst 1180 mit Sicherheit urkundlich nachweisbar ist und von da an die Laufbahn in der gräfl. henne-gauischen Kanzlei durchmachte, zuerst als zweiter Notar, seit 1184 als Notar, 1188 bis 1192 als Kanzler. Für die Bestimmung seiner Geburtszeit fehlt es an sichern Anhaltspunkten (wenigstens kann man mehr, als dass er zwischen 1132 und 1162 geboren ist, nicht begründen), seine Todeszeit lässt sich dagegen ziemlich genau bestimmen: er starb — wie W. Arndt, der auch dankenswerthe Regesten Giselberts gegeben, gezeigt hat — zwischen 1223 und 1225, wahrscheinlich an einem 1. September. — Kap. II ist der 'Charakteristik' Giselberts gewidmet. Er war, wie hier zunächst dargethan wird, kein Deut-

scher. Dafür spricht ausser dem, was der Verf. erwähnt, auch der Namen des Chronisten, der urkundlich Gislebertus oder Gillebertus lautet, was doch wol wie das französische Gilbert ausgesprochen wurde. Trotzdem, meine ich, dürfen wir nach wie vor im Deutschen die bisher übliche deutsche Form Giselbert beibehalten, ebenso wie wir Baldwin oder Balduin und nicht Baudoin sagen. Obwohl romanischer Herkunft scheint Giselbert einigermaßen mit der deutschen Sprache bekannt gewesen zu sein, im Uebrigen ist es mit seiner gelehrten Bildung nicht weit her: sein Latein ist nicht sehr gewandt, von klassischen Studien sind keine Spuren bei ihm zu finden: man muss durchaus beistimmen, wenn Giselbert der Ruhm gediegener Gelehrsamkeit, der ihm noch neuerdings zuerkannt wurde, hier entschieden bestritten wird. Dagegen besass er umfassende Geschäftskenntniss und, was für einen tüchtigen fürstlichen Kanzler nöthig war, er war mit den nicht ganz einfachen Reichsverfassungsverhältnissen und Rechtszuständen wol vertraut: er hat aber auch ein lebhaftes Interesse für diese Dinge und zeichnet sich durch vielerlei Mittheilungen über sie vor der Mehrzahl mittelalterlicher Geschichtschreiber aus. Diese praktische Natur bewirkt auch, dass sein Stil von Schwulst frei, schmucklos, ja fast allzu nüchtern ist. Giselbert war Geistlicher, zum Wunderglauben neigend und kirchlich gesinnt, in dem Streit zwischen Kaiserthum und Pabstthum steht er entschieden auf päpstlicher Seite, bei aller Hochachtung für Friedrich I. hält er es doch mit Alexander III \*), aber von mönchischer Welt-

\*) Wenn S. 15 davon gesprochen wird, dass Giselbert 'in dem Kampfe Friedrichs gegen Alexander III.

anschauung steht er weit ab: er ist an eine glänzenden Hofe gross geworden: von Hoffleben und Kriegsfahrten weiss er mit vieler Theilnahme zu berichten. Thatkräftiges Handeln hat er nicht nur an Anderen gelobt, sondern während seiner politischen Laufbahn selbst bekundet, wobei es ihm übrigens auch an diplomatischer Klugheit nicht gemangelt hat. Dieselbe wandte er an im Interesse seines Herrn Balduin V. von Hennegau, an dem er wie an dem Lande und insbesondere an Mons in treuer Ergebenheit hängt. Aber wie Giselbert ohne Ueberhebung seine eignen Verdienste unbefangen erwähnt, so zeigt er in seiner geschichtlichen Darstellung warme Zuneigung zu dem Fürsten und dessen Hause, ohne doch einseitiger Lobredner zu werden: er lässt auch Gegnern Gerechtigkeit widerfahren. Diese für ihn bezeichnende Gewissenhaftigkeit offenbart sich denn vielfach auch in anderer Weise, nämlich in der Vorsicht, mit welcher er geschichtliche Thatsachen berichtet, Verbürgtes und Unverbürgtes unterscheidet. So findet der Verf., indem er am Schluss dieser höchst gelungenen Charakteristik die einzelnen Züge zusammenfasst bei unserm Chronisten 'manche vortreffliche Eigenschaft für den, der Geschichte schreiben will'. — In Kap. III. 'Richtung und Plan des Werkes' erörtert Hantke zuerst die

Partei gegen *Letzteren* ergreift' so ist hier offenbar ein sinnstörender Druckfehler und *Ersteren* zu lesen: auch sonst sind mehrere der Art vorhanden wie z. B. durchgängig statt St. Waudru (= Waldetrude) St. Wandru gesagt ist. — S. 26 A. 1 Z. 3 lies: Aureaevallensis. S. 31 Z. 12 v. u.: Balduin IV, S. 37 Z. 20 v. u.: Friedr. II. S. 58, Z. 16 v. o.: 1202. S. 64 Z. 8 v. u.: Butkens S. 68 Z. 3 v. u. muss zwischen 'cui' und 'puerum' ein Gedankenstrich stehn. S. 70 Z. 4 v. o. lies: 1199.

schfrage, ob uns das ganze Werk Giselberts vorliegt: es ist nämlich früher das Gegentheil behauptet worden, dass nämlich die jetzt vorhandene Chronik nur die erste Hälfte eines Werkes gebildet habe, dessen zweite Hälfte verloren gegangen sei. Diese Annahme wird widerlegt und der einzige erhebliche Anhalt, welcher für dieselbe geltend gemacht werden könnte, nämlich die Ankündigung einiger Urkunden, welche sich dann nicht vorfinden, genügend beseitigt; denn es kann ebensowol eine Nachlässigkeit des Abschreibers wie ein Versehen Giselberts Schuld sein, 'das nicht vereinzelt dastünde'. Den ersten Fall macht der Verf. durch eine sehr scharfsinnige Vermuthung, indem er jene ankündigenden Worte an eine andre Stelle zu setzen vorschlägt, wo sie allerdings vortrefflich passen, wahrscheinlich (S. 26). Wenn wir aber nun das ganze Werk Giselberts haben, welches war der Plan des Schriftstellers? was wollte er geben? Das Resultat der mit logischer Schärfe geführten und dadurch anziehenden Untersuchung fasst Hantke am Ende derselben (S. 33) kurz dahin zusammen: 'er (Giselbert) will eine Geschichte des Grafen Balduin V., von 1168—1195, geben.' 'Dass trotz dieser Beschränkung' — bemerkt er hierzu — 'G. Chronik eine weit über das Lokalinteresse hinausgehende Bedeutung hat, braucht wohl hier kaum noch hervorgehoben zu werden. — Vasall, dann Fürst des deutschen Reiches und Vertreter der kaiserlichen Partei am Niederrhein, wo damals ein grosser Theil deutscher Reichsgeschichte sich abspielte, Schwiegervater und zeitweise Lehnsmann des Königs von Frankreich, Lehnsmann des Königs von England, herrschend an der Grenze Deutschlands und Frankreichs und — so lange er im Besitz Flanderns war —

nicht minder die englischen Besitzungen berührend, spielt Balduin V. eine bedeutende Rolle in den Geschicken dieser 3 Mächte — und, indem Giselbert uns seine Geschichte giebt, giebt er uns ein gut Theil deutscher, französischer und englischer Geschichte aus jenen Jahren. — Andererseits aber ist die Chronik grade dadurch interessant, dass sie uns das volle Bild eines thatenreichen Fürsten jener Zeit giebt und uns einen Einblick gewährt in die Zustände und Schicksale eines deutschen Territoriums aus einer Zeit, wo die Reichsgeschichte anfang, sich in die Geschichten einzelner Fürstenthümer zu zersplittern.'

Nicht minder bedeutsam für die Würdigung Giselberts ist Kap. IV: 'Form des Werkes'. Hier wird gezeigt, dass der Chronist vom J. 1168 an streng chronologisch verfährt auch innerhalb eines jeden Jahres, doch gibt es einzelne Ausnahmen, wo Giselbert des Zusammenhanges wegen ohne Rücksicht auf die Chronologie Erzählungen zum Abschluss führt. Diese genauen Angaben und manche andere Wahrnehmungen weisen entschieden darauf hin, dass Giselbert sich mit den Ereignissen ziemlich gleichzeitige Notizen gemacht haben muss, welche er dann allerdings später zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitete, wie von Hantke erschöpfend dargethan ist. Dagegen bestreitet der Verf. die neuerdings aufgestellte Ansicht, nach welcher Giselbert sein Werk einer zweiten Bearbeitung unterzogen habe, die uns verloren sei. Die Widerlegung dieser ohne Zweifel ganz unbegründeten Meinung ist so schlagend, wie der bei dieser Gelegenheit gegebene Nachweis überzeugend ist, dass eine bisher merkwürdigerweise ganz unbeachtete Stelle zur Berichtigung eingeschoben

worden, obgleich die zu berichtigende durch ein Versehen stehen geblieben ist. — In dem fünften und letzten Kapitel wird die 'Zeit der Abfassung' von Giselberts Chronik zu ermitteln gesucht. Ich übergehe der Kürze halber die einzelnen Fragen, die dabei zu erörtern waren und die in der umsichtigsten Weise gelöst werden. Auch hier ruht das Ergebniss, mit welchem der Verf. endet: 'ich halte es demnach für sicher, dass die Chronik vor Mitte 1198, für mehr als wahrscheinlich, dass sie März oder April 1196 abgeschlossen worden sei' auf so guter Grundlage, dass kein irgend erheblicher Widerspruch dagegen aufkommen kann. In einer weiteren Fortsetzung seiner Arbeit hatte der Verf. die Glaubwürdigkeit Giselberts im Einzelnen prüfen und noch verschiedene andere Punkte erörtern wollen, wie dies aus seinen mündlichen Aeusserungen hervorging und jetzt durch die Mittheilungen des Herausgebers (S. VI) bestätigt wird: die Krankheit und das frühe Ende des Verf. haben, wie schon bemerkt, die Ausführung dieses Planes vereitelt: nur bis zur Anlage mancherlei schriftlicher Vorarbeiten ist es gekommen, die von seinen Angehörigen aufbewahrt werden: sie werden demjenigen zur Verfügung stehen, welcher etwa sich mit demselben Gegenstande zu befassen denkt. Sollte dieser Fall eintreten, so kann man nur wünschen, dass dann eine ebenso treffliche Leistung daraus hervorgehe, wie die des allzufrüh dahingegangenen Arthur Hantke ist.

Adolf Cohn.

Entwurf eines Gesangbuchs für Schleswig-Holstein. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, und Schleswig, Schulbuchhandlung, 1869.

Das vorliegende, ausser den Registern 320 Seiten starke Heft will, wie der Titel sagt, der Entwurf eines für die Provinz Schleswig-Holstein einzuführenden neuen Gesangbuches sein, wie dasselbe schon vor Jahren von dem dortigen Bischofe Koopmann angeregt und von einer bereits 1860 niedergesetzten Commission ausgearbeitet worden ist, und hat man diese Arbeit nun vorläufig durch den Druck veröffentlicht, um darüber die Stimmen der Kritik zu vernehmen, bevor mit der wirklichen Einführung vorgegangen werden soll. So sei es denn auch dem Unterzeichneten gestattet, seine Bemerkungen über das Buch zu machen und vor Allem zu erklären, dass ihm die Arbeit in vieler Hinsicht werthvoll zu sein scheint und dass er meint, es sei in derselben ein Fortschritt gegenüber dem, was in den letzten Jahrzehenden auf diesem speciellen Literaturgebiete geleistet worden ist, nicht zu verkennen, es sei die Arbeit nach gesunderen Grundsätzen ausgeführt worden, als in der letzten Zeit gerade in Beziehung auf die Gesangbuchfrage sich geltend zu machen gesucht haben.

Ein neues Gesangbuch einzuführen, ist ja überhaupt keine leichte Sache, vielmehr sind es Schwierigkeiten der mannigfaltigsten Art, die es da zu überwinden giebt. Schon der Geldpunkt und die Widerwilligkeit der Gemeinden, sich eine neue Ausgabe zumuthen zu lassen, fällt da in's Gewicht, sowie auch das Hängen am Hergebrachten und Gewohnten und das Miss-trauen, in welchem, sei es mit, sei es ohne

ihre Schuld, an manchen Orten die geistlichen Behörden stehen. Vor Allem aber liegen Schwierigkeiten auch in der Sache selbst, und es ist nicht leicht, da stets nicht bloss im Allgemeinen die richtigen Grundsätze für Auswahl und Redaction der aufzunehmenden Lieder aufzustellen, sondern noch vielmehr diese Grundsätze auch in jedem einzelnen Falle richtig anzuwenden, zumal auf einem Gebiete, wo die Subjectivität, der Geschmack des Redactors so sehr mit in das Spiel kommt. Schon die über-grosse Fülle von Liedern, wie sie in Deutschland seit viertehalb Jahrhunderten immer neu hervorgebracht sind, erschwert die Auswahl, dann aber bildet und zwar eine hauptsächliche Schwierigkeit die Frage, in welcher Gestalt die einzelnen Lieder aufgenommen werden sollen, namentlich diejenigen aus früheren Jahrhunderten, deren Ausdrucksweise für uns Härten und Anstössigkeiten hat, und es ist ja bekannt, wie sehr gerade in diesem Punkte die Meinungen auseinander gehen, indem die Einen auf unverändertes Beibehalten der ursprünglichen Textgestalt dringen, die Andern dagegen verlangen, dass die veraltete Gestalt der Lieder gemäss dem veränderten Geschmacke und der veränderten Anschauungs- und Gefühlsweise unsrer Zeit ebenfalls verändert werden müsse. Wir meinen nun, dass gerade in dieser Beziehung der vorliegende Entwurf im Grossen und Ganzen das Richtige getroffen habe, sowohl was Auswahl der Lieder, als auch was die Redaction derselben betrifft, und der hier gemachte Fortschritt gegenüber den letzten Jahrzehenden bestehe eben darin, dass man die damals mit so viel Geräusch sich geltend machende antiquirende Richtung verlassen und sich wieder erlaubt hat,



nicht bloss Lieder der neueren Zeit aufzunehmen, sondern auch ältere Lieder da zu ändern, wo ihre alte Gestalt für uns nicht mehr erträglich war: gerade das Aufstellen und Durchführen dieses Grundsatzes, auch abgesehen davon, ob derselbe in jedem einzelnen Falle nach unserm Geschmack durchgeführt worden ist, ist dasjenige, was dies Buch für uns zu einer erfreulichen Erscheinung macht und es uns als ein Zeichen betrachten lässt, dass man auf diesem Gebiete Wege wieder zu verlassen im Begriffe ist, von denen wir freilich wohl verstehen, wie man auf dieselben hat gerathen können, von denen wir aber doch sagen müssen, dass wir sie nur für Irrwege halten können und kein Heil von ihnen erhoffen.

Denn — und das möchte Ref. bei dieser Gelegenheit offen aussprechen — die Grundsätze, von denen man bei so manchen Gesangbuchsredactionen in der letzten Zeit ausgegangen ist und die man mit so viel Betonung als die allein zulässigen und »gläubigen« bezeichnet hat, leiden doch wenigstens an einer grossen Einseitigkeit und berücksichtigen allzuwenig die Bedürfnisse der lebendigen Gemeinde, ja, machen die Liebhabereien einer sehr exclusiven kirchlichen Richtung zu dem Massstabe, nach welchem die der Gesamtgemeinde zu bietende geistige Nahrung bemessen werden soll. Oder was soll man dazu sagen, wenn man da wirklich das Verlangen gestellt und nach demselben auch die neu herausgegebenen Gesangbücher eingerichtet hat, dass in diesem nur Lieder aus der alten orthodoxistischen Zeit und diese Lieder auch unbedingt in den alten Formen, so ungelenk und geschmacklos dieselben auch sein mochten, aufgenommen werden sollten? Allerdings gestehen

wir ja gern zu, dass es einzelne Lieder giebt, an deren alterthümlicher Gestalt Nichts geändert werden darf, an denen auch wir Nichts geändert sehen möchten. Das sind diejenigen, welche, um es so zu nennen, eine monumentale Bedeutung für das kirchliche Leben haben, weil sich die Erinnerungen an grosse Wende- und Entscheidungszeiten in dem Leben der Kirche an sie knüpfen, wie z. B. eine Anzahl der Lieder Luthers, vor allem das Lied: Ein' feste Burg ist unser Gott .... wer möchte das gern anders, als in der Gestalt lesen und singen, in welcher es von dem Reformator ursprünglich gedichtet worden ist? wer gestände nicht gern zu, dass jede Aenderung da unstatthaft sein würde? Aber ist das von allen Liedern zu behaupten, welche die frühere Zeit hervorgebracht hat, etwa auch, um ein bedeutendes Beispiel zu nehmen, von den Liedern Paul Gerhardt's und den hervorragenderen kirchlichen Dichtern des 17. Jahrhunderts überhaupt? Nicht einmal von allen Liedern Luther's und der Reformatoren möchten wir meinen, dass sie einen Anspruch auf Unveränderlichkeit hätten, geschweige denn von der grossen Mehrzahl der übrigen Poeten, deren Productionen den Liederschatz der evangelischen Kirche bilden, und die Gründe, welche man angeführt hat, um das Verlangen nach »Unverfälschtheit« der ursprünglichen Texte zu motiviren, sind sachlich jedenfalls nicht stichhaltig.

Man hat geklagt, durch die in der rationalistischen Zeit vorgenommenen Veränderungen seien die Lieder lediglich entstellt, sie seien, wie das witzig sein sollende Wortspiel lautete, verwässert und verbösert, anstatt verbessert zu sein, und darauf hat man denn das Verlangen stützen wollen, nunmehr wieder die unveränderte

Gestalt mit aller ihrer Eckigkeit, sprachlichen Unbehilflichkeit und auch mit den mancherlei andern Anstössigkeiten in den Gesangbüchern herzustellen. Aber dies da behauptete Faktum auch zugestanden, so folgt doch daraus keineswegs der daraus hergeleitete Schluss, es folgt nur, dass, sobald ein besserer Geschmack und auch eine richtigere Erkenntniss eine Veränderung der betreffenden Lieder fordert, man diese Veränderung mit mehr Takt und Geschmack und auch mehr im Sinne des tiefer erkannten Christenthums vorzunehmen habe, als es bisher geschehen, aber — mehr folgt doch ganz gewiss nicht daraus. Und eben so, wenn man sich darauf hat berufen wollen, dass die Pietät, sei es gegen den Verfasser, sei es gegen die Kirche, welche das Lied zu dem ihrigen gemacht und so lange in der alten Gestalt gesungen habe, verlange, sich jeder Aenderung des ursprünglichen Textes zu enthalten, wir müssen sagen, dass wir auch diesen Grund nicht als einen solchen anerkennen können, der wirklich begründet wäre. Bei einem für die lebendige Gemeinde und zu deren Erbauung bestimmten Liede kommt es zunächst, wenigstens in erster Linie, nicht darauf an, was der Verfasser desselben ursprünglich geschrieben hat, sondern was wirklich der Erbauung dient und mit der christlichen Wahrheit im Einklange ist, und ein Lied, das diesen beiden Anforderungen nicht völlig entspräche, das, anstatt der Erbauung zu dienen, dieselbe vielmehr nur stören oder hindern würde, dürfte nicht nur, sondern müsste sogar geändert werden, sobald Gründe vorlägen, welche es überhaupt noch wünschenswerth machten, dasselbe in die neue Sammlung aufzunehmen. Man hüte sich hier doch ja vor der Ver-

wechslung verschiedenartiger Interessen, vor allem des antiquarischen des Gelehrten mit dem Erbauungsinteresse der Gemeinde! Sollte eine Ausgabe des Dichters veranstaltet werden, da könnte man mit Recht verlangen, dass der ursprüngliche Text zum Abdruck käme, der Herausgeber würde sogar verpflichtet sein, diesen Text mit allen Hilfsmitteln der Kritik herzustellen, wenn er überhaupt wünschte, dass seine Ausgabe literarischen Werth haben solle, aber — das Interesse, welches in einem solchen Falle vorliegt, den ursprünglichen Text so correct wie möglich zu haben, ist bei einem Gemeindegesangbuche ganz und gar nicht vorhanden, wie es denn selbst in höher gebildeten Gemeinden nur eine verschwindende Minorität geben möchte, welche überhaupt von all solchen kritischen Dingen Etwas wüsste. Und so auch, wenn auf die Pietät gegen den von der Kirche reccipirten Text, gegen das, was die Väter gesungen haben, hingewiesen wird . . . . auch darauf kommt es im letzten Grunde nicht an, sondern lediglich darauf, ob eine Textgestalt für das gegenwärtige Geschlecht noch geniessbar und wirklich erbaulich sein kann. Bei allem Respect vor dem Worte Pietät und vor denen, die man »die Väter« nennt, müssen wir doch verlangen, dass das Geschlecht der Gegenwart um der Berufung auf die Väter willen nicht zu kurz komme, zumal doch auch das lebendige Geschlecht seine Rechte hat, namentlich aber das Recht, nach Massgabe seiner eigenen Ueberzeugungen und Empfindungen seinem Gotte zu leben und sich nicht stören und ärgern zu lassen durch den Ungeschmack, der die Väter zu ehren meint, wenn er in ihren Gewändern einhergeht. Auch ist hier zu bedenken, dass, wie

die Erfahrung, nämlich die oft massenhaften Proteste gegen repristinirte Gesangbücher beweisen, die lebendige Gemeinde oft wirklich den alten Text gar nicht mehr kennt, dass sie vielmehr einen ganz anderen Text gewohnt geworden ist, und dass man, weit entfernt, durch Herstellung der alten Textgestalt seine Pietät gegen das in der Gemeinde Recipirte an den Tag zu legen, vielmehr diese Pietät dadurch aus den Augen setzt.

Alle diese Gründe sind also nicht zutreffend, um das Verlangen nach »unveränderten Liedern« zu motiviren, sie können eben deshalb nicht massgebend sein, weil sie gar nicht den Gesichtspunkt in's Auge fassen, auf den es hier allein ankommt, nämlich den Zweck, den ein Gemeindegesangbuch hat, und — durchschlagend ist nur der eine Grund: das Gesangbuch soll der Erbauung der Gemeinde auf dem Grunde des Christenthums dienen! Daher aber darf es denn auch Nichts enthalten, was diesem Zwecke nicht dienen würde, keine Geschmacklosigkeiten, keine Anstössigkeiten in Ausdrücken und Bildern, vollends aber auch keine Anschauungen, die mit dem evangelischen Christenthume und unserer heutigen lauterern Erkenntniss desselben nicht übereinstimmen. Oder wollte man vielleicht sagen: es handelt sich bei den kirchlichen Liedern ganz und gar nicht um Dinge des Geschmacks, sondern einzig und allein um Frömmigkeit, um Glauben? Nun, das einmal zugeben — wir geben nicht zu, dass hier von Fragen des Geschmacks nicht die Rede sei, denn es handelt sich hier um Poesie, und Poesie, sei es weltliche, sei es religiöse, ist immer Geschmacksache und mit nach den Regeln des Geschmacks zu beurtheilen — aber das

einmal zugegeben, so möchten wir doch fragen, wie es anzufangen, den ästhetischen Menschen zu Hause zu lassen, damit der religiöse auch selbst durch geschmacklose Poesien noch erbauet werden könne? Nach unserer Erfahrung lässt sich der lebendige und gesunde Mensch einmal nicht so auseinander reißen, und wo unser ästhetischer Mensch geärgert wird, da kann sich auch der religiöse Geist nicht mehr erbauen, vielmehr hat es da mit der Andacht eben so gut ein Ende, wie mit dem guten Geschmacke. Wir meinen, das Alles sollte klar genug und damit die Theorie derer widerlegt sein, deren ganze Weisheit schliesslich in der Wiederherstellung dessen bestand, was unsern Vätern schon ungeniessbar geworden war, und die uns zumutheten »um des Glaubens willen« unseren geläuterteren Geschmack und noch manches Andre zu verläugnen, das nun einmal auch mit zu den Voraussetzungen und Bedingungen unsrer — Frömmigkeit gehört.

Allerdings versteht es sich nun von selbst, dass Aenderungen nur dann vorgenommen werden dürfen, wenn dies wirklich nothwendig ist, aber in diesem Falle auch gewiss und ohne alles Bedenken, und wie es denn freilich verkehrt sein würde, an dem hergebrachten Bau eines Liedes ohne Noth zu rütteln, so aber auch, dies im Fall der Noth aus was immer für Rücksichten nicht thun zu wollen, zumal man auch dem alten Sänger selbst kaum einen Dienst damit thun würde, ihn noch immer in einer Gestalt aufzuführen, die der Art unsres Geschlechtes nicht mehr homogen wäre. Wir meinen, es lassen sich hier, abgesehen davon, dass bei diesen Geschmacksachen so ungeheuer Vieles eben dem Geschmacke des Redactors anheim gegeben

werden muss, die folgenden Regeln aufstellen, sowohl für die Fälle, in denen Aenderungen vorzunehmen seien, als auch für das Verfahren bei diesen Aenderungen. Geändert werden muss ein Lied oder eine Strophe des Liedes, wenn dasselbe überhaupt aufgenommen werden soll

- 1) überall da, wo solche sprachliche Härten sich zeigen, die für uns ungeniessbar sind, weil sie entweder gegen die Grammatik verstossen oder den Eindruck des Unbehilflichen machen oder auch mit dem gebrauchten Ausdrucke einen Sinn verbinden, den derselbe jetzt nicht mehr hat. Es gehören dahin so mancherlei Wortverstümmelungen, wie z. B. das Ausfallenlassen des e in stummen Endsilben, um nur das Versmass herauszubekommen, oder Wortfügungen, bei denen man sogleich das Gefühl hat, dass sie lediglich des Reimes wegen gemacht worden sind, und ebenso alle jetzt nicht mehr gebräuchlichen Redewendungen, die wir nur aus Sprachstudien noch richtig zu verstehen im Stande sind und die wir selbst nimmermehr gebrauchen würden. Gerade weil das Kirchenlied, das wir singen, auch ein Ausdruck für unser eigenes inneres Fühlen sein soll, so ist auch eine Aenderung solcher Stellen zu verlangen, besonders aber, wenn der alterthümliche Ausdruck wohl gar für uns etwas Lächerliches haben könnte, wie, wenn es in dem Liede »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'« heisst: »Gott ist ein feiner Herre«. 2) Geändert muss werden, wie überall da, wo Gemeinplätze und wirkliche Plattheiten sich finden, so auch, wo die Ausdrücke niedrig und unpoetisch sind, wo die gebrauchten Bilder unser ästhetisches, wenn nicht gar unser sittliches Gefühl verletzen, wie alldergleichen in den Originalliedern des 16. und 17. Jahrhun-

derts ja auch oft genug vorkommt. Hierher gehört alle gereimte Prosa, die selbst aus keiner lebendigen poetischen Anregung geflossen ist, hierher auch die vielen Derbheiten, die eben sowohl im Kirchenliede, wie in der Predigt ihre grossen Bedenken haben, auch selbst wenn sie Luther seiner Zeit unbedenklich gebraucht hat, hierher vollends auch so mancherlei anstössige Bilder, welche namentlich wohl in Jesusliedern vorkommen und das Verhältniss zu dem Heilande, angelehnt an das Hohelied, in der Weise einer sinnlichen Liebe bezeichnen, und wie es z. B. nicht gebilligt werden kann, wenn in einem neuerlich zusammengestellten Gesangbuche es heisst: »Giebt's Gott uns nicht in Scheffeln, so giebt er's doch in Löffeln,« so eben so wenig, wenn da das »Bräutigams-Verhältniss« in all zu weit gehenden Einzelheiten ausgemalt wird. Endlich 3) würde auch da geändert werden müssen, wo rein veraltete dogmatische Anschauungen, die über den Kreis des Biblischen hinausgingen, oder gar die dogmatischen Meinungen einer vereinzelter Schule und Richtung, wenn dieselbe auch innerhalb des Gebietes der evangelischen Kirche sich hielte, in einem Liede oder einer Liedstrophe zum Ausdruck kämen. Wir wissen allerdings wohl, dass man die repristinirenden Forderungen bezüglich des Gemeindegesangbuches aufgestellt hat, weil man in den »alten Kernliedern« die correct-orthodoxen Meinungen ausgedrückt findet, aber wir können gleichwohl auch von dieser unsrer Regel nicht abgehen: das Dogmatische darf, wo es überhaupt berechtigt ist, nicht über das Mass des Biblischen hinausgehen, und eine bloss gereimte Dogmatik ist im Gesangbuche eben so unerträglich, wie eine gereimte Moral. Dies die Fälle,



die nach unsrer Meinung Aenderungen in dem Texte der alten Kirchenlieder erfordern möchten, wenn das Gesangbuch wirklich ein Buch für die lebendige Gemeinde sein soll, aus welchem sie mit Andacht soll singen können, und was nun das Verfahren bei Aenderungen selbst betrifft, so wären dafür vielleicht die folgenden Gesichtspunkte massgebend: 1) die Aenderung darf nie eine Abschwächung des poetischen Ausdruckses sein, wie dies allerdings in der »rationalistischen Zeit« wohl vorgekommen ist, dass man das poetische Bild, weil man es etwa für zu kühn hielt oder meinte, der gemeine Mann würde es nicht verstehen, mit einem abstracten, aber eben deshalb völlig unpoetischen Ausdrucke vertauschte. Dafür könnten aus den Gesangbüchern jener Zeit Beispiele genug angeführt werden, und zu dem stärksten gehört wohl, wenn in dem alten Göttinger Universitäts-gesangbuche, welches leider jetzt noch in den Händen der dortigen reformirten Gemeinde ist, aus der »festen Burg« Luther's ein »starker Schutz« geworden ist und man dort singt: Ein starker Schutz ist unser Gott, auf ihn steht unser Hoffen.« Die Poesie aus den Kirchenliedern her austreiben, wenn auch immerhin unter dem Vorgeben besserer Gemeinverständlichkeit, würde allerdings eben so verkehrt sein, wie wenn man das Christenthum in seiner Bestimmtheit aus ihnen hinausbringen wollte. Denn das muss 2) gelten: jedes Lied, das in der christlichen Gemeinde gesungen wird, soll der Ausdruck eines inneren Empfindens sein, wie dasselbe durch das Christenthum bestimmt ist, und zwar entweder so, dass es bestimmt ist durch die grossen Thatfachen des Christenthums überhaupt, namentlich durch die Person und

Geschichte Jesu, oder so dass es in besonderen Lebenslagen sein eigentliches »Licht« von dem Christenthume her empfängt, und daher darf denn auch der christliche Charakter eines Liedes nie verwischt, es nie bloss auf das Niveau einer nur allgemeinen und damit abstracten Religiosität herabgedrückt werden, vielmehr ist dahin zu sehen, dass die Aenderung es nur mehr dem eigentlich Christlichen, dem Evangelischen näher bringt, den Ausdruck correct biblisch gestaltet. Diese beiden Forderungen, meinen wir, sollten selbstverständlich die unerlässlichen sein und die Regeln bilden für das Verfahren des Redactors, wenn freilich auch — wir wiederholen das — gesagt werden muss, dass es dabei immer gar sehr auf die Begabung desselben zu seinem schwierigen Geschäfte ankommt, soll aus seiner Arbeit etwas Erspriessliches hervorgehen, dass die Regel allein es nicht thut, sondern gerade hier vor Allem auch der Takt und die Feinfühligkeit dessen, der sie anzuwenden hat.

Dies im Allgemeinen die Grundsätze des Ref., welche derselbe bei dieser Gelegenheit hat aussprechen wollen, und sehen wir nun in den vorliegenden Entwurf, so muss gesagt werden, dass derselbe im Grossen und Ganzen auch diesen Grundsätzen entspricht. Er hat, wie auch die Vorrede der Herausgeber es andeutet, sich nicht gescheut, zu ändern, wo Aenderung nöthig schien, er hat es mit Behutsamkeit, mit glücklichem Takte, im Einklange mit dem guten Geschmack und dem biblischen Christenthume gethan, und es giebt nur wenige Stellen, wo wir mit dem Dargebotenen nicht einverstanden sein möchten. Ueber den Standpunkt, wo man z. B. in dem Paul Gerhardt'schen Liede »O Haupt

voll Blut und Wunden«, die Ausdrücke »schimpfhet« und »verspeiet« als wahrhafte Kleinodien bezeichnen oder, wie es bei Gelegenheit der Zusammenstellung der »Kernlieder« durch die Eisenacher Conferenz, geschehen ist, verlangen konnte, dass das Lied »O grosse Noth, Gott selbst ist todt,« in den Normal-Liederschatz der evangelischen Kirche wieder aufgenommen würde, über den Standpunkt ist die vorliegende Sammlung glücklich hinaus, und wie die Herausgeber, wenige Ausnahmen abgerechnet, alles Triviale, Gemeinplatzartige, sowie alles Ungelenke und unserm Gefühle Zuwiderlaufende zu vermeiden gewusst haben, so sind die von ihnen angebrachten Aenderungen auch meistens so, dass man sie nur gut heissen kann. Hier und da freilich ist uns Einzelnes aufgefallen, was vielleicht doch noch anders hätte sein können, so wenn an verschiedenen Stellen in Sätzen der indirecten Rede der Accusativ des persönlichen Fürworts (»mich«, »sich« etc.) hinter das Zeitwort gesetzt worden, was offenbar nur im Interesse des Reimes geschehen ist und den Eindruck des Unbehilflichen macht, u. d. gl. Auch bekennen wir offen, dass wir bei einzelnen Liedern im Umgestalten doch wohl etwas muthiger zu Werke gegangen sein würden, als die Herausgeber es gethan haben. Wir nennen Beispielshalber, da sich hier ja doch nicht Alles anführen und durchsprechen lässt, das Lied »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'« Nr. 57 des Entwurfs: hier hat schon die erste Strophe in der von den Herausgebern beibehaltenen alten Fassung viel sprachlich Ungelenkes und leidet noch dazu an einer gewissen Trivialität des Gedankens:

»Allein Gott in der Höh' sei Ehr'  
Und Dank für seine Gnade,

Darum dass nun und nimmermehr

Uns rühren kann kein Schade« . . . . .

Gewiss kein glücklicher Ausdruck und auch keine sehr poetische Anschauung und Empfindung, dagegen aber dürfte eine neuere Fassung, wie wir sie in verschiedenen Gesangbüchern gefunden haben, doch sehr vorzuziehen sein:

»Allein Gott in der Höh' sei Ehr'

Und Dank für seine Gnaden!

Sein Volk zu sein hat uns der Herr

Barmherzig eingeladen!«

wir meinen, das wäre, wie es correct biblisch ist (vgl. 1. Petr. 2.), auch viel poetischer und sprachlich geniessbarer, als die ursprüngliche Fassung. Eben so die 2. Strophe. namentlich die Schlusszeile: »Wohl uns des feinen Herren!« es hätte sich das jedenfalls anders machen lassen, eben so wie die vielen sprachlichen Härten, namentlich Wortverstümmelungen in dem hier gebotenen Texte wohl hätten vermieden werden können, zumal nicht einzusehen ist, weshalb denn gerade dies Lied so rein in der alterthümlichen Gestalt erhalten bleiben müsste. Und das Gleiche gilt auch von manchen Lutherliedern, die hier zwar mit Recht aufgenommen sind, die aber doch nicht sämmtlich in dem Maasse, wie das Lied »Eine feste Burg« Anspruch darauf haben, so völlig ungeändert zu bleiben. Doch das sind nur Einzelheiten, über die ja die Meinungen verschieden sein mögen, und im Ganzen gilt, was wir schon gesagt haben: das Buch ist eine erfreuliche Erscheinung, weil es jenen antiquarischen Standpunkt verlassen hat, der eine Zeit lang auf dem Gebiete der Gesangbuchliteratur sich geltend zu machen gesucht hat und mit so mancherlei Gefahren für das kirchliche Leben drohte, Gefahren, die sich

schon aller Orten zeigten, nur von denen nicht gesehen, welche in jenen Standpunkt nun einmal verrannt waren.

Die Herausgeber haben es mit ihrem Entwurfe in der That verstanden, auf die Bedürfnisse der lebendigen Gemeinde Rücksicht zu nehmen, und das zeigt sich denn vollends auch in der Auswahl der dargebotenen Lieder überhaupt. Nicht bloss, dass da für die mancherlei Bedürfnisse des kirchlichen und häuslichen Lebens vorgesehen ist — das verstand sich ja von selbst und war auch nicht schwer zu erlangen — es sind wirklich auch die besten Lieder, wie aus den verschiedenen Zeiten, so auch aus den verschiedenen Geistesrichtungen innerhalb der evangelischen Kirche hier vereinigt worden. Nicht, wie die repristinirende Partei, haben auch die Herausgeber einen bestimmten Zeitpunkt angenommen, mit welchem die evangelische Liederdichtung sollte ein Ende genommen haben — bekanntlich war von Jenen das Jahr 1750 als die Gränze angenommen, über die hinaus es in der neueren und neusten Zeit keine Dichter gäbe, deren Lieder würdig wären, von der christlichen Gemeinde gesungen zu werden — die Herausgeber bringen Lieder aus den verschiedensten Zeiten, von Luther, dem Vater des deutschen Kirchenliedes, an, bis zu Novalis, E. M. Arndt und Spitta, und eben so haben sie sich auch bemüht, die mancherlei Richtungen christlichen Empfindens und Anschauens zum Ausdruck zu bringen, so weit dies mit der Rücksicht, dass das Buch ein Gemeindegesangbuch sein soll, verträglich war: neben dem mystischen Scheffler und neben Zinzendorf, dem Gründer der Brüdergemeinde, so wie anderen Vertretern der pietistischen Richtung fin-

den wir den verständigen Gellert und dessen Geistesverwandte, aus alter und neuer Zeit, neben den Vertretern des orthodoxen Lutherthums, wie Paul Gerhardt, die namhaftesten Liederdichter der reformirten Kirche: Tersteegen, Crassellius, Dæwies, Marot, Joachim Neander u. s. w., so dass auch in dieser Hinsicht die Umsicht und Unparteilichkeit der Herausgeber alles Lob verdient, ja, das Buch — und darauf möchten wir noch besonders aufmerksam machen — ob zwar für die lutherischen Gemeinden Schleswig-Holsteins bestimmt, sich nun doch als ein rechtes Unionsgesangbuch charakterisirt und damit auch als ein Zeichen der Zeit.

Recht mit Fleiss hat Ref. — und man wird das begreifen können — darauf geachtet, was denn nun specifisch Lutherisches in dem Buche zu finden sei, und er muss bekennen, Nichts der Art angetroffen zu haben, das Reformirte nicht eben so gut singen könnten, wie Lutheraner. Namentlich möchte da auf die die Sakramente betreffenden Lieder aufmerksam zu machen sein: das sind alles Anschauungen, welche der Reformirte auch als die Seinigen anerkennen muss, ja, das sind Lieder, in denen er recht ausdrücklich seine Ueberzeugung ausgesprochen findet. Der Grundzug in allen diesen Abendmahlsliedern ist doch der des geistigen Geniessens, und von der sog. manducatio oralis, wie sie den Reformirten gegenüber von den ursprünglichen Vertretern des Lutherthums behauptet worden ist, auch nicht die Spur, eben so wenig, wie die Tauflieder die Wiedergeburt in den Augenblick der Taufhandlung selbst hinein verlegen. Für uns, die wir nach der kirchlichen Gemeinschaft mit allen Evangelischen recht herzlich verlangen, ist das natürlich eine recht erfreu-

liche Erscheinung und ein Zeichen dafür, dass die Herstellung einer solchen Gemeinschaft nicht zu den Unmöglichkeiten unsrer Zeit gehört. Wo man beim Abendmahle in einer lutherischen Kirche singen kann, wie es die Reformirten glauben und empfinden, da können Reformirte und Lutheraner denn doch auch das Abendmahl gemeinsam feiern und da ist der Grund vorhanden, auf welchem eine Union zwischen den beiden getrennten Kirchengemeinden zu Stande kommen kann, ja, auf welchem sie zu Stande kommen muss, wenn irgend noch christlicher Sinn in den Gemeinden vorhanden ist. In diesem Sinne begrüßen wir das vorliegende Buch noch besonders als ein äusserst werthvolles Geschenk, das die Herausgeber mit ihm ihrer Provinzialkirche und zugleich der ganzen evangelischen Kirche gemacht haben, und wir wünschen Nichts mehr, als dass an dem gemeinsamen Liedersegen beider evangelischen Kirchen, der in diesem Buche vereinigt ist, auch die Herzen sich immermehr zu der Liebe erwärmen möchten, welche stark genug ist, um zuletzt alles Trennende zu überwinden.

F. Brandes.

---

Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes; von R. Haym. Berlin bei R. Gärtner. 1870. XII und 951 S.

Ein Buch echt deutschen Geistes und Fleisses! -- Hier finden wir wieder bestätigt, was der grosse Meister einmal an seinen Freund

Zelter schreibt: das Wahre kann bloss durch seine Geschichte erhoben und erhalten, das Falsche bloss durch seine Geschichte erniedrigt und zerstört werden.

Nach einigen unvollständigen und ungenauen Urtheilen andrer Literatoren über die romantische Schule der deutschen Poesie, war es zuerst die schätzbare kleine Schrift Hettner's, welche den mystisch-phantastischen Subjectivismus der Männer nachwies, die sich an die Stelle der Klassiker zu setzen bemühten; Jul. Schmidt's Geschichte der neueren deutschen Literatur gab sodann eine strenge Beurtheilung der sogenannten Romantiker in ihren einzelnen Productionen; während der zuverlässige Fleiss Koberstein's das Material zur Uebersicht jener Schule uns zurecht gelegt hat. Der Verfasser des anzuzeigenden Werks hat sich nun die Aufgabe gestellt, die Gründungsperiode der Romantik im weitern Sinne, mittels selbstständiger Ausführung und in einheitlichem Geiste, zur Darstellung zu bringen; er hat dies Ziel unsers Erachtens auf die vollkommenste Weise erreicht. Einleitend bemerkt der Verf. unter anderm sehr treffend, dass die, theils aus den Werken der Romantiker, theils aus ihren Selbstgeständnissen und Wechselmittheilungen fast unausnahmlich sich erweisende »Reflexion auf ihr eigenes Thun, die Bewusstheit und Absichtlichkeit ihres Producirens ein auszeichnender Zug und eine der Schwächen dieser Männer ist,« ein Zug, der ganz das Gegentheil des unwillkürlich und kraftvoll strömenden, schöpferischen Dichterquells der Klassiker ausmacht, und durch meistens schroffe Anmassung besonders auffällt. Sich für privilegirte Geister zu halten,



das ist die Familien-Krankheit fast aller Romantiker.

Vorausgeschickt hat der Verf. eine kurze Einleitung, worauf er seinen Gegenstand in folgenden Abschnitten behandelt: I. Buch: Das Entstehen einer romantischen Poesie: 1. Die Anfänge Tieck's. 2. Märchen- und Komödien-Dichtung Tieck's. 3. Wackenroder und Tieck (des Letztern Verhältniss zu A. F. Bernhardi). Constituirung der romantischen Poesie. II. Buch: Das Entstehen einer romantischen Kritik und Theorie: 1. Aug. Wilh. Schlegel bis zum Jahre 1797 (Erwähnung der vielbenannten Frau Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, geborenen Michaelis), 2. Die Anfänge Friedr. Schlegel's, dabei dessen Stellung zur Philosophie, zu Kant, zu Fichte, zu Jacobi. 3. Verselbständigung der romantischen Doctrin und Begegnung mit der romantischen Dichtung (Schleiermacher, Verhältniss der beiden Schlegel zu Tieck). III. Buch: Die Blüthezeit der Romantik: 1. ein Seitentrieb der romantischen Poesie, (Hölderlin und Novalis), 2. Weiterentwicklung der romantischen Poesie durch Novalis; 3. Schleiermacher, die Wendung zur Religion und die ethischen Anschauungen der romantischen Schule, (Henriette Herz, Hülsen, Fr. Schlegel's Lucinde, Schleiermacher's Vertheidigung dieses Romans.) 4. Schelling und die Naturphilosophie (J. W. Ritter, Steffens), 5. Befestigung, Ausbreitung und Vertheidigung des romantischen Geistes (Frau Dorothee Veit, W. Schlegel's fernere Einwirkungen und seine Vorlesungen). — Dichtkunst und Philosophie jener Schule in der Periode bis zum Schlusse der ersten Generation der Romantiker sind vom Verf. dieser

Darstellung in's Auge gefasst; endlich ist Hegel erwähnt.

Es finden sich dann noch Ergänzungen und Berichtigungen hinzugefügt, und ein sehr genau gearbeitetes Register über das Werk ist angehängt. — Wir können uns hier nur auf wenige Andeutungen des Schatzes einlassen, den das vorliegende Werk darbietet.

Der Schilderung der Persönlichkeit jedes der Romantiker, sowohl Dichter als Philosophen, hat der Verf. einen höchst schätzbaren Fleiss gewidmet und dabei auch die grossen Gesichtspunkte stets festgehalten, welche den Darsteller, ungeachtet zahlloser Einzelheiten, davor bewahrt haben, in eine dem Leser beschwerliche und das Verständniss selten fördernde Kleinmalerei zu verfallen. Von Allem, was er mitgetheilt, hat er seine Quellen nachgewiesen. Vielleicht wäre Varnhagen's »Rahel«, Theil I., öfter zu citiren gewesen.

Gleich die das erste Buch beginnende Schilderung und genetische Erörterung von Tieck's Wesen ist meisterhaft. Er begann seine Schriftstellerei noch in einer Art des Dienstverhältnisses zu Fr. Nicolai, seinem Wohlthäter, gegen den er sich, von der Aufklärerei zur stürmischen Phantasterei abgefallen, wohl nicht ganz gerechtfertigt betrug. Bald schrieb Tieck in der neuen Weise antinicolaistisch, allerdings dem Publicum wohl zusagend, mit einem plänkeldnen Scherz der Stegreifdichtung nicht ganz ohne Grazie, Phantasie und Zartheit.

Drei Hauptquellen vereinigten sich, den Strom der Tieck'schen Vielschreiberei zu bilden. Der philisterhafte, doch wohlgesinnte Fr. Nicolai veranlasste durch die bornirte Aufklärung des damaligen Berlin's den jungen Schriftsteller zu

allerhand belehrend und unterhaltend sein sollender Autorschaft; Tieck selbst mit stets fertiger Feder gefiel sich in einem ihm leichten und behaglichen Honorar-Erwerb für seine Thätigkeit; das grosse Lesepublicum aber (besonders die nach Geist haschenden Frauen Berlin's) stand auf einer so niedrigen Stufe des Geschmacks und der Urtheilsfähigkeit, dass jedes curiose Futter diesen Leserinnen mundete. Im Allgemeinen wird dies allenthalben und stets der Charakter des gemeinen Lesepublicums sein, wenngleich gewisse Epochen kleine Aenderungen darin schaffen, — wie man schlechten neuen Musik-Compositionen huldigt, falls sie nur neu sind, und das Klassische unserer grossen Componisten kaum mehr kennt. — Dass die neueren deutschen Literatur-Erscheinungen von Werth, dass z. B. Werther und Wilhelm Meister's Lehrjahre auf Tieck wirkten, war natürlich; aber auch die Zuchtlosigkeit eines Retif de la Bretonne blieb nicht ohne Einfluss auf ihn, denn sie war doch etwas in Deutschland noch Unerhörtes, und dieses Franzosen paysan perverti ist namentlich die Quelle von Tieck's William Lovell geworden, — eines Romans, der, indem er seinen Lesern nicht bloss die Dialektik der Leidenschaft, sondern den Fortschritt der Corruption und die theoretische, wie praktische, alles Ideale mit heftiger Ironie niedertretende, Sophistik des Lasters darstellt, ein Zeugniß, unter andern, dafür abzulegen scheint, dass es in jenem Zeitpunkte seines Schriftsteller-Lebens dem Verf. des Lovell an allem Gefühle für Sittlichkeit, Anstand und reine Schönheit gefehlt haben müsse. Es ist an diesem Beispiele aus der früheren Periode Tieck's genug.

Aber dies aus dem mystisch-phantasti-

schen Chaos eines zwar schon anfangs vielseitigen, jedoch nie tief ernsten Studiums leichtsinnig und leichtfertig aufwuchernde, sich weit überschätzende Talent konnte nicht gesund gedeihen; vielmehr wurde es der Boden, auf welchem der leidenschaftliche, ironisch dreiste, dünnköpfige, aber unterrichtete Friedr. Schlegel, der unter dem Ausdruck »universeller Cynismus« das Christenthum zu loben vermeinte, eine nur zu oft schief auffassende Dichtkunst zwar nicht selbst übte, aber doch erzog, die sich als 'romantisch' als Spiegel der ganzen Welt und Bild des Zeitalters«, als poetisch-philosophisches Amalgam, constituirte und auch mit philosophisch sein sollen den Abstractionen bemengte. Hätte er Besonnenheit genug gewonnen, ferner Arbeiten zu liefern, wie er Geist und Talent in seinem trefflichen Aufsatz über F. H. Jacobi's (»an der Wuth, einzig zu sein, kränken«) Woldemar zeigt: so würde er zu Bedeutendheit und Reife sich haben ausbilden können.

Man muss sehr beklagen, dass der Abgrund der Romantik so manche herrliche Naturbegabungen verschlungen hat.

Der jüngere Schlegel hatte übrigens offenbar eine tiefere Empfindung und wohl auch eine grössere Gutmüthigkeit, als sein Bruder; aber jener erreichte diesen nicht in beharrlichem Fleisse der Arbeit und daher auch nicht in gediegenen Kenntnissen. Die sich aufschwingende Phantasie und die entschiedene Neigung, derselben auch reflectirend zu folgen, war dem ältern Schlegel versagt. An empfindlicher Eitelkeit waren wohl Beide sich gleich, doch der ältere kälter und zurückhaltend diplomatischer, der jüngere wärmer und heftiger auftretend. Diese persönlichen Züge haben auch in der lite-

rarischen Wirksamkeit der Brüder unverkennbaren Einfluss gehabt. — Für Schiller's Genius hatte Friedr. Schlegel anfänglich eine gewisse Verehrung gefühlt; nachdem er aber von dem ältern Bruder, der Bürger's ungerechte Verurtheilung dem Recensenten Schiller nicht vergeben konnte, nach und nach von der besondern Hochachtung für diesen zurückgebracht war und dann von Schiller, dem Herausgeber der Horen, beleidigt zu sein meinte, verwandelte sich die Zuneigung beinah in Hass. Beide Brüder präconisirten verdienter Massen Goethe's Poesie jedoch wohl um so mehr, als sie dabei Gelegenheit suchten, entweder Schiller zu verkleinern oder zu ignoriren. Fr. Schlegel wollte nun in seiner Selbstüberhebung Lessing fortsetzen, Goethe wenigstens theoretisch erreichen oder übertreffen und den vorher von ihm hochgeschätzten Schiller unter die Füße treten.

Den ehrlichen Freund Wackenroder, Verfasser der »Herzens-Ergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders«, riss er nur zum Theil mit sich fort. Zunächst verkündigte er, Goethe's Wilh. Meister, Fichte's Wissenschaftslehre und die französische Revolution seien die drei grössten Tendenzen des Jahrhunderts.

Der ältere Schlegel (A. W.) ein gemüthloser, künstelnder, dürrer Versemacher, dabei ein sehr gelehrter, fleissiger, geschickter Uebersetzer, nüchterner Kritiker und Correctheits-Wächter, trat auf andere Weise hervor, seinen Beifall dem zierlich Geschmackvollen zuwendend, das er dem klassisch Idealen gleichsetzte oder gleichzusetzen schien. Er huldigte grundsätzlich einer durch Häufung mannigfaltiger Phantasie-Bilder hervorzurufen versuchten Bezauberung, und meinte, dass damit über Goethe und Schiller hinauszuerschreiten wäre. Nur zur Abwechse-

lung »legte er sich auch wohl einmal auf die Religion.« — Etwas Neues, das in schrankenloser Freiheit offenbar an den verlebten »Sturm und Drang« erinnert, — etwas Anderes dem deutschen Publicum vorzulegen, als das bisher für mustergültig Gehaltene, — etwas lediglich Phantasie-Geborenes, das in seiner masslosen Subjectivität die reine Schönheit nicht gedeihen lässt, gleichsam ausschliesslich als werthvoll anzuerkennen, das wurde der Grund-Charakter der Romantik und zugleich ihr Krankheitszustand. Ihn mittels dialektischer Beredsamkeit zur Doctrin auszubilden und als Gesetz höherer Existenz zu predigen, war dem damaligen Geschmacke des ästhetischen Damenkreises Berlins entsprechend und selbst für die edleren Theilnehmer desselben verführerisch.

Wie der unglückliche, wehmüthige Hölderlin zwischen Griechenthum, Schiller und Romantik schwankte, der schwärmerische Novalis, trotz aller Anhänglichkeit an die neue Schule, deren einziger echter Dichter er ist, seinen innig religiösen Charakter frohsinnig festhielt, hat der Verf. geschickt als einen Nebentrieb des romantischen Gewächses bezeichnet und abgehandelt.

Ueber die einzelnen Leistungen der Poeten unter den Romantikern muss Referent auf die Urtheile und deren Begründung in des Verf.'s Werke selbst verweisen. Mit Recht ist darin der berühmte »Lucinde« Fr. Schlegel's, den Zeitschriften der beiden Brüder, ihren Recensionen, den berliner Vorlesungen des älteren, so wie der Genoveva und dem Octavian Tieck's ein weiter Raum gegönnt. Wie gründlich der Verf. alle diese Erscheinungen geprüft hat, muss jeder unbefangene Leser des Buchs mit Vergnügen wahrnehmen. Auch die geringern Dichtungs-

Versuche sind nicht vergessen, z. B. die des redseligen Steffens. —

Ist nun im Bereiche der Poesie die sogenannte romantische Richtung, welche sich aus der Persönlichkeit der kühnen Neuerer zum Theil erklärt und, wenn man will, entschuldigt, pragmatisch vom Verf. dargestellt: so ist nicht minder ausgezeichnet dasjenige, was das Buch aus der Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel vorlegt und mit Fug an die Geschichte der poetischen Romantik anschliesst.

Kant, Fichte, Schleiermacher, Schelling, Hegel werden uns vorgeführt, die ersten vier umständlich, Hegel nur erwähnt; über diesen hatte sich schon vor dreizehn Jahren der Verf. (unwiderlegt!) ausgesprochen. Der unsterbliche Königsberger Denker, von welchem alle neuere deutsche Philosophie ausgeht und zu dem sie in ihrer Tiefe immer wieder zurückkommt, wird vom Verf. vollkommen anerkannt.

Man wird sich über Kant einige wichtige Punkte hier in's Gedächtniss zurückzurufen haben. — Bis auf Kant behalf man sich in der deutschen Philosophie bekanntlich erstens mit den Ausläufern der Leibnitz-Wolfschen Lehre, die von Leibnitz nur noch wenig enthielt; zweitens mit dem sogenannt gesunden Menschenverstande, der sich mit geringer Psychologie und Logik zu schmücken suchte; drittens mit einem eigens zubereiteten und inconsequenten Bibel-Christenthume. Wie ungenügend, obgleich bunt, dieser Nothbehelf sei, hatte wohl Mancher empfunden. Aber Kant war es, welcher die neue Bahn brach, den denkenden Geist, so viel möglich, zur apodiktischen Trennung des Scheins von der Wahrheit zu verhelfen. Er hatte sich

die Fragen gestellt: was kann der Mensch wissen? was soll der Mensch thun? was darf er hoffen? Nur die erste Frage hat Kant erschöpfend zu beantworten Musse genug gefunden, denn sie ist von einem unermesslichen Umfange für den gründlichen Forscher und ihre vollständige Beantwortung erfordert allerdings nicht weniger als eines Menschen ganze Lebenszeit. In seiner »Kritik der reinen Vernunft« und seinen übrigen Werken sind zur Lösung der zweiten und dritten Frage nur Andeutungen gegeben. Aber dennoch ist schon sein Verdienst um die erste Aufgabe ein unsterbliches.

Kant wurde anfangs nicht recht verstanden. Daher liessen seine Schüler über seine Werke viele Commentare und Verdeutlichungen, nicht immer von der besten Art, erscheinen. Ein Xenion sagt wegen der grossen Ausleger-Anzahl: »Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt! wenn die Könige baun, haben die Kärner zu thun.« Vorzüglich scheint es den Auslegern der Philosophie Kant's eine Zeitlang schwer geworden zu sein, das seltsame Missverständniss klügelnder Spötter zu überwinden, welche ihm die Behauptung beilegten, die Dinge in der sinnlichen Welt seien nicht das Wirkliche, sondern bloss leerer Schein. Im Gegentheil erklärte er sich ausdrücklich dahin, seine Meinung sei, dass alle Erkenntniss von Dingen aus blossem reinen Verstande oder reiner Vernunft nichts, als lanter Schein, und dass nur in der Erfahrung Wahrheit sei. Gegenüber den Behauptungen Fichte's äusserte Kant, das blosses Selbstbewusstsein ohne Stoff und ohne wahrgenommenen Gegenstand der Reflexion mache einen wunderlichen Eindruck, und (an einer andern Stelle) Fichte wolle, wie Hudibras, aus Sand einen



Strick drehen. — Aber die praktische Philosophie Kant's ist durch Fichte, die Philosophie des grossen Königsbergers überhaupt durch Fries, obwohl dieser jetzt fast todt geschwiegen wird, nachher wesentlich ergänzt.

Worin Fichte ihm nachsteht, worin aber dieser den grossen Vorgänger ergänzt, ist ebenfalls so deutlich wie scharfsinnig hervorgehoben, und überall ist nachgewiesen, wie damals in der Philosophie der Fichtianismus, in der Poesie der Goethianismus die beiden Pole waren, zwischen denen die Romantik schwankend sich hin und her bewegte, ohne einem derselben treu zu bleiben. Niemand kann verkennen, dass weder Kant's noch Fichte's Lehre in dieser Darstellung der ersten Generation der romantischen Schule unerwähnt gelassen werden durfte, obwohl Beide keine Romantiker sind.

Der Verf. hat sehr recht gethan, von dem Romane »Lucinde« umständlich zu reden. Theils zeigt diese fratzenhafte Production, wie weit die freche Abgeschmacktheit Fr. Schlegel's sich verirren konnte, theils wird dessen Stellung gegen Schiller deutlich gemacht; theils ein helles Licht auf die damalige Berliner ästhetische Damen-Gesellschaft geworfen, und hauptsächlich wird dadurch erwogen, wie der Wahrheit suchende, echt religiöse, reine und edle Schleiermacher dazu kam, diesen Roman zu vertheidigen. Der Verf. weist nach, dass Schiller das elende Machwerk wegen Uniform und Unnatur verachtete, Novalis sich davon abwandte, Hülsen daran ein Aergerniss nahm, Tieck selbst es beinah abgeschmackt fand und Schelling sich geradezu darüber entrüstete. Wie konnte nun Schleiermacher, dessen Philosophie und Religion, dessen Schärfe und Tiefe Fr. Schlegel zu würdigen ausser Stande war, das schlechte Buch verthei-

digen? Er hatte aber nun einmal den lebhaften Schöpfer der Lucinde, den er ja wesentlich »kindlich, naïv« nennt und der sich selbst gern für einen »echten Cyniker« geben mochte, seine Freundschaft zugewandt und übte sie mit Treue aus; er litt unstreitig auch unter dem Einflusse des Berliner Gesellschafts-Kreises; er nahm, was Fr. Schlegel gab, immer gütig von der besten Seite; endlich fand er alle Moral, welche einem andern Gebote, als dem der freien Vernunft folgt, also alle gebotene Moral, unter der Würde des ethischen Ideals; und so konnte Schleiermacher innerlich in den seltsam lautenden Satz einstimmen, alle diese (gebotene) Moral sei in Wahrheit Immoralität. Aus diesem Gesichtspunkte gefasst, wird Schleiermacher's damalige Vertheidigung der Lucinde verzeihlich erscheinen, und wir sind dem Verf. dieses Werks für seine desfallsigen Winke dankbar. — Zu welchem hohen Verdienste theologischer Philosophie Schleiermacher sich späterhin emporgeschwungen, ist bekannt, und kann füglich in der Geschichte der Romantik übergangen werden, wenn auch ein Theil der Wurzeln dieses Verdienstes dem romantischen Geiste anzugehören scheinen.

Eine bei weitem mehr von diesem Geiste angeregte Erscheinung ist Schelling. Der Verf. hat auch diesem ausgezeichneten Manne volle Gerechtigkeit angedeihen lassen. Die heftige und theilweise unverzeihliche Art der schelling'schen Polemik gegen edle und feine Denker, die zu seiner Anschauung des Absoluten sich nicht bekennen konnten, lässt sich durch des derben Mannes Eifer freilich nicht entschuldigen. Aber dass er die Naturphilosophie neben die Transscendentalphilosophie stellte und so seinen Vorgänger

Fichte zu ergänzen suchte, ist selbst von sehr nüchternen Kantianern als ein Verdienst anerkannt und ebenfalls vom Verf. gerecht erwogen, wenngleich er diesem Identitäts-Philosophen keineswegs unbedingtes Lob ertheilt. — Dem schelling'schen Satze, dass das Ideale und das Reale identisch sei und dass diese Identität durch die Anschauung des Absoluten erkannt werde, lag ein phantastischer Irrthum zum Grunde, im Widerspruche mit dem ungetrübten Bewusstsein, über welches sich nur die romantische Richtung mit einem halb poetischen Machtspruch hinwegsetzt. Ja, es ist der Sprung der Verzweiflung. Der Denker kann sich nicht verhehlen, dass die bis dahin landläufige Erklärung des Verhältnisses des Unendlichen zum Endlichen, des Uebersinnlichen zum Sinnlichen, ein kraftloser Versuch der Beschwichtigung nicht selbst-denkender Köpfe bleibt; auch fand er, dass das tiefste Philosophiren den letzten Grund ihm nicht bis zur Ueberzeugung nachweise; und so stürzte er sich verzweifeln, wie ein moderner Empedokles, aber berauscht, in den Abgrund, und bildete sich ein, er steige zu allen Himmeln empor. Anschauung des Absoluten! — Was nach langer Stillschweigens-Pause Schelling schliesslich als sein System vortragen wollte, gehört einer neueren Periode an und ist nicht mehr die ursprüngliche Weltformel des dreisten und poetischen Kämpfers. Fortgebildet wurde dessen ursprüngliche Philosophie von dem »später gekommenen« Hegel, nach welchem »die Welt und ihre Geschichte nicht mehr ein Gedicht, sondern ein methodisches System, nicht mehr ein Werk des absoluten Genius, sondern die zweckmässig geschlossene Entwicklung des selbstbewussten, absoluten Geistes, — der

Organismus der Vernunft und der begriffenen Wirklichkeit sein sollte.« Wir werfen hierbei mit dem entschiedensten Beifalle die Augen auf des Verf. Wort in dessen Buche »Hegel und seine Zeit« (1857), wo er im Schluss-Kapitel sagt: bei oberflächlicher Auffassung erscheine Hegel's Philosophie als ein universeller Harmonismus, der alle Gegensätze überwältige und versöhne; aber bei genauerer Analyse erscheine sie als eine Musterkarte von Widersprüchen und als ein Maximum von Verwirrung, als der mit List und Geschick zum Frieden formulirte Krieg von Allem wider Alles, — eine spiritualistische Verflüchtigung des Wirklichen und eine methodische Corruption des reinen Denkens, — sie treibe in Wahrheit nur ein betrügliches Spiel mit den Mächten der Freiheit und des Verstandes und des Subjectiven; sie vexire das ästhetische durch das kritische, das kritische durch das ästhetische Verhalten, und bekenne sich, der Behauptung der Aussöhnung ungeachtet, weder zur pantheistischen noch zur theistischen Weltanschauung, indem sie schlechthin eine Zweideutigkeit bleibe. — Dabin brachte es die romantische Richtung in der Philosophie, als der dreisteste Sophist der neuern Zeit auch noch Schelling's Naturphilosophie überbieten wollte. —

Wir hegen den Wunsch, dass der Verf. nach der Weise seiner vortrefflichen Geschichte der ersten Generation der Romantiker auch Musse finden möge, deren zweite Generation, etwa bis zum Jahre 1824 sich erstreckend, pragmatisch darzustellen und damit sein Verdienst in diesem Felde zu vollenden. — Da aus derselben noch manche Personen leben oder erst vor Kurzem geschieden sind, so ist diese Arbeit in vielem

Betracht noch schwieriger, als die bisher gelieferte. Aber niemand wird in höherem Grade, sie zu leisten befähigt sein, als der Verf. Dann wäre es zu noch bequemerer Uebersicht auch erfreulich, wenn er ein chronologisches Verzeichniss der Aufeinanderfolge aller in der ersten und in der zweiten Generation dieser Schule bemerkenswerthen Thatsachen hinzufügen wollte, gleichsam ein Tagebuch der romantischen Schule.

Das Schlussergebniss, welches wir aus dem vorliegenden Werke ziehen, ist, wie wir glauben, ein doppeltes, je nachdem wir die Philosophie oder aber die Poesie in's Auge fassen. Die Philosophie hat durch die romantische Schule positiv gewonnen, da sie durch dieselbe die Naturphilosophie nunmehr als legitime Schwester der Transscendentalphilosophie an die Seite gesetzt bekommen hat; ausschweifende Theorien und Träume sind nach und nach erkannt, und der Schutt, welchen die strömende Welle heranzuführte, hat sich zu Boden gesetzt. Die Poesie hat aber nur negativ gewonnen, indem auf's deutlichste wieder die Lehne ihre Bestätigung gefunden, dass es in der Kunst keine mediocritas giebt, welche aurea zu heissen verdient. Der Künstler muss mit ehrlicher Natürlichkeit und persönlicher Grossheit die Darstellung des Schönen geben, sonst bleibt er ein Stümper oder ein Tragelaph.

Göttingen.

M.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 50.

14. December 1870.

---

Della amministrazione del cloralio. Memoria da Luigi Porta, membro effettivo del Reale Istituto Lombardo. Milano, coi tipi di Giuseppe Bernardoni. 1870. 40 Seiten in Folio. (Estratto dalle Memorie del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Vol. XII. III. della serie III. Letta nella tornata del 10. marzo 1870).

Das Chloralhydrat, dessen Einführung in die ärztliche Praxis mit überraschender Schnelligkeit in allen Ländern der civilisirten Welt vor sich gegangen ist, und mit dessen Verwerthung als hypnotisches Mittel sich Liebreich unstreitig ein grosses Verdienst erworben, wenn auch die sehr probabele Theorie, auf welche er die Prüfung und Empfehlung des Medicaments basirte, nach den neuesten gründlichen Untersuchungen von O. Hammarsten in Upsala als beseitigt angesehen werden muss, da sicher das Chloralhydrat, wenn vielleicht unter gewissen Umständen im Blute eine Spaltung in Chloroform und Ameisensäure erfolgen sollte,

nicht durch dieses Chloroform seine hypnotische Action besitzt, hat den bekannten italienischen Chirurgen Porta zu einer grösseren Abhandlung veranlasst, welche namentlich auf die Anwendung des Chloralhydrats in der Chirurgie sich bezieht und deren interessante Resultate in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen. Es ist eine höchst fleissige und ausgedehnte Arbeit, und die Ergebnisse basiren auf einer ungemein grossen Anzahl eigener Versuche und Beobachtungen, nämlich auf etwa 100 Experimenten an Thieren verschiedener Classen des Thierreichs, an Fröschen, Hühnern, Tauben, Kaninchen und Hunden, sowie auf 300 Beobachtungen an 155 Individuen beiderlei Geschlechtes aus allen Altersclassen. Vor dem Einwurfe, nicht mit reinen Präparaten gearbeitet zu haben, der namentlich die ersten Versuche französischer Experimentatoren trifft und durch dessen Begründetsein sich allein mannigfache Differenzen in den Beobachtungen von Demarquay, Labbé und Goujon, Landrin, unter einander und gegenüber denen von Liebreich erklären lassen, hat sich Porta geschützt, indem er deutsches Chloralhydrat, theilweise von de Haen aus List bei Hannover, theilweise von Jobst in Stuttgart, zu seinen Experimenten benutzte.

Porta's Versuche gehen in vieler Beziehung über das hinaus, was Andre geleistet hatten, und wir finden bei einer Vergleichung der sämmtlichen neueren Arbeiten über das Chloralhydrat, deren wir nach dem Erscheinen der fleissigen Dissertation von F. Rupstein (Das Chloralhydrat. Eine kritische Zusammenstellung der in der Literatur veröffentlichten und in den Göttinger Kliniken gemachten therapeutischen

Erfahrungen, mit Hinblick auf die seine Wirkung begleitenden physiologischen Erscheinungen. Göttingen, 1870. 29 SS. in Octav) schon wieder über ein halbes Hundert neue zählen, dass nicht nur eine Reihe von Punkten genauer und gründlicher studirt worden ist als von Porta's Vorgängern, sondern dass das Mittel auch nach neuen Richtungen hin von dem italienischen Forscher untersucht wurde. Es geht dies schon daraus hervor, dass er diverse neue Applicationsstellen für das Mittel benutzte, das er nicht nur epidermatisch, hypodermatisch, intern, im Klysma und als Inhalation bei Menschen versuchte, sondern dass er auch in Ranulageschwülste, Abscesse, Cystenkröpfe, Hydrocelen, Fistelgänge, in Varicen und Angiektasien einführte.

Sicher gestellt wird zunächst durch Porta's ausführliche Untersuchungen das auch in den hiesigen Kliniken erhaltene Resultat, dass die von Liebreich empfohlene hypodermatische Injection nichts taugt, indem dieselbe in 49 Versuchen 29 mal Entzündungserscheinungen am Orte der Application hervorrief. Diese Entzündungserscheinungen, welche übrigens auch constant nach grösseren Dosen bei Hunden, Kaninchen, Vögeln und Fröschen vorkommen, was Ref. bezüglich der Kaninchen bestätigen kann, stellen sich unter verschiedenen Formen dar, die genau beschrieben sind, und scheinen mit der Quantität des eingespritzten Medicaments im engen Zusammenhange zu stehen, da sie nach 1 Gm. nur ausnahmsweise, dagegen fast constant nach 2—3 Gm. entstehen. Da auch brandiges Absterben der Haut und des Zellgewebes mit Hinterlassung von sehr langsam vernarbenden Geschwürsflächen eintreten kann, so hat man unbedingt von dieser Applications-



weise Abstand zu nehmen, zumal da man ohne Gefahr nur Mengen injiciren kann, welche die hypnotische Wirkung des Mittels höchstens im zarten kindlichen Lebensalter hervortreten lassen. In gleicher Weise scheint auch die von Drasche in Wien bei Neuralgien befürwortete epidermatische Anwendung nicht statthaft, da nach Porta's Beobachtungen das Chloralhydrat in wässriger Lösung oder in Salbenform Erythem und selbst Blasenbildung veranlasst, dagegen weder allgemein noch local sedirend wirkt.

Diese örtlichen Entzündungsphänomene scheinen Porta auf die Idee geführt zu haben, das Chloralhydrat in ähnlicher Weise zu benutzen, wie früher B. Langenbeck das Chloroform eine Zeit lang benutzt hat und wie man allgemein die Tinctura Jodi in der Chirurgie gebraucht, um bei Hydrocele eine adhäsive Entzündung und Verwachsung des äusseren und Visceralblattes der Tunica vaginalis testis et funicali spermatici zu erzielen. Der Erfolg des Verfahrens war der folgende: unter 16 Fällen von Hydrocele wurden 9 nach 1—3 Injectionen einer Chloralhydratlösung durch adhaesive Entzündung geheilt, bei 5 sehr grossen und alten Wasserbrüchen wurde die Geschwulst nach 1—4 Injectionen um die Hälfte verkleinert; in 2 Fällen trat Suppuration und Gangrän ein. Ob diese Resultate wirklich dazu berechtigen, die neue Injectionsflüssigkeit an Stelle der seit Velpeau so allgemein eingeführten Jodtinktur zu setzen? Es liegt uns keine ausführliche Statistik über Behandlung der Hydrocele vor; aber wenn Pitha, der die weit weniger stark und gut wirkende Kaliumbijdodidsolution nach Lugol statt der Jodtinktur anwendet, selbst diese als von der »positivsten Wirksamkeit« bezeichnet

## Porta, Della amministrazione del cloralio. 1965

und der Injection nachrühmt, dass sie in den schwierigsten und sonst nur als für den Radicalschnitt geeignet betrachteten Fällen sich bewährt, so lassen sich von der offenbar günstiger wirkenden Jodtinctur noch bessere Resultate erwarten als 31,25 % partielle und 12,5 % Misserfolge. Man muss freilich dabei im Auge behalten, dass ein Drittel der Kranken im Alter von 54—75 Jahren stand. Ebenso sind die Resultate beim Cystenkrebs wohl kaum besser als sie die Jodtinctur bietet; denn Porta sagt selbst, dass bei grossen Cysten die Obliteration nicht eintrete und man auf andre Methoden recurriren müsse, und er nennt das Chloralhydrat ein »Surrogat« der Jodtinctur. Einen Vorzug räumt er demselben dagegen ein bei Behandlung der Varicen gegenüber der Injection von Eisenacetat oder Eisensesquichlorid; die Operation werde wegen der Anwendung kleiner Mengen von 1 Gm. vereinfacht, da man sich der Pravaz'schen Spritze bedienen könne. An sich ist freilich in Deutschland wenigstens die Operation der Varicen mit Injection coagulirender Flüssigkeiten nicht eben eine sehr beliebte und überhaupt gewiss nicht gefahrlose. Porta's Erfahrungen über Ranula und Hygrom sind ebenfalls günstig, doch bisher noch zu klein, um als Basis sicherer Schlüsse zu dienen. Recht interessant ist es, dass die Resorption des Chlorals aus diesen Cysten nur sehr langsam erfolgt, so dass Hypnose auch bei grossen Dosen erst nach Stunden auftritt und noch nach mehreren Tagen Chloralgeruch der Cystenflüssigkeit entdeckt wird. Die Inhalation erwärmten Chloralhydrats wurde als zu reizend erkannt, um Vortheile für die Anwendung in der Medicin daraus ziehen zu können.

Neu und interessant ist ferner die Anwen-

dung des in Frage stehenden Mittels gegen Pollutionen, die von Seiten Porta's allerdings nur in einem Falle geschah, der aber zur Wiederholung des Experimentes auffordern dürfte. Bei einem 19jährigen Jüngling, der an Pollutionen in Folge wollüstiger Träume litt, die weder durch Opium noch durch Camphor, diverse narкотische Mittel, Seebäder und Wassercur beseitigt wurden, reichte Porta von der Idee ausgehend, dass das Chloralhydrat für gewöhnlich Schlaf ohne Träume mache, Abends spät 3 Gm. und erreichte dadurch, dass neun Nächte hinter einander kein Samenverlust eintrat, während am Morgen des zehnten Tages im wachen Zustande eine leichte Ejaculation stattfand. Leider entfernte sich der Kranke aus der Cur.

Von Interesse sind auch die Beobachtungen über die Wirkung des Chloralhydrats bei Tetanus traumaticus, gegen welche Affection in Folge der Besserung eines in Langenbeck's Behandlung befindlichen Falles, dessen Endresultat übrigens unsres Wissens niemals mitgetheilt ist, Liebreich das Medicament empfahl. Porta gelangte bei zwei Fällen zu der Ueberzeugung, dass Chloralhydrat ganz wie Chloroform momentan die spastischen Anfälle beseitigt, so lange der Chloralschlaf dauert, dass es aber auf den Krankheitsprocess ohne irgend welchen Einfluss ist. In Porta's Fällen war der Ausgang ein ungünstiger und der Tod erfolgte plötzlich. Der italienische Chirurg will übrigens der Behandlung mit Chloralhydrat einen Vorzug vor derjenigen mit Curare geben, weil erstres Mittel viel ungefährlicher sei und weil, wenn man die Dosis des Curare zu klein wähle, jede Wirkung entbleibe, während, wenn man sie nur um wenige Milligrammen verstärke, der Tod in

Folge von Collaps und allgemeiner Paralyse des Nervensystems erfolge. Wir müssen bemerken, dass Porta's Urtheil über den Werth des Chloralhydrats bei Tetanus, so weit als dadurch dargethan wird, dass wir in dem Mittel keineswegs ein untrügliches Heilmittel wider den Tetanus errungen haben, dass aber in der That die Erscheinungen wesentlich dadurch gemildert werden können, übereinstimmt mit den Schlüssen, welche die auf die Behandlung des Tetanus mit Chloralhydrat bezügliche anderweitige Literatur an die Hand giebt. Aus einer Anzahl derselben ist es eben nicht möglich, Genaueres zu folgern, weil andre Mittel, wie Bromkalium, Morphin u. s. w. nebenher gegeben wurden; so z. B. in einem Falle von Denton (Brit. med. Journ. Apr. 2. 1870). Am nächsten steht den Beobachtungen von Porta ein gleichfalls in der angegebenen Nummer des British medical Journal publicirter Fall von Waren Tay; hier findet sich dieselbe Beseitigung der Convulsionen in Folge des Schlafes, dieselbe Besserung des Allgemeinbefindens nach dem Chloralschlaf, so dass Flüssigkeiten ohne Beschwerden geschluckt werden können, aber auch der Ausgang ist hier unerwartet ein letaler am zehnten Tage der Krankheit! Vielleicht ist von steigenden Dosen des Chlorals (Porta gab 3, Tay 4 Gm. intern, letzterer auch intercurrent 8 Gm. im Klystier) etwas mehr zu erwarten, wenigstens sind in dem einzigen Falle, den wir aus der Literatur kennen, wo die Genesung wirklich dem Chloralhydrat zugeschrieben werden zu müssen scheint, anfangs 4 Gm., später 8, 12 und selbst 14 Gm. angewendet (Fall von Verneuil, vgl. Fort, Gaz. des Hôp. 44. 1870). Nur muss man im Auge behalten, dass in den meisten übrigen

Fällen die kleineren Gaben bis gegen das Ende des Lebens hin keineswegs ihre Wirkung versagten.

In toxikologischer Hinsicht wird von *Porta* die gleichzeitig von *Hammersten* eruirte Unempfindlichkeit der Hunde (eine Hündin von achtzehn Pfund ertrug die zehnmalige, jedesmal in Intervallen von einigen Tagen vorgenommene Ingestion von 4—12 Gm. und starb erst nach 16 Gm. Chloralhydrat) bestätigt, dagegen die auffällige Behauptung *B. W. Richardson's*, dass eine Abschwächung der Wirkung des Chloralhydrates nicht erfolge, so dass also die Dosis nicht gesteigert zu werden brauche, zurückgewiesen. Es findet diese Zurückweisung, und zwar mit Recht, da sie auf wenig beweisenden Thierversuchen beruht, übrigens ihre Rechtfertigung durch andre Forscher, z. B. durch *Madden* in seinem trefflichen Aufsätze über die Anwendung von Chloralhydrat in der gynäkologischen Praxis, ferner durch *Abr. Oppenheimer* (*Bayr. ärztl. Intelligenzbl.* 1870. 13). Desgleichen tritt *Porta* der Angabe *Richardsons* entgegen, dass die Expirationsluft der mit Chloralhydrat vergifteten Thiere nach Chloroform rieche, hält aber nichts desto weniger an der Anschauung fest, dass sich aus dem Chloralhydrat Chloroform im Blute bilde. Er stützt dies auf Blutanalysen, welche im Laboratorium des Prof. *Brugnatelli* von dessen Assistenten *Pellogio* in Gegenwart *Porta's* ausgeführt wurden. Das Blut, insbesondere venöses und Blut der Leber, wurde den durch das Chloralhydrat getödteten Thieren sofort nach dem Tode entnommen und ganz in der Weise analysirt, wie es *Personne* gethan hat; es wurde im Wasserbade auf 40° erwärmt, ein Luftstrom

durchgeleitet und durch ein glühendes Rohr in Silbersalpeterlösung geleitet. Bei 15 Versuchen wurde 10 mal eine Fällung der Silberlösung, 5 mal ein negatives Resultat erzielt. Obschon es auch nach den im Anfange dieser Anzeige erwähnten Versuchen Hammarstens noch möglich bleibt, dass die toxische Action des Chloralhydrats auf Bildung von Chloroform im Blute beruhe, während der Nachweis geliefert ist, dass der hypnotische Effect des Mittels nicht Resultat dieser Umsetzung sein kann, so ist dieser Beweis dennoch nicht durch das angegebene Verfahren erlangt. Es hätte eben der Luftstrom nicht durch erwärmtes Blut durchgeführt werden müssen; denn wenn man im Stande ist, wie Hammarsten gezeigt hat, im Blute von Thieren während der Hypnose durch Chloroform sofort durch Durchleiten eines Kohlensäurestroms, Glühen und Leiten in eine Silberlösung den Chloroformnachweis zu führen, mit demselben Apparate dagegen nicht sofort in der Chloralnarkose, sondern erst nachdem das Blut bis zu einer Temperatur von  $40^{\circ}$  erhitzt wurde: so ist das Verfahren von Personne nicht beweisend für die Anwesenheit von Chloroform, es konnte im Blute ebensogut Chloral vorhanden sein, das erst beim Erwärmen sich spaltete. Die negativen Resultate Pellogio's würden sich nach Hammarstens Angaben leicht dadurch erklären, dass in manchen Fällen die Einwirkung der Temperatur von  $40^{\circ}$  länger dauern muss, um die Umwandlung in Chloroform zu bewirken; doch scheinen auch die kleinen Dosen, die gerade in den negativen Fällen zur Anwendung kamen, nicht ohne Gewicht. Jodkaliumstärkepapier oder Jodkalium-

kleister würde übrigens geringere Mengen nachgewiesen haben.

Wie relativ oder absolut grosse Dosen Chloralhydrat auch auf den menschlichen Organismus einen schädlichen, geradezu toxischen Einfluss ausüben können, musste *Porta* bei seinen ausgedehnten, zum Theil mit recht grossen Dosen ausgeführten Versuchen auch in Erfahrung bringen; doch kamen ihm nur zwei derartige Fälle vor. In dem ersten nahm ein 48jähriger kachektischer Mann 6 Gm. innerlich, wonach 2stündiger Schlaf, dann aber grosse Abgeschlagenheit, Blässe des Gesichtes, äusserst kleiner Puls, Kälte der Extremitäten, und wiederholte Ohnmachten eintraten, welche die Anwendung von Excitantien (Wein, Bouillon, Ammonium carbonicum) benöthigten; doch dauerte die allgemeine Schwäche bis zum dritten Tage. Der zweite betrifft eine 24jährige Frau, der zur Heilung eines Cystenkrebses 3 mal ohne wahrnehmbaren Effect 5, 6 und 8 Gm. Chloralhydrat in die Cyste eingespritzt waren; bei einer Einspritzung von 10 Gm. stellte sich zunächst 14 stündiger Schlaf, dann Blässe, Schläffheit, langsamer und schwacher Puls, Abneigung gegen Bewegung und Speise ein, welcher Zustand erst am 4. Tage nach der Injection völlig verschwand. Es scheint *Porta* unbekannt geblieben zu sein, dass derartige Fälle auch schon anderweitig beobachtet sind. Bei meiner Besprechung des *Liebreich'schen* Buches über Chloralhydrat in diesen Blättern (Stück 19 dieses Jahrganges, p. 755) habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass schon viel geringere Dosen als sechs oder gar zehn Gramm im Stande seien, gefährliche Zufälle von Collaps herbeizuführen. Ich wies damals darauf hin, dass schon *Jastrowitz*

gegen die Maximaldosis von Liebreich bei Delirium tremens wegen der dadurch erzeugten gefährlichen Symptome remonstrirt hat und dass dieselben sehr stark in einem Falle von Noir (Gaz. des Hôp. 1869. 149) nach 5 Gm. hervorgetreten sind. Auch deutete ich dort auf einen hier am Orte beobachteten Fall hin, wo schon 4 Gm. bei einer Prosopalgie Leiden intensiven Collaps bedingte; dieser Fall aus der medicinischen Abtheilung des Ernst August Hospitals ist seither von Rupstein nach den Mittheilungen von Ronus, dem ich ebenfalls die Kenntniss desselben verdankte, genauer beschrieben und stimmt in seinen Details, namentlich in der zeitweisen Besserung der Symptome durch Anwendung von Excitantien und in dem späteren Wiederauftreten des Collaps, auffallend überein mit einem Falle, der im diesjährigen Märzhefte des Practitioner von Reynolds berichtet ist. Aehnliche Fälle sind übrigens auch von Mc Kay (New-York med. Record. Aug. 15. 1870) und George Dabbs (Med. Times and Gaz. Oct. 8. 1870) neuerdings publicirt, und dass der Ausgang solcher nicht immer ein günstiger ist, beweist eine Mittheilung von J. F. Browne im Pharmaceutical Journal and Transact. (July 2. 1870), der erste Todesfall, den das neue Medicament veranlasst hat. Es sind diese eigentlichen Vergiftungsfälle natürlich nicht zu verwechseln mit den bisweilen nach kleinen Dosen beobachteten Excitationerscheinungen, die unter der Form des Rausches oder eines sonnambülen Zustandes sich darstellen. Auch Porta bringt neue Belege gegen die Angabe Liebreichs, dass das Chloralhydrat nicht excitirend wirken könne, wie dies Jastrowitz u. A. bereits früher, neuerdings besonders



Oppenheimer (a. a. O.) gethan. Dass aber Fälle mit manifester Aufregung zu den Ausnahmen gehören, wird durch Porta erwiesen, da er unter 155 Patienten nur 6 in diesen Zustand gerathen sah.

Theod. Husemann.

---

Lang, Heinrich: Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwicklung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien. 2. Auflage. Berlin, G. Reimer, 1870. 287 Seiten.

Dies nunmehr in zweiter Auflage erschienene Buch will, wie auch schon der Titel sagt, eine Geschichte der Entwicklung des christlichen Geistes bis auf unsre Tage geben, allerdings in compendiöser, von allem gelehrten Beiwerk entkleideter Form, aber so, dass auch der Laie ein Verständniss dafür gewinne und dass das Resultat ein näheres Orientirtwerden über die gegenwärtige Lage des Christenthums und der christlichen Kirche sei, und man muss gestehen, dass dem Verf. sein Plan im Grossen und Ganzen wohl gelungen ist, dass er es verstanden hat, in scharfen Zügen Bilder der verschiedenen Entwicklungsstufen des christlichen Geistes zu zeichnen, welche die Bedeutung und die Mängel jeder einzelnen in ein recht erkennbares Licht stellen.

Allerdings stellt der Verf. sich selbst auf einen sehr vorgeschrittenen Standpunkt der Betrachtung: er gehört durchaus jener Theologenschule an, welche die Resultate der Kritik gegen-

über den biblischen Urkunden u. s. w. 'vollauf anerkennt und gelten lässt und welche überhaupt ein ausgebildetes Bewusstsein davon hat, dass die bisherigen Gestaltungen des christlichen Geistes in Lehre und Leben eben nur zeitliche und deshalb gar sehr bedingte gewesen sind, über welche hinauszukommen und zu befriedigenderen Zuständen und Anschauungen zu gelangen die Aufgabe aller unserer heutigen Bemühungen sein muss. Aber sagen muss man doch auch, dass ein solcher Standpunkt der Wissenschaft, vor Allem der geschichtlichen, durchaus zukommt, dass nur von einem solchen Standpunkte aus es möglich ist, die einzelnen Erscheinungen richtig, weil unparteiisch zu beurtheilen und zu würdigen, und dass es sehr unrecht sein würde, wollte man dem Verf. einen Vorwurf daraus machen, dass er seine Meinungen so offen, wie es geschehen ist, ausgesprochen hat. Mögen seine Urtheile scharf und rückhaltslos sein, mag er, unbekümmert um das Ansehen, in welchem diese und jene Richtung hier und da steht, ihre Unzulänglichkeit aufgedeckt und auf ihre schwachen Seiten mit Fingern gezeigt haben, man sollte das doch nimmermehr tadeln, da es ja doch vor allen Dingen darauf ankommt, die Schwächen, und wären es immerhin auch die eigenen, zu erkennen und einzugestehen, und da ein Bemänteln in der scharfen Luft unserer Tage durchaus nicht mehr angebracht ist. Wir wenigstens sind eben so sehr, wie wir überzeugt sind, dass dem Christenthume noch immer die Zukunft gehört, auch der Ueberzeugung, dass Vieles von den alten Formen erst fallen muss, wenn der Geist des Christenthums wieder Raum gewinnen und auf's Neue seine Macht entfalten soll, und so sind wir denn dem Verf. recht

dankbar für die muthige Art, in welcher er mit der Vergangenheit Abrechnung hält, gewiss, dass alle die »Menschlichkeiten« hinfallen mögen, mit denen das Christenthum bisher umkleidet gewesen ist, ohne dass auch nur ein Stück des letzteren könnte und müsste verloren gehen.

Auch nimmt der Verf., bei all seiner Unabhängigkeit von den Richtungen der Vorzeit, zu dem Christenthume als solchem keineswegs eine feindselige oder auch nur gleichgiltige Stellung ein. Ein solcher Vorwurf wird von Seiten der einzelnen Parteien gar leicht und gern erhoben. Wo Jemand ihre Besonderheiten und Absonderlichkeiten nicht anerkennen will, da muss er sofort ein Unchrist, ein Feind Jesu Christi selbst sein. Aber gegenüber dem Verf. würde eine solche Beschuldigung durchaus unangebracht sein, und es gehört nach unserm Bedünken einfach zu den Anforderungen der Gerechtigkeit, dies anzuerkennen und sich durch Vorurtheile den Blick für Richtungen nicht trüben zu lassen, die vielleicht nur deshalb anstössig erscheinen, weil sie neue Wege mit Entschiedenheit einschlagen. Der Verf. erkennt keine von den Richtungen, welche bisher die Herrschaft im officiellen Kirchenleben geführt haben, als tadellos an, er weiss an ihnen allen Unzulänglichkeiten zu entdecken und hat für manche sogar das strengste Wort der Verwerfung, aber — dem Christenthume als solchem kehrt er keineswegs den Rücken, die Religion Jesu Christi gilt auch ihm noch und zwar gilt sie ihm als ein Princip des Lebens, das die höchste Bedeutung hat, das auch in Zukunft, weit entfernt abgethan zu werden, vielmehr sich nur völliger als bisher entfalten soll, um zu vollgesegneter Wirksamkeit zu gelangen, und in dieser befreundeten Stellung zu dem Christen-

thume als solchem, wie dieselbe schon gleich in dem ersten Briefe deutlich hervortritt, unterscheidet sich der Standpunkt des Verf. gar wesentlich von dem früherer Kritiker. Strauss und die ihm anhängende Schule — Bruno Bauer's gar nicht einmal zu gedenken — waren bekanntlich der Ansicht, dass die Stunde des Christenthums geschlagen habe, sowohl im »Leben Jesu«, wie in der »Dogmatik«. vertrat Strauss diesen Standpunkt auf das Allerbestimmteste und Unverkennbarste, dagegen der Verf. und mit ihm eine Theologenschule, welche die Resultate der Kritik mit aller Unbefangenheit und Furchtlosigkeit zu würdigen gewusst hat, hat damit doch keineswegs den ewigen Gehalt des Christenthums selbst verkennen wollen, und während sie preis giebt, was nur durch Künsteleien noch eine Zeit lang könnte gehalten werden, bekennt sie mit derselben Offenheit, dass das von Jesus Christus vertretene religiös-sittliche Lebensprincip immer auch noch das ihrige sei. Wir meinen, eben das wäre nun aber sehr zu beachten, wo es gilt, sich über diese vom Verf. inne gehaltene Richtung ein Urtheil zu bilden und Stellung zu ihr zu nehmen: es sollte nicht geschehen, dass man ihn und seine Parteigenossen so ohne Weiteres zu den »Ungläubigen« rechnete, wie dies die Beschränktheit des Confessionalismus bereits gethan hat, vielmehr sollte man vor allen Dingen das von ihnen Gebotene unbefangen zu würdigen suchen und auch da, wo man widersprechen muss, nicht gleich verdammen.

Dazu kommt dann noch weiter, dass der Verf., so scharf seine Urtheile über die mancherlei Erscheinungen innerhalb der christlichen Welt auch sind und so wenig er sich scheut, die

Dinge so zu benennen, wie sie ihm erscheinen, doch keineswegs bloss die Unzulänglichkeiten und Schwächen hervorhebt, die die verschiedenen Richtungen an sich haben. Gerade sein Sinn für das wirklich Religiöse und aus dem Geiste der Frömmigkeit und Sittlichkeit Entsprungene hat ihm auch offene Augen für die Lichtseiten all dieser Erscheinungen gegeben, und indem er sie betrachtet als die verschiedenen Entwicklungsstufen des einen christlichen Lebensprincips, kommt er denn auch von selbst dahin, zugleich hervorzuheben, worin ihre Bedeutung für die immer völliger Herausgestaltung des christlichen Principes besteht und was überhaupt Richtiges und Anerkennenswerthes in ihnen ist. Natürlich geschieht dies in verschiedenem Maasse, je nach dem Maasse des wirklich christlichen Geistes, den der Verf. in den einzelnen Erscheinungen findet, und es versteht sich von selbst, dass er an dem evangelischen Christenthum der Reformatoren viel mehr Lichtseiten hervorzuheben weiss, als an dem mittelalterlichen Kirchentum mit all seinen Entstellungen und Verdunkelungen dessen, was in dem christlichen Princip enthalten ist, aber — verkannt wird von ihm nirgends die Bedeutung, welche auch solche Erscheinungen im Verlaufe der Geschichte noch immer haben, an denen der Schatten viel grösser ist, als das Licht, und namentlich ist diese Milde bei aller unnachsichtigen Schärfe des Urtheils auch da hervortretend, wo es der Verf. mit neueren Parteien, auch mit den Parteien unsrer Tage zu thun hat, denen er selbst gegenüber steht. Man lese z. B., was er in dem letzten Briefe über die sog. Vermittlungstheologie sagt: geschenkt wird dieser Richtung da Nichts, vielmehr Alles, was der Verf. von

seinem Standpunkte aus ihr gegenüber zu sagen findet, sagt er auch und zwar mit aller Offenheit und Bestimmtheit: aber — wie sehr weiss er auch anzuerkennen und zu würdigen, was gerade von Seiten dieser Richtung für Weckung und Pflege des religiösen Sinnes im Volke geschehen ist! Und so überall: neben dem Schatten zeigt er auch das Licht, und indem er jede Richtung aus dem geschichtlichen Zusammenhange heraus zu verstehen sucht, in welchem sie steht, weiss er sie auch in diesem Zusammenhange zu würdigen nach beiden Seiten hin.

Aus allen diesen Gründen meinen wir, es sei das Buch des Verf. gar sehr zu beachten und es könne dasselbe, je unbefangener es in seinen Urtheilen ist, auch um so eher zur Klärung unsrer jetzigen kirchlichen Situation beitragen, zumal es seiner ganzen Anlage nach auch durch eine grosse Uebersichtlichkeit sich auszeichnet. Was der Verf. bietet, sind eben Bilder der einzelnen Zeiträume und Richtungen, scharf umgränzt und mit festen Zügen gezeichnet, aber ohne das gelehrte Beiwerk, das so leicht nur dazu dient, die Uebersicht des Ganzen durch die Ueberfülle der Einzelheiten zu erschweren und wohl gar ganz unmöglich zu machen, und so wird denn überall der Zusammenhang und der Fortschritt deutlich, wir sehen genau, wie das eine und dasselbe christliche Lebensprincip durch alle diese mannigfaltigen Gestalten hindurch geht und selbst immer lauterer herausgestaltet wird, wir sehen aber eben so genau auch die Mängel der einzelnen jeweiligen Gestaltung vor Augen, welche dann wieder über dieselbe hinaus treiben. Manche von den hier gebotenen Bildern sind im höchsten Grade gelungen, und heben wir in dieser Beziehung

neben der Charakterisirung des mittelalterlichen Katholicismus und des Protestantismus die Zeichnungen hervor, welche der Verf. von der kirchlichen Orthodoxie des 17. Jahrhunderts und von dem sich gegen dieselbe erhebenden Pietismus entworfen hat, eben so kommt die »Zeit der Aufklärung«, des Rationalismus und Supernaturalismus zu befriedigender Darstellung, und was die neuere und neueste Zeit anlangt, da versteht es sich von selbst, dass der Verf. da ganz besonders in's Einzelne gehen und uns die Leute und ihre Richtungen in der gehörigen Beleuchtung vor Augen führen musste. In dieser Hinsicht möchten wir da einestheils auf die Charakteristik der neueren Philosophie von Leibnitz bis Hegel, und anderentheils auf die mit allem kritischen Scharfsinne ausgeführte Schilderung der Schleiermacher'schen Theologie aufmerksam machen, wie sie, die erste der 9., und die andre der 11. Brief enthält, und ebenso auf das im 10. Briefe über die Kritik der Bibel und über die gegenwärtige Stellung der Theologie und Kirche zu den alten Urkunden des Christenthums Gesagte. Hier findet man in der That oft die feinsten und einschneidendsten Urtheile und Gesichtspunkte, nicht immer neu und originell, aber in einer schlagenden und die Erkenntniss fördernden Zusammenstellung, und so, dass man das Bewusstsein bekommt, es sei auch mit diesen Erscheinungen noch keineswegs das Ende da, es seien auch sie nur Entwicklungsknoten, über welche der christliche Geist hinauszuschreiten habe, um zu immer reinerem Hervorgehen zu gelangen.

Freilich soll mit diesem Allen nun nicht gesagt sein, dass Ref. nicht auch Dies oder Jenes in dem Buche auszusetzen fände. Hier und da,

um denn das zuerst hervorzuheben, hätte der Verf. wohl ein wenig mehr in das Einzelne gehen können, ohne dass dadurch die Uebersichtlichkeit Schaden gelitten hätte. Namentlich gilt dies von den ersten Zeiträumen bis zur Reformation hin. Es würde gar nicht geschadet haben, wenn der Verf. die Gestalt Jesu Christi als desjenigen, in welchem das neue religiös-sittliche Lebensprincip zuerst »Geist und Leben« gewesen ist, noch eingehender geschildert hätte, als es in der That in dem 1. Briefe geschieht, und eben so, wenn er, vielleicht in einem 2. Briefe, die apostolische Zeit mit ihren Richtungen einer genaueren und mehr in das Einzelne gehenden Schilderung unterworfen. Hier scheint uns die Darstellung denn doch, gegenüber dem grossen Stoffe, zu dürftig zu sein, und gewiss genügt es nicht, wenn (S. 19 ff.) statt einer eingehenderen Schilderung des Apostels Paulus nur ein Gedicht Beranger's mitgetheilt wird, welches diesen Apostel zu schildern sucht. So schön dasselbe auch ist, so kann man doch von ihm nicht sagen, dass es den Apostel völlig zu würdigen weiss, und sicherlich hätte der deutsche Gelehrte, was der Verf. doch ist trotz seiner schweizerischen Herkunft, vielmehr das Zeug dazu gehabt, ein völlig zutreffendes Bild von dem Heidenapostel zu entwerfen, als der französische Dichter. Auch hätte die apostolische Zeit, wie ihre Verhältnisse aus den Schriften des N. T. uns jetzt erkennbar sind, dem Verf. Gelegenheit geboten, am Verständlichsten zu zeigen, wie der christliche Geist, indem er in die verschiedenen und so verschieden bestimmten Lebensgebiete gestaltend einzudringen suchte, auch von diesen aus in der mannigfaltigsten Weise bestimmt und zum Theil



sofort verdunkelt werden musste. Dann hätte auch die Zeit bis zur Reformation wohl ohne Schaden für die Uebersichtlichkeit eine eingehendere Behandlung erfahren können. Der Verf. schildert sie in einem einzigen Briefe, dem 2., als die Zeit des Katholicismus, aber wenn es auch richtig ist, dass die ganze Zeit unter gleichbleibende charakteristische Merkmale zu bringen ist, so treten bei näherer Betrachtung doch auch wieder verschiedene Phasen in ihr hervor, die auseinander gehalten sein wollen und die zu unterscheiden auch lediglich dem besseren Verständniss dienen kann. Eine andre Zeit war doch die, welche wir als die im engeren Sinne »nachapostolische« bezeichnen, und die der »griechischen Väter«, als die Zeit der römischen Kirchenfürsten und der Papstherrschaft im Abendlande unmittelbar vor der Reformation, die Zeit eines Gregor und Innozenz, eines Bonifazius VIII. und eines Pius II., eines Julius II. und Leo X., und wenn es auch wahr ist, dass die Verirrungen der letzten schon in jenen früheren Zeiten keimartig angelegt worden sind, so hätte eine genauere Schilderung dieser verschiedenen Zeiträume doch das Entstehen dieser Verirrungen um so verständlicher machen können. Auch wäre eine grössere Genauigkeit hier wohl schon deshalb am Orte gewesen, weil die Zustände des vorreformatorischen Katholicismus, soweit sie die kirchlichen Verhältnisse angehen, für uns, ungeachtet der Länge der seitdem verflossenen Zeit, noch keineswegs abgethan sind. Der römische und der griechische Katholicismus stehen noch immer da und gehören mit zu der Physiognomie unsrer heutigen christlichen Welt, vor allem aber der erstere gehört mit zu den Faktoren, mit denen wir

noch immer zu rechnen haben, und da hätte es nicht geschadet, durch näheres Aufzeigen seiner geschichtlichen und deshalb geschichtlich bedingten Gründe ein klareres Verständniss desselben zu bewirken. Wie sehr man deshalb auch mit dem einverstanden sein mag, was der Verf. im Allgemeinen über die Periode des »Katholicismus« sagt, nähere Details und namentlich ein Auseinanderhalten der verschiedenen Perioden desselben wäre zu wünschen gewesen, eben so wie wir auch, hätten wir den betreffenden Abschnitt zu bearbeiten gehabt, innerhalb der Reformationszeit die von Luther und die von den Schweizern vertretene Richtung schärfer unterschieden haben würden. So einig beide auch in den grundlegenden Principien sind, was Ref. am Wenigsten zu verkennen in der Lage ist, so ist doch ihre Erscheinungsform, man möchte sagen, der persönliche Habitus bei Beiden ein sehr verschiedener, und je mehr beide Richtungen auch noch bis in die Gegenwart hineinreichen, ja uns in ihrer Gegensätzlichkeit noch immer auf Schritt und Tritt zu schaffen machen, desto mehr ist es nöthig, in einem geschichtlichen Buche, welches dem Verständniss der kirchlichen Gegenwart dienen soll, auch diese Dinge noch mit zur Darstellung zu bringen. —

Dann hätten wir aber noch einen Wunsch gehabt, nämlich den, dass es dem Verf. gefallen hätte, vielleicht in einem Schlusskapitel seine eigenen Anschauungen und Auffassungen in Beziehung auf Religion und Christenthum übersichtlich und in scharfer Abgränzung darzustellen. Es findet sich Andeutungen und zwar sehr instructive darüber in dem ganzen Buche zerstreut und dem kundigen Leser kann kaum

entgehen, welche Stellung der Verf. da einnimmt, doch aber hätten wir noch ein deutlicheres Aussprechen gewünscht, zumal Missdeutungen nirgend so nahe liegen, als eben hier. Der Verf. kritisirt die Meinungen Hegel's und der »Hegel'schen Orthodoxie«, er kritisirt eben so den Schleiermacher'schen Religionsbegriff und die, ja zum Theil wenigstens an Schleiermacher sich anlehrende neuere und neueste Reaction, aber — wie fasst der Verf. selbst nun näher das Wesen der Religion auf u. s. w. u. s. w.? man möchte da doch ein näheres Aussprechen und Formuliren seiner Meinungen, eine Darlegung seines Systems in dem Zusammenhang haben, den es ohne Zweifel mit sich selbst hat und — gewiss ist der Wunsch nicht unbegründet, dass wir, nachdem uns der Verf. nur durch den Entwicklungsgang des christlichen Geistes hindurch geführt und die einzelnen Erscheinungen seiner scharfen Kritik unterworfen hat, nun auch einen recht genauen Einblick in dasjenige erhielten, was nach des Verf. Meinung nun als die Grundlage kirchlicher Entwicklung zu bleiben hätte. Sind wir auch darin einverstanden, dass das Christenthum nicht eine dogmatische Formel, sondern ein religiös-sittliches Lebensprincip sei, so meinen wir, ganz ohne lehrhafte Formulirung des Lebensinhalts dieses Princip's ginge es denn doch nicht ab, und es sei zum grossen Theile ein Fehler der Richtung, welcher der Verf. angehört, dass sie den dogmatischen Formeln gegenüber sich oft bloss negativ verhalte, sie aufhebend, ohne etwas Bestimmtes an ihre Stelle zu setzen. Auch würde es nicht schwer gewesen sein, das hier von uns Vermisste zu leisten, und das auch würde dadurch nur gewonnen haben.

Noch sei bemerkt, dass der Verf., wie er selbst in der Vorrede sagt, diese neue Ausgabe in derselben Gestalt unverändert hat erscheinen lassen, in welcher die erste vor 11 Jahren erschienen ist. Er meint, durch eine neue Bearbeitung hätte nur der ursprüngliche fröhliche, jugendliche Ton Schaden gelitten, und in Anmerkungen etwaige Modifikationen geben, sei seit Schleiermacher's Reden über Religion anrühlich geworden. Es hat das etwas Wahres, und doch — hätten einzelne Aenderungen wenigstens vorgenommen werden sollen. Die Stellung Rothe's, Schenkel's u. A. zu den kirchlichen Fragen ist doch eine andre, als der Verf. vor 11 Jahren meinte, und — ob er es da dem Leser überlassen durfte, diese Männer jetzt selbst an passender Stelle einzureihen, während er selbst sie an der unpassenden belassen hat, das dürfte doch bezweifelt werden, zumal solche Aenderungen ohne Verwischen des ursprünglichen Tones leicht waren.

F. Brandes.

---

K. E. Napiersky, Russisch-Livländische Urkunden, herausgegeben von der archäographischen Commission, St. Petersburg, Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1868, 462 S. in 4.

Schon in den Jahren 1833 und 1835 hat der verstorbene Napiersky in seinem Index Corporis historico-diplomatici Livoniae, Estoniae, Curoniae (2 Theile, Riga) ausführliche Mittheilungen über eine Sammlung von Urkundenabschriften ge-

macht, die 21 Foliobände umfasst, im Ritterschaftsarchiv zu Riga befindlich ist und auf Originalurkunden zurückgeht, welche meistens im Königsberger, theilweise auch in Rigischen Archiven aufbewahrt sind. Später hat er dann den Plan gefasst, wenigstens die wichtigeren dieser Urkunden vollständig zu veröffentlichen. Die archäographische Commission der Petersburger Akademie der Wissenschaften, der er seine Urkundenauswahl vorlegte, fand sich, insbesondere wegen der aus den Rigischen Archiven gewonnenen unerwartet reichen Ausbeute an altrussischen Sprachdenkmälern, zu der Anordnung des Druckes bereit, und übertrug Herrn Akademiker Kunik die Revision des Manuskripts und — im Einverständniss mit Napiersky, der während des Druckes starb — die Leitung und Ueberwachung der Drucklegung.

Bei denjenigen Nummern, welche den beiden Rigischen Rathssarchiven verdankt werden, haben Napiersky überall die Originalurkunden vorgelegen, und wenigstens in Bezug auf die Urkunden in altrussischer Sprache hat dann Kunik noch eine Collation der Napierskyschen Abschriften mit den Originalien, sowie eine Ergänzung des von Napiersky Gesammelten vornehmen können; für das Uebrige aber sind ausschliesslich jene Königsberger Abschriften benutzt, die, wie uns ein Bericht von Hildebrand (*Mélanges Russes tirés du bulletin de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg*, Tome VI, S. 625) lehrt, nicht von besonderer Zuverlässigkeit sind.

Die Urkunden in russischer Sprache bilden einen verhältnissmässig kleinen Theil der Sammlung: 49 Nummern gegen 38 in lateinischer und 167 in deutscher Sprache. Besonders die älte-

sten und die jüngsten (die Publikation beginnt mit dem 12. Jahrhundert und reicht bis 1603) sind russisch geschrieben, während von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts die deutsche Sprache die Regel bildet.

Es beruht dies einestheils darauf, dass die Sammlung auf die Geschichte der deutschen Niederlassungen in Russland besondere Rücksicht nimmt — sie bezieht sich, wie eine Uebersicht des Herausgebers lehrt, auf Nowgorod, Pskow, Smolensk, Witebsk, Polotzk, das Grossfürstenthum Litthauen und das Grossfürstenthum Russland überhaupt; anderntheils aber machte sich in jener Zeit das deutsche Element in so hohem Masse in Livland geltend, dass auch wohl russische und litthauische Fürsten sich für den Verkehr mit diesem Lande der niederdeutschen Sprache bedienten. Beispiele vom Gebrauche der russischen Sprache durch Deutsche sind mir — abgesehen natürlich von den Verträgen, die zwischen Deutschen und Russen geschlossen worden sind — nur zweimal begegnet (Nr. 34, 49): das eine Mal schreibt der Erzbischof von Riga an den Fürsten von Smolensk, das andere Mal beschwert sich der Rath der Stadt Riga bei dem Fürsten von Witebsk.

Abgesehen von einigen wenigen Schreiben deutscher Kaiser (Maximilian I.: Nr. 314, 333; Karl V.: Nr. 385; Ferdinand I.: Nr. 390) und denjenigen Stücken, die sich auf das Verhältniss zum Ordensstaate beziehen, interessiren den deutschen Historiker am meisten jene reichen Beiträge, welche die Sammlung zu der Geschichte des hansischen Städtebundes und seiner Niederlassungen in Russland bietet. Die Zahl der älteren Verträge ist um einen bisher

ganz unbekannten, zwischen 1230 und 1270, vermehrt; die schon früher bekannten sind genauer, theilweise — wie der berühmte 1229 auf Gothland geschlossene Vertrag mit Mstislaw II. Dawydowitsch von Smolensk\*) — unter Benutzung neuer Handschriften gedruckt; den beiden Verträgen von 1229 und 1230—70 sind ausführliche Erörterungen beigegeben. Aus dem 14. Jahrhundert mögen die ausführlichen Schreiben hervorgehoben werden, welche sich auf den Grossfürsten Gedimin von Litthauen und auf seine vorgebliche Bereitwilligkeit zur Annahme des Christenthums beziehen, sowie der ebenso interessante, wie lehrreiche Bericht an Riga über Streitigkeiten mit den Russen zu Nowgorod vom Jahre 1331 (Nr. 75). Insbesondere aber für das 15. Jahrhundert ist die Menge und der Werth des neu gebotenen Stoffes ausserordentlich gross.

Bei der Herstellung des Textes hat sich der Herausgeber streng an Napierskys Ansichten über Urkundeneditionen gehalten, auch da, wo er mit denselben nicht einverstanden war (S. XVII). In Folge dessen muss man z. B. Nr. 307 mehr als 5 Quartseiten lesen, ohne ein einziges Satzzeichen zu finden, während anderswo, z. B. Nr. 185, ein und derselbe Satztheil mit einer ganzen Reihe von Punkten geschmückt ist, und wieder anderswo, z. B. Nr. 310, der Punkt mit dem Komma und dem Doppelpunkt ein wirres Durcheinander aufführt. In ähnlicher Weise findet man für unde bald v. (z. B. Nr. 243), bald vnde (Nr. 193), bald ganz unrichtig (z. B. Nr. 75) vnn (in irriger Auf-

\*) Es hat derselbe eine eigene Litteratur: s. Winkelmann, Bibl. Livon. hist. Nr. 3934 ff.

lösung des vn). In Bezug auf Majuskeln und Minuskeln sind alle Wunderlichkeiten der Vorlagen wieder gegeben, u und v sind ohne Unterschied gebraucht, hier ist ein Wort in Bruchstücke auseinander gerissen, dort zwei Wörter unberechtigt zusammengeschweisst; Abkürzungen sind bald aufgelöst, bald unaufgelöst wieder gegeben. In einem Falle, wie er augenscheinlich hier vorliegt, wo der Vorgänger, wenn er überhaupt ein System hatte, demselben jedenfalls nicht strenge gefolgt ist, wird man es dem Nachfolger gewiss nicht zum Vorwurf machen, wenn er rücksichtslos sein eigenes System durchführt, statt in übel angewandter Pietät alle Wunderlichkeiten und Inkonsequenzen des Vorgängers zu verewigen. Der Herausgeber hat sich (S. XVII Anm. 5) näher über die Editions-methode ausgesprochen, aber zwischen einer willkürlichen, wenn auch nach bestimmten Regeln verfahrenen Modernisirung, die — um mit dem Herausgeber zu reden — das alterthümliche Colorit des Schreibers verwischt, und der sklavischen Nachahmung aller Wunderlichkeiten desselben steht denn doch das Verfahren unsrer neueren Editoren, das im Interesse des besseren Verständnisses das Wunderliche und Willkürliche der Vorlage hinwegthut, ohne die Eigenthümlichkeiten derselben irgendwie zu schädigen, in der Mitte und zwar, wie auch ich meine, in der richtigen Mitte. Den Fachmann wird es freilich nicht irre machen, wenn er vet oder vit für uet oder uit liest, er wird das ko. to. po. schon in konynck to Polen und nog. nicht für: genug halten, sondern in Nogharden aufzulösen wissen; aber eine Erleichterung des Verständnisses, die denn doch der Leser von



dem Editor erwarten darf, wird durch die Beibehaltung dieser Schreibweise nicht erzielt.

In Bezug auf die Korrektheit der von Napiersky besorgten Abschriften hat Hildebrand, der im Auftrage der Petersburger Akademie die Rigischen Archive untersuchte, (a. a. O. S. 622 ff.) bemerkt, dass bei der Collation der niederdeutschen Stücke gewöhnlich nur geringfügigere Abweichungen zu notiren waren, während in den lateinischen nicht selten durch missverstandene Abkürzungen der Sinn verdunkelt ist. Man kann dem nur hinzufügen, dass auch in den niederdeutschen Stücken nicht ganz selten der Sinn durch einen Lesefehler verdunkelt wird: beispielsweise steht S. 226: *de se vns nv tho vordt zcu ploskow obirantworten soln oft den geynen den wye das bonctin (?)*, der Sinn ist da, sobald man liest: *bovelin* (befehlen, auftragen); S. 89 liest man: *Ok ne schal neen dudesche den Russen sendene vuren* und in der Note dazu: »*vure wohl = vore*, zusammengezogen von *voder*, *fodr*, *Futter*; also *Proviant* oder *Mundprovision*«, aber es ist zu lesen: *sende* und zu verstehen: kein Deutscher soll für Rechnung eines Russen Export-Vieh auf seinem Schiffe führen; S. 196 steht: *sulke vermutlike kynninghe gesat vnd gemaket heft*, während wie auf S. 197 zu lesen ist: *sulke vrantlike voreyninghe* u. s. w.

Die Worterklärungen sind den einzelnen Urkunden als Anmerkungen beigegeben. Ein vollständiges Glossar scheint mir immer den Vorzug zu haben: es ist kaum anders möglich, als dass der Herausgeber an einer Stelle die Erklärung eines Wortes für nothwendig hält, das er an einer früheren Stelle als verständlich betrachtet und unerläutert gelassen hat, dass er

hier sparsam in seinen Anmerkungen ist, dort freigiebig, dort wieder aller Anmerkungen sich enthalten zu können glaubt; auch sind Wiederholungen und Zurückverweisungen nothwendig, die unnöthig Raum in Anspruch nehmen, und endlich kann dasjenige, was man während der Drucklegung gelernt hat, den früheren Stellen nicht mehr zu Gute kommen. Auch aus dem Napierskyschen Buche liessen sich für diese Bemerkungen Belege gewinnen, doch glaube ich mich des Nachweises derselben enthalten zu dürfen. Dahingegen mag es mir gestattet sein, noch auf einige der hier gegebenen Erläuterungen einzugehen. S. 56 ist von Deutschen die Rede, welche, von Russen überfallen, durch den Ruf »tyodute« ihre Genossen herbeirufen. In der Anmerkung wird verwunderlicher Weise die Frage aufgeworfen, ob dieser Ausdruck mit einem russischen Worte zusammenhänge, das — wie ich mir habe sagen lassen — soviel wie »durchhauen« bedeutet. Ueber den echt niederdeutschen Ruf hat bekanntlich Chr. Petersen, Zieter (Zeter) oder Tiodute (Jodute), der Gott des Kriegs und des Rechts bei den Deutschen, (Forschungen z. D. Gesch. Bd. 6, ausführlich gehandelt. (Gelegentlich zu S. 295 ff. daselbst die Notiz, dass in Wismar der Ruf schon im 13. Jahrh. mit »trahite foras« übersetzt worden ist: Mekl. U. B. 3, Nr. 1938 und Anm. dazu). — S. 57 bezieht sich die crucekussinghe de se tohope hedden natürlich nicht auf alle Deutschen, die sich unter einander dieser russischen Ceremonie gewiss nicht bedienten, sondern auf Deutsche und Russen. — S. 72: en hastich doynghē ist ein schnell wirkendes Thauwetter. — Dasselbst: nene neygedē noch limede eder inne-

bunden doynisse heist »neyged« einfach »genäht.« Zu »doynisse« oder wie das Wort sonst geschrieben wird, ist hier auf Krug, Forschungen in d. älteren Gesch. Russlands 2, S. 637 verwiesen, S. 89 und S. 132 wird Urk. Gesch. d. dtsch. Hanse 2, S. 280 angezogen, es fehlt die daselbst S. 759 im Glossar von Lappenberg nachgetragene Stelle. Daselbst: Item so schal nemant kopen werk, dat anderwerff gethogen is, up andern toch ist an eine Art gefälschten Pelzwerks gedacht und »toch« als Fälschung erklärt. Aber jenes »gethogen werk«, von dem die eben genannten Stellen handeln, ist hier nicht gemeint. In einer (noch ungedruckten) Ordnung des Kontors zu Brügge von 1375 Sept. 8 heisst es: ware dat sake, dat enich man in vrien maercten lakene to vercopen hadde ende he der nicht toghen en wilde up den eersten toechdach, vor none ender achter none, also wol also up de anderen twe toghedaghe, von dem soll kein Kaufmann auf dem betreffenden Markte nnd 14 Tage darnach Laken (Tuch) kaufen. »togen« hängt also zusammen mit »toghedach«; in Bezug auf dieses Wort aber ist bereits Urk. Gesch. 2, S. 87 Anm. 4 bemerkt, dass es die Uebersetzung des lateinischen »dies pagamenti« ist. Klar ist die Bedeutung des Wortes noch immer nicht. — Daselbst: myt blye ghewreven ist verstanden: mit Blei gefärbt. Gelesen ist hier richtig, denn auch in einer Stockholmer Handschrift der Nowgorodar Skra heisst es: myt blye tho wryvende, aber an färben, ud. varwen, ist doch wohl nicht zu denken; ob an reiben, ud. riven? — Daselbst: Ok so ne schal neen Dutsch copman was kopen, dat enes wederworpen is, heisst: kein deutscher Kaufmann soll Wachs kaufen, das einmal, weil

als verfälscht erkannt, verworfen ist; vielleicht wird statt »wederworpen« zu lesen sein »vorworpen.« In der Anmerkung wird gefragt, ob »wederworpen« soviel wie Leibeigener bedeuete: offenbar ganz verkehrt und in falschem Verständniss des »enes.« — S. 99: dat uns die meister enen brieff getoghet bedeutet nicht, dass uns der Meister einen Brief gezeugt, d. h. ausgefertigt, sondern dass er ihn uns gezeigt hat. — S. 101: des ghelike ny er ghevresched ward heisst: desgleichen niemals vorher erfahren, erlcht wurde; vreschen ist eine häufige Contraction von »oreschen, durch Fragen in Erfahrung bringen, erforschen. — S. 132 ist: de hechte zwar richtig als Gefängniss erklärt, aber irrig mit Höhe in Verbindung gebracht; es bedeutet Gewahrsam, heghen = bewahren. — Daselbst: umme synes vordenstes willen heisst nicht, er wolle es wieder verdienen, sondern wegen der Verdienste, die er schon hat.

Göttingen.

K. Koppmann.

---

Documents rares ou inédits de l'histoire des Vosges rassemblés et publiés au nom du comité d'histoire Vosgienne par L. Duhamel, Secrétaire du comité, ancien élève de l'Ecole des chartes, archiviste du département. Tome I. XX und 388. Tome II. X und 432 Seiten in Octav. Epinal, chez veuve Gley (Paris, J. B. Dumoulin). 1868. 1869.

Die Sammlung zur Geschichte des südlichsten Theils des alten Lothringens, welche im

Namen eines von der Société d'émulation zu Epinal niedergesetzten Comité, von dem Archivar des Departements herausgegeben wird, enthält mancherlei beachtungswerthe Stücke.

Für uns kommt namentlich in Betracht eine Anzahl von Urkunden Deutscher Könige und Kaiser, die, wenn auch meist bekannt, hier aus den Originalen oder alten Abschriften verbessert mitgetheilt werden. Es sind, ausser einem Diplom K. Childerichs, solche von Ludwig d. Fr. und Lothar (Böhmer Reg. Kar. 378), Otto I. und II., Heinrich II., IV., V., Friedrich I., Heinrich VI. (Stumpf Nr. 165. 859. 1368. 2915. 3096. 3779. 5013), Philipp und Rudolf (Böhmer Reg. Rud. Nr. 1058). Sie betreffen die Klöster Epinal, Senones, St. Dié, Remiremont. Ungedruckt waren die beiden letzten, unbekannt die Philipps, 1199 Febr. 28 aus Strassburg für St. Dié (II, S. 165). Verbessert erscheint die Heinrich IV. für dasselbe Kloster vom 12. August 1092 (Stumpf 2915), II, S. 154: die Kanzleibemerkung lautet hier: *per manus Ogerii Iporiensis episcopi Italie cancellarii*; die Worte aber im Text: *mediante Burchardo Losannensi episcopo nostro Italiae cancellario*, die Stumpf als die Echtheit verdächtigend hervorhebt, weil Burchard schon 1088 gestorben, beziehen sich nicht auf diese Bestätigung, sondern auf eine Verleihung »*tertio anno secundi ingressus nostri in Italiam*«, d. h. im J. 1083, wo den König der Bischof Burchard begleitete; anderes das in den Ausdrücken der Urkunde ungewöhnlich erscheint, dürfte wohl auf die Abfassung in Italien in Gemeinschaft mit dem Papst Clemens III., der gleichzeitig dem Kloster eine Bestätigung ertheilte, zu schieben sein.

Im zweiten Bande sind des Seherus *Primordia Calmosiacensis monasterii* wiederholt, nach der Ausgabe Jaffés in den *Monumenta Germ. historica*. Während Jaffé nur die Texte der beiden früheren Editionen von Martene und Calmet benutzen konnte, stand dem Herausgeber eine, freilich neuere Handschrift in Epinal zu Gebote. Aus ihr konnte ein in den bisherigen Drucken fehlendes Schluss- oder Zusatzcapitel mitgetheilt werden, das so beginnt: *Seherus primus Calmosiacensis ecclesiae provisor contemporaneis fratribus nostris et post futuris perpetuam in Domino salutem. Sicut alodia quae oblatione fidelium meo tempore ecclesiae nostrae collata sunt duobus libellis digesta memoriae successorum nostrorum transmissi, ita perutile judicavi, ut singulorum alodiorum redditus huic praesenti cartule inseram, quatenus hujus scripti monimento instructi post futuri fratres nostri noverint, quid diversis anni temporibus a singulis possessionibus nostris debeant exigere.* Am Schluss dieses Verzeichnisses ist aber auch noch eine Schenkung ans Kloster berichtet. Ob der Text der Handschrift auch sonst Abweichungen bietet, erfahren wir nicht; die hier beigelegten Varianten sind die von Jaffés Ausgabe, unter Weglassung der Angaben, woher sie stammen; doch sagt der Herausgeber, dass das Manuscript mit der grössten Sorgfalt verglichen sei. Es folgt eine französische Uebersetzung von einem Mitglied des Stifts aus dem 17. Jahrhundert, der aber das neue Capitel fehlt, ohne dass es hier nachträglich ergänzt wäre, während anderen lateinischen Stücken, wenigstens im ersten Bande, regelmässig neue französische Uebersetzungen beigegeben sind.

Ausserdem enthalten diese beiden Bände nur noch eine historiographische Arbeit: *Chronique de Jacob Bailly, relative à la ville d'Epinal*, aus dem 17ten Jahrhundert mit Zusätzen aus dem 18ten.

Das Uebrige sind Actenstücke der verschiedensten Art und Zeit, bezüglich auf die Klöster, Städte und andere Ortschaften und Verhältnisse des Departements, z. B. über die Leistungen und Rechte der Bürger de Mirecourt (von 1234), *Chartres et droix anciens* der Stadt Ramberviller (aus dem 14.-Jahrh.), *Coutumes de Remiremont* (um 1366), *Coutumes de la Bresse* (von 1603); aber auch Stücke ganz anderer Art: Acten über Hexenprocesse aus dem 16. und 17. Jahrhundert; Erlasse der Herzoge Karl III. und Heinrich von Lothringen, »contre les blaphémateurs du saint nom de Dieu, de la Vierge et des Saints« von 1576 und 1611; Capitulationen von Epinal an französische Generale 1633 und 1641, sowie Schutzbriefe von Ludwig XIII. (1635) und Turenne (1674) für die Abtei Remiremont — Actenstücke die uns erinnern, wie spät erst diese Lande an Frankreich gekommen sind; dann aber auch Protokolle, 'Cahiers' und andere Papiere bezüglich auf die Berufung der französischen Nationalversammlung aus den Jahren 1788 und 1789. Die letzten nehmen einen ziemlich bedeutenden Platz in beiden Bänden ein, und ähnliche Mittheilungen werden für die folgenden in Aussicht gestellt. Die Absicht des Herausgebers ist wohl, durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände die Theilnahme der verschiedenen Mitglieder der Gesellschaft, welche die Mittel zu dieser Publication hergiebt, zu gewinnen.

Die einzelnen Stücke sind ohne bestimmte Ordnung gegeben, höchstens einige zusammengehörige gruppenweis verbunden, am Schluss jedes Bandes aber ein chronologisches Verzeichnis, ausserdem ein Register beigelegt. Die Mittheilung der Texte ist, soweit man es beurtheilen und wie man es von einem Schüler der Ecole des chartes erwarten kann, eine genaue und doch für den Gebrauch bequeme. Die Ausstattung des Werks hat den soliden Charakter, den wir bei Französischen Werken der Art gewohnt sind: starkes Papier, guter Druck. So kann ich nur mit dem Wunsche schliessen, dass, wenn die Stürme des Krieges, die jetzt auch diese Gegenden heimsuchen, sich gelegt haben, diese nützliche Publication ihren Fortgang haben möge.

G. Waitz.

---

Das choragische Denkmal des Lysikrates in Athen. Nach Theophil Hansen's Restaurationsentwurf. Von Prof. Carl von Lützow. 15 S. in gross. Lexiconformat, mit Holzschnitten und zwei Tafeln in Kupferstich. Leipzig 1868.

Diese aus der Zeitschr. f. bildende Kunst, 1868, St. X. und XI besonders abgedruckte sehr interessante Abhandlung giebt zunächst einen Blick auf die bisherigen Schicksale des betreffenden Monuments und zieht dann die von dem jüngeren Architekten Hansen herrührende Restauration desselben in Betrachtung. Das Monument wurde in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts bei Gelegenheit



eines Brandes stark beschädigt und hat darauf zu Aufgrabungs- und Restaurations-Arbeiten von Seiten der Franzosen Veranlassung gegeben. Durch die Aufgrabungen ist für den Unterbau des Monuments constatirt, dass dieses auf einer gegen Westen zu schräg ansteigenden Fläche lag und dass es deshalb nach dieser Himmels-gegend zu, gegen die Akropolis hin, schon ursprünglich bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe vom Erdreich bedeckt war und nur gegen Osten, also gegen die Tripodenstrasse hin, eigentliche Stufen bestanden. Ausserdem wurden auch ein Stück von einer der Voluten, welche die Dachfläche zieren, und sonstige plastische und architektonische Reste zu Tage gefördert. Th. Hansen's Arbeit beruht auf der genauesten Aufnahme und Untersuchung des Monuments an Ort und Stelle, welche im Jahre 1845 vorgenommen und im Jahre 1859 wiederholt wurde. In ihr konnten die Resultate der neueren Ausgrabungen für Form und Structur der unteren Theile des Sockels noch nicht benutzt werden. Sonst ist sie in hohem Grade ansprechend, und es wird gewiss einem Jeden, der an solchen auf genauem Detailstudium nach eigener Anschauung begründeten Wiederherstellungsversuchen Theil nimmt, wahre Freude machen, unter der einsichtigen Anleitung des Hrn. v. L. durch sie ein ideales Bild der ursprünglichen Beschaffenheit des Lysikratesdenkmals zu erhalten, das der Wirklichkeit so nahe kommt wie kein anderes. Wir können des beschränkten Raums wegen hier leider nicht genauer darauf eingehen. Nur das sei noch hervorgehoben, dass Hr. v. L. sich auch durch sorgfältige, auf Antopsie beruhende Angaben

über die aus verschiedenen Zeiten und Veranlassungen herrührenden Beschädigungen des Monuments und der dasselbe schmückenden Bildwerke ein wesentliches Verdienst erworben hat. Selbst in epigraphischer Beziehung bringt er zwei Berichtigungen. Fr. Wieseler.

---

**Das Frommannsche Haus und seine Freunde 1792—1837. Von F. J. Frommann. Jena, Druck und Verlag von Fr. Frommann. 1870. IV und 127 SS. in 8.**

Ein kleines eben so erfreuliches als inhaltreiches Buch ist es, auf das wir aufmerksam machen möchten. Es giebt uns die Geschichte eines Bürgerhauses, in welchem vertrauensvolle Liebe der Gatten, ernster Fleiss und unermüdlige Thätigkeit, offener Sinn und warme Theilnahme für alles Schöne und Hohe die Grundlagen eines glücklichen und wohlthuenden echt-deutschen Lebens bilden. Friedrich Frommann verlegte 1798 die väterliche Buchhandlung, die er 21 Jahre alt 1786 übernommen, von Züllichau nach Jena, nachdem er 1792 Johanne Wesselhöft von Hamburg geheiratet hatte. Sein unternehmender, feiner Geist hat in den fünfzig Jahren, während deren er die Geschäfte führte, eine Menge wichtiger Werke in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Dichtung ins Leben gerufen und eingeführt, so dass die Handlung eine der geachtetsten und angesehensten Deutschlands wurde. Aber aus den geschäftlichen Verbindungen des Verlegers und

der Schriftsteller erwuchs Freundschaft und weit über den Kreis des Geschäftes hinaus vereinigte das frommann'sche Haus die Männer von geistiger Bedeutung, die bleibend oder vorübergehend in Jena sich aufhielten, mit ihren Familien in den gastlichen Kreisen seiner Geselligkeit. Und die Anziehungskraft derselben ruhte, wie wir leicht erkennen, wie in der anregenden Lebendigkeit des Mannes, so in der wohlthuenden, anmuthvollen Umsicht der Hausfrau.

In vier Abschnitten führt uns der Sohn das Leben im Hause seiner Eltern vor. Der erste umfasst Züllichau und Jena bis 1806 und schliesst mit einer Aufzeichnung der Mutter (S. 56—69), in der sie für die entfernten Ihrigen in eingehender, lebensvoller Schilderung die Schrecken der Schlacht darstellt. Der zweite geht bis zu den letzten Tagen von 1812, in denen zuerst die deutschen Hoffnungen auf ein Ende der schmachvollen Zeit einige Zuversicht gewannen. Der dritte giebt die Jahre 1813—1819, den vierten endlich schliesst der Verf. mit dem Tode des Vaters, dem 12. Juni 1837, dem seine Gattin am 9. September 1830 vorangegangen war.

Einen besondern Werth geben dem Büchlein die Menge von Briefen, welche der Verf. mitgetheilt hat. Denn ausser einer Reihe höchst anziehender Briefe seiner Mutter finden wir solche von Fr. Jacobs, der Doctorin Reimarus, Christine Reimarus (später Gräfin Reinhard), Loder, L. Tieck, Steffens, Goethe, Riemer, Jean Paul, Fernow, Zach. Werner, Minchen Herzlieb, Schelling, Schellings erster Frau, Hegel, Schleiermacher, Zelter, Jacob Grimm, Hufeland, von denen viele für die

Charakteristik der Schreibenden und die Zeitgeschichte sehr bedeutend sind.

Vor allem anziehend aber ist das Bild Goethes, das uns aus diesen Mittheilungen entgegentritt. Die Vorliebe, mit welcher der Verf. dessen Verhältniss zu dem Hause seiner Eltern darstellt, entspricht der treuen, warmen Anhänglichkeit, die der Dichter diesem Hause bis zu seinem Tode bewahrte. Aus den Aeusserungen, in denen Frau Frommann von ihm spricht, wie aus den Briefen des Dichters und dem, was der Verf. erzählt, erkennt man, wie wohl sich Goethe im frommannschen Familienkreise fühlte, wie sehr er sich vorzüglich durch die anmuthige Weiblichkeit der Frau vom Hause angezogen fand. Es ist wohlthuend zu lesen, mit welchem Vertrauen, welcher Liebe, die dem Menschen, nicht dem Dichter galten, alle ihm zugethan sind.

Aber dem frommannschen Hause gehörte auch das Urbild der Ottilie an, Minchen Herzlieb, die Tochter des Superintendenten Herzlieb in Züllichau, welche Frommanns nach dem frühen Tode ihrer Eltern 1798 an Kindes statt angenommen hatten. Die Schilderung, welche der Verf. S. 84 ff. und S. 108 ff. von ihrer Erscheinung und ihrem Wesen giebt, lässt uns den Zauber ahnen, mit dem ihre Anmuth das Herz des Dichters gewann und Ottilie noch jetzt jedes fühlende Herz rührt und ergreift; wir erkennen die Züge, die sie später unglücklich werden liessen. Mit Entrüstung weist der Verf. den Gedanken zurück, den man neuerdings mehrmals ausgesprochen hat, als ob irgend wie der Einfluss der Pflegemutter sie zu ihrer Heirath bestimmt habe. Seine Darstellung ist hierin vollkommen überzeugend. Wenn aber der Verf. S. 86 meint,

dass von den Sonetten eigentlich nur das 17., die Charade, auf sie passe, so gelten doch 10. und somit auch 8. 9 ihr ebenso sicher und nach der Aeusserung Riemers (Mitth. 1 S. 35) lässt sich nicht zweifeln, dass von den 12 Sonetten, die »vom 29. November Adventus domini an bis 16. Deember« 1807 in Jena entstanden, die Mehrzahl und ebenso »das Christgeschenk« vom 24. December 1807 sich auf sie beziehen. Dass Goethe auch bei der Pandora an sie gedacht habe, zeigt die Aeusserung Riemers in dem Briefe aus Carlsbad vom 1. Juli 1808 an Fr. Frommann, den der Verf. S. 46 f. mittheilt: »Die Pandora ist bis zur Hälfte dem Prometheus zugeführt, und Sie werden sich für das schöne Kind gar besonders noch interessiren.«

Die treue und ausführliche Schilderung ihrer Eigenthümlichkeit, die immer wiederholten Grüsse Goethes für sie, namentlich auch die Aeusserung in dem Briefe aus Carlsbad vom 22. Juni 1808, wie sehr er sich der guten Nachrichten über ihr Leben und Wohlbehagen in Züllichau, wohin sie im Frühjahr 1808 zum Besuch ihres Bruders gegangen war, freue (S. 45), lassen uns sie und Goethes Neigung für sie deutlich genug erkennen. Sie sind deshalb von grosser Bedeutung für das Verständniss der Wahlverwandschaften. Lassen sie uns doch von neuem Einsicht gewinnen, wie Goethes Dichtungen Erlebnisse des eignen Herzens zum Grund liegen und wie er die Gestalten und Erfahrungen der Wirklichkeit durch das Walten seiner dichterischen Schöpferkraft verklärt und mit ewigem Leben erfüllt.

H. S.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 51.

21. December 1870.

Julius Eckardt, Culturstudien aus zwei Jahrhunderten. Leipzig, 1869. Duncker u. Humblot). Vorwort IX—XIV und 552 S. gr. 8.

Das Buch zerfällt in zwei Hälften, von denen die letztere es nicht mit dem Baltischen, sondern mit dem nationalrussischen Leben der Vergangenheit und der Gegenwart zu thun hat.

Der Verfasser, von dem schon früher die Baltischen Provinzen Russlands erschienen sind, fügt in dem Vorwort einige Erläuterungen hinzu über den Wiederabdruck des vor einiger Zeit in der Gelzerschen Monatsschrift veröffentlichten Schreibens an Prof. v. Treitschke in Beziehung auf die von diesem herausgegebene Abhandlung »Das Deutsche Ordensland Preussen.«

I. Es ist wohl schwerlich in Abrede zu stellen, dass die Deutsch-Russischen Ostseeprovinzen, die im ersten Theile des Werkes S. 1—23, dargestellt werden, von recht getreuen Unterthanen bewohnt werden, welche stets ihre Anhänglichkeit an die regierende

Dynastie beurkundet haben, und es kann der Regierung selbst nur zum Gewinn gereichen, dieselben wo immer möglich, bei ihren Eigenthümlichkeiten zu belassen. So wie dies stattfindet im benachbarten Finnland mit seinen 200,000 Schwedisch redenden und seinen 1,200,000 Finnischen Bewohnern, in Siebenbürgen rücksichtlich der Sächsischen Nation, im Britischen Reiche hinsichtlich der zahlreichen ausländischen Besitzungen. Eine in den letzten Jahren aufgetauchte Russische Presse mit einflussreichen Verbindungen in St. Petersburg, will leider gerade durch das Gegentheil das Glück und die Macht der Staaten herbeigeführt wissen, doch schon dadurch höchst verdächtig, dass sie nur den extremen Richtungen anhängt. Es ist hierbei wohl zu erwägen, dass diese Provinzen dem Russischen Reiche bedeutende Capacitäten geliefert, sowohl für den Militär-, als den Civildienst. Männer wie Barclay de Tolly, der den Feldzugsplan von 1812 entworfen, der die französischen Armeen in's Verderben lockte, Ostensacken, Toll, Todleben und Andere. Wie absurd stellt es sich überdies heraus, die Verdienste von solchen Männern herabzusetzen oder nicht anerkennen zu wollen, lediglich aus dem Grunde, dass sie keine National-Russen, sondern Ausländer waren, die sich doch durch hervorragende Leistungen auszeichneten, wie Bennigsen, Wittgenstein, Diebitsch, Paulucci, Geismar, Jomini u. A. Eben so konnte Russland sich nur Glück wünschen, Ausländer als Staatsmänner zu besitzen, wie Nesselrode und Cancrin, den Letztern, der im weiten Reiche zuerst als ausgezeichnete Administrator (welche Eigenschaft ihm mit seinem speciellen Landsmanne von Motz gemeinsam war) das auffallende

Beispiel aufstellte, dass der Generalintendant des operirenden Heeres bedeutende Ueberschüsse in Kasse haben, und dass im gesammten Finanzwesen Ordnung und Regelmässigkeit stattfinden könne. — Hierzu kommt, dass die staats- und rechtswissenschaftliche Entwicklung im Russischen Reiche noch im ersten Stadium begriffen ist, und mag es immerhin zu den Glanzpunkten der Regierungsepoche des Kaisers Nikolai gehören, im Jahre 1833 ein aus 15 Bänden bestehendes Gesetzbuch zu publiciren, nachdem die Gesetzcommission hundert Jahre gesessen und das ihr aufgetragene Werk nicht hatte zu Tage fördern können. Die drei Baltischen Provinzen haben die Ueberzeugung gewonnen, sich bei der Beibehaltung ihrer particularen Justizorganisation (wozu noch das im Jahre 1843 publicirte Provinzialrecht kommt) besser zu stehen, gleich wie Finnland bei den einfachen Normen des Schwedischen Gesetzbuches. Ueberdies sind die späteren richterlichen Einrichtungen des eigentlichen Russlands noch zu neu, um über den Werth derselben genau aburtheilen zu können, und die Resultate der von dem Prinzen Peter von Oldenburg gestifteten Rechtsschule, zu welcher Kaiser Nikolai eine erhebliche Beikülfe gewährte, stehen noch zu vereinzelt da, um zuverlässig erkennen zu können, ob die Grundlagen zu einem Zustande gewonnen worden, der eine gewisse Analogie biete mit der aufgeklärten, sorgfältigen Rechtspflege, wie solche in der Heimath des Prinzen obwaltet. Uebrigens würden die Baltischen Provinzen in mancher Hinsicht schon früher grössere Fortschritte gemacht haben, wenn nicht die Russisch-Polnischen-Schwedischen Kämpfe diese auf eine höchst bedauernswerthe Weise gehemmt hätten; sodann



trat ein, die Cultur im Allgemeinen aufhaltender Geist der Exclusivität der aristokratischen Gutsbesitzer hervor, der erst in neuerer Zeit in das Gegentheil umschlug, so dass der bauerliche Stand die Gelegenheit erhielt, Land auch eigenthümlich erwerben zu können, die Prachtverhältnisse für diesen Stand bedeutend verbessert und die Frohnen aufgehoben wurden. Von nun an durften ritterschaftliche Güter auch in das Eigenthum von Bürgerlichen übergehen. Nicht minder würde die Gerichtsverfassung dem von den Aristokraten vorgelegten Entwurf zufolge eine weit zweckmässigere Einrichtung erhalten haben, wofern nicht die Ausschreitungen des leidigen Parteiwesens die allerhöchste Genehmigung verhindert hätten. Solche Verbesserungsvorschläge können, da das ganze Land in Gutsbezirke zerfällt, nur von den aristokratischen Besitzern der Güter ausgehen (und hatte schon früher der Baron Schoultz-Ascharaden darauf hingestrebt), die, was die Formen des geselligen Verkehrs betrifft, den Vergleich mit denen irgend eines Europäischen Landes nicht zu scheuen brauchen. Ob diese aber einen höheren politischen Instinct besitzen, als die Preussischen und die Deutschen im Allgemeinen, wie Eckardt behauptet, das stehe dahin, wenigstens bietet sich den Letzteren eine umfassendere politische Wirksamkeit, als in den Provinzen Esth-, Liv- und Kurland. Dagegen ist der Natur der Verhältnisse nach, den Ständen in den eben genannten Provinzen keine Gelegenheit geboten, und kann es auch nicht sein, Entschlüsse zu fassen und zu bethätigen, wie die zu Königsberg im Februar des Jahres 1813 versammelten Stände (die Hr. v. Treitschke in dieser Beziehung hervorhebt.). Uebrigens ist es eine bedenkliche

Sache, die Standesgenossen verschiedener Staaten in Parallele zu stellen, wie die Besitzer der grossen Deutschen Bauerhöfe mit den Englischen copyholders und den Schottischen und Irländischen bäuerlichen Wirthen oder die nobility, in der das Britische Parlament wurzelt und seinen Ursprung hat, mit dem Deutschen Adel. Es hängt dabei zu viel von dem Grundelement ab, welches diesen oder jenen Staat durchdringt. Der Verf. irrt, wenn er bei dem Lobe, das er mit Recht der Aufrechterhaltung der Deutschen Nationalität in den Baltischen Provinzen den Bewohnern derselben spendet, im Gegensatze dazu den Elsass als ganz französirt darstellt, da bekanntlich ein grosser Theil desselben seine Deutsche Eigenthümlichkeit bewahrt hat, ja sogar noch dazu ein Theil von Lothringen. Auch ist es als ein Irrthum zu bezeichnen, wenn der Verf. behauptet: die Landgeistlichkeit in den fraglichen Provinzen erfreue sich durchschnittlich eines höheren Maasses allgemeiner Bildung, als sie bei der Mehrzahl der mittel- und norddeutschen Prediger angetroffen wird, die schon ihrer ungünstigen materiellen Lage wegen behindert sind, an der Spitze der geistigen Cultur zu stehen. Das Erstere ist unerweislich und selbst die Einkünfte der ländlichen Pastorate sind in dem nördlichen Theile Deutschlands, in den Herzogthümern Schleswig-Holstein, an vielen Orten wenigstens eben so gross als in den Russisch-Baltischen Provinzen. Die Universität Dorpat, zu deren Bedeutung und Wirksamkeit der Verf. nun übergeht und deren ursprüngliche Stiftungsurkunde von Gustav Adolf den 30. Juni 1632 zu Nürnberg nach Analogie der Statuten und Privilegien von Upsala unterzeichnet wurde, hat während der

Schwedisch-Polnisch-Russischen Kämpfe mancherlei Schicksale erlebt, nach Pernaun und von dort nach Helsingfors flüchtend, bis Alexander I. sie im Jahre 1802 wieder herstellte. Sie wird als der geistige Mittelpunkt der Baltischen Provinzen von allen Bewohnern derselben betrachtet, die nicht damit einverstanden sind, dass sie nur kümmerlich an der Stiftung Gustav Adolph's zehren, wie es in der v. Treitschke-Eckardt'schen Diatribe heisst, wenn sie auch nicht das zu leisten im Stande war, was diese oder jene Universität in Deutschland geleistet. Sie hat allerdings die auffallendsten und sonderbarsten Metamorphosen durchgemacht, wozu ebenfalls die Einführung der aus Frankreich entlehnten und hier nur aus Misstrauen gegen die Docenten und Zuhörer üblich gewordenen Programme für jede einzelne Vorlesung gehört. Die als zweckmässig zu bezeichnende Einrichtung, dass die in Dorpat studirenden Deutschen, Russen und Polen nach Ablauf des vorgeschriebenen Quinquennium oder Quadriennium sich in jedem Zweige des Wissens einen Grad erwerben können, wird zum Theil wenigstens dadurch paralysirt, dass die darauf erfolgende Anstellung der Beschaffenheit des erworbenen Wissens häufig nicht adäquat ist, sondern dass Mangel an gehöriger Einsicht in den Staatsorganismus ein Verfahren herbeiführt, wie es oft in Dänemark vor hundert Jahren und selbst noch später zu Tage trat, wo z. B. Niebuhr, nachdem er von der orientalischen Reise zurückgekommen und durchaus ein Amt haben sollte, der gerade vacante Posten eines Landrichters in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst angeboten ward. Es wird auch in Russland mehr auf die Höhe des erworbenen Grades: die eines Candidaten,

Magisters oder Doctors und den diesem entsprechenden Klassenrang gesehen, als auf die Art der erlangten Kenntnisse und den etwa durch diese dem Ganzen zu gewährenden Nutzen. Dass übrigens die prävalirende Sprache der an der Universität Dorpat zu haltenden Vorträge wie der amtlichen Verhandlungen des Conseils (Senats) die Deutsche bleibe, ist bei den Befürchtungen, die in dieser Beziehung obwalten, der dringende Wunsch aller Gebildeten. Es ist eine Forderung der Humanität und der inneren Regierungspolitik, eben so wie man in Finnland die Schwedische als solche belassen hat; die Loyalität gegen die Regierung hat dadurch sicher nicht abgenommen, ein Gleiches gilt auch von den Baltischen Provinzen.

II. S. 24—36 behandelt der Verf. die Geschichte der Stadt Dorpat. Die Ufer des Embach sind ein klassischer Boden nach der Sage der Esthen. Hier war der Wonesitz der ersten Menschen, hier sang der Gott der Dichtkunst seinen herzergreifenden Hymnus, hier wurden die Sprachen gekocht und in einem nahen Bächlein liegt das blinkende und singende Schwert des Kalawiden, der Domberg, heute Eigenthum der Universität war, beyor ihn die Musen ihrem Dienste weihten, der Parnass nordischer Götter. Doch schon am Eingange des zweiten Jahrtausend Christlicher Zeitrechnung musste diese Götterwelt vor der Macht der Wirklichkeit vergehen. Von Osten her kommt der Russische Grossfürst Iurri an der Embach, und gründet seine Feste Iurjew-Liwonski; die Esthen, die ihm tributpflichtig wurden, nannten den Ort Tarto-Lin (die Tatarenstadt). Um das Jahr 1223 riss Wiäzko ein Russischer Vasall, der früher die Feste Kokenhusen an der Düna inne gehabt und aus

dieser vertrieben worden war, die Herrschaft über die Tatarenstadt an sich. Er liess die Burg stark befestigen und unternimmt Streifzüge in die Umgegend, um zu morden und zu brennen und mit reicher Beute in sein Schloss zurückzukehren. Da zieht Johann von Apeldern, der Bruder des Riga'schen Bischofs mit ansehnlicher Macht von Süden her, besteigt die Wälle Jurjews und schleudert die Brandfackel in die Feste. Wiäzko und seine Genossen verfallen der Schärfe des Schwertes, die Tatarenstadt geht in Flammen auf, nur Einen lassen die Eroberer am Leben und senden ihn nach Nowgorod, dem Lehnsherrn Wiäzko's das Geschehene zu melden. Die Deutschen oder Sachsen (wie sie von den Esthen genannt werden) schlagen die sich erhebenden Esthen und die zu Hülfe eilenden Russischen Schaaren und begründen ein dauerndes Regiment. Hermann, der Bischof von Leal siedelt nach Dorpat über, aus den Trümmern der alten Russenfeste erwächst eine neue Stadt, der Mittelpunkt des nach ihr benannten Bisthums und Hermann erbaut auf dem Olymp der Esthen die schönste Kirche, die das Ostseeland jemals besessen: einen dem heiligen Dionysius geweihten Dom, dessen Dach von vierundzwanzig 70 Fuss hohen Pfeilern getragen und mit zwei mächtigen, hohen Thürmen geziert wird.

Von Jahr zu Jahr nehmen Stadt und Bisthum an Bedeutung und Ausdehnung zu, i. J. 1245 ist alles Land, zwei Meilen in der Runde, dem Bischof unterthänig, und seine Grenzen reichen bald in das Russische Land hinein. Die Glanzepoche Dorpat's bricht an; vor allem ist es der Handel, der Dorpat gross und angesehen macht; am Ufer des Embach bildet sich ein Stapelplatz sowohl für die Waaren, die aus dem

Orient nach West-Europa vertrieben werden, als die für Russland bestimmten Erzeugnisse Deutscher und Flandrischer Gewerthätigkeit, und Dorpat tritt der Hanse bei. Auch innerhalb des Livländischen Staatenbundes nimmt die Embachstadt bald den ihr gebührenden Platz ein und bildet im Verein mit Riga und Reval die 7te Curie. Aber der häufig auftauchende Hader zwischen der Ordensritterschaft, dem Domcapitel, der Stadt und dem Bischof führen diese Blüthe ihrem Verfall entgegen. Iwan Wassiljewitsch III., der das Mongolenjoch gebrochen und die Einheit der Russischen Monarchie begründet und die mächtige Republik Nowgorod vernichtet hatte, zog mit bedeutender Heeresmacht gegen das Dörptsche Bisthum heran. Nur der Muth und die weise Politik des Ordensmeisters Plettenberg stellt den inneren Frieden her und besiegt die Russischen Heere in zwei Schlachten, 1501 vor Fellin, 1502 bei Pskow; doch waren die Kräfte Livlands zu erschöpft, um dem Meister eine Fortsetzung seiner Siegeslaufbahn zu ermöglichen; er schliesst mit dem Zaar einen funfzigjährigen Frieden, muss sich aber zugleich zu einem jährlichen Tribut an die Russen verpflichten, »den der Bischof von Dorpat in Erinnerung an die ehemalige Oberherrschaft des Fürsten von Pskow als Glaubenszins« zu erlegen hatte. Da der Bischof indess diesen Zins längere Zeit nicht mehr zahlte und Plettenberg im Jahre 1535 verstorben war, überschwemmten von dem schrecklichen Schig Aley befehligte Tatarenhorden das unglückliche Bisthum und verwandelten die blühenden Ebenen desselben in Einöden. Im Jahre 1582 ward Dorpat, dem geschlossenen Frieden gemäss von den Russen geräumt, die

dasselbe 24 Jahre inne gehabt, den Polen übergeben, 1600 zieht Karl IX. in dasselbe, jedoch schon zwei Jahre darauf bemächtigt sich der Polnische Kronfeldherr Chodkiewicz auf's neue desselben, 1607 ziehen jedoch wieder die Schweden ein. Im Jahre 1626 erschien der gefeierte Held Gustav Adolph in Dorpat; durch eine Reihe von Schöpfungen suchte er Ordnung und Bildung in dem verwilderten und verarmten Ostseelande heimisch zu machen. Auf die Vorstellung des Generalgouverneurs Johann Skytte ordnete er die Gründung einer Universität nach dem Muster von Upsala an, die im Jahre 1632 unter allgemeinem Jubel eröffnet ward. In den nachfolgenden Kriegen mit Russland traf diese Hochschule ein trauriges Geschick; sie entfloh, wie erwähnt, nach Pernau, sodann nach Helsingfors, aber auch die Stadt Dorpat ward auf's neue von harten Schicksalsschlägen heimgesucht. Im Jahre 1705 wurde dieselbe von den Russen erstürmt und der commandirende Schwedische Oberst Skytte schloss mit ihnen eine Capitulation ab. Wenige Jahre nach der Russischen Eroberung geriethen die Einwohner Dorpat's bei dem Russischen Obercommandirenden Narüschkin in Verdacht heimlicher Verbindungen mit Schweden und Peter d. Gr. erliess im Jahre 1708, also vor der Schlacht von Poltawa den entsetzlichen Befehl, die sämmtliche Einwohnerschaft in's Innere des Reichs abzuführen, wobei ihr gestattet ward, einen Theil ihrer fahrenden Habe mitzunehmen. Alles Bitten um Verschonung war vergeblich, die Einwohner wurden grösstentheils nach Wologda abgeführt und die Festungswerke gesprengt, im Jahre 1714 aber ertheilte Peter den auf diese Weise verbannten Bürgern Dorpat's und Narwa's die Erlaubniss, in die Trüm-

mer ihrer Vaterstadt zurückzukehren. Erst der Nystädter Frieden von 1721 brachte Ruhe und die Gewissheit, dass die Schwedische Herrschaft nicht wiederkehren werde. Die Universität ward im Jahre 1802 wieder hergestellt und die Zahl der Einwohner Dorpat's, die im Anfange der dreissiger Jahre nach den Listen des Ministeriums des Innern gegen 10,000 betrug, wird gegenwärtig zu 24,000 angegeben.

III. Ein eigenes Kapitel S. 63—104 bespricht die Baltischen Aus- und Einwanderer. In das Innere des Russischen Reiches ziehen, ausser nach St. Petersburg, um dort zu bleiben, die meisten, auf der Universität Dorpat ausgebildeten Mediciner, desgleichen ein Theil derjenigen, die sich andern wissenschaftlichen Fächern gewidmet haben, sodann Handwerker, auch wohl Kaufleute. Eine nicht unbedeutende Anzahl von denen, die dem landsässigen Adel angehören, dient entweder im Heere, in gesandtschaftlichen Aemtern oder in anderen Zweigen des Staatsdienstes; diese Functionäre kehren aber häufig in die Provinz zurück, um etwa noch Landesposten anzutreten. — Aus Deutschland besteht der regelmässige Zuzug vornämlich in Handwerkern, zum Theil auch in Technikern, Kaufleuten, Literaten, welche Letztere in den Baltischen Provinzen als ein eigener Stand unter dieser Benennung betrachtet werden. Die Zeit aber, dass die Pfarren fast ausschliesslich mit ausländischen Candidaten besetzt wurden, ist längst dahin, indem von denselben ausser der zu bestehenden Prüfung in Dorpat, wie sie für die Inländer vorgeschrieben ist, die Kenntniss des Russischen als erste Bedingung und der Eintritt in den Russischen Unterthanenverband gefordert wird.



IV. S. 104—130 enthält einen Abriss der Reise des Berliner Akademikers Bernoulli durch Kur- und Livland im Jahre 1778 über Riga, Dorpat nach St. Petersburg, die Schilderung des Herzoglichen Hofes von Mitau, wohin er eingeladen war, der Gastfreundschaft, die ihm zu Theil ward, wie der dortigen Lebensart und Sitten überhaupt.

V. S. 130—183 theilt der Verf. eine Biographie Garlieb Merkels mit, und aus dem Nachlass desselben eine Reihe ungedruckter Briefe Herder's und seiner Frau, Wieland's, Böttiger's, Falck's und Cramer's und berichtigt dabei einige falsche Angaben, die sich in den früheren Ausgaben des Brockhaus'schen Conversat.-Lexik. und bei Koberstein finden. — Garlieb Hellwig Merkel ward 1769 als Sohn eines Livländischen Landpredigers geboren. Da es ihm an Mitteln fehlte, eine Universität zu beziehen, wurde er nach beendigem Schulcursus Hauslehrer in einem adligen Livländischen Hause.

Inmitten einer Umgebung, welche die stumme Sklaverei der bäuerlichen Bevölkerung des südlichen Livlands als ein natürliches, durchaus berechtigtes Verhältniss ansah, schrieb er heimlich ein Buch, um den glühenden Protesten einen Ausdruck zu geben, mit denen er sich gegen das Fortbestehen aller ihn umgebenden Verhältnisse erklärte. Mit den Ersparnissen seiner beinahe zehnjährigen Hauslehrerschaft begab Merkel sich 1796 nach Leipzig, um hier zu studiren, und sein Buch: »Die Letten« drucken zu lassen. Das Aufsehen, welches diese Schrift in Livland, wie in Deutschland machte, war ausserordentlich; Paulus besprach sie in der Jenaer Lit. Ztg. höchst günstig und machte den

Namen des jungen Autors dadurch, ziemlich rasch bekannt. Von Riga aus dem Herder'schen Hause empfohlen, ward er bald mit dem Verfasser der »Ideen zur Geschichte der Menschheit« bekannt, desgleichen mit Wieland, dem Idol seiner Jugend. Durch den grossen Erfolg seines Buches, der in der That den Anstoss zu einer Verbesserung der Lage der Lettischen Bevölkerung gegeben hatte und durch die Lobsprüche, der Herder, Wieland, Böttiger, Engel u. A. verblendet, hielt er sich für berufen, der erste Kritiker Deutschland's zu werden, die angefochtene Machtstellung der alten Schule zu retten und den Männern der neuen Schule den ihnen gebührenden zweiten Platz nachdrücklich anzuweisen. Besonders trat er als erbitterter Gegner gegen Goethe auf. Er begründete den später verfehmten Freimüthigen, den er anfangs in Gemeinschaft mit Kotzebue, später allein herausgab. Seine ästhetisch-kritischen Bestrebungen zeigten sich aber als verfehlt; dagegen trat er als Deutscher Patriot in seinen politischen Schriften auf. Als eifriger Widersacher Napoleon's bestrebte er sich, in einer während der verhängnissvollen, schwankenden Haugwitzischen Politik erschienenen Schrift darzuthun, dass nur eine Nationalerhebung die drohende französische Invasion verhindern könne.

Die erwähnten Schriftsteller-Briefe enthalten mehr oder weniger heftige Ausfälle auf Goethe, Schiller, die Gebrüder Schlegel, Tieck.

VI. Die Lebensbeschreibung Ernst Gideon's von Loudon, obgleich mehrere solche vorhanden sind, welche der Verf. S. 183 — 273 liefert, bildet einen der interessantesten und wichtigsten Abschnitte des Buches. Dieselbe enthält unter Benutzung zuverlässiger Mit-

theilungen und neuerer Quellen Zusätze und Berichtigungen zu den bisherigen Schilderungen des ausgezeichneten Mannes.

Ein getreues Bild der Persönlichkeit des hervorragenden Feldherrn seinen Landsleuten und Zeitgenossen vorzuführen, hat der Verf. das ihm zugängliche Material zu der vorliegenden Skizze verarbeitet. Eine Beurtheilung des Feldherrn, fährt derselbe fort, wird erst möglich sein, wenn in die Wiener Archive Einsicht gewonnen ist, — eine Aufgabe, welche ich mir für die Zukunft vorbehalten habe. So viel dem Ref. bekannt, ist übrigens kürzlich abermals eine Biographie Loudon's zu Wien erschienen.

Die Familienglieder schrieben sich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden: Lowdon, Louwdon, Laudohn, Laudon, endlich Loudon.

Einer in der Familie vorhandenen Sage zufolge sollte sie aus Schottland stammen; dies bewog den Feldmarschall Ernst Gideon, dort darüber Aufklärung zu suchen. Es ward ihm 1760 von Robert Douglas in Edinburgh ein vollständiges Geschlechtsregister der alten Familie Lowdoun ausgefertigt, Matthaeus Lowdoun, zweiter Sohn des Barons Matthaeus Campbel de Lowdoun, Grafen von Air in Süd-Schottland, sei sein Stammvater, indem derselbe, wie andere jüngere Söhne derjenigen Familien, deren Güter ausschliesslich dem ältesten Sohne zu fallen, sein Glück im Auslande versuchte, sich den Ruhm eines tapfern Kriegers erworben und dann in Kur- oder Livland niedergelassen habe. Seine Lebensperiode, heisst es ferner, bezeichne das Sterbejahr seines leiblichen Bruders Hugo, Baron Campbel de Lowdoun, der 1626 starb. Diese Nachricht aber gab, ihrer scheinbaren Authenticität ungeachtet, keineswegs die ge-

nügende Aufklärung, denn nicht allein ist ein Johann v. Louwdohn, der 1626 erschlagen ward, also Zeitgenosse jenes Matthäus war, zuverlässigen schriftlichen Nachrichten der Familie gemäss als der erste bekannte Stammvater derselben und als Urältervater des Feldmarschalls anerkannt, sondern andere Documente beweisen die weit frühere Existenz der Familie in Livland aufs zuverlässigste. So erhielt schon Otto v. Louwdohn 1432 vom Rigaischen Erzbischof Henning die Confirmation einer Belehnung von 4 Haken Landes als eines Besitzes seines Vaters im Laudon'schen Kirchspiel, die noch jetzt das Familiengut Tootzen (etwa 20 Meilen von Riga gelegen) bilden; so erhielt Hans v. Laudohn 1503 vom Erzbischof Michael die Belehnung über  $\frac{1}{2}$  Haken Landes an demselben Orte. Ueberdies erhielt ein Hans v. Louwdohn 1625 von der Königin Christine eine Bestätigung seiner Besitzungen in Livland, gegründet auf das Recht seiner Vorfahren, daher sogar später die Reductions-Commission das Besitzthum unangetastet liess.

Nach einer S. 189 vorhandenen Familientafel war der Vater des Feldmarschalls Otto Gerhard von Laudon, Russischer Oberst-Lieuten., Erbherr auf Tootzen † 1734, vermählt in zweiter Ehe mit Eleonore v. Bornemann. Kinder dieser Ehe:

1. Johann Reinhold, Erbherr auf Tootzen, Wendenscher Ordnungsgerichts-Adjunct † 1787, wegen der Verdienste des Bruders in den Deutschen Reichsfreiherrnstand erhoben. Dessen Sohn Johann Ludwig Alexander geb. 1767, Oesterreichischer Feldmarschall-Lieuten.

2. Ernst Gideon, geb. 2. Febr. 1717, † 14. Juli 1790, tritt 1731 als Cadet in Rus-

sische Dienste, nimmt 1739 seinen Abschied, wird 1742 in Oesterreich als Hauptmann angestellt, 1751 Major, 1753 Oberst-Lieuten. 1757 Oberst, einige Monate darauf General-Major, 1758 Feldm.-Lieuten., 1759 für seine Verdienste zugleich mit seinem Bruder und seinen beiden Stiefvettern in den Deutschen Reichsfreiherrnstand erhoben, in demselben Jahre Feldzeugmeister, 1778 General-Feldmarschall.

Es scheint, dass dieser Letztere den Familiennamen zuerst Loudon geschrieben habe, aus welcher Ursache aber ist nicht bekannt.

Was Loudon's früheste Jugend betrifft, so sind neben dem Vater wahrscheinlich der Loudon'sche Kirchspielsprediger und dessen Adjunct seine ersten Lehrer gewesen, und da derselbe früh Neigung zum Militärdienste zeigte, die bescheidenen Mittel der Familie aber den Besuch höherer Lehranstalten unmöglich machten, so trat er noch nicht 16 Jahre alt, in das Pleskow'sche Infanterie-Regiment, dessen Befehlshaber der Kurländer Baron Keyserling war, wie auch andere Kurländer in diesem Regiment dienten. Sieben Jahre lang, von 1732—1739 gehörte Loudon dem Russischen Heere an, in welchem die barbarische Härte des auf dem Spiessruthen-Terrorismus begründeten Militärsystems, wie es durch Friedrich Wilhelm I. und den Dessauer ausgebildet worden war, die Stelle des sittigenden civilisatorischen Momentes vertrat. Obgleich die Jahre, die er in dieser Stellung zubrachte, zu den schwierigsten und sorgenvollsten seines Lebens gehörten, so war es ihm doch gelungen, sich einige Kenntniss der Kriegswissenschaften und der Kriegsgeschichte zu erwerben. Als die Russische Armee in Polen rückte fand Loudon bei dem von Münnich unter-

nommenen Sturm auf Danzig Gelegenheit, sich als tapferer und unerschrockener Offizier zu bewähren, doch verfiel er bald darauf in eine schwere Krankheit, von der er erst wieder hergestellt war, als der Feldzug am Rhein, den seine Waffengefährten mitgemacht, seinen Abschluss erhielt.

Die Wiener Friedenspräliminarien von 1735 verlegten den Russischen Heerestheil, in dem Loudon diente, an die Türkische Grenze und an den Schlachten und Belagerungen der Feldzüge von 1736—1739 hatte auch das Pleskow'sche Infanterie-Regiment, in dem der Cadet Loudon inzwischen zum Premierlieutenant befördert worden war, Antheil genommen. Nach Beendigung des Krieges nahm der Letztere einen längeren Urlaub, um in die Heimath und dann nach Petersburg zu reisen, indem er hier, da er trotz seiner bewiesenen Tapferkeit nicht so hatte avanciren können, wie seine durch die Verhältnisse begünstigten Kameraden, eine Verbesserung seiner Lage zu bewirken hoffte. Er war einem Landsmanne daselbst, dem einflussreichen Oberstallmeister Grafen Löwenwolde empfohlen, doch zeigte dieser sich nicht als eifriger Beförderer des jungen Kriegers, da unter dem Oberbefehl von Münnich sich ausgezeichnet zu haben, demselben nicht als besonderes Verdienst galt, weil dieser Letztere sich durch das hofhörige und eigenmächtige Wesen des eben genannten Feldmarschalls tief verletzt fühlte. Auf den Rath des Secretärs Hochstetten, eines gebornen Oesterreichers, der beim Oberhofmarschall fungirte und der in dem unscheinbaren Lieutenant auf Halbsold ein wirkliches Talent entdeckt hatte, nach Wien hin sich zu wenden, indem Hochstetten für Empfehlungen an den Ministe-

rialsecretär Baron Binder und an Kaunitz Sorge zu tragen versprach. Loudon nahm daher seinen Abschied, scharfte die aus der väterlichen Erbschaft ihm übrig gebliebenen Nothpfennige zusammen, und brach, nachdem er noch einige Zeit bei seinen Verwandten in Livland zugebracht, nach Deutschland auf.

In Berlin, wo derselbe Ende 1740 eintraf, überredeten ihn mehrere dort sich aufhaltende Landsleute, lieber in Preussische Dienste zu treten und bei dem Könige um eine Hauptmannsstelle zu sollicitiren. Aber er musste sehr lange warten, ehe er zur Audienz zugelassen wurde und sein Leben unterdess kümmerlich mit Abschreiben fristen. Endlich erschien der Audienztage und Loudon ward mit mehreren anderen Adspiranten dem Könige vorgestellt. König Friedrich sah den hageren, hochschultrigen und blassen Livländer mit röthlichem Haupthaar einen Augenblick scharf an und ging dann weiter, indem er zu seiner Umgebung sagte: »La physionomie de cet homme, ne me revient pas.« Dadurch ward Loudon veranlasst, von seinem Plane abzustehen und seiner ursprünglichen Absicht gemäss, nach Wien zu gehen. Zwar wird dieser Auftritt von Friedr. Nicolai bestritten, doch Pezzl, der den Feldmarschall persönlich kannte, behauptet dagegen, der erwähnte Auftritt sei durch einstimmige Aussagen Verschiedener bezeugt worden und Loudon's Physiognomie sei (gegen Nicolai's Meinung) allerdings sehr verschlossen gewesen und konnte leicht verkannt werden.

Erst im Jahre 1742 verliess unser Held die Preussische Hauptstadt, nachdem die Zahl seiner Empfehlungen noch durch ein Schreiben des Grafen Philipp von Rosenberg, K. K. Gesandten

am Preussischen Hofe vermehrt worden. In Wien angelangt musste Loudon, dessen bescheidenes Reisegeld längst aufgezehrt war, mehrere Wochen mit Warten verlieren. In dem Gasthose, wo er abgestiegen, traf er mit einem alten Bekannten, dem Panduren-Obersten Freiherrn Franz von der Trenck zusammen, und ward von diesem aufgefordert, in dessen neugebildete Truppe zu treten. Noch bevor er diesen Vorschlag beantwortete, erhielt er zufolge seiner Empfehlungen die Weisung, sich zu einer bestimmten Stunde in Schönbrunn zur Audienz bei der Kaiserin einzufinden. Im Vorsaal hatte er schon längere Zeit gewartet, als ein unbekannter freundlicher Mann auf ihn trat und den bescheidenen, vergrämt aussehenden Livländer in der abgetragenen Russischen Lieutenantsuniform theilnehmend nach seinem Verlangen fragte. Es entspann sich ein längeres Gespräch, in welchem Loudon seinen Stand und Namen und seine schwierigen Verhältnisse ausführlich auseinander zu setzen Gelegenheit hatte. Nach einer Weile entfernte sich der Unbekannte mit dem festen Versprechen, für eine sofortige Audienz zu sorgen. Wenig später in das Kaiserliche Cabinet getreten, fand Loudon seinen neuen Bekannten zur Seite der Kaiserin stehen. Es war der Grossherzog Franz Stephan von Lothringen, Gemahl Maria Theresia's, später als Franz I. Römisch-Deutscher Kaiser. Loudon erhielt die gewünschte Hauptmannsstelle im Trenck'schen Pandurencorps und bald darauf die Weisung, sofort mit diesem nach Bayern aufzubrechen, Kaiser Franz aber blieb bis an sein Lebensende der warme Freund und Fürsprecher seines Schönbrunner Bekannten. Nach Beendigung des Bayer'schen Feldzugs gingen



die Panduren als Avantgarde des vom Feldmarschall Khevenhüller, später vom Prinzen Karl von Lothringen befehligten Armeecorps über den Rhein, um die flüchtigen Franzosen immer weiter zu verfolgen. Hier ward Loudon bei Elsasszabern in einem nächtlichen Vorpostengefecht das einzige Mal in seinem Leben schwer verwundet und gefangen genommen. Ueber die Art und Weise der Befreiung Loudon's schwanken die Angaben; Wurzbach in dem gründlich abgefassten Lebensabriss (Oesterr. Lexikon Bd. 16 S. 68) behauptet, Loudon sei durch eine Schaar marodirender Panduren befreit worden. Feststehend ist nur, dass der Arzt, dem unser Held seine Heilung verdankte, Franzose war, welchen er viele Jahre hernach in Sachsen wieder zu sehen, die Freude hatte, und dass diese Wunde wesentlich zu dem hartnäckigen Magenleiden beitrug, an dem er fortan laborirte. Nach seiner Wiederherstellung zog er mit den Trenck'schen Panduren nach Schlesien. Als Trenck hier seine Truppen vor dem General Keil defiliren liess, rief dieser dem Obersten zu: »was haben Sie da für einen jungen Hauptmann!« »Er ist noch jung, aber er verdient, bereits ein Regiment zu commandiren« lautete die Antwort. Nichts destoweniger hatte Loudon schon wenige Wochen später mit dem rohen und unbilligen Obersten einen so heftigen Auftritt, dass er dessen Corps verliess und nach Wien zurückging, um eine andere Verwendung zu erhalten. Vergeblich wandte er sich mit verschiedenen Bittschriften an einflussreiche Hofleute, schliesslich an die Kaiserin, er wurde immer wieder abgewiesen und endlich auf die Liste der zudringlichen Supplicanten gesetzt. Erst im Jahre 1748 trat eine günstige Wendung

im Leben des Helden ein, denn auf die Verwendung eines gleichfalls in Oesterreichische Dienste getretenen Landsmannes, des Hofkriegsraths Grafen Löwenmolde erhielt er eine Hauptmannsstelle im Liccaner Grenzregiment. Bedingung dieser Wiederannahme scheint ein Act gewesen zu sein, der in das Jahr 1747 oder 1748 fällt, nämlich der Uebertritt zur Römisch-katholischen Kirche; nach Schweigard (Oesterreich's Helden) ist es die Frucht längerer Religionsgespräche mit dem Jesuiten Rieber gewesen und Gellert, der zu Loudon's Bekannten gehörte und es wusste, dass dieser ein tief religiöser Mann und als solcher für sein Handeln verantwortlich sei, äussert seine kurz bedauernde Bemerkung darüber, dass der verehrte Freund nicht mehr unserer Religion angehöre. Im täglichen Verkehr war ihm nichts so verhasst als Regellosigkeit, Frivolität oder leichtsinnige Genusssucht; er selbst zeichnete sich schon als Jüngling durch die Catonische Strenge seiner Sitten, seinen Abscheu vor allen Ausschweifungen und die Verachtung aller gewöhnlichen Vergnügungen aus, und stiess durch ein fast rauhes und nicht selten linkisches Wesen bei oberflächlichen Berührungen ab; rasches und energisches Handeln war ihm nur in der Stunde der Gefahr und Entscheidung gegeben; erst wenn seine Umgebung unsicher und ängstlich zu werden begann, belebten sich seine düsteren Züge zu Leben und Heiterkeit, glänzte aus den melancholischen licht-grauen Augen das Feuer einer glühenden Seele. — Man nimmt an, dass Loudon zweimal verheirathet gewesen — ganz zuverlässige Kunde darüber ist nicht vorhanden — zuerst mit Elisabeth von Essen aus Ungarn, sodann mit Clara von Hagen, der Tochter eines Kroatischen Offi-

ziers. Die aus diesen Ehen entsprossenen Kinder sollen sämmtlich frühzeitig verstorben sein.

Die Jahre einsamen Lebens in der Militärgrenze vergingen unter den Freuden des häuslichen Heerdes und ununterbrochenen Studien. Niemals dass Loudon einen Spazierritt machte, ohne das Terrain zu prüfen und sich von der nächsten Höhe aus eine möglichst zweckmässige Truppenaufstellung zu denken, kein Abend verging, den er nicht brütend über Planzeichnungen und Karten verbrachte. Das habe ich als Feldmarschall nöthig, pflegte er scherzend zu sagen, wenn seine Gattin über die ewigen Karten klagte und ihn zu einer Ruhestunde einlud. Im sechsten Jahre seines dortigen Aufenthalts, nämlich im Jahre 1754 erwarb Loudon sich das Verdienst, einen in Folge einer ausgeschriebenen Steuer unter dem Grenzmilitär ausgebrochenen Aufruhr mit Entschlossenheit und Klugheit zu dämpfen. Nach eingetretenen Misshelligkeiten mit dem Commandirenden des Liccaner Regiments gelang es trotz namhafter, sich unserem Livländer entgegenstehender Hindernisse, demselben, mit den zwei nach Schlesien bestimmten Liccaner Bataillonen, als im Jahre 1756 der Krieg mit Preussen ausbrach, in's Feld zu rücken, um hier durch einen glücklichen Ueberfall des Städtchens Tetschen eine Abtheilung Preussen zu überraschen, als ein günstiges Prognostikon seiner ruhmreichen Thaten. Dergleichen Ueberfälle erfolgten noch mehrere (u. a. bei dem Lausitzischen Grenzdorfe Kirchfeld, wo unser Held ein Bataillon Preussen gefangen nahm und zwei Geschütze erbeutete), die Loudon mit der ihm eigenen Umsicht und Energie ausführte. Zu diesen gehörte bekanntlich auch derjenige bei Hochkirchen am 14. Octb. 1758, der

einer gewonnenen grossen Schlacht gleich zu achten ist, sodann die Erstürmung der Festung Schweidnitz am 1. Octb. 1761, dessen Besitz den Oesterreichern neben der Erbeutung grosser Kriegs- und Proviantvorräthe, zum ersten Male wieder die Gelegenheit bot, in Schlesien Winterquartiere zu beziehen. Man betrachtete dieses Wagestück als eine der grössten Errungenschaften des ganzen Krieges, die errungen ward, ohne Mitwissen des Hofkriegsraths; nur der Kaiser war von dem Unternehmen vorher im geheimen unterrichtet worden. Von der Kaiserin erhielt Loudon einen gnädigen Brief und ein Geschenk, und der Kaiser wie auch der Fürst Wenzel Lichtenstein und Kaunitz traten als seine Vertheidiger gegen die auftauchenden Hofcabalen auf. Doch blieb er noch siebzehn Jahre Feldzeugmeister, ehe er zum Feldmarschall befördert wurde. Einige Monate vorher zerstörte oder erbeutete er einen grossen Transport, den König Friedrich aus Schlesien nach Olmütz hin beordert hatte, wodurch die Belagerung dieses wichtigen Platzes sogleich aufgegeben werden musste. Bei Cunnersdorf den 12. August 1759 gab Loudon den Ausschlag, nachdem er auf eine sehr geschickte Weise kurze Zeit vorher von der Nieder-Lausitz aus seine Vereinigung mit dem Russischen Heerführer Soltikow glücklich bewerkstelligt hatte. Bei Landshut 1760, 23. Juni war es unserem Helden gelungen, den General Fouquet mit einem ansehnlichen Truppen-corps gefangen zu nehmen, dagegen behielt Friedrich bei Liegnitz den 15. August gegen ihn die Oberhand, der damals zum ersten Male ein grösseres Corps selbstständig befehligte, jedoch den Rückzug auf eine meisterhafte Weise anordnete. Auch Maria Theresia bezeugte ihm in

einem huldvollen Schreiben ihre volle Anerkennung für die auf der Stelle ergriffenen klugen Massregeln und die bewiesene Tapferkeit des unter ihm stehenden Corps.

Das Jahr 1762 hatte für die Oesterreichischen Waffen bekanntlich keinen glücklichen Verlauf, denn anstatt Loudon an die Spitze der Oesterreichischen in Schlesien concentrirten Armee zu stellen, ward dem Feldmarschall Daun wiederum der Oberbefehl über dieselbe anvertraut; doch dieser, aus seiner Stellung bei Burkersdorf, Leutmannsdorf und Reichenbach von den Preussen verdrängt, war nicht im Stande, die Eroberung von Schweidnitz, nachdem dieses 63 Tage lang belagert worden, zu hindern. — Noch vor Ablauf des Jahres 1762 begannen die Verhandlungen, um den am 15. Febr. 1763 erfolgten Abschluss des Hubertsburger Friedens herbeizuführen. —

Glänzend war zwar der Empfang Loudon's am Kaiserl. Hofe, der ihm auf Veranlassung seiner Freunde bereitet worden war, doch dieser war nicht der Ort für Loudon, um Erholung von den Anstrengungen zu finden, denen er sich im Feldzuge hatte unterziehen müssen, so dass er sich im Sommer 1763 nach Karlsbad begab, wo er mit Gellert zusammen traf, der ihm ein Verzeichniss von Büchern aufsetzen musste, um sich eine kleine Hausbibliothek anzulegen, denn das war seine beständige Klage, dass er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlicher scharfer Verstand und seine Aufmerksamkeit auf Alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften. — Nach seiner Rückkehr aus Karlsbad zog Loudon auf das ihm von der Kaiserin geschenkte Gut Kl. Baczwar bei Kolin, womit er durch seine Ersparnisse und

mittelst der Pretiosen, welche ihm Kaiser Franz, Maria Theresia, die Kaiserin Elisabeth und der ihm besonders zugethane Erzherzog Joseph (spätere Kaiser) geschenkt hatte, das Gut Gr.-Baczwar vereinigte. Auf der im Jahre 1770 zu Mährisch-Neustadt stattfindenden Zusammenkunft Friedrich's II. und Joseph's II. (damals Mitregenten seiner Mutter) fasste der König, als Joseph den Namen des Feldzeugmeisters Loudon nannte, diesen lange und aufmerksam in's Auge, und sich zu Ersterem wendend: sagte er mit erhobener Stimme: »Mit diesem General werden Ew. Majestät einst die sieben Thürme erschüttern.«

Als man zu Tische ging, wollte Loudon sich in gewohnter Bescheidenheit an das unterste Ende der Tafel setzen: »Auprès de moi, Monsieur le Maréchal, auprès de moi« rief der König mit witziger Anspielung auf die vielen Schlachten, in denen Loudon ihm gegenübergestanden, lachend hinzusetzend: »Je n'aime pas vous avoir en face.« — Beim Abschied schickte Friedrich, der mit Geschenken sonst nicht freigebig war, demselben als Zeichen seiner Gunst, zwei kostbare, reich geschirrte Pferde.

Nach seiner Rückkehr aus Mähren, über welches, wie über Oesterreichisch Schlesien er zum commandirenden General, wie im Jahre 1766 zum wirklichen Geheimrath und Mitglied des Hofkriegsraths ernannt worden, musste Loudon 1773 den jungen Monarchen, der mit Begeisterung an ihm hing und ihn bei jeder Gelegenheit auszeichnete, sammt den Generalen Polleggrini und Nostiz nach Lodomerien begleiten, um dies neu erworbene Staatsgebiet näher kennen zu lernen. Zwei Jahre später verkaufte er seine Güter, indem die Kaiserin sich als Käuferinn an-

bot und siedelte nach Wien über, wo dieselbe ihm drei Häuser schenkte. Indess nicht lange darauf entschloss er sich, wieder auf das Land zu der Thätigkeit mit Pflug und Spaten zurückzukehren, die er eben so lieb gewonnen hatte, wie früher das blutige Kriegshandwerk. Mit dem Erlöse der verkauften städtischen Besitzungen erwarb er das unweit Wien gelegene Gut Hadersdorf, das fortan sein beständiger Wohnort wurde. Nur das Jahr 1778, wo Oesterreich nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern mit seinen Ansprüchen auf Letzteres hervortrat, entzog den Feldzeugmeister Loudon wieder der ländlichen Ruhe, in der er allerdings seine militärwissenschaftlichen Studien keineswegs vernachlässigt hatte. Es kam zwar in dem Feldzuge gegen Preussen zu keiner entscheidenden Action, aber Loudon hatte doch die Befriedigung, die Vereinigung zwischen dem bei Nachod stehenden Könige und dessen Bruder, dem Prinzen Heinrich durch eine geschickte Heeresbewegung zu hindern und den König zum schleunigen Rückzuge aus Böhmen und zur Hinterlassung eines nicht unbedeutenden Gepäcks zu nöthigen. Zugleich hatte das Jahr 1778 dem Feldzeugmeister den Feldmarschalls-Stab gebracht. Der Friede von Teschen vom 13. Mai 1779 versöhnte bekanntlich die streitenden Parteien.

Wir haben es nicht zu unterlassen geglaubt, hier die wichtigsten Momente in den Thaten Loudon's während des siebenjährigen Krieges aufzuführen, als zur Charakteristik des Feldherrn gehörig, während der Verlauf der Begebenheiten bekanntlich in umfassender Weise von Archenholz, der seit 1758 im Preussischen Regiment Forcade dienend, später in ländlicher

Ruhe unfern des Wandsbecker Boten, mit der dem Historiker geziemenden Unparteilichkeit niedergeschrieben ward.

Nachdem Loudon neun Jahre die Freuden des Landlebens genossen, rief ihn der mit der Ottomannischen Pforte ausgebrochene Krieg, um Russland zu unterstützen, wiederum auf das Schlachtfeld, da die von den Oesterreichischen Heerführern unternommenen Operationen keinen glücklichen Erfolg zeigten. Sobald indess Loudon auf das Ansuchen des Kaisers Joseph die Leitung übernahm, musste die in Bosnien gelegene Festung Dubitza capituliren, desgleichen die befestigte Stadt Novi in Türkisch-Kroatien erstürmt wurde. Im folgenden Jahre 1789 betritt Loudon wieder das Schlachtfeld an der Spitze seiner Kroatisch-Slavonischen Armee, und indem sein Freund Hadik verstorben, als Oberbefehlshaber aller gegen die Türken aufgestellten Truppen erscheint er den 6. Mai vor der wichtigen, starken Festung Belgrad und erstürmt dieselbe schon den 9. d. M. — die letzte grosse That seines Lebens. Wien feiert diesen Triumph durch ein dreitägiges Siegesfest, der Kaiser sendet Loudon den grossen Brillantstern des Theresiensordens aus dem Familienschatz und ernennt ihn gleichzeitig zum Generalissimus sämmtlicher Oesterreichischer Heere, ein Rang, der seit Eugen's Zeiten keinem Oesterreichischen Feldherrn zu Theil geworden und ihn zum Vorsitzenden des Hofkriegsraths machte. Bereits im Jahre 1783 hatte der Kaiser, dessen Enthusiasmus für den Helden von Dankbarkeit und Bewunderung überfloss, demselben eine Denksäule errichten und im Saale des Hofkriegsraths aufstellen lassen. Die fünf Fuss hohe Säule von röthlichem Marmor mit dem in weissem Carra-



rischem Marmor gemeisselten Brustbild des Feldherrn, mit antiker Gewandung geschmückt, trägt die Inschrift: Gedeonis Laudoni Summi Castrorum Praefecti Semper Strenui Fortis Felicis Militis Et Civis Optimi Exemplum Quod Duces Militesque Imitentur Josephus II. Aug. In Eius Effigie Proponi Voluit Anno DCCLXXXIII.

In Livland kommt der Name Loudon unter den Familiengliedern, soweit dem Ref. bekannt ist, nicht mehr vor; erwünscht wäre es gewesen, wenn der Verf. darüber, was Oesterreich betrifft, einige Kunde hätte mittheilen können. Ausser seinem Neffen Johann Ludwig Alexander Loudon, dessen Geburtsjahr im Buche einmal (S. 27) 1762, ein andermal (S. 189) 1767 angegeben wird und Erbe des Gutes Hadersdorf ward, hatte der Feldmarschall drei Verwandte, die den Namen Loudon führten, nach Oesterreich kommen lassen, von denen einer nach Livland zurückkehrte und in Russische Dienste trat, ein anderer im Feldzuge gegen die Türkei verstarb und nur der dritte am Leben blieb. Sonst werden ausser den Verwandten Loudon's in Livland, dem Rittergutsbesitzer v. Hanenfeldt und der Rigaischen Patricierfamilie Knieriem der Brigadier und Flügeladjutant des Kaisers Joseph Wilh. v. Klebeck und der durch seine Jagd- und Reiseabenteuer weit und breit bekannt gewordene Freiherr von Münchhausen aufgeführt, der im Jahre 1780 auf dem Loudon'schen Familiengute seinen Besuch abstattete. Ein von der bejahrten Cousine des Feldmarschalls brieflich mitgetheilte Bericht über diesen Besuch, schildert den Legationsrath von Münchhausen als einen artigen, dabei sehr gesetzten und vernünftigen Mann, dessen Wahrheitsliebe durchaus nicht in Zweifel zu ziehen sei. Der

jetzige Besitzer des durch den strahlenden Ruhm des Feldherrn so bekannt gewordenen Ritterguts Tootzen ist ein Herr von Meiners, ebenfalls der Loudon'schen Familie angehörig.

Zu den auffallenden Erscheinungen im Leben des ausgezeichneten Feldherrn gehört auch diese, dass die heftigen Debatten, in die er da, wo sich sein Pflichtgefühl verletzt glaubte, mit seinen Gegnern gerieth, auf seine Beförderung im Dienste wenigstens keinen anhaltenden nachtheiligen Einfluss übten. So hinsichtlich der Französischen Generale bei Rossbach. An diesem verhängnissvollen Tage stand Loudon mit einem kleinen Corps in den Defileen von Naumburg, ohne an dem Treffen Theil zu nehmen. Kurz zuvor hatte er dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, der als erfahrner, muthiger Anführer bei der schlechten Organisation der Reichstruppen, die unter aller Kritik war, seinen militärischen Ruf zusetzte, indem dieser ihn zuweilen um seine Ansichten und seine Meinung ersuchte, gerathen, die auf den Anhöhen lagernden Preussen zur Nachtzeit zu überfallen, damit der König nicht die Gelegenheit habe, am andern Tage sich den Regeln seiner Taktik gemäss, in der Ebene zu formiren. Der Prinz benachrichtigte ihn darauf, die Herren Franzosen marschirten nicht gerne in der Nacht. Nun ergoss sich Loudon erbittert in den heftigsten Ausdrücken der Verachtung und Geringschätzung, über die erbärmliche Französische Kriegführung und das elende Französische Bündniss überhaupt. Die Französischen Befehlshaber beschwerten sich darauf in Wien. »Der Oberst Loudon sei alles guten Tons baar und ledig.« Dass hierauf von dort irgend ein Verweis erfolgt sei, ist wenigstens nicht bekannt geworden.

Das Jahr 1790 warf Loudon auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstand. Die nächste Veranlassung dazu war ein Mittagsmahl beim Fürsten Auersperg und ein unmittelbar darauf unternommener anstrengender Spazierritt. Als er zurückgekehrt war, musste er sich legen und sein Ende herannahend fühlend, empfahl er seine Gattin dem Schutze des inzwischen aus Wien nebst dem Obersten Mack eingetroffenen Fürsten Wenzel Liechtenstein und richtete an seinen neben dem Bette knieenden Neffen Johann Ludwig Alexander Loudon diese Worte: »Sei stets bieder und rechtschaffen, kränke niemanden; mich hat die Fürsorge aus diesem Staube zu hohen Ehrenstellen, die ich nicht gesucht, emporgehoben.« Bald nachdem er diese Worte gesprochen, verschied er. Sein Neffe, Erbe von Hadersdorf war damals Oberst, zeichnete sich in den Tiroler Kämpfen und bei Elchingen aus, nahm nach dem Wiener Frieden von 1809 seinen Abschied und verstarb 1820.

VII. S. 273—290. Eine Livländische Spukgeschichte von 1814, die den Verlauf einer religiösen Schwärmerei enthält, welche die Einsamkeit eines Livländischen Landguts in Erregung und Aufruhr versetzt, und über welche, den von einer eigens zu diesem Zweck niedergesetzten Commission gewonnenen Resultaten gemäss, an den in Paris weilenden Kaiser Alexander auf ausdrückliches Verlangen desselben detaillirt von dem damaligen Generalgouverneur dem Marquis Paulucci berichtet werden musste.

VIII. S. 290—311 schildert der Verf. die Verdienste des Rigenser Albert Hollander, welche dieser sich in der Sphäre der Privatthätigkeit als Vorsteher und Leiter der von ihm gegründeten Lehr- und Erziehungsanstalt auf

dem Gute Birkenruhe unweit Wenden, um das Land erworben, zu einer Zeit, wo die in den Gymnasien eingeführten Reformen nicht stets das Bessere getroffen hatten. Hollander selbst war vier Jahre Schüler des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, ein treuer Anhänger des Turnlehrers Jahn und während seiner akademischen Studien im Jahre 1816 Mitglied der neuerrichteten Burschenschaft in Jena.

IX. Den zweiten Theil des Werkes mit dem eigentlichen Russland beginnend, gibt der Verf. S. 311—357 eine Biographie des Artemy Petrowitsch Wolinski, des Abkömmlings einer Bojarenfamilie, die im 14. Jahrhundert aus Wolhynien in Russland eingewandert war, Nachdem Wolinski unter Peter dem Grossen ausserordentlicher Gesandter in Ispahan und Gouverneur von Astrachan gewesen war, verfeindete er sich als Oberjägermeister und Cabinetsminister der Kaiserin Anna mit Biron, ein Mann allerdings von despotischem, unlauterem Charakter, gesetzloser Weise des Hochverraths angeklagt, endete 1740 nebst zwei angeblichen Mitschuldigen sein Leben auf dem Schaffot, während einem dritten, dem Grafen Mussin-Puschkin, nach erfolgter Begnadigung, die Zunge ausgerissen wurde. Diese barbarische Procedur ward in Folge des von der Untersuchungs-Commission im Namen der Justiz oder dessen, was man damals so nannte, gefällten Urteils vollzogen. Katharina II. widerrief in einer testamentarischen Verfügung an ihren Sohn und sämtliche Nachfolger dieses gesetzlose Verfahren, zur Warnung und Nachachtung, um zugleich wenigstens das Andenken an die Unglücksgenossen auf eine gerechte Weise herzustellen.

X. S. 357—378 enthält zum grössten Theil einen Auszug aus den Memoiren des Polnischen Kanzlers Bartholomäus Michailowski, herausgegeben von dem Historiker Rzewuski, wenig Jahre vor dem Ausbruche des letzten Warschauer Aufstandes.

Wir finden hier eine Schilderung der politischen Parteikämpfe, der anfänglichen Bestrebungen der Fürsten Czartoriski gegen die Erwählung des Stanislaus Poniatowski zum Polnischen Könige nach dem Tode August's III. Die Erwählung des Lithauischen Truchsesses (stolnik) Stanislaus Poniatowski geschah in der Versammlung von 3500 Wählern, deren Anzahl noch auf dem Reichstage von 1733 gegen 60,000 betragen haben soll.

XI. S. 378—405 enthält die Biographie der Princesse de Volodimir, wie sie sich selbst nannte, einer Russischen Kronprätendentinn, einer vermeintlichen Tochter der Kaiserinn Elisabeth Petrowna, nach den Forschungen des Michael Longinow und des früheren Justizministers Grafen Victor Panin zum ersten Mal aus amtlichen Actenstücken zusammengestellt und mitgetheilt von dem in Moskwa erscheinenden Russischen Boten. Diese Prätendentinn, die durch eine Verwechselung auch wohl Fürstin Tarakanow genannt worden ist, war von dem einen der mächtigsten Häupter der Conföderation von Bar, dem Palatinus Karl Radziwill dazu ausersehen, der Kaiserinn auf ihrem Throne im Westen des Reiches dieselben Schwierigkeiten zu bereiten, wie solches Putgaschew im Osten that. Durch einen unbeschreiblichen Leichtsinn und die grösste Unbedachtsamkeit liess sie sich auf das vom Grafen Alexei Orlow befehligte Russische Geschwader im Mittelmeer locken,

worauf sie verhaftet nach Kronstadt geschickt und bald darauf in der Petersburger Peter Pauls Festung einem Verhör unterworfen wurde, in welchem sie jedoch alle ihr vorgeworfenen Ansprüche auf den Thron ablängnete, und bald darauf, an einem Lungenübel leidend, verstarb. Dass ihr Tod aber in Folge einer Ueberschwemmung der Kasematten eingetreten, wird als erdichtet bezeichnet.

XII. S. 405—480 wird von der Griechisch-orthodoxen Kirche und deren Secten gehandelt. Die gesammte Geistlichkeit zerfällt in 3 Klassen; die erste besteht aus der Klostergeistlichkeit (der s. g. schwarzen Geistlichkeit *tschornoje duchowenstwo*), welcher alle Bischöfe und höheren Würdenträger, so wie die meisten Directoren und Lehrer der geistlichen Lehranstalten angehören, welche fast ausschliesslich die Leitung der Kirche in den Händen hat und den eigentlich herrschenden Stand bildet. —

Die zweite Klasse besteht aus der weissen oder weltlichen Geistlichkeit (*bjeloje duchowenstwo*), deren Glieder einen erblichen privilegirten Stand bilden, aus welchem indess der Austritt gestattet ist. Demselben gehören sämmtliche Geistliche der städtischen und Dorfkirchen an, die mit dem Publicum in directer Beziehung stehen, den Cursus in einem geistlichen Seminar vollendet haben und sich mit einer Jungfrau verehelichen müssen. —

Den dritten, ebenfalls erblichen geistlichen Stand bilden die Kirchendiener, Küster, Kirchensänger und Diakonen, zum grössten Theil Kirchenschüler, die ausser Stande waren, ein Examen zu bestehen. Jedem Eparchialvorsteher steht ein aus örtlichen Geistlichen

gebildetes Consistorium zur Seite, mit dessen Hülfe er die Verwaltung des Sprengels leitet. Alle Ernennungen, Beförderungen und Entlassungen ruhen in der Hand des Bischofs, dessen Befugnisse beinahe unbeschränkt sind. Seinen Hofstaat bilden ausschliesslich Mönche, die allenthalben die Aristokratie der Kirche ausmachen, allein an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der geistlichen Schulen Theil haben und die weisse Geistlichkeit in strenger Abhängigkeit halten. Die Zahl sämmtlicher Kloster- und Weltgeistlichen, Kirchendiener, Sänger nebst Weibern und Kindern, betrug nach einer Zählung von 1861 = 600,000 Köpfe. — An der Spitze der gesammten Griechisch-orthodoxen Kirche Russlands steht, seit Peter der Grosse im Jahre 1716 die Würde eines Patriarchen von Russland abgeschafft, die heiligst dirigirende Synode (oder wie man in Russland schreibt: der Synod), die aus 12 Geistlichen besteht. Der dieser Behörde zur Seite fungirende Oberprocureur, der eine eigene Kanzlei hat, ist eine sehr einflussreiche Persönlichkeit, gegenwärtig der Minister der Volksaufklärung Graf Tolstoy. — Der Secten gibt es mehrere, priesterliche und priesterlose, die hauptsächlich emporkamen, als der Patriarch Nikon im Jahre 1666 eine Revision der zum Theil corruptirten Rituale vornehmen liess, und auf die Weise ein Schisma (Rokol) hervortrat.

XIII. In Beziehung auf die von August Freiherrn von Haxthausen über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Russland's in den Jahren 1848—1866 erschienenen Schriften, spricht der Verf., auf die bestehenden thatsächlichen Verhältnisse fussend, S. 480—516 die Ansicht aus, dass das jenen Zuständen

in denselben gespendete Lob, der Begründung entbehre, welchem Urtheil sich auch unparteiische Russische Stimmen anschliessen.

Die in Russland vorhandene social-demokratische Partei hebt den ländlichen Gemeindebesitz in revolutionärem Sinne als etwas ganz Vorzügliches hervor, Herr von Haxthausen in conservativem. Dennoch ist derselbe bei der unzweckmässigen Vertheilung der einzelnen Landparzellen und bei der alle 9 Jahre eintretenden Verloosung dieser Parzellen nicht dazu geeignet, die Volkswirthschaft zu heben und zu verbessern. So wie derselbe allerdings die Existenz eines ländlichen Proletariats ausschliesst, fehlt zugleich jeder individuelle Antrieb, einer rationellen Landwirthschaft die gehörige Sorgfalt zu widmen. — Seit Aufhören der Frohnen auf etwa  $\frac{5}{8}$  der ländlichen Privatbesitzungen fehlt es theils den Gutsbesitzern an Arbeitern, theils ergeben sich diese um so mehr dem Müssigange, der Völlerei. Hierzu kommt, dass weder der vornehme noch der geringe Russe seinem Naturell nach ein enthusiastischer Verehrer der Landwirthschaft ist. Gäbe es nicht in mehreren Gouvernements unermessliche Ebenen von üppiger Fruchtbarkeit und herrliche Wiesen, mit zahlreichen Rindviehheerden bedeckt, (wie sie u. a. die Deutschen Colonisten im südlichen Russland besitzen), es würde an eine so umfangreiche Verschiffung landwirthschaftlicher Produkte, wie solche in den hauptsächlichsten Seehäfen wirklich stattfindet, gar nicht zu denken sein.

XIII. Indem der Verf. einen kurzen Rückblick auf die Literatur Russlands wirft, schildert er S. 516—552 einen der vorzüglicheren Russischen Schriftsteller, den Novellisten Iwan



Turgenjew, zuerst bekannt geworden, durch das im Jahre 1852 veröffentlichte Tagebuch eines Jägers, Deutsch von Wiedert; Berlin. 1854. In seinen Novellen beleuchtet er theils das Petersburger Salonleben, theils die Russischen Lebensgewohnheiten und Zustände überhaupt. In seiner auch durch Deutsche und Französische Uebersetzungen weiter verbreiteten Novelle »Der Rauch« betitelt, bestätigt derselbe als Quintessenz seiner Beobachtung überhaupt, dass es mit der angeblichen Wiedergeburt der Russischen Gesellschaft durch die liberalen Ideen von 1859 und 1861 und mit der nationalen Umkehr von 1863 in Wahrheit nichts weiter sei als Dunst und Rauch (wie Shakespeare ausruft: air — a trim reckoning — a mere scutcheon!)

Dr. J. Dede.

Johann Reuchlin. Sein Leben und seine Werke von Dr. Ludwig Geiger. Leipzig. Duncker und Humblot 1871. XXIII und 488 SS. in gr. 8°.

In diesem Werke versuche ich das Leben eines Mannes zu schildern, der als einer der bedeutendsten Träger des Humanismus allgemein bekannt ist, als Lehrer der griechischen, als Wiedererwecker der hebräischen Sprache dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands eine neue Richtung gegeben, durch seinen langdauernden Kampf mit den Kölner Mönchen, wenn er auch schliesslich durch Machtgebot zu seinen Ungunsten entschieden wurde, einen glänzenden Sieg für die Berechtigung freier Meinungsäusserung erstritten hat.

Quellen für diese Biographie waren vornehm-

lich die Briefe, der Briefwechsel Reuchlins mit seinen Freunden, die Briefwechsel einzelner hervorragender Männer aus diesem Kreise: des Erasmus, Mutian, Hutten. Für den Streit kamen neben den Streitschriften Reuchlins, die bisher ausschliesslich betrachtet worden, die Pamphlete seiner Freunde und seiner Gegner in Betracht. Die wissenschaftliche Bedeutung konnte nur erfasst werden, wenn man die den verschiedensten Gebieten angehörenden Werke einem eingehenden Studium unterwarf, Reuchlins Stellung zu den die Zeit bewegenden Fragen genau erörterte.

Der letztere Gegenstand schien so wichtig, um in einem eignen Buche, dem zweiten, behandelt zu werden; das dritte, bei weitem umfangreichste, erzählt den weltgeschichtlichen Streit; während das erste die Ereignisse im Reuchlins Leben vor Beginn des Kampfes berichtet, das vierte an eine Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen aus den letzten Lebensjahren eine kurze Charakteristik des Mannes reiht, dem das Werk gilt. Ein Nachtrag giebt die Uebersetzung eines mir erst nachträglich bekannt gewordenen Briefes von Hutten an Reuchlin, der für das Verhältniss Reuchlins zur Reformation von grosser Wichtigkeit ist. In der Einleitung habe ich im Allgemeinen den Gesichtspunkt bezeichnet, von dem aus Leben und Wirken Reuchlins zu betrachten ist, Rechenschaft über die von mir benutzten Quellen und einen Bericht über die vorhandenen Bearbeitungen gegeben. Aus den schon früher bekannten und neu hinzugekommenen Quellen, die namentlich Böcking zum ersten Male herausgegeben hat, — einiges habe ich in Bibliotheken und Archiven aufgefunden — schien eine neue Bearbeitung wünschenswerth.

Es sei gestattet, dieser Anzeige einige Zusätze und Berichtigungen zu meinem Buche anzufügen.

Der oft erwähnte Cardinal Hadrian, ein Gönner Reuchlins, hätte schon zur Unterscheidung von seinem Namensvetter, durchgängig Hadrian v. Corneto genannt und auch seine schriftstellerische Bedeutung hervorgehoben werden müssen. Vgl. Burckhardt, Cultur der Renaissance 2. Aufl. S. 96, 198, 204. — S. X Z. 15 v. u. ist nach der Abhandlung Dillenburgers: Zur Geschichte des deutschen Humanismus in Bonitz' Zeitschr. für das Gymnasialwesen Juli—August 1870 S. 483 so zu berichtigen: »Alex. Hegius wurde auf dem Schulzendorfe Heek beim Dorfe Heek im ehemaligen Amte Horstmar geboren und veränderte seinen Familiennamen Heek in Hegius.« Zu S. 68 ist R.'s Kenntniss des »Freidank« zu erwähnen (Rathsclag Fol. X) und auf die von Sebastian Brant (Strassburg, Grüninger 1508) veranstaltete Ausgabe zu verweisen. Zu S. 81 Anm. 2 ist nun nach Stälin, Wirtemberg Gesch. 4. Band 1. Abth. S. 11 Anm. 1 nachzutragen, dass unter Moniosthenes Herzog Eberhard II. gemeint ist. Zu S. 71 Anm. 1. Aurora ist das nur handschriftlich erhaltene Werk des Engländer's Petrus de Riga (Ende des 12. Jahrh.), das in 15,056 Versen eine metrische Umschreibung von Theilen des A. T. und der Evangelien giebt (vgl. Böcking, Opp. Hutt. vol. VII, p. 458 fg.) Zu S. 196 ist die Stelle des Erasmus aus dem Lobe der Narrheit nachzutragen: »das Wort Jesus theilte er (ein alter Theologe) in zwei gleiche Theile, so dass der fünfte Buchstabe in der Mitte übrig blieb. Dann that er dar, dass dieser Buchstabe s bei den Hebräern Sin hiesse und in der schottischen Sprache

»Sünde« bedeute. Daraus erklärt sich deutlich, dass Jesus der Welt Sünden trage. (Stichart, Erasmus v. Rotterdam S. 108). So weit war freilich Reuchlin nicht gegangen, aber auch er hatte dem *s* in dem Namen Jesus eine besondere Bedeutung beigelegt. (vgl. S. 183 fg.) S. 238 Anm. 3 hätte, obwohl die Beziehung auf Gregor Reisch angenommen werden kann, auch angeführt werden müssen, dass die Carthäuser überhaupt in Geruch besonderer Frömmigkeit standen. *Carthusienses, apud quos adeos sepulta latet pietas*, sagt Erasmus im Lobe der Narrheit.

Bei der Erwähnung des Coritius S. 449 hätte ein Wort über seine Bedeutung als Mäcen deutscher und italienischer Humanisten gesagt werden können (Strauss, Ulrich von Hutten I, S. 161 fg., Burckhardt, S. 210 Anm. 3.) Die S. 458 Anm. 8 erwähnte Thätigkeit Reuchlins war die Annahme der Huldigung zu Winnenden, vgl. Stälin S. 108. Ein unangenehmer Irrthum ist S. 398 stehen geblieben. Der dort erwähnte Poggio ist nicht der berühmte Franz P., der Verf. der Facetien, der 1402—1452 am römischen Hofe lebte (Voigt, Wiederbelebung des klassischen Alterthums S. 273 ff.), sondern dessen vierter Sohn Joh. Franz geb. 1447, Sekretär des Papstes Leo X., st. 25. Juli 1522. (Stepherd, *The life of Poggio*. Liverpool 1802 S. 483 Anm.) — Auch einige Druckfehler haben nicht mehr entfernt werden können. S. 8 Z. 3 v. u. ist Friedrich für Karl; S. 135 Z. 11 Targumim für Targuminen; S. 200 Z. 4 v. u. Stützen für Nutzen; S. 214 Z. 7 v. o. die sie für den sie zu lesen. S. 122 ist der erste Satz und Anm. 1 zu streichen; S. 410 Z. 11 v. u. ist Ausgabe für Uebersetzung zu lesen und Z. 9 v. u. Uebersetzung nach gegebenen einzuschalten;

S. 433 Z. 14 v. u. ist feindlich für friedlich zu lesen. In den hebräischen Stellen der Anmerkungen sind trotz mehrfacher Correcturen einzelne Irrthümer stehen geblieben.

Berlin.

Ludwig Geiger.

---

Lac spirituale. Iohannis de Valdés institutio puerorum christiana edidit Fridericus Koldewey. Accedit epistola Eduardi Boehmer ad editorem data de libri scriptore. Editio altera. Halis, sumptibus G. Aem. Barthel. MDCCCLXXI. 32 pp. 8.

Der Herausgeber fand in der Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Exemplar dieses kleinen Abrisses der christlichen Lehre, der, im 16. Jahrhundert viel gerühmt, jetzt gänzlich verloren schien, so dass ihn Professor Boehmer auf den grössten Bibliotheken Europas vergebens gesucht hatte. P. P. Vergerius hatte ihn 1554, wahrscheinlich in Tübingen, drucken lassen und M. Bartholom. Hagen dort 1555 ins Deutsche übersetzt. Eine zweite Ausgabe veranstalteten, wahrscheinlich 1557, zu Königsberg Andreas Tricesius und Matthias Stoius und diese ist es, die der Herausgeber zuerst 1863 und jetzt wieder abdrucken liess. Hagen und die Königsberger bezeichnen Vergerius als Verfasser, während der Titel das Büchlein nicht *opusculum*, sondern nur *munusculum Vergerii* nennt und am Ende beigefügt ist: *Ex Italico*. Daher hält Böhmer nach einer Andeutung des Caelius Secundus Curio nicht Vergerius, sondern den grossen spanischen Reformator Johannes Valdés für den Verfasser und legt in seinem Briefe die genaue Uebereinstimmung dar, die in den Ansichten und selbst in einzelnen Wendungen der Sprache zwischen diesem Büchlein und andern Schriften des Valdés vorhanden ist.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 52.

28. December 1870.

Jürgen Bona Meyer: Philosophische Zeitfragen. Populäre Aufsätze. Bonn. Ad. Marcus. 1870. XV und 434 SS. 8.

Fiele Popularität mit Unwissenschaftlichkeit zusammen und wären Diejenigen, die über philosophische Zeitfragen eine wissenschaftliche Verständigung suchen, kein Theil des Volks, so wären, trotz ihrer Form, diese philosophischen Aufsätze nicht populär zu nennen. Aber weder das Eine, noch das Andere ist der Fall.

Alle Wissenschaft arbeitet sich aus den Vorstellungsmassen der Menschen heraus. Jede Wissenschaft ist ein durch geordnete Arbeit aus den gemeinen Vorstellungen gewonnenes, aufgeklärtes Ergebniss und Verständniss. Die Wissenschaft kann somit die Vorstellung für sich gewinnen, ja in diesem Gewinn besteht wohl recht eigentlich ihre höchste und letzte Aufgabe, d. h. die Popularität. Das Gebiet strenger Wissenschaftlichkeit wäre nichts, als die Rüstkammer, der ihre specifischen Arbeiter nicht fehlen dürfen, aus der aber die populäre Wissenschaft-

lichkeit das Zeug ihrer Wirksamkeit und Fruchtbarkeit entlehnt.

Die nach wissenschaftlicher Verständigung Suchenden bilden auf der anderen Seite die Zwischenglieder zwischen den Leuten der Wissenschaft und der unwissenschaftlichen Menge. Sie sind die gleichsam aus dem Boden der letzteren Hinaufsteigenden, zu welchen die Männer der Wissenschaft, ohne der Wissenschaft Etwas zu vergeben, in verständlicher Form hinabsteigen. Sie bevölkern das Gebiet der Popularität, das der allgemeinsten Verbreitung fähig ist, weil wohl eine grössere oder geringere Empfänglichkeit und Reife der Vorstellung für wissenschaftliche Wahrheiten herrscht, aber keine Grenze Wissenschaft und Vorstellung schlechthin scheidet.

Diese wahre Popularität ist, wie jeder Wissenschaft, so auch der Philosophie zugänglich. Auch die Philosophie kann die Form strenger Wissenschaftlichkeit, unbeschadet der Wissenschaft als solcher, abstreifen und ihre Fragen populär behandeln und wer es aufrichtig mit dem Volke meint, kann nur wünschen, dass der Philosophie ihr Bemühen um Popularität gelinge.

Ohne Frage verfolgte der Verf. eine schöne und begründete Aufgabe, als er in dem vorliegenden Werk empfänglichen Lesern kein Buch strenger Wissenschaft, das die aufgeworfenen Probleme nach allen Seiten erschöpft, aber ein Buch darbot, das in keinem Satz die Gewissenhaftigkeit streng wissenschaftlicher Vorprüfung verläugnet. Ihm gelang auch, glauben wir, für diese Aufgabe die Form zu finden, in der das Buch jedem Leser, der überhaupt zu ernstem Nachdenken fähig ist, wie er es wünscht, verständlich ist. Jedenfalls ist das Werk anregend

und anzuregen ist ein hauptsächlichlicher Vorzug einer populären Schrift. Der anregenden Kraft des Buchs thut die theilweise Polemik keinen Abbruch. In der That sind, wie der Verf. sagt, philosophische Zeitfragen mehr oder minder Streitfragen, welche polemische Streifgänge nöthig machen. Auch die hinsichtlich gewisser entscheidender Punkte beobachtete Resignation des Verf.'s regt an, mehr, als jener zuversichtliche Ton der Gewissheit thun würde, der bei den Lesern vielmehr leicht auf Zweifel und Widerspruch stösst.

Da die Philosophie in unseren Tagen wieder, wie wiederholt im Laufe der Zeiten, ihr gutes Recht, zu existiren, verfechten muss, darf es nicht Wunder nehmen, dass der Kampf um den eigenen Heerd in einem populären Buch, wie das vorliegende ist, das Alpha und das Omega bildet. Der Inhalt des Anfangs- und Schlusskapitels berührt sich vielfach. Die Vorurtheile unserer Zeit gegen die Philosophie, von denen der Verf. im ersten Kapitel spricht und nachweist, dass sie theilweise nicht so jungen Datums sind, wie wohl Mancher glaubt, sind jenen Klagen über den Wechsel der Systeme verwandt, die im letzten Kapitel über die philosophischen Systeme und die Zukunft der Philosophie erwähnt werden. Aber Anfang und Ende sind durch den zwischen ihnen liegenden Inhalt vermittelt. Wenn das Schlusskapitel die philosophischen Systeme auf gewisse feste, in ihrer Ausbildungsfreiheit beschränkte Grundsysteme zurückführt und den Tummelplatz der philosophischen Arbeit zugleich begrenzt und klärt: so vertheidigt dieses letzte Kapitel durch dies Ergebniss in sprechendster Weise das Existenz-Recht der Philosophie gegen alle und jede Miss-



bräuche und zugleich gegen alle und jede Vorurtheile, nicht bloss gegen diejenigen, welche nach dem Anfangskapitel unsere gegenwärtige Zeit gegen sie hegt. Es eröffnet sich in diesem Schlusskapitel der Philosophie eine verheissungsreiche Zukunft.

Der Verf. theilt jenen zwar bescheideneren, aber auch fruchtbareren Begriff von dem Wesen und der Bedeutung der Philosophie, den man als den, unserer Zeit und ihren besonnenen philosophischen Denkern charakteristischen bezeichnen kann. Ihm ist die Philosophie — vergl. S. 9—12 — die eigentliche Wissenschaft vom Geiste, deren Aufgabe eine doppelte ist und in der Beantwortung der Fragen besteht: was wissen wir vom Wesen des Menschen und was wissen wir vom Zusammenhang des Weltalls. Die nähere Erläuterung über den Sinn dieser Fragen stellt heraus, dass unsere Zeit so wenig, wie überhaupt irgend eine Zeitperiode der Philosophie entrathet und entrathen kann, weil die Philosophie mit den Grundfragen aller Wissenschaft und allen Lebens verwachsen ist. Die Abkehr von der Philosophie ist nur eine scheinbare, gilt nicht dem Inhalt jener Fragen, sondern nur der systematischen Form, in der sie vorgebracht werden. Für jenen Inhalt zeigt in der That unsere Zeit auf allen Gebieten die lebhafteste und in weitesten Kreisen ausgebreitete Empfänglichkeit. Die Philosophie soll jetzt nur dieser Empfänglichkeit in geeigneter Form entgegenkommen, statt ihr in hochmüthiger Selbstgenügsamkeit den Rücken zu kehren. Und das vorliegende Buch selbst ist eben ein Zeichen dieser Wahrheit, indem es den Beweis zu führen sucht, dass die hochmüthige Abwendung der Philosophie von der denkenden Mitwelt ebenso unbe-

rechtigt ist wie die Klage über die Theilnahmlosigkeit unserer Zeit für philosophische Fragen.

In dem Verfolge der verschiedenen Fragen, welche der Verf. behandelt, glauben wir erkennen zu können, wie sich der angedeutete Begriff von der Philosophie in der Hauptsache theils durch Eingehen auf die naturwissenschaftlichen Probleme mit polemischer Rücksicht namentlich auf die Grundgedanken des Materialismus (in den Kapiteln 2—6), theils dann durch Betrachtung der ethischen und religiösen Probleme mit kritischer Würdigung namentlich der specifisch philosophischen und theologischen Grundgedanken (in den Kapiteln 7—11) mehr und mehr entwickelt und ausgestaltet. Nur ist die Sonderung in der Polemik und Kritik nicht einseitig und für die jedesmalige Frage die gleichzeitige Berücksichtigung der verschiedenen, in Betracht kommenden Ansichten nicht ausgeschlossen.

Wir setzen die Ueberschriften der Kapitel hier her: das zweite Kapitel handelt von Kraft und Stoff, Zweck und Ursache, das dritte von der Entstehung der Arten, das vierte von der Rangordnung der organischen Wesen, das fünfte von Thier und Mensch, das sechste von Seele und Leib. Dann handelt das siebente Kapitel über die Temperamente, das achte von dem Willen und seiner Freiheit, das neunte von dem Gewissen und der sittlichen Weltordnung, das zehnte von der Zukunft der Seele und das eilfte von der Religion und der Philosophie in unserer Zeit.

Eine reiche Fülle also der alle Gebildeten unserer Zeit interessirenden Fragen wusste der Verf., wie aus der einfachen Aufzählung der Titel erhellt, in den Kreis der vorliegenden po-

populären Besprechungen zu ziehn. Mit Recht darf er auch hoffen, dass eine Beleuchtung dieser Fragen von seinem philosophischen Standpunkte dem von unserer Zeit allen naturwissenschaftlichen Forschungen in so reichem Maasse entgegengebrachten Interesse je mehr begegne, je mehr sie durchgängig an diese Forschungen selber anknüpft, von ihnen sich abhebt. Sein Standpunkt stimmt dabei in manchen Stücken mit demjenigen des Verfassers der Abhandlungen zur systematischen Philosophie und der philosophischen Einleitung zu der von Karstens redigirten Encyclopädie der Naturwissenschaften, Friedrich Harms, überein, über welche beiden Schriften ich in Stück 45 dieser Anzeigen vom 10. November 1869 und in Stück 23 vom 2. Juni 1870 eine Anzeige gebracht habe. Auch er findet z. B., wie Harms, gegenüber dem Materialismus, dass der Stand unseres Naturwissens die mechanisch-materialistische Bejahung der entscheidenden Frage, ob alle wirkenden Kräfte auf Druck und Stoss bewegbarer Materie zurückgeführt werden können, keineswegs begünstigt (S. 27—29), und auch er räumt dem Zweckbegriff eine natürliche und nothwendige Berechtigung ein, indem er gleichzeitig vor den Fehlern in der Anwendung desselben warnt (S. 30—38). Und der Standpunkt des Verfassers ist überall klar, wenn in populären Aufsätzen auch keine erschöpfende Auseinandersetzung darüber zu erwarten ist.

Die Kapitel über den Darwinismus, über die Rangordnung der organischen Wesen und über Thier und Mensch wird der Liebhaber der Naturwissenschaften ohne Zweifel mit Befriedigung lesen. Sie zeugen von einer eingehenden Kenntniss und von sorgfältiger Berücksichtigung

der Literatur über diese Gegenstände und suchen gleichzeitig die Darstellung durch eingeflochtene zahlreiche Beispiele interessanter naturwissenschaftlicher Experimente mannichfaltig zu beleben und den Charakter der Popularität zu bewahren. Der Verf. hatte ja nicht bloss auch den auf diesem Gebiete weniger kundigen Leser in die Untersuchungen der Naturforscher einen Blick gewinnen zu lassen, sondern gleichzeitig durch sorgfältige Prüfung des pro et contra die Ueberzeugung zu erwecken, dass seine Berichtigungen und Modificationen der aus jenen Untersuchungen, namentlich von den Materialisten gezogenen Schlüsse philosophischer Art begründet und stichhaltig seien.

Unsere Recension freilich hat sich darauf zu beschränken, die dem Verf. eigenthümlichen Resultate hervorzuheben. Auf das sehr reichhaltige und mannichfaltige Detail einzugehen würde von dem Zweck, einen Begriff von der Tendenz und dem Geiste, in welchem der Verf. schrieb, zu geben, zu weit abführen. Demgemäss möge es uns erlaubt sein, herzusetzen, was der Verfasser zum Schluss seines Aufsatzes über Darwin in speciellem Bezug auf das schwierige Problem der Classification sagt.

»Schliesslich ist die neue Theorie (Darwins) auch von zweifelhaftem, jedenfalls nur von begrenztem Werth für das schwierige Problem der Classification. Darwin will in der Abstammung der Geschöpfe von einander das reale Band erkennen, das sie alle mit einander verknüpft und sucht darin die Erklärung dafür, dass es der Wissenschaft unmöglich geblieben ist, scharf abgegrenzte Eintheilungsgruppen unter ihnen zu bilden. Es giebt eben nur zeitweilig fest gewordene Typen der Lebensformen, die durch un-

zählige Mittelformen mit einander verbunden erscheinen, daher einen niemals scharf zu fassenden Charakter fließender Unbestimmtheit behalten und aller Mühe der Systematik Hohn sprechen. — Solche Ansichten konnten für die wissenschaftlich nothwendige Unterscheidung der Geschöpfe bedenklich erscheinen, konnten die Furcht erwecken, dass Manche die Lehre von dem ununterscheidbaren Formengewirre bequemer finden möchten als die Forderung schwer zu findender Unterscheidungen; aber diese Bedenken und diese Furcht waren nicht durch sich selbst schon hinreichend begründet. Ihrer Voraussetzung nach sollte man meinen, die Naturwesen seien nur dazu da, um in Arten und Gattungen eingetheilt zu werden. Gäbe die Natur wirklich zu solchen Sonderungen keinen Anlass, so wäre es albern, den darauf begründeten Mangel aller Systematik zu bejammern. Aber in Wirklichkeit liegt die Sache anders, die Natur selber bietet uns jenen Anlass, nöthigt uns ihm Rechnung zu tragen. Freilich hat man gemeint, daran erinnern zu müssen, dass Arten und Gattungen auf unserem Abstractionsvermögen beruhende Eintheilungen des menschlichen Verstandes sind, dass somit Art und Gattung als so entstandene Begriffe blosse Gedankendinge sind ohne Wirklichkeit. Demgemäss glaubte man in der Neigung, dem Artbegriff auch eine objective, reale Bedeutung und somit einen der subjectiven veränderlichen Auffassung unzugänglichen, andauernden Werth beizulegen, einen letzten Rest des mittelalterlichen Realismus zu erkennen, der irrthümlich in den Begriffen die Wesenheit der Dinge zu erfassen meinte, wogegen wieder mit den neu geschärften Waffen des scholastischen Nomina-

lismus zu kämpfen sei. Die neuesten Forschungen der Naturwissenschaft sollten uns gründlich von diesen letzten Ueberbleibseln des mittelalterlichen Realismus mit seiner Begriffsgespensterlehre befreien. — Zutreffend dürfte diese Erinnerung an den alten Kampf des Realismus und Nominalismus in Rücksicht auf Darwin schwerlich gefunden werden. Denn seine Lehre erklärt keineswegs die Arten für blosse Begriffe und somit für subjectiv auf wechselnder Abstraction beruhende Eintheilung unseres Verstandes; vielmehr sollen die Arten gelten als real verbundene Gruppen der Natur selbst, nur nicht als ursprünglich feste, sondern nur als zeitweilig festgewordene. Nicht unsere Auffassung von der Gruppe soll den Wechsel der Artbegriffe bedingen, sondern der Wechsel und die Verbindung der Gruppen selbst soll die Festigkeit und Schärfe unseres Artbegriffs hindern. Wäre der Artbegriff bloss subjectives Product unseres Verstandes, so könnte er scharf sein, er ist dies nicht, gerade weil er dem objectiven Verhalten der Natur nachgehen muss, die fast nie so scharf scheidet, wie der abstracte Verstand des Menschen. Also der Darwinismus hat Nichts wider den Realismus, er verwandelt nur rück-sichtlich des Artbegriffs das ursprüngliche Dasein in ein erworbenes, das stehende in ein flüssiges. — In richtiger wissenschaftlicher Begrenzung bleibt uns gegen diese Auffassung kein Einwand. Der menschliche Geist ist es allerdings, der sich vermöge der Abstraction die Gattungsbegriffe bildet und insofern sind dieselben seine Gedanken; aber er bildet die Begriffe auf Anlass der Naturdinge, indem er von ihnen die wesentlichen, dauernden Merkmale von den unwesentlichen, veränderlichen, die gemeinsamen

von den unterschiedenen abstrahirt, und insofern entspricht den subjectiven Begriffen eine objective Beschaffenheit der Natur. Mit solchen Gedanken waren wir über den künstlichen Gegensatz des Nominalismus und Realismus längst hinweg gekommen und es war wohl am wenigsten von der Naturforschung ein abermaliger Aufhebungsversuch dieser richtigen Ausgleichung zu erwarten, welche auch Darwin unbefangen vertritt. — Ebenso berechtigt war Darwin, mit dem Artbegriff nicht unbedingt den Begriff unveränderlicher Ursprünglichkeit verbinden zu wollen. Diese Voraussetzung hat allerdings in die unbefangene Forschung ein unklares und deshalb hinderliches Moment gebracht. Linné's Satz: »Species tot numeramus quot diversae formae in principio sunt creatae« ist verhängnissvoll geblieben bis zu dem neuesten Ausdruck Agassiz's von den Arten als Schöpfungsgedanken Gottes. Dieser Satz geht einerseits zu weit über die Grenzen der Forschung hinaus und zieht andererseits doch die Grenzen zu eng. Bis an die Schöpfung reicht unsere Forschung nicht, aber sie reicht vielleicht aus, um zu zeigen, dass auch nach der Schöpfung noch Arten, d. h. typisch fest gebildete Gruppen entstanden sind. — Die Gattungsbegriffe und Eintheilungen wurden fast immer mit dem Schein allzugrosser Unbedingtheit ausgestattet und fielen dadurch natürlich dem Wechsel der veränderten Ansicht und erweiterten Erfahrung anheim. Längst war es nöthig, ernstlich zu beachten, was Whewell in seiner Philosophie der inductiven Wissenschaften trefflich ausgeführt hat, dass natürliche Gruppen durch den Typus, nicht durch die Definition gegeben sind, dass daher innerhalb einer typischen

Grenze eine mehr oder minder grosse Abweichung zu lassen ist. An diesen Stand der Dinge mit offenem Sinn erinnert zu haben, ist ein Verdienst Darwins. Sein Fehler beginnt erst damit, dass er, anstatt nun unbefangen die Grenze der Veränderlichkeit im Verhältniss zur typischen Beständigkeit zu ermitteln, anstatt Artbestand und Artentstehung auf Grund bestimmter wissenschaftlicher Thatsachen zu prüfen, vorzog, sich zum Propheten zukünftig einmal zu erweisender Unbegrenztheit der Abänderung und Artentstehung zu machen. — Für die organischen Wissenschaften der Gegenwart bleibt diese Auffassung freilich ungefährlich; denn das gefürchtete Formenchaos wird von Darwin als vergangen in die Vorzeit unserer Erfahrung verlegt, den meisten jetzigen Arten ihr Bestand für die ganze letzte Erdperiode zugegeben, daher auch mit Milne Edwards betont, dass wir uns trotz der begrenzten Veränderlichkeit an die fest bestehenden Typen zu halten haben. Die Mühe der Systematik wird also den Bequemen nicht erspart und den Liebhabern nicht genommen. Für die Gegenwart bleibt es also mit der Systematik im Wesentlichen wie es war, nur der vielfach übertriebenen Speciesmacherei gegenüber bringt der Darwinismus eine heilsame Mahnung zur Vorsicht im Systematisiren. Diese Warnung mit Nachdruck gegeben zu haben ist unstreitig ein Verdienst Darwins. Es bleibt aber zu wünschen übrig, diese heilsame Nachwirkung werde nicht dadurch verkürzt, dass diese Mahnung nun umgekehrt zum übertriebenen Vernachlässigen der nothwendigen Unterscheidungen führt. Einen dauernden Werth behält jedenfalls nur die richtig begrenzte Grundansicht Darwins ohne die erfahrungslose und



erfahrungswidrige Zuthat der Descendenztheorie, dieser völlig haltlosen Hypothese von der Entstehung aller Wesen aus einander.«

In den, an diese Stelle anschliessenden Worten über Hypothesen, ihre Berechtigung und ihren Werth begegnet die Ansicht des Verf.'s derjenigen seines vorhergenannten Zeitgenossen, wie uns scheint, in schlagender Weise. »Keine Wissenschaft — sagt er — kann der Hypothesen entbehren, — aber Hypothesen sind nur zulässig, um feststehende Thatsachen zu erklären, unerlaubt dagegen sind Hypothesen, die zu ihrer Stütze die Annahme neuer Hypothesen nicht nur, sondern auch völlig unerwiesener Thatsachen bedürfen.« Ganz ähnlich sagt Harms in der schon angeführten philosophischen Einleitung in die Encyclopädie der Naturwissenschaften von Karsten (S. 182): »Wenn das Gegebene der Empirie zur Untersuchung antreibt und die Erkenntniss der Wahrheit nur das Ergebniss der Forschung sein kann, so sind Hypothesen nothwendig und gehören wesentlich zum methodischen Denken« — und ferner — »es ist die Sache der Vermittlung des inductiven Denkens, aus den Hypothesen allgemeine Wahrheiten zu machen.«

Dem Begriffe des Verf.'s von der Philosophie gemäss, dass sie die Wissenschaft vom Geiste sei, zeigt das Kapitel über die Rangordnung der organischen Wesen, wie dies Problem der Philosophie eine entschiedenere Aufgabe stelle, als der Naturwissenschaft, deren Lösungsversuche bisher ziemlich einander widerstreitend und unvollkommen waren. Die Aufgabe der Philosophie sei nämlich nicht diejenige, die physiologische Stufenordnung der Wesen aus einer allgemeinen Idee abzuleiten, sondern viel-

mehr die, erfahrungsgemäss die geistigen Elemente zu erforschen, die dabei in Frage stehn.

Was der Verfasser hinsichtlich des Problems der Rangordnung der organischen Wesen fordert ist dasselbe, was er im fünften Kapitel hinsichtlich des Unterschiedes zwischen Mensch und Thier als Forderung aufstellt. Die Verbindung zwischen den einzelnen Kapiteln ist eben eine fortschreitende Entwicklung des oben gedachten philosophischen Grundgedankens. Die moderne Naturforschung läugnet den wesentlichen Unterschied von Thier und Mensch. Der Brennpunkt der Frage liegt aber nach der Darstellung des Verf.'s nicht da, wo die Naturforscher ihn suchen, sondern er liegt in der Vergleichung der Thier- und Menschen-Seele, in den Fragen: sind Mensch' und Thier hinsichtlich des Instincts scharf unterschieden, hat das Thier Intelligenz und unterscheidet sich dieselbe von der des Menschen und wie verhalten sich Mensch und Thier hinsichtlich der übrigen Seelenzustände in Beziehung zu dem Unterschiede der Intelligenz? Und diese Fragen sind es demgemäss, welche den Verfasser in diesem Kapitel beschäftigen und welche in anderer Gestalt in dem späteren neunten Kapitel, welches über das Gewissen und die sittliche Weltordnung handelt, wiederkehren (S. 309) und Gelegenheit bieten, über den Unterschied thierischer Sitte und menschlicher Sittlichkeit zu sprechen und im weiteren Verfolge eine eigenthümliche Ansicht über den sittlichen Organismus des Menschen zu entwickeln und auf die Sitten-Ideale in der Culturgeschichte der Menschheit und das Wesen des sittlichen Fortschritts hinzuweisen (S. 319 ff.)

Die in dem sechsten, über Seele und Leib

handelnden Kapitel vom Verf. ausgesprochenen Gedanken sind in dem Grade bedeutungsvoller, je principieller daraus der Unterschied seines Begriffs von der Philosophie als Wissenschaft vom Geiste von dem Materialismus hervorgeht. Auch hier wird der Leser zunächst mit lebhaftem Interesse die neueren naturwissenschaftlichen Hypothesen der Abhängigkeit des Geistes vom Gehirn und dann auch die Ansicht Kants von der virtuellen Allgegenwart der Seele im Leibe erörtert finden. Für den Standpunkt des Verf.'s bezeichnend ist das, aus einer durchaus verständlichen Kritik der speculativen Grundsätze des Materialismus gewonnene Resultat. Es ist so zu sagen ein negatives. Die idealistische Ansicht über das Wesen der Seele ist nicht weniger eine Hypothese, als die materialistische Ansicht, deren Möglichkeit zugegeben wird. Nur stellen sich dem Verfasser alle materialistischen Erklärungen, dass die Materie denke, als unzulänglich dar. Für die idealistische Behauptung, nur eine unsinnliche Seele könne die unsinnlichen Gedanken, Gefühle und Begierden entwickeln, lasse sich ebensowenig ein zwingender Beweis führen, wie für den materialistischen Grundsatz, dass nur Sinnliches als Grundlage aller Seelenthätigkeit gedacht werden könne. Jedoch den Gründen der Materialisten, ihrem (wie der Verf. sich ausdrückt) Gefasele gegenüber, das weder Erfahrung noch Denken für sich habe, bleiben die Idealisten am nächsten bei dem stehen, was das unmittelbare Bewusstsein einem jeden Menschen aufdrängt. Wenn ja diesem Körper und Geist jedenfalls unterschiedene Erscheinungsweisen des wirklichen Seins sind, könne wohl der Schluss auf eine entsprechende Verschiedenheit des die Verschieden-

heit bedingenden Wesens von dieser offenkundigen und unverkennbaren Verschiedenheit der Erscheinung so weit nicht abliegen.

Der Aufsatz über die Temperamente steht insofern passend in der Mitte des Ganzen, als er gewissermassen einen Uebergang bildet von den bis dahin besprochenen naturwissenschaftlichen Problemen zu den im Folgenden erörterten ethischen und religiösen. Von altersher und noch jetzt sucht man die Grundlage der Temperamente in der leiblichen Constitution, während sie ebenso gewöhnlich nach ihren Aeusserungen seelischer Art in Affecten und Leidenschaften charakterisirt zu werden pflegen. Jedenfalls spricht man von ihnen als nur beim Menschen sich findend und mehr im Scherz, als im Ernst als auch den Thieren eigen. Der Verf. meint, dass das Wesen der Temperamente nur aus dem Wesen des menschlichen Geistes erkannt werden könne. Es lasse sich auf die Weise des Fühlens und Wollens zurückführen, die bis zu einem gewissen Grade mit der leichteren oder schwereren Erregbarkeit der Muskeln und Nerven in Verbindung stehen möge. »Sieht man ab — sagt er — von allem Inhalt des Empfindens und Wollens, so können beide in ihrer Art sich unterscheiden, hinsichtlich der Extension als langsam oder schnell, hinsichtlich ihrer Intensität als stark oder schwach in verschiedenem Grade. In diesen Unterschieden liegen die ersten Keime der Temperamente. Ein schnelles, aber intensiv schwaches Empfinden und Wollen gebe die Anlage zum sanguinischen Temperament, ein intensiv starkes und schnelles Empfinden und Wollen zum cholerischen Temperament. Langsames, aber intensiv starkes Empfinden und Wollen gebe die An-

lage zum melancholischen, langsames und intensiv schwaches Wollen und Empfinden zum Phlegma. Das sei die einfache Basis aller Temperamentsanlagen, denen vielleicht die körperliche Constitution mit ihrer leichteren oder schwereren Erregbarkeit der Muskeln und Nerven bis zu einem gewissen Grade entspreche. Um die Frage, ob die vier besprochenen Temperamente die einzig möglichen Verbindungen von Empfinden und Wollen seien und ob es Temperamentsmischungen gebe, zu lösen, verweilt er einen Augenblick bei einer so zu sagen mathematischen Möglichkeitsberechnung verschiedener Combinationen der Arten des Empfindens und Wollens, erläutert darauf aber, weil eine solche Berechnung ohne Nutzen sei, lieber an dem Beispiel Goethes die Wahrscheinlichkeit, dass das Leben mit dem, was es bringt, der ursprünglichen Anlage Abbruch thue und den meisten Temperamenten Trübungen zusetze, die mit dem unrichtigen Namen Temperamentsmischungen bezeichnet zu werden pflegten. Am Ende habe ja auch, meint er, das Hervorheben der bekannten vier Temperamente weiter keinen Sinn, als dass es häufiger vorkommende Verbindungen seien und gar einseitig falle jeder Versuch aus, eins dieser Temperamente zur charakteristischen Eigenheit einer ganzen Nation machen zu wollen. Ein Wort über den Charakter schliesst die Erörterung über die Temperamente. Das Wesen des Charakters liegt im Grundsatz und bedarf also, weil der Grundsatz eine in der Erfahrung zum Bewusstsein erhobene Regel der Handlungsweise ist, des Denkens. Ob der Grundsatz böse oder gut wird, hängt von der Natur der herrschenden sittlichen Triebe ab; aber nur das Denken erhebt diese

sittlichen Triebe zum Grundsatz. Dabei sei nun im Verhältniss zu den Temperamenten gleich ein Hauptunterschied bemerkbar. Der böse Charakter wird es meist einseitig in einem Temperament; er ist aus Grundsatz als Saguiniker ein leichtfertiger, gewissenloser Patron, als Melancholiker hasst er die Menschen und sinnt heimliches Verderben, als Choleriker wird er zum offenbaren Bösewicht und Wütherich und als Phlegmatiker ist er indifferent gegen gut und böse, ist böse, wo er es mit Vortheil für seine Gemächlichkeit wagen kann. Der gute Charakter dagegen schneidet die Auswüchse weg, zu denen die verschiedenen Temperamente führen können. Da man meist, aber fälschlich, die Temperamente an ihren Auswüchsen zu erkennen sucht, so erscheint ebenso fälschlich der gute Charakter oft als der Antipode allen Temperaments. So kam es, dass man selbst Temperamentslosigkeit als das Ziel der Charakterbestrebungen ansah. Hat man aber die Basis der Temperamente in der natürlichen Art des Empfindens und Wollens erkannt, so begreift man wohl, dass der Charakter manchem geistigen und sittlichen Interesse der Seele eine Kraft verleihen kann, die auf die Temperamente Einfluss übt; aber man begreift auch, dass das nicht die Aufgabe des Charakters sein kann, die natürliche Anlage aufzuheben. Das Temperament ist ein nothwendiges Ferment unseres menschlichen Seins; der Charakter soll es sein, das Temperament ist gegeben, den Charakter müssen wir erwerben, um mit ihm das Temperament, wie überhaupt unser ganzes Wesen zu beherrschen.

Der Wille und seine Freiheit ist der vielseitig besprochene Gegenstand des folgenden

achten, trotz des schwierigen Gegenstandes, entsprechend populär behandelten Kapitels. Als ein Zugeständniss an die Popularität dürfen wir wohl gleich die Einleitung ansehen. Der Verf. weist auf die Conflictte hin, in die Wolf und Pelagius in ihrem Kampfe gegen und für die Willensfreiheit mit staatlichen und kirchlichen Autoritäten geriethen, weil die Leidenschaft ins Spiel gezogen wurde. Anderer Art seien freilich die heute drohenden Vorurtheile und Gefahren. Aber auch heute noch erscheine manchen Leuten ein geschickter Lügner des freien Willens als ein gefährlicher und im Gegentheil erscheine manchem scharfsinnigen Denker, wie z. B. Schopenhauer, der Vertheidiger der Willensfreiheit als ein einfältiger Mensch. Auf die Gefahr der Dummheit hin wagt trotzdem der Verf. für die Willensfreiheit einzutreten, um gleich darauf im folgenden Kapitel wiederum über die sittliche Gefährlichkeit des Lügnerthums derselben zu beruhigen. Der Entscheidung über das Problem selbst werde erst dadurch die nöthige Freiheit und Unbefangenheit gesichert.

Es würde zu weit führen, den geschickten Argumentationen gegen die sämmtlichen Gründe, aus denen von materialistischer und von empirischer, von speculativ-idealistischer und von religiöser Seite die Willensfreiheit bestritten ist, zu folgen. Nur Einzelnes sei hervorgehoben. Was die Bestreitung der Willensfreiheit Seitens der Materialisten betrifft, so wird auf den Unterschied des antiken Materialismus, welcher die Willensfreiheit nicht läugnete, von dem modernen hingewiesen, bei welchem die Läugnung Regel ist. Der Verfasser kann die Unvereinbarkeit der Willensfreiheit mit der materialistischen Auffassung der Seele nicht erkennen. Ein

Materialist — so meint er — welcher behauptet, die Atombewegung erzeuge, er wisse zwar nicht wie, das Denken, kann ebenso gut annehmen, die Atombewegung erzeuge, er wisse nur nicht wie, die Kraft des Willens. Nur den Anfang muss er abhängig denken, die Stoffbewegung, welche zur Erzeugung dieser Kraft freier Entscheidung für oder wider gewisse Vorstellungen führt. Einmal erzeugt aber könnte diese Kraft des Willens, so lange ihre materielle Grundlage sie bestehen liesse, gar wohl die angegebene Wirksamkeit freier Zu- und Abwendung ausüben. — Der Materialist braucht also die Wirksamkeit des freien Willens nicht zu läugnen, behaupten muss er nur, dass die Kraft des freien Willens wie jede andere Seelenkraft ihrem Ursprunge nach abhängig ist von einer vorgängigen Stoffbewegung. Aber die modernen Materialisten haben sich von ihren antiken Vorgängern dadurch entfernt, dass sie die seelischen Vorgänge selbst auf körperliche Zustände und Bewegungen zurückführen und aus denselben erklären wollen und läugnen in Folge dieses Bestrebens, auf Grund der Abhängigkeit der seelischen Äusserungen und Vorgänge von körperlichen Zuständen und Bewegungen, jede Freiheit des Wollens. Mit Unrecht, wie der Verf. nachweist. Die Materialisten verwechseln in den von ihnen angeführten Beispielen von Nervenreiz und Muskelbewegung in manchen Fällen Reiz und reizbare Kraft, Ursache und Wirkung, vergessen über den äusseren Erregungsfactor die Mitberücksichtigung des inneren Factors der erregbaren Seele und die Frage, ob dieser innere Willensfactor als freier Wille gedacht werden kann, wird durch ihre Antworten nicht erledigt, bleibt vielmehr ungeachtet derselben eine völlig



offene. Ebensowenig beweisen die auf statistischen Beobachtungen beruhenden empirischen Gründe gegen die Willensfreiheit. Die in jenen Beobachtungen nachgewiesene Regelmässigkeit gewisser Vorkommnisse und Handlungen ist keine unabänderliche Gesetzmässigkeit, könnte sogar eine Folge der freien Willensentscheidung selber sein, ist überdies nur eine durchschnittliche, die schon in sich dem freien Willen einen Spielraum lässt, einen grösseren aber noch in der Beeinflussung des inneren Vorstellungsgetriebes, das von der statistischen Beobachtung auch nicht einmal mittelbar in seinen Folgen erreicht werden kann.

Materialisten und Statistiker pflegen nun im Gefühl der Unfähigkeit, das Problem der Willensfreiheit zu lösen, zur Bestreitung desselben die idealistischen Gründe gegen dieselbe zu Hülfe zu rufen. So wird an dieser Stelle auch der Verf. zur Prüfung dieser Gründe geführt. Sie bestehen in der Behauptung, dass kein Entschluss, und keine Handlung ohne Motiv entstehen könne, dass aber jedes Motiv das nothwendige Ergebniss der Wechselwirkung des gegebenen Charakters und der gegebenen Verhältnisse sei, sowie in der anderen Behauptung, dass an sich die freie Willensentscheidung innerlich undenkbar sei.

Die gelegentlichen Rückblicke des Verf. auf die geschichtliche Entwicklung dieser Gründe hätten in Bezug auf die Ansichten der griechischen Philosophen darüber etwas vollständiger sein können, so richtig es auch sein mag, wenn der Verf. äussert, dass dieselben erst in der neueren Zeit allseitig erwogen seien. Wir vermissten wenigstens einige Worte über die Platonischen Argumente des Sokratischen Satzes,

dass Niemand freiwillig das Böse thue, sondern aus Unwissenheit und Unvermögen. Des Satzes selbst gedenkt der Verf., aber die Platonischen Argumente zeugen von dessen grosser Bedeutung. Er findet sich in den Platonischen Gesprächen mannichfach und stellenweise sehr scharfsinnig zugespitzt und die Behandlung desselben im »kleineren Hippias« z. B. hätte sich sehr leicht und gut populär verwerthen lassen.

Die Einwendungen unserer Schrift gegen die Motivation als Grund gegen die Willensfreiheit sind hauptsächlich gegen Schopenhauer gerichtet. Es ist unzweifelhaft richtig, dass keine Aeusserung unserer Seele ohne Anlass, ohne Motiv erfolgt. Die Kernfrage der Willensfreiheit sei eben, ob die Zuwendung der Seele, durch welche eine Vorstellung zum Motiv wird, frei gedacht werden kann oder gebunden gedacht werden muss. Auch diese Frage führt wieder dahin, ob zwingende Gründe vorliegen, in der unabänderlichen Beständigkeit der Rückwirkungen auf Reize eine angeborne Beständigkeit des Wesens der Seele zu erkennen, wie es Schopenhauer will, oder ob die Erfahrung zu einer entgegengesetzten Auffassung berechti-ge? Der Verfasser führt aus, dass die Erfahrung allerdings für eine entgegengesetzte Auffassung sei und dass der Unbefangene keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein könne, dass er innerhalb gewisser natürlicher Grenzen menschlichen Könnens überhaupt zuversichtlich kann, was er will. — Der zweite Grund, d. i. die innere Undenkbarkeit, die Behauptung, dass die Willensfreiheit einen logischen Widerspruch enthalte, trifft, meint der Verf., seine Ansicht nicht. Schopenhauer meinte, »die Behauptung, dass ein gegebenes Wesen frei sei, d. h. unter ge-

gegebenen Umständen so und auch anders handeln könne, besage, dass es eine existentia ohne essentia habe, d. h., dass es bloss sei, ohne Etwas zu sein, also, dass es Nichts sei, aber dabei doch sei, mithin, dass es zugleich sei und nicht sei.\* Unsere Schrift entgegnet: »Wäre dieser Einwand richtig, so träfe er jedenfalls Schopenhauer selbst und alle diejenigen, welche die Freiheit des Willens für die vorzeitliche That unserer Wesensentscheidung zurückbehalten. Gerade bei dieser Ansicht muss der angegebene Widerspruch scharf hervortreten. Jedes Wesen soll sein ewiges Sein erst erhalten durch die ursprüngliche That seines Willens und doch soll es vor dieser That gedacht werden als ein Sein, das auch anders hätte wollen können. Es soll das Sein erst erhalten durch diese Willensthat und doch schon ein Sein haben vor derselben. Für die Idee der Willensfreiheit dagegen, wie sie der Verf. meint, als einer Kraft der gegebenen Seele verschwindet der Widerspruch. Nach ihr kam die Seele als ein schon bestimmtes, mit verschiedenen Kräften ausgestattetes Etwas auf die Welt und unter diesen Kräften befindet sich auch die Kraft der freien Zuwendung oder Abwendung ihrer Aufmerksamkeit und der Bewegung ihres eigenen Leibes. Das aber sei keine Entwicklung aus Nichts, das doch Etwas sein soll, wie jene vorzeitliche Freiheit, sondern die gelegentlich erregte Kraftwirkung eines bestimmten gegebenen Wesens.

In Erwägung der religiösen Bestreitung der Willensfreiheit hatte der Verf. dem christlich-og matischen Charakter derselben Rechnung zu tragen. Der theologisch Gebildete und der grosse Theil des Publicums, der an der Frage

in dieser Färbung Geschmack findet, wird den Abschnitt darüber (S. 250—265) mit Interesse lesen. Der Schluss desselben ist jedoch philosophischer Art und für die Stellung, die der Verf. einnimmt, sehr bezeichnend. Die Frage führt ja auf das Verhältniss der Menschen zu Gott und der Verf. meint, ohne Zweifel mit Recht, dass wir bei unseren Betrachtungen darüber den Ausgang nicht zu nehmen haben von allgemeinen Speculationen über das unendliche Wesen, nach deren Ausfall sich dann unsere Vorstellungen vom menschlichen Wesen zu richten hätten, dass wir vielmehr nur ausgehn können von dem, was wir über die uns bekannte Seite dieses Verhältnisses wissen. Unsere speculirende Vernunft habe keinen anderen Zugang zu dem Göttlichen als den, den ihr der Blick in das eigene Innere und die bekannte Welt darbietet und muss mit dem, was sie auf diesem Gebiete als gewiss erkennt, ihre Vorstellungen von der unsichtbaren Welt in Einklang bringen. Dieser vom Verf. weiter ausgeführte Gedanke, in Bezug auf die vorliegende Frage der Willensfreiheit gebracht, führt einestheils dahin, anzunehmen, dass die Thatsache der Willensfreiheit schwerlich die Aufnahme eines pantheistischen Gottesbegriffs zulässt, lässt andernteils den Verf. wesentliche Züge eines theistischen Gottesbegriffs entwickeln, die vielleicht in den Rahmen dieses oder jenes dogmatischen Gebildes von Gott nicht passen, dagegen aber eine empfehlenswerthe Klarheit des Ursprungs in der humanen Erfahrung besitzen.

Mehr noch, als das Kapitel über die Willensfreiheit, verbreitet sich das neunte, vom Gewissen und der sittlichen Weltordnung handelnde Kapitel über die weitesten ethischen

Probleme, nämlich über Sitte und Sittlichkeit, über Pflicht und Neigung, über die sittlichen Ideale und den Fortschritt in der Geschichte der Menschheit. Wie bisher immer schreitet dabei der Verf. in Hinblick auf Erfahrung und Geschichte polemisch-kritisch vorwärts. Die alten Philosophen boten noch keine volle Erledigung der streitigen Probleme im Gebiet der Sitte und Sittlichkeit. So viel sie für die Moral leisteten, jene Probleme mussten wieder in Frage kommen, sobald der philosophische Forschungstrieb sich von den Fesseln der überkommenen Weisheit zu befreien begann. Cartesius, Locke, die französischen Materialisten rüttelten mit steigender Kraft an den bisherigen Ueberzeugungen von dem Vorhandensein ursprünglicher Grundgesetze unseres moralischen Daseins. Abermals musste, wie zur Zeit des Sokrates, das schwankende Gebäude des sittlichen Bewusstseins auf seinem ewigen, in der Menschenbrust selber liegenden Grunde — durch Kant — festgestellt werden. Einen solchen Grund bezeichnete nämlich jener Kantische Imperativ: Handle so, dass Du die Menschen sowohl in Deiner Person, als in der Person eines jeden Anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloss als Mittel brauchst, oder: handle nur nach derjenigen Maxime, von der du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde. Diesen Grund lässt unsere Schrift ungeschmälert. Sie will nur über die Einseitigkeit in der Consequenz des Kantischen Pflichtgebots die grösstmögliche Einigung von Pflicht und Neigung im Dienste des Guten nicht aus den Augen verlieren, ohne deshalb doch mit anderen Philosophen, wie Jacobi, Beneke, die Moral auf das Gefühl zu basiren. Die Aus-

führungen sodann, welche über die allermmodernste, auch nicht einmal den Schein einer wissenschaftlichen Begründung bewahrende, von unseren Materialisten angerichtete Verwirrung der Sittenbegriffe folgen, sie beweisen, wie nöthig es sei, jenen Grund nicht fahren zu lassen. Das von dem Verf. dargelegte Ergebniss seiner Prüfung der hervorragendsten Versuche zur Lösung der Aufgabe, eine Ansicht der Natur der sittlichen Keime und ihrer Beziehung zum Gesamtorganismus der menschlichen Seelenkräfte zu gewinnen, verdient die sorgfältigste Beachtung. Wir glauben dies Ergebniss mit den, an Stellen abgekürzten Worten des Verf.'s hierher setzen zu müssen, weil es gleichsam den Kern seines oft hervorgehobenen Begriffs von der Philosophie in speciellem Bezug auf die Stellung des Menschen zur sittlichen Weltordnung bietet.

»Unsere Seele — sagt der Verf. — ist von Natur ausgestattet mit bestimmten Kräften des Denkens, Fühlens und Wollens. Diese Kräfte sind nicht fertige Ideen, Gefühle und Begierden, sondern ursprünglich nur inhaltslose Anlagen und Keime, nur Triebe so zu sagen zu einer inhaltlichen Entwicklung. Gleich den organischen Thier- und Pflanzenkeimen müssen sich diese Anlagen nach einer vorbestimmten, in ihnen ruhenden Gesetzmässigkeit entwickeln, sobald ein äusserer Reiz diese Entwicklung anregt. Für unsere Seele ist dieser Reiz die sinnliche Erfahrung. Sobald diese Erfahrung unserer Seele einen Vorstellungsinhalt darbietet, denkt unsere Seele denselben vermöge der ihr eigenen, innewohnenden Kraft nach den Anschauungen von Raum und Zeit und verknüpft vermöge einer ihr ebenso ursprünglich eigenen

Kraft die also gewonnenen sinnlichen Anschauungsbilder des Nebeneinander und Nacheinander nach den einheitlichen Verstandesbegriffen von Aeusserem und Innerem (Extensivem und Intensivem), von Wesen und Eigenschaft, von Ursache und Wirkung, von Zweck und Wechselwirkung. In diesen Anschauungs- und Vorstellungsformen offenbaren sich die eingebornen Denkgesetze unserer Seele, von deren Anwendung wir so wenig lassen können, wie vom Athmen oder wie vom Essen und Trinken. Eine gleich ursprüngliche Naturbestimmtheit offenbart sich sodann in bestimmten Lustgefühlen unserer Seele bei der Aufnahme von Empfindungen und Vorstellungen. Als solche Grundgefühle erscheinen zunächst: die Lust an der ungehinderten Ausübung unserer natürlichen Kräfte und das Mitgefühl für das Wohl und Wehe anderer empfindender Wesen, vorzüglich unserer Mitmenschen, also kurz zu sagen: das Selbstgefühl und das Mitgefühl. Als besonders ausgezeichnet erscheinen ferner noch zwei eigenthümliche Lustgefühle, die zwar eine Beziehung zum subjectiven Selbstgefühl haben, aber doch über dasselbe auf ein Objectives hinausgehn. Diese Lustgefühle sind die Freude an der Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit der Wirklichkeit, die Lust an der Wahrheit, und die Freude an den freien, harmonischen Gebilden unserer Einbildungskraft, gleichviel ob dieselben von unserer Einbildungskraft selbst geschaffen sind oder von ihr aufgenommen worden, also kurz zu sagen: das Wahrheits- und das Schönheitsgefühl. Diese beiden also nebst dem Selbstgefühl und dem Mitgefühl bilden den Elementarbestand der ursprünglichen Lustgefühle unserer Seele. — — Wir anerkennen in

dem nothwendigen Zuge unseres Willens zum Guten, in dem Bewusstsein der Verbindlichkeit gegenüber dem Guten den ursprünglichen Keim unserer eigenthümlich menschlichen Sittlichkeit. Dieses Pflichtbewusstsein nun gegenüber dem Guten wird zur treibenden Naturkraft in der schon vom Schönheitsgefühl angestrebten Ausgleichung unserer einzelnen Lustgefühle. Und aus der Verbindung dieser Lustgefühle mit dem sittlichen Pflichtbegriff ergeben sich dann die einzelnen sittlichen Ideale oder die sogenannten Sittengesetze unserer Natur. In dieser Verbindung entwickelt sich aus dem Selbstgefühl das Ideal der Selbstverkommenung, aus dem Mitgefühl das Ideal der Nächstenliebe, aus dem Wahrheitsgefühl das Ideal der Wahrhaftigkeit und Treue, aus dem Streben nach schöner Ausgleichung der genannten Gefühle das Ideal der Gerechtigkeit und Billigkeit. Diese sittlichen Ideale liegen ebensowenig, wie die einzelnen Denkgesetze ursprünglich als fertige Gebilde unseres Bewusstseins in unserer Seele, wohl aber als ganz bestimmte Keime unserer sittlichen Natur, die sich mit nothwendiger Gesetzmässigkeit im einzelnen menschlichen Leben, wie im Leben der Menschheit entwickeln müssen. Ihrem Gefühlskeime nach fehlen diese sittlichen Ideale keiner Menschennatur; aber erst in Verbindung mit dem ebenso ewigen Pflichttrieb erwachsen sie zu bewussten Grundsätzen unseres sittlichen Thuns und erst allmählig erlangen sie im Einzelnen wie in der Menschheit die gesuchte harmonische Ausgleichung der sittlichen Weltordnung.«

Dass eine Consequenz dieser schönen Ansicht des Verf.'s von der, alle humanen Keime in sich entwickelnden Weltordnung die Aner-



kennung der Nothwendigkeit einer gesetzmässigen Entwicklung des sittlichen Fortschritts der Menschheit sei, ist klar, wie nicht minder, dass in der That, wie der Verf. bereits im achten Kapitel hervorhob, das Problem der menschlichen Freiheit dadurch in seinem merkwürdigen Zusammenspiel mit der Nothwendigkeit erkannt werde, einer Nothwendigkeit, die freilich eine andere ist, als die in der Natur obherrschende.

In der Tendenz unserer Schrift liegt, wie aus allem Vorhergehenden klar geworden sein möchte, dass sie von der Zukunft der Seele, der das 10. Kapitel gewidmet ist, nur mit jener Resignation sprechen kann, die den Glauben an Unsterblichkeit in seiner humanen Berechtigung gelten lässt, aber jeden Versuch abthut, aus diesem Glauben ein fassliches Bild vom ewigen Leben der Seele zu entwickeln. Im Sinne dieser Resignation ist also auch die geistreiche Zusammenstellung der verschiedenartigen Vorstellungen und Dogmen über die Zukunft der Seele getroffen, deren mannichfaltige Bilder recht wohl unter der Seelenwanderung als einem Gesamtausdruck zusammengefasst werden konnten. Der Glaube an Unsterblichkeit ist berechtigt und findet eine Stütze, obwohl keinen unwidersprechlichen Beweis in der Stellung des Menschen, welcher Ideale des Wissens und sittlichen Strebens verfolgt, deren Ziele über die uns bekannte Welt hinausgreifen. Beschränkt sich jedoch der Glaube auf diese Stütze nicht, so nimmt er die zweifelhafte Hülfe von Philosophen und Phantasiegebilden in Anspruch, die dürftig gesponnen und leicht zu zerreißen sind. Der besonnene Denker weiss, dass der menschliche Geist für diese Frage nur die Resignation

des Nichtwissenkönnens aus der stillen Arbeit schweren Denkens gewinnt.

Ganz wohl endlich schliesst sich in Rücksicht auf die in dieser Form im Punkte der Seelen-Unsterblichkeit anerkannte Berechtigung des Glaubens im folgenden Kapitel eine weitere Darlegung des Verhältnisses zwischen Glauben und Wissen an, indem dies Kapitel über die Religion und Philosophie in unserer Zeit und deren Verhältniss zu und nebeneinander handelt. Auch darin öffnen Polemik und Kritik gegen ältere und neuere Ansichten von der Quelle der Religion, wie sie sei es von Vogt, Czolbe, R. Wagner, sei es von Kant, Schleiermacher, Hegel u. A. gehegt sind, dem Verf. den Weg zur Darlegung einer eigenen Ansicht über die religiösen Elemente der menschlichen Seele. »Wir müssen — sagt er — Zustimmung gewonnen haben für die aufgestellte Behauptung, dass das religiöse Gefühl kein einfaches, sondern ein aus verschiedenen Elementen erzeugtes gemischtes Gefühl unserer Seele ist, dass die Religion somit aus verschiedenen in die Seele gelegten Keimen erklärt werden muss. Wir haben die einseitige Ableitung der Religion aus einem der drei Grundvermögen unserer Seele abgewiesen; aber die Beziehungen hervorgehoben, welche sowohl unser Denken, wie unser Wollen, wie auch unser Fühlen zur Religion unterhalten. Unser Denken treibt uns an, in dem Wechsel der Erscheinungen einen letzten Halt, einen letzten Grund zu suchen und diesen als eine einheitlich wirkende, das All durchdringende Kraft uns vorzustellen; unser Wollen unterstützt diesen Gedankentrieb von der sittlichen Seite durch die Forderung, dass diese Kraft auch im Stande sei, den Wirrwarr der

zahllosen endlichen Willenstriebe zur Harmonie einer sittlichen Weltordnung auszugleichen; und unser Gefühl macht uns den Zusammenhang der also gewonnenen Weltanschauung werth und giebt dem auf sie gerichteten Denken und Wollen die Stimmung des innigen und andächtigen Glaubens an die übersinnliche Welt göttlichen Daseins, die zu schauen oder anders als aus unserem Inneren zu erweisen, uns Menschen nicht gegeben ist. Jene Gedanken- und Willensrichtungen erregen unser Gemüth und dieses selbst treibt uns an zur Gewinnung einer Vorstellung von der Harmonie des sinnlichen und sittlichen Kosmos. Aus der innigen Mischung und Verbindung dieser Gemüthserregungen entsteht das religiöse Gefühl und eben deshalb ergreift dieses Gefühl die Menschen, die sich ihm hingeben, so mächtig, weil es die Seele in jeder Faser ihres Daseins berührt.«

Wir begreifen nach dieser Darlegung, warum der Verf. behauptet, dass wir an der religiösen Gefühlswerthschätzung unseres Denkens und Wollens einen Maassstab zur Beurtheilung der religiösen Vorstellungen des Polytheismus, des Atheismus, des Pantheismus und des Theismus haben. Es sollen diese Vorstellungen eben derselben Humanität entsprechen, deren rechten Ausdruck die religiöse Gefühlswerthschätzung bildet. Wir begreifen, warum der Theismus, welcher Gott als den bewussten Grund alles sinnlichen und geistlich sittlichen Daseins und Werdens der von ihm unterschiedenen Welt ansieht und verehrt, nach der Ausführung des Verf.'s Aussicht habe, in weiteren Ausbildung widerspruchslos und denkbar gemacht zu werden. Wir billigen auch das Verdienst, welches der Verf. der Philosophie für den Gewinn eines

so gearteten religiösen Theismus und religiöser Aufklärung zuschreibt, ja, wir können dieses Verdienst der Philosophie, wenn wir einen Blick auf das letzte Kapitel unserer Schrift, dessen wir bereits oben gedachten, werfen, zugleich dasjenige nennen, in welchem sich die ewige Kraft der Philosophie, trotz der Vergänglichkeit der philosophischen Systeme, für alle Zeiten am besten bewähren wird.

Eduard Alberti.

Kiel, im November 1870.

---

Die Berner Chronik von Conrad Justinger. Nebst vier Beilagen: 1) Chronica de Berno. 2) Conflictus Laupensis. 3) Die anonyme Stadtchronik oder der Königshofen-Justinger. 4) Anonymus Friburgensis. — Herausgegeben im Auftrag und mit Unterstützung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz von Dr. G. Studer, Prof. Theol. ord. (VIII. XL. und 499 S. 8. Bern, K. J. Wyss 1870).

Ein halbes Jahrhundert fand sich, wer die für die schweizerische Geschichte, insbesondere des 14. Jahrhunderts, so wichtige Justinger'sche Chronik benutzen wollte, auf die gänzlich ungenügende 1819 erschienene Ausgabe von Stierlin und Wyss angewiesen, welche Justinger's Werk nicht in seiner ursprünglichen Gestalt bot, sondern in der von Diebold Schilling gemachten, 1484 dem Rathe von Bern vorgelegten Uebersetzung. Schilling, der damalige Gerichtsschreiber, hatte nämlich in drei starken Folio-bänden eine Chronik der Stadt Bern ge-

schrieben, als deren ersten Theil er die alte Stadtchronik, eben Justinger's Werk, in seiner verkürzenden Redaction gab, während der zweite Theil die Fortsetzung Justinger's, von Tschachtlan und Dittlinger, gleichfalls verändert, enthielt, und erst im dritten Schilling's eigene Arbeit, über die Jahre 1468 bis 1484, kam. Diese letzte ist 1743 als »Schilling's Chronik burgundischer Kriege« sehr mangelhaft edirt worden und harret noch stets einer neuen besseren Veröffentlichung. Das vorhergehende die Jahre 1424 bis 1466 umfassende Mittelstück von Schilling's dreibändigem Werke, Tschachtlan's Bernerchronik, ist 1820 gleichfalls durch Stierlin und Wyss publicirt worden, allein auch nicht in der ursprünglichen Fassung, sondern in der Schilling'schen Wiedergabe; doch ist für Tschachtlan eine neue Edition, resp. die Drucklegung der auf der Zürcher Stadtbibliothek liegenden Originalhandschrift, nicht als nothwendig zu erachten, weil das fragliche Werk zum weit grössten Theile keine selbständige Arbeit ist, wie Dr. G. Studer selbst 1868 im Archive d. hist. Ver. d. K. Bern, Bd. VI. pp. 627—653 zeigte.

Ganz anders liegen dagegen die Dinge betreffend den ersten Bestandtheil des Schilling'schen Elaborates, die die Jahre 1191 bis 1421 behandelnde Chronik des Konrad Justinger. Aber gerade hierfür waren längere schwierige Vorarbeiten erforderlich, ehe die neue Edition, wie sie nun vorliegt, veranstaltet werden konnte. Nicht, wie für Tschachtlan, liegt das ursprüngliche Manuscript vor. Es musste nach dem ältesten besten Texte zuerst gesucht werden, und dabei stellte sich das Hemmniss in den Weg, dass, wie nachher auseinander zu

setzen ist, eine umfangreichere und eine verkürzte Redaction des Textes vorlag, wobei die weitere Frage entstehen musste, welche von beiden Formen als die ursprüngliche aufzufassen sei.

Schon seit mehreren Jahren hat sich der neue Herausgeber dieser von ihm übernommenen Aufgabe gewidmet, wie die daran sich anschliessenden in Bd. IV.—VI. des Archives d. historisch. Ver. d. K. Bern abgedruckten theilweise sehr eingehenden und aufschlussreichen Einzeluntersuchungen bezeugen.\*) Es liess sich also schon längere Zeit erwarten, dass dieser gleiche gewissenhafte und scharfsinnige Geschichtsforscher, dem die schweizerische historische Litteratur schon 1867 die Edition des Matthias von Neuenburg als zweite Veröffentlichung eines Geschichtschreibers durch die schweizerische Gesellschaft verdankte\*\*), sich der Mühe unterziehen werde, in Justinger's Chronik die dritte derartige Publication vorzulegen.

Justinger selbst giebt im Anfange seiner Arbeit (pp. 2 u. 3 dieser Edition) Auskunft über die Veranlassung derselben. 1420 beschloss die

\*) In Bd. IV. zuerst »Ueber die Quellen der Geschichte des Laupenkrieges« und »Rudolf von Erlach und die Narratio proelii Laupensis«, dann »Die Handschriften der Berner Stadtchronik von C. Justinger, Dittlinger-Tschachtlan, D. Schilling und der Berner Stadtchronik im Anschluss an Königshofen«; in Bd. V. beginnen die in Bd. VI. abgeschlossenen »Studien über Justinger« (detaillirte Forschungen über die Quellen für die einzelnen Nachrichten desselben, und theilweise zum eigentlichen Commentar sich gestaltend).

\*\*) Die Chronik des Vitoduran 1856 in Bd. XI. des Arch. f. schweiz. Gesch. durch G. von Wyss publicirt, war die erste.

Obrigkeit zu Bern, »alle der vorgenantir stat Berne vergangen und grosse sachen« »mit der warheit zusammen lesen usser alten büchern und kroniken, so die warheit bewisen, und von underwisung alter gelobsamer lüten«, und »derselben arbeite und unmussen« nahm sich an Konrad Justinger, »derselben statt Berne wilant statschriber.« Dabei hielt er sich, wie Studer in der Einleitung p. XVI ff. aneinander setzt, vornehmlich auch an Urkunden, ohne freilich dieselben stets mit der erforderlichen Genauigkeit zu verwerthen, wie sich zum grössten Theile noch völlig verfolgen lässt, denn von den beiläufig 70 »briefen, so in der statt kisten liegen« und die er herbeizog, ist nur ein Zehntel nicht mehr vorhanden. Ausserdem standen aber Justinger auch ältere historische Aufzeichnungen zu Gebote, welche als Quellen Justinger's und als bernerisches Geschichtsmaterial mit vollem Rechte, obschon theilweise erst ganz kürzlich neu gedruckt, hier als Beilagen angehängt erscheinen.

Es ist erstlich die auf den vier letzten Blättern des 1323 angelegten Todtenbuches des St. Vincenzen Münsters\*) angelegte, von drei anderen Händen bis 1340 fortgesetzte *Chronica de Berno*, wozu noch weitere bis 1405 reichende Marginalnotizen des Todtenbuches kommen. Zwar theilte Pertz diese Chronik als *Annales Bernenses* in Bd. XVII. der *Scriptores* mit und Huber gab sie wieder in Bd. IV. der Böhmer'schen *Fontes rer. German.* heraus; dennoch ist der abermalige Abdruck hier (pp. 295—301), unter genauer Unterscheidung der Schreiber

\*) Dasselbe gab A. Gatschet in Bd. VI. des *Arch. d. hist. Ver. d. K. Bern* 1867 heraus.

und mit Hervorhebung der siebzehn Randbemerkungen, völlig gerechtfertigt. — Gleichfalls ist willkommen zu heissen, dass pp. 302—313 die so ansprechende monographische Schilderung des für die Berner überaus wichtigen Streites von 1339, die leider nur in einer ziemlich nachlässig gemachten Abschrift erhaltene *Narratio conflictus apud Laupen inter Bernenses et inter Friburgenses*, von neuem publicirt ist, obschon der genannte Band IV. von Böhmer\*) sie gleichfalls enthielt. Denn für die Kritik der Justinger'schen Chronik ist gerade dieser zeitgenössische Schlachtbericht, der bei Justinger durch die Tradition mehrfach erweitert erscheint (vgl. in d. Edition pp. 72—94), sehr massgebend, wie Studer selbst früher in seiner Abhandlung über die Quellen der Geschichte des Laupenkrieges auseinander setzte. Doch scheint derselbe von der damals (l. c. Heft 3, p. 36) geäusserten Ansicht mit vollem Rechte zurückgekommen zu sein, es sei die jetzige Fassung der Narratio nur ein Auszug aus einem weitläufigeren Berichte. — Noch andere nachweisbare Quellen Justinger's waren nach p. XXXIV ff. mehrere Volkslieder, so das Lied »von beiden stetten, Berne und Friburg« für den Abschnitt Nr. 33. (Nr. 1 in Liliencron's »Histor. Volksliedern«, hier pp. 22—24), das Gümminenlied (bei Liliencron Nr. 8) für den Abschnitt Nr. 122: »Ein lied daz do gemacht wart« (pp. 66 u. 67), dasjenige gegen den Bischof von Basel (Liliencron's Nr. 19) für Nr. 210: »Von den liedren so von dem bischof gemacht wurden« (pp. 133—136). Für ostschweizerische Ereignisse

\*) Früher nur in Bd. II. vom »Schweizerischen Geschichtsforscher« (1817), wo auch schon die *Chronica de Berno*.



verweist Justinger einmal (p. 120) ausdrücklich auf »der von Zwürich kronick«<sup>\*)</sup>. Zwei andere Quellen finden sich noch p. XXXVI. vom Herausgeber genannt, der auch für einige Stellen Justinger's eine Benützung Königshofen's darthut.

Viel wichtiger jedoch, als diese untergeordnete Verwendung Königshofen's als Quelle für auswärtige Angelegenheiten ist die Entscheidung der Frage über das Verhältniss der Justinger'schen Chronik zu dem sogenannten Königshofen-Justinger. In einer Classe von Handschriften findet sich nämlich Justinger nur als Anhang zur Chronik des Königshofen, doch in viel kürzerer Fassung, während Auswahl und Anordnung der Materien sowohl, als der Wortlaut der Erzählung mit einander übereinstimmen. Studer lässt in seiner »Einleitung« pp. IV. u. V. noch jetzt bis zu einem gewissen Punkte die Frage offen, ob der Königshofen-Justinger älter als Justinger's Chronik sei, oder vielmehr nur ein jüngerer Auszug aus dieser. Er selbst schwankte früher in der Entscheidung derselben. In seiner Untersuchung über die Quellen des Laupenkrieges stellte er die anonyme Stadtchronik (den Königshofen-Justinger) vor Justinger; in Bd. IV. des »Archives« Heft 4. pp. 14 u. 15 gab er nachher der Ansicht den Vorzug, Justinger's einlässlicherer Text sei das Ursprüngliche; aber in Bd. V. p. 524 kam er nochmals auf jene frühere Auffassung zurück und präcisirte sie da-

<sup>\*)</sup> Die in den Handschriften Nr. 657 und 681 der St. Galler Stiftsbibliothek stehende Zürcherchronik, aus der Henne in Anmerkungen zu seiner Klingenbergerchronik Excerpte gab und die Justinger mehrfach ausbeutete.

hin, die gleiche Person habe zuerst im Auftrage eines Privatmanns den Königshofen abgeschrieben und daran eine Uebersicht der bernerischen Geschichte angeschlossen, später aber auf obrigkeitlichen Befehl das ausführlichere Werk unter Zugrundelegung jenes Abrisses ausgearbeitet.

Um eine genaue Prüfung dieser Frage zu erleichtern, erscheint nun in dieser Ausgabe als dritte Beilage (pp. 314—466) diese anonyme Stadtchronik, der Königshofen-Justinger, wie wir ihn lieber nennen wollen, unter Zugrundelegung der Zürcher Handschrift T., geschrieben durch »Melchior Ruppen, wass schulmeister in Schwitz 1469«\*), und mit steten Verweisungen auf die nachstehenden Abschnitte bei Justinger. In der »Einleitung« dagegen (pp. XXIX—XXXIV.) wird vom Herausgeber, wie mir scheint, völlig überzeugend dargethan, dass der Königshofen-Justinger eine keineswegs ohne Verständniss gemachte verkürzende Ueberarbeitung des Justinger'schen Werkes ist; denn an verschiedenen Stellen erscheinen Justinger'sche Zeitangaben berichtigt, wie denn auch der Epitomator fast wörtlich in der Darstellung der Laupenschlacht an die Narratio sich hält. So hat der Königshofen-Justinger noch neben Justinger selbst seinen gewissen Werth und ist dessen vollständige Einrückung wohl gerechtfertigt.

Der Herausgeber selbst hat die Frage hinsichtlich des Königshofen-Justinger ohne Zweifel »endgültig entschieden«, obschon er allzubescheiden p. IV. das noch nicht annehmen möchte. Indessen kommen noch andere Gründe

\*) Hegel Chronik d. deutschen Städte, Bd. VIII. p. 228, gab dieser Handschrift für seine Edition Königshofen's die Nr. 43.

neben den von ihm angeführten zur Entscheidung im angegebenen Sinne hinzu.

Für den Abschnitt Nr. 84 bei Justinger: »Von den alten kriegern der dryer waltstetten und vom stritte am Morgarten« (pp. 45—48) und den entsprechenden, Nr. 43, bei Königshofen-Justinger (pp. 339 u. 340) ist durch W. Vischer's Untersuchung in dem Buche: »Die Sage von der Befreiung der Waldstädte« (pp. 24—27) durchaus schlagend bewiesen worden, dass Königshofen-Justinger nicht nur mehrere Feinheiten Justinger's verwischte, sondern auch ganz unge-reimte Annahmen und verfehlte Combinationen hineinflocht. Ein anderes Zeugniß für die Ableitung des Königshofen-Justinger geben einige in der Erzählung der Laupenschlacht vorgebrachte Zahlen\*). Justinger rechnet p. 82 bei dem Belagerungsheere von Laupen die 1200 Helme in den 30,000 Mann zu Ross und zu Fuss mit ein, während Königshofen-Justinger p. 360 zählt: »drissigthusend gewapneter und zwölfhundert helme ze rosse; Justinger lässt p. 87 den Landvogt der Herrschaft Oesterreich aus dem Aargau mit 4000 Mann heranziehen, Königshofen-Justinger p. 360. mit über 10,000; bei Justinger p. 93 fallen bei 3500 Feinde in der Schlacht, bei Königshofen-Justinger p. 368 bei 4000. — Endlich geht aus Hegel's Einleitung zu Königshofen (Chron. d. Stadt Strassburg: Bd. I. p. 184 ff.) hervor, dass Königshofen's Werk ganz allgemein vornehmlich in Oberdeutschland und der Schweiz im 15. Jahrhundert gebraucht wurde, um daran Orts- oder Familiengeschich-

\*) Vgl. auch schon Studer's mehrfach genannte quellenkritische Untersuchung hierüber, wo derselbe aber noch an der Originalität des Königshofen-Justinger festhielt.

ten anzuknüpfen. Dass also nach Vollendung des Justinger'schen Werkes Jemand auf die Idee kam, das Werk des Stadtschreibers in dieser Weise, wie es an so vielen anderen Orten geschah, mit Königshofen für Bern zu verschmelzen, ist nicht im geringsten überraschend. Wohl aber stünde die höchst eigenthümliche Erscheinung völlig allein da, wenn sich einer die Mühe genommen hätte, aus der Verbindung mit Königshofen den auf Bern bezüglichen Theil nachträglich wieder zu lösen und dabei ausserdem zu erweitern.

Aber auch der ältere eigentlich Justinger'sche Text als solcher war für den Herausgeber nicht leicht zu behandeln, da für denselben, wie schon oben bemerkt, ein massgebendes Originalmanuscript fehlt und zwischen jüngeren Handschriften zu wählen war. Der Herausgeber schenkte dem wahrscheinlich noch dem 15. Jahrhundert angehörenden auf der Winterthurer Bibliothek liegenden Codex (W.) den Vorzug, notirt aber in Anmerkungen die Lesarten von acht weiteren benutzten Handschriften.

Nur mittelbar gehört zu dieser Ausgabe Justinger's die pp. 467—477 angehängte vierte Beilage: *Anonymus Friburgensis*, eine lateinische Berichterstattung über die Jahre 1386 bis 1388, anhebend mit der Sempacherschlacht und dann die Rückwirkung des österreichisch-eidgenössischen Krieges auf die Beziehungen von Bern und Freiburg tagebuchartig schildernd. Da aber dieses kleine Stück seit 1794 (Schweiz. Mus. v. 1794: p. 613 ff.) nicht mehr gedruckt worden ist, erschien eine neue Edition auch dieser Geschichtsquelle höchst zweckdienlich. Da die Handschrift nicht mehr aufzufinden war,

musste der Abdruck sich an jenen älteren anschliessen.

Personen- und Ortsregister, sowie ein Glossar (zu den deutschen Stücken) sind beigegeben. Jene ersteren hätten noch etwas vollständiger ausfallen dürfen.\*)

Vor der eingehenden und sehr instructiven »Einleitung« des Herausgebers steht ein »Vorwort« des Präsidenten der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft, Professor G. v. Wyss, worin derselbe eine gedrängte Uebersicht der schweizerischen Geschichtschreibung im 14. Jahrhundert giebt und das Erscheinen des erst dem 15. Jahrhundert angehörenden Justinger nach Vitoduran und Matthias von Neuenburg rechtfertigt. Er wünscht der Edition Justinger's die gleiche »günstige Aufnahme«, welche Studer's Matthias Neoburgensis fand. »Dies einzig wird, neben dem aufrichtigen Danke der Gesellschaft, das verehrte Mitglied, das sich der Arbeit der Herausgabe unterzog, für seine grosse Mühe entschädigen.« Herr Professor Studer darf des Dankes derjenigen, welche in grosser Zahl schon lange eine genügende Edition Justinger's sehnlich wünschten, von vorne herein gewiss sein.

Zürich.

G. Meyer von Knonau.

\*) Fast durchaus ist nur Justinger berücksichtigt, ohne dass es in der Ueberschrift gesagt ist. Aber im Ortsregister ist z. B. die Rubrik Uri gar nicht vorhanden.

---

(Schluss des Jahrgangs 1870.)

---

**Register**  
der in den  
**gelehrten Anzeigen**  
aus dem Jahre 1870  
beurtheilten Schriften.

---

*C. Alexandre s. Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί.*  
*American Pharmaceutical Association, Draft of*  
*law 263.*  
*G. J. Ascoli, Corsi di Glottologia I 793.*

*J. J. Bachofen, die Sage von Tanaquil 721.*  
*Ch. Bader, The natural and morbid changes of*  
*the human eye 74.*  
*K. Bartsch, Herzog Ernst 1227. — Altfranzö-*  
*sische Romanzen und Pastourellen 1356.*  
*J. Beames, s. M. Elliot.*  
*J. T. O. Beck, Kirche und Staat 1255.*  
*H. W. Beecher, Geistliche Reden 153.*  
*Beiträge zur vaterländischen Geschichte IX 1041.*  
*T. G. Bergmann, Résumé d'études d'Ontologie*  
*générale et de Linguistique générale 1756.*  
*J. Bernhard, s. J. J. Tayler.*  
*J. Bertrand, Traité de calcul différentiel et in-*  
*tégral 1663.*  
*A. v. Besold, Untersuchungen aus dem physiolog.*  
*Laboratorium zu Würzburg I 976.*  
*F. Bienemann, aus baltischer Vorzeit 1202.*  
*Fr. Blass, s. Hyperidis orationes.*  
*W. v. Bock, Livländische Beiträge, N. Folge,*  
*I, 1 434.*  
*E. Borchers, die praktische Markscheidekunst 649.*  
*Brasseur de Bourbourg, Manuscrit Troano I 1686.*

- Th. Brieger*, Gasparo Contarini und das Regensburger Concordienwerk 1424.
- Th. Bruckner*, Hale's new remedies 1147.
- B. Büchsenschütz*, Traum und Traumdeutung im Alterthume 1517.
- J. Budens*, Ugrische Sprachstudien 236.
- J. G. Bühler*, s. *R. West*.
- Bulletin de l'école française d'Athènes*, 1–6 272.
- Chr. C. J. Bunsen*, vollständiges Bibelwerk II, 2 herausgeg. von *H. J. Holtzmann* XI 989.
- A. Busson*, die Florentinische Geschichte der Malespini 761.
- C. Julii Caesaris commentarii de bellis gallico et civili*. Ed. *F. Dübner* 6.
- A. Caumont*, Dictionnaire universel de droit maritime 321.
- H. Cavaniol*, les monuments en Chaldée 1521.
- C. U. J. Chevalier*, Cartulaire de l'abbaye de Saint-André le Bas de Vienne 89. — Inventaire des archives des Dauphins à Saint-André de Grenoble *ibid.* — Documents inédits relatifs au Dauphiné II 96.
- T. K. Cheyne*, The book of Isaiah chronologically arranged 1718.
- Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί*, Editio altera *C. Alexandre* 99.
- Clementis Alexandrini opera* Ex. rec. *G. Dindorf* 801.
- Chr. Clermont-Ganneau*, la stèle de Mesa 611.
- A. Coquerel fils*, die ersten historischen Umgestaltungen des Christenthums 1019.
- E. de Coussemaker*, scriptorum de musica med. aed. Tom. III 422.
- P. Deltuf*, Théodoric roi des Ostrogoths et d'Italie 714.
- G. Dindorf*, s. *Clemens Alex.*

*B. Dixon*, Hand-Book of Marine Insurance and Average 478.

*W. H. Dixon*, das heilige Land 1521.

*W. M. C. de Wette*, s. *F. Overbeck*. — s. *E. Schrader*.

*G. Dragendorff*, Materialien zu einer Monographie des Inulins 1281.

*F. Dübner*, s. *Julius Caesar*.

*E. Dünselmann*, Untersuchungen über die ersten unter Karlmann und Pippin gehaltenen Concilien 1125.

*L. Duhamel*, documents rares de l'histoire des Vosges 1991.

*N. Dunér*, *A. J. Malmgren*, *A. E. Nordenskiöld* och *A. Quennerstedt*, Svenska Expeditioner till Spetsbergen och Jan Mayen 361.

*J. Eckardt*, Russlands ländliche Zustände 313.  
— Culturstudien aus zwei Jahrhunderten 2001.

*M. Elliot*, Memoirs on the history of the races of the Nord-Western Provinces of India, ed. by *J. Beames* 686.

Allg. *Encyclopädie* der Physik I: *G. Karsten*, *F. Harms* u. *G. Weyer*, Einleitung in die Physik 881.

*Entwurf* eines Gesangbuchs für Schleswig-Holstein 1930.

*Ἐφημερίς, Ἀρχαιολογική, περ. Β. Τευχ. ΙΓ' ΙΔ'* 1916.

*H. Ewald*, ausführl. Lehrbuch der Hebräischen Sprache. 8. Ausg. 120. — Das Sendschreiben an die Hebräer und Jakobos' Rundschreiben 681.

*Forschungen* zur deutschen Geschichte 1681.

*W. Fröhner*, notice de la sculpture antique du musée impér. du Louvre I 401.

*F. J. Frommann*, das Frommann'sche Haus und seine Freunde 1997.



*Fronmüller*, klin. Studien über die schlafmachende Wirkung der narkotischen Arzneimittel 740.

*L. Geiger*, Johann Reuchlin's Leben und Werke 2036.

*G. Gerland*, die Völker der Südsee Abth. II (Anthropologie der Naturvölker von Th. Waitz V) 983.

*W. F. Gess*, Christi Zeugniss von seiner Person und seinem Werk 1841.

*G. del Giudice*, codice diplomatico del regno di Carlo I e II 1241.

*J. S. S. Gennie*, Arthurian Localities 956.

*E. Gnad*, populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst 1595.

*J. Goodsir*, anatomical memoirs 173.

*G. Gossadini*, di ulteriori scoperte nell' antica necropoli a Marzabotto 824.

*T. Gradi*, Proverbi e modi di dire 1876.

*H. Graetz*, Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums 1401.

*G. Gröber*, die handschriftlichen Gestaltungen der Chanson de geste Fierabras 474.

*G. Grote*, Plato and the other companions of Socrates II 561.

*E. Grubitz*, krit. Untersuchung über die angelsächsischen Annalen 618.

*R. Gscheidlen*, Untersuchungen aus dem physiol. Laboratorium zu Würzburg II 976.

*A. de Gubernatis*, le Novelline di S. Stefano di Calcinaia 1270.

*V. Guérin*, description historique et archéologique de la Palestine 1521.

*W. Guerrier*, officium et miracula Sancti Willigisi 110.

- H. Hahn*, die Söhne Albrechts des Bären I 201.  
*Hale*, s. *Th. Bruckner*.  
*J. Hamberger*, das Licht der Geschichte 917.  
*F. Harms*, Einleitung in die Physik 881.  
*A. Hantke*, die Chronik des Gislebert von Mons 1921.  
*E. v. Hartmann*, die Philosophie des Unbewussten 1601.  
*J. Hartmann*, Erh. Schnepff 669.  
*O. Hase*, die Koburger 839.  
*F. Hassaurek*, four years among Spanish Americans 759.  
*M. Hauch*, an old Pahlavi-Pazand glossary 841.  
*D. Haussmann*, die Parasiten der weiblichen Geschlechtsorgane 931.  
*R. Haym*, die romantische Schule 1946.  
*R. J. Hayug*, s. *J. W. Nutt*.  
*O. v. Heinemann*, Codex diplomaticus Anhaltinus I, 2. 1183.  
*A. Helps*, the life of Pizarro 834.  
*R. Hercher*, s. *Plutarchi vitae*.  
*Hesychii Alex. lexicon* — recensuit *M. Schmidt* V 1141.  
*H. Hettner*, Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert 3,1 1361.  
*H. Heydemann*, Griechische Vasenbilder 1537.  
*M. Heyne*, Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler I—IV 329.  
*A. Hilgenfeld*, Messias Judaeorum 441.  
*J. Hirschberg*, der Markschwamm der Netzhaut 382.  
*F. Hitsig*, Geschichte des Volkes Israel 189.  
*Hoffmann von Fallersleben*, Niederdeutscher Aesopus 355.  
*J. Holtsmann* s. *Chr. C. J. Bunsen*.  
*Q. Horatius Flaccus* ex rec. *R. Bentleyi*. Ed. III. II. 1599.

*E. O. Houtsma* s. *Lexicon rhetoricum*.

*Ae. Huebner*, *Inscriptiones Hispaniae Latinae* 1081.

*Aug. und Th. Husemann*, *die Pflanzenstoffe* I 28.  
*Hyperidis orationes quattuor* — edid. *Fr. Blass* 249.

*Ph. Jaffé*, *Bibliotheca Rerum Germanicarum* V 121.

*Jahrbuch für die Literatur d. Schweizergeschichte*.  
Redigirt von *G. Meyer von Knonau* II 798.

*F. H. Jacobi* s. *Mejer, Zöpprits*.

*J. Ch. Jüngken*, *die Augendiätetik* 1159.

*Ae. F. Kautsch*, *de Veteris Testamenti locis a Paulo apostolo allegatis* 914.

*A. Key*, *Nordiskt medicinskt Arkiv* I 1066.

*H. Köhler*, *Chemische Untersuchungen über die fälschlich Hirnfette genannten Substanzen* 148.

*F. Koldewey*, *Lac spirituale* 2040.

*O. Krabbe*, *David Chytraeus* 1881.

*R. Krafft*, *Aufzeichnungen des schweizerischen Reformators H. Bullinger* 1074.

*W. L. Küneke*, *die vier Factoren der Geburt* 852.

*H. Lang*, *ein Gang durch die christliche Welt* 1972.

*B. Langkavel* s. *Simeon Seth*.

*V. Langlois*, *collection des historiens anciens et modernes de l'Arménie* II 371.

*H. Lebert*, *über Milch- und Molkenkuren* 461.

*Lexicon rhetor. cantabrigiense*. Rec. *Houtsma* 1319.

*O. Liebreich*, *das Chloralhydrat* 740.

*J. B. Lightfoot*, *S. Clement of Rome* 446.

*A. van Lokeren*, *Chartes et documents de l'abbaye de St. Pierre au mont Blandin à Gand* I 1.

- C. v. Lützow*, das choragische Denkmal des Lysikrates 1995. — Münchener Antiken 941.
- J. Mac Mullen*, The history of Canada 717.
- M. E. Mage*, Voyage dans le Soudan occidental 41.
- R. H. Major*, the life of Prince Henry of Portugal 627.
- A. J. Malmgren* s. *N. Dunér*.
- H. v. Maltean*, Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis 241. — *A. v. Wrede's* Reise in Hadramaut 1820.
- A. Mangin*, les poisons 1572.
- A. Mârâspand*, Pand nâmah 1441.
- J. Marion*, cartulaires de l'église cathédrale de Grenoble 538.
- Martin*, tradition Karkaphienne 1311.
- Masshafa Tomâr* s. *F. Praetorius*.
- W. Mejer*, Fr. Heinr. Jakobi's Briefe an Fr. Bouterwek 81.
- A. Merx*, Grammatica syriaca 1704.
- G. Meyer von Knonau* s. Jahrbuch für die Literatur der Schweizergeschichte.
- J. B. Meyer*, Philosophische Zeitfragen 2041.
- M. Meyerstein*, das Spectrometer 876.
- J. C. Mörikofer*, Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen 54.
- O. Montelius*, remains from the Iron Age of Scandinavia 1207.
- J. Morgenstern*, die französische Academie und die »Geographie des Talmuds« 1521.
- F. Müller*, Reise der österr. Fregatte Novara. Anthropolog. Theil. Abth. 3. Ethnographie 512.
- R. E. Napiersky*, Russisch-Livländische Urkunden 1983.

*E. Nasse*, über die mittelalterliche Feldgemeinschaft 1321.

*J. B. Nicolas*, les quatrains de Khèyam 703.

*Fr. Nippold*, welche Wege führen nach Rom? 210. — Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort 235.

*L. Noack*, aus der Jordanwiege nach Golgatha I. 1775.

*Th. Nöldeke*, die Inschrift des Königs Mesa von Moab 682.

*A. E. Nordenskiöld* s. *N. Dunér*.

*W. C. Norwood*, the authorship and therapeutical powers of *Veratrum viride* 270.

*J. W. Nutt*, two treatises on verbs containing feeble and double letters by *R. Jehuda Hayug* 1277.

*J. R. Oertel*, Staat, Kirche und Schule 672.

*H. Oesterley*, niederdeutsche Dichtung im Mittelalter 1437. — *Romulus* 1679.

*J. Olshausen*, Beiträge zur Kritik des überlieferten Textes im Buche Genesis 1549.

*W. Oncken*, die Staatslehre des Aristoteles I 1801.

*F. J. Otto*, Anleitung zur Ausmittlung der Gifte. 4. Aufl. von *R. Otto* 1918.

*R. Otto* s. *F. J. Otto*.

*F. Overbeck*, kurze Erklärung der Apostelgeschichte von *W. M. C. de Wette*. 4. Aufl. 1393.

*J. Overbeck*, Geschichte der griechischen Plastik für Künstler. 2. Aufl. 1561.

*A. Parmet*, Rudolf von Langen 1295.

*G. H. Perts*, monumenta Germaniae historica, Script. t. 21. 281.

- H. Peter*, der Krieg des grossen Kurfürsten gegen Frankreich 1 864.  
*A. Petermann*, der Golfstrom 1731.  
*Pharmacopoea Suecica*. Ed. VII. 622.  
*L. Pio*, Sagnet om Holger Danske 1290.  
*G. Pitré*, Canti popolari Siciliani I. 997.  
*C. H. G. Plath*, Missions-Studien 1796.  
*Plutarchi vitae*. Aristides et Cato maior. Rec. *Rud. Hercher* 1001.  
*L. Porto*, della amministrazione del cloralio 1961  
*F. Praetorius*, Maszhafa Tomâr. Das Aethiopischë Briefbuch 119.  
*K. Prantl*, das Inulin 1856.  
*W. Preyer*, die Blausäure II. 740.  
*Proceedings of the American Pharmaceutical Association* VII. 1761.
- A. Quennerstedt* s. *N. Dunér*.
- W. Radloff*, die Sprachen der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I. 1411.  
*H. Ratjen*, Geschichte der Universität Kiel 1153.  
*Recueil des historiens des croisades*. Docum. armeniens I. 871.  
*Reform*, die, der preussischen Verfassung 1161.  
*Th. Reichling*, de Joannis Murellii vita et scriptis 1234.  
*E. Renan*, das Leben Jesu, Supplement 1049.  
*F. H. Reusch*, Bibel und Natur. 3. Aufl. 1485.  
*A. Reuss* und *M. Woinow*, Ophthalmometrische Studien 318.  
*G. Roskoff*, Geschichte des Teufels 481.  
*E. de Rosière*, Liber diurnus 678.
- F. Sachse*, die Anfänge der Bücherzensur in Deutschland 1195.  
*S. Salvatore-Marino*, la baronessa di Carini 1035.

*B. Schäfer*, neue Untersuchungen über das Buch Koheleth 1512.

*P. Scheffer-Boichorst*, Annales Patherbrunnenses 1781.

*D. Schenkel*, Luther in Worms 1132.

*A. Schmidt*, tableaux de la révolution française II. 921.

*M. Schmidt* s. Hesychius Alex.

*G. Schneemann*, S. Irenaei de Ecclesiae Romanae principatu testimonium 1580.

*E. Schrader*, Lehrbuch der hist.-krit. Einleitung in die Bibel von *de Wette* 678.

*P. Schröder*, die Phönizische Sprache 63.

*E. S. F. Schultz*, Luthers Leben und Wirken 503.

*F. Sclopis*, le cardinal Jean Morone 961.

*Sepp*, das Hebräer-Evangelium 1063.

*Simeonis Sethi* Syntagma de alimentorum facultatibus ed. *B. Langkavel* 399.

*W. Shee* s. *Ch. Tenderden*.

*A. Springer*, F. Ch. Dahlmann I. 632.

*E. Stahlberg*, der Kumys 461.

*E. Steere*, Swahili Tales 1656.

*O. Stichart*, Erasmus von Rotterdam 1721.

*F. Stieve*, die Reichsstadt Kaufbeuren und die baierische Restaurationspolitik 386.

*G. Studer*, die Berner Chronik v. Conr. Justinger 2071.

*J. J. Tayler*, Christliche Betrachtungen über Glauben und Pflicht. N. d. Engl. von *J. Bernhard* 416.

*B. Ten Brink*, Chaucer I. 1029.

*Ch. Tenderden*, a treatise of the law relative to Merchant Ships 11. edit. 161.

*T. Tobler*, Palaestinae descriptiones 532.

*H. Tollin* s. *H. W. Beecher*.

*H. v. Treitschke*, historische und politische Aufsätze. Neue Folge 342. Bd. II. 550.

*W. Turner* s. *J. Goodsir*.

*Uhlands* Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage IV. 391. V. 1769.

*Urkundenbuch*, Mecklenburgisches, V. 438.

*F. Vallès*, des formes imaginaires en algèbre 877.

*G. Volkmar*, die Evangelien oder Marcus und die Synopsis 441.

*J. A. Vullers*, Institutiones linguae persicae. Edit. II. 641.

*W. Wackernagel*, Voces variae animantium. 2. Ausg. 519.

*A. Wagner*, Elsass und Lothringen 1504.

*G. Waits*, das Carmen de bello Saxonico 1201.  
— Deutsche Verfassungsgeschichte. 2. Aufl. II. 1408.

*Th. Waits* s. *G. Gerland*.

*W. Wattenbach*, Anleitung zur lateinischen Paläographie 1303.

*A. Weber*, Indische Streifen II. 1676.

*Wecker*, traité pratique des maladies des yeux. 2. édition 74.

*R. West* und *J. G. Bühler*, a Digest of Hindu Law 521.

*J. Wiedner*, die technisch verwendeten Gummiarten, Harze und Balsame 1498.

*E. Winkelmann*, Bibliotheca Livoniae historica I. 1829.

*M. Woinow* s. *O. Reuss*.

*A. v. Wrede* s. *H. v. Maltzan*.

*F. v. Wyss*, Beiträge zur schweizerischen Rechtsgeschichte 1010.

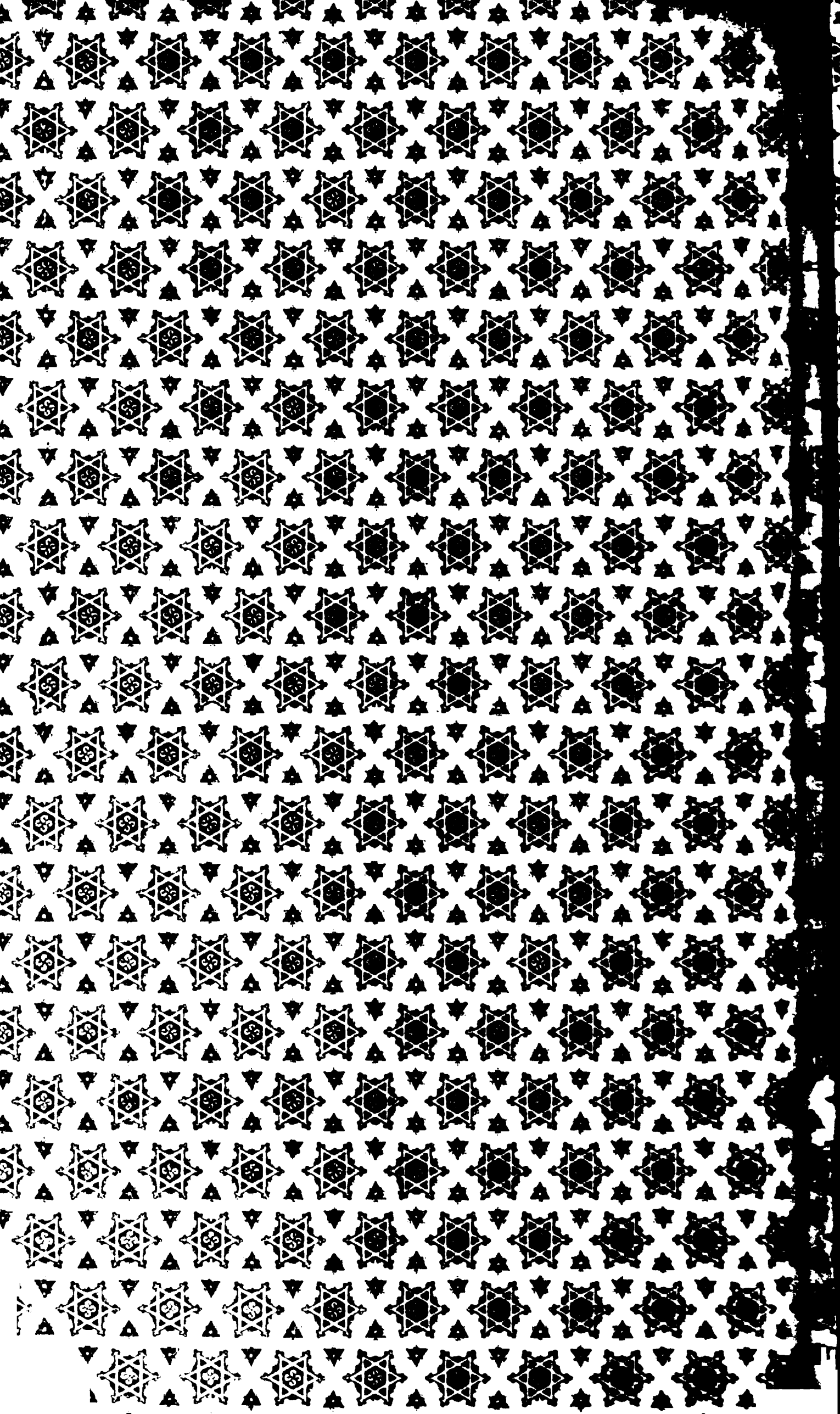
*R. Zoeppritz*, aus F. H. Jakobi's Nachlass 81.

---

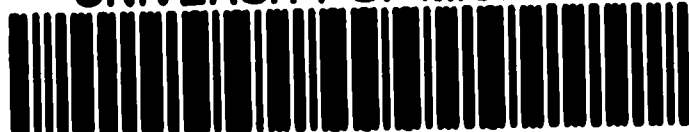








UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06440 4000



